Scott

Quentin Durward

Var.
— 380 Ka
(1106-1110

[Universalbibliothek 1106-1110]

Quentin Durward.

Roman

von

Walter Scott.

[illegible] Stadt [illegible] München

Deutſch von

Otto Randolf.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

[1878]

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Die Gegenſätze.

Das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gebar eine Folgenreihe künftiger Ereigniſſe, welche ihren Abſchluß darin fanden, daß Frankreich ſich zu jener gefürchteten Macht empor gehoben ſah, die ſeitdem zu wiederholten Malen die Eiferſucht anderer europäiſcher Nationen in Gährung brachte.

Vor jenem Zeitpunkt beſtand jenes Land einen harten Kampf mit England, welches ſich ſchon im Beſitz ſeiner ſchönſten Provinzen ſah, während die äußerſten Anſtrengungen ſeines Königs, ſo wie das Aufgebot der ganzen Tapferkeit ſeines Volkes kaum ausreichten, den Reſt des Landes vor dem fremden Joch zu retten.

Und dies war nicht die einzige Gefahr, die Frankreich bedrohte. Die Fürſten, welche im Beſitz der großen Lehensgüter des Landes waren, unter ihnen beſonders die Herzöge von Burgund und der Bretagne, trugen ihre feudalen Pflichten ſo nachläſſig, daß ſie ſich kein Gewiſſen daraus machten, unter dem oberflächlichſten Vorwand die Fahne gegen ihren Lehnsherrn und Souverain, den König von Frankreich zu erheben.

Hielten ſie aber Frieden, ſo herrſchten ſie in ihren eigenen Provinzen als abſolute Herren; das Haus Burgund, welches im Beſitz der gleichnamigen Provinz ſo wie des ſchönſten und reichſten Theils von Flandern war, war für ſich allein ſo wohlhabend und mächtig, daß es der Krone weder an Pracht noch an Stärke nachſtand.

In Nachahmung dieſer „Löwen“ des Lehensſtandes maßte ſich auch jeder geringere Vaſall der Krone ſo viel Unabhängigkeit an, als er vermöge ſeiner Entfernung von der Herrſchergewalt, der Ausdehnung ſeiner Lehnsherrſchaft oder der Stärke ſeines Schloſſes zu behaupten vermochte, und dieſe kleinen, nicht dem allgemeinen Geſetz unterwürſigen Tyrannen übten ungeſtraft die tollſten Exceſſe phantaſtiſcher Unterdrückung und Grauſamkeit.

Die Auvergne allein zählte mehr als dreihundert ſolcher „unabhängiger Edlen“, welchen Blutſchande, Mord und Raub als die gewöhnlichſten, alltäglichſten Handlungen galten.

Ein anderes, den langfortgeſetzten Kriegen zwiſchen England und Frankreich entſpringendes Uebel trug ebenfalls nicht wenig zum Elend dieſes im Innern zerfallenen Landes bei.

Zahlreiche Soldatentruppen, die ſich ihre Anführer unter den tapferſten und glücklichſten Abenteurern erwählt hatten, bildeten ſich in Frankreich von dem Auswurf aller übrigen Länder. Dieſe feilen Miethlinge verkauften ihr Schwert für eine Weile dem Meiſtbietenden, und fand ſich kein ſolcher Dienſt, ſo führten ſie Krieg auf eigene Fauſt, bemächtigten ſich gewaltſam der Schlöſſer und Thürme, die ihnen Zuflucht bieten konnten, — machten Gefangene, blos um des Löſegeldes willen, forderten Abgaben von den offenen Dörfern und hatten ſich durch jede Art der Plünderung und Gewaltthat die paſſenden Bezeichnungen „Tondeurs“ und „Ecorcheurs“ erworben.*)

In Mitte des, aus ſolchen troſtloſen öffentlichen Zuſtänden entſpringenden Elends zeichnete der Hofhalt der höheren und geringeren Fürſten ſich durch ſinnloſe Verſchwendung aus, während die niederen Klaſſen das dem Volk ausgeſaugte Vermögen in gleich üppiger, aber nur in roherer Weiſe verſchwelgten.

Der Umgang der verſchiedenen Geſchlechter zeigte eine ritterliche, ſchwärmeriſche (oft durch maßloſe Ausſchweifung befleckte) Galanterie; Sprache und Gebräuche des fahrenden Ritterthums galten noch, obwol der reine Geiſt ehrenvoller Liebe und menſchenfreundlicher Unternehmungen, der ihm eigen war, längſt nicht mehr für ſeine Extravaganzen Entſchädigung bot.

Die, an jedem kleinen Hof gehaltenen Tourniere mit ihren begleitenden Feſtlichkeiten lockten alle fahrenden Abenteurer nach Frankreich, und waren ſie erſt dort, ſo erprobten ſie ihren vorſchnellen Muth, ihre rückſichtsloſe Unternehmungsſucht gewiß in Handlungen, für welche ihre glücklichere Heimat ihnen keinen Boden bot.

---

*) Schinder und Hautabzieher.

In dieſem Zeitpunkt, und als ſollte dies ſchöne Königreich von ſeinen mannichfachen Leiden erlöſt werden, ſtieg Ludwig XI. auf den Thron, ein Fürſt, deſſen — wenn auch an ſich ſelbſt ſchlechter — Charakter den Uebeln ſeiner Zeit entgegentrat und ſie gewiſſermaßen neutraliſirte — ſo wie zwei verſchiedene Giftſtoffe gegenſeitig reagiren.

Ludwig, tapfer genug, wo es nützliche und politiſche Zwecke galt, beſaß keinen Funken jener romantiſchen Tapferkeit und des meiſt mit ihr verbundenen Stolzes, der noch um der Ehre willen weiter kämpft, wenn auch der zu erreichende Zweck längſt verloren ging.

Ruhig, liſtig, ſtets ſeinen Vortheil im Auge behaltend, wußte er, um dieſen zu fördern, jedes Opfer an Stolz und Leidenſchaft zu bringen. Er beſaß die Kunſt ſeine wirklichen Empfindungen und Abſichten vor ſeiner Umgebung verborgen zu halten und äußerte oft „der König verſtehe ſich nicht auf das Regieren, welcher ſich nicht verſtellen könne; und wenn er für ſeine Perſon wüßte, daß auch nur ſeine Mütze um ſeine Geheimniſſe wiſſe, ſo würde er dieſelbe augenblicklich ins Feuer werfen.“

Kein Menſch ſeines oder eines andern Zeitalters verſtand es beſſer die Schwächen anderer auszunutzen, oder ſeine eigenen vor ähnlichen Angriffen zu bewahren.

Er war von Natur grauſam und rachedürſtig in einem Grade, der ihn ein Vergnügen daran finden ließ, Zeuge der ſo häufig von ihm anbefohlenen Executionen zu ſein. Aber, ſo wenig als ſchwachherziges Mitleid ihn bewog dort zu ſchonen, wo er ohne Gefahr verdammen konnte, ſo wenig ließ er ſich je von ſeinen Rachegelüſten zu einer voreiligen Gewaltthat hinreißen. Er pflegte erſt dann auf ſeine Beute loszugehen, wenn er ihrer ſicher war, und dabei war ſein ganzes Vorgehen ſo geſchickt maskirt, daß die Welt erſt durch ſeinen erreichten Erfolg ſeine Abſichten erfuhr.

In ähnlicher Weiſe konnte Ludwig's Geiz der ſcheinbaren Verſchwendung Platz machen, wenn es nothwendig war den Günſtling oder Miniſter eines rivaliſirenden Fürſten zu beſtechen, um einen drohenden Angriff abzulenken oder ein gegen ihn geſchloſſenes Bündniß zu löſen. Er war dem Genuß, der Ausſchweifung zugethan, aber weder die Jagd, noch die Weiber (obwol beide Leidenſchaften ſeine Bruſt beſtürmten) hielten ihn jemals ab den öffentlichen Angelegenheiten ſeine Zeit und ſeinen Sinn zu widmen.

Seine Menſchenkenntniß war groß, und im bürgerlichen Leben erworben, in welches er ſich oft unerkannt zu mengen pflegte; und, obwol von ſtolzem, hochmüthigem Naturell, ſtand er nicht an, Menſchen aus dem niedrigſten Rang emporzuziehen, um ihnen die wichtigſten Pflichten zu übertragen, wobei ſeine Wahl eine ſo ſichere war, daß er nur ſelten eine Enttäuſchung erlebte.

Dennoch gab es in dem Charakter dieſes gewandten, ſchlauen Monarchen manchen Widerſpruch — denn die menſchliche Natur iſt ſelten wie aus einem Guß geſchaffen. Selbſt der Falſcheſte, Unaufrichtigſte des Menſchengeſchlechts, wurzelten die ſchärfſten Irrthümer, welche er beging, in ſeinem überfeinen Syſtem der Politik, welches ihn verleitete ſich den Anſchein zu geben, als ſchenke er denjenigen ſein unbegrenztes Vertrauen, welche er überliſten wollte; denn in ſeinem allgemeinen Benehmen war er der argwöhniſchſte, eiferſüchtigſte Tyrann den die Erde je trug.

Noch zwei Punkte ſeien hier erwähnt, um die Skizze eines ſo furchtbaren Charakters zu vollenden, der ihn unter den ritterlichen Fürſten ſeiner Zeit einem Thierbändiger ähnlich machte, welcher durch überlegene Geiſteskraft und Schlauheit, durch Vertheilung von Futter, durch gelegentlich rechts und links ausgetheilte Schläge ſich endlich die Herrſchaft über diejenigen erwirbt, welche ihn, ohne dieſe ſeine Kunſtgriffe, unfehlbar zerriſſen haben würden.

Der erſte dieſer Züge war Ludwig's gewaltiger Aberglaube, ein Uebel, mit dem Gott oft jene Menſchen heimſucht, welche den Geboten der Religion nicht gehorchen wollen. Ludwig beſtrebte ſich niemals, die auf ſeine ſchlechten Thaten folgende Reue durch ein Aufgeben ſeiner macchiavelliſchen Schliche zu beſänftigen, ſondern bemühte ſich vergeblich, dieſe läſtige Empfindung durch abergläubiſche Gebräuche, durch ſtrenge Bußübungen und reiche Gaben an die Geiſtlichkeit zum Schweigen zu bringen.

Die zweite, mit der erſten oft ſeltſam vereinte Eigenſchaft war ſein Hang nach niedrigen Vergnügungen und Ausſchweifungen.

Er, der weiſeſte oder doch der liſtigſte Herrſcher ſeiner Zeit, liebte gemeinen Umgang, und, ſelbſt witzig, ergötzte er ſich an derben, unfläthigen Späßen mehr, als ſeinem übrigen Charakter nach begreiflich war. Auch in ſeinen Liebſchaften ließ er ſich — was bei ſeinem mißtrauiſchen Weſen doppelt wundern muß — in niedrige Abenteuer ein, und war ſo eingenommen von dieſer Art Galanterie, daß er eine Sammlung ihrer luſtigſten, leichtfertigſten Anekdoten veranſtalten und in Druck legen ließ.

Dieſes Werk iſt Sammlern wohl bekannt, in deren Augen (und nur für die ihrigen taugt dieſes Buch!) die ächte Ausgabe ſehr koſtbar iſt.*)

Es gefiel dem Himmel, der eben ſo große Wirkung durch den ſanfteſten Regen, als durch den heftigſten Orkan erreicht, der großen franzöſiſchen Nation eben mittelſt dieſes mächtigen und klugen, wenn auch höchſt unliebenswürdigen Charakters, die Wohlthaten einer bürgerlichen Regierung zurückzugeben, die ſie zur Zeit ſeiner Thronbeſteigung faſt ganz verloren hatte.

Bevor Ludwig zur Regierung gelangte, hatte er mehr ſeine Laſter, als ſeine Talente gezeigt. Seine erſte Frau, Margaretha von Schottland, wurde am Hof ihres Gatten, wo ein Wort Ludwig's dieſe liebenswürdige, beleidigte Fürſtin vor jedem Angriff geſchützt hätte, von „verleumderiſchen Zeugen zu Tode gequält.“

Er war ein undankbarer, rebelliſcher Sohn geweſen, der einmal conſpirirte, um ſich der Perſon ſeines Vaters zu verſichern und ein ander Mal offen Krieg gegen ihn führte.

Um des erſten Vergehens willen wurde er auf ſeine

---

*) Dieſes von Kennern vielgeſuchte Werk heißt: „Les Cent Nouvelles nouvelles, contenant cent histoires nouveaux, qui sont moult plaisans à raconter en toutes bonnes compagnies par manière de joyeuxeté. Paris, Antoine Verard. Sans date d'année d'impression, in folio gotique.

Apanage, die Dauphiné verbannt — wegen des zweiten thatſächlich exilirt, wodurch er ſich gezwungen ſah, ſich der Großmuth, ja faſt der Mildthätigkeit des Herzogs von Burgund und deſſen Sohnes anzuvertrauen, von welchen ihm bis zum Tode ſeines Vaters 1461 eine, nach der Hand übelbelohnte Gaſtfreundſchaft wurde.

Im Anfang ſeiner Regierung wurde Ludwig faſt von einer Ligue geſtürzt, in der die größten Vaſallen Frankreichs, mit dem Herzog von Burgund, oder vielmehr mit ſeinem Sohn, dem Grafen von Charalois an der Spitze, ſich vereint hatten.

Sie ſammelten eine zahlreiche Armee, blockirten Paris, kämpften unter den Mauern dieſer Stadt eine Schlacht von zweifelhaftem Erfolg, und führten die franzöſiſche Monarchie dicht an den Rand des Abgrunds. In ſolchen Fällen erntet meiſt der ſcharfſichtigere der zwei Generäle die *wirklichen Früchte*, wenn auch vielleicht nicht den *militäriſchen Ruhm* des ſtreitigen Feldes.

Ludwig, welcher in der Schlacht bei Montl'héry große perſönliche Tapferkeit gezeigt hatte, wußte in ſeiner Schlauheit ihren unentſchiedenen Charakter dahin auszunutzen, als wäre der Sieg auf ſeiner Seite geweſen. Er temporiſirte bis der Feind ſeine Ligue aufgelöſt hatte, und verſtand es ſo geſchickt, zwiſchen dieſen großen Mächten Eiferſucht und Zwietracht zu ſäen, daß ihr Bündniß („für das öffentliche Wohl“, wie ſie es nannten, in Wahrheit aber für den Umſturz der franzöſiſchen Monarchie, der nur der äußere Schein erhalten bleiben ſollte) ſich nie wieder in ſo furchtbarer Weiſe erneuerte.

Um dieſe Zeit, wo Ludwig von Seiten Englands durch den bürgerlichen Krieg der Yorks und Lancaſter jeder Gefahr enthoben war, war er jahrelang wie ein gefühlloſer, aber geſchickter Arzt beſchäftigt, die Wunden des Staates zu heilen — oder vielmehr bald durch milde Medicin, bald durch Feuer und Eiſen den Fortſchritt der tödtlichen Krebsſchäden, die ihn zerfraßen, zu hemmen.

Die „*Brigandage*“ der Freiſchaaren, die ungeſtraften Unterdrückungen des Adels bemühte er ſich zu verringern, da er ihnen nicht ganz ein Ende zu machen vermochte; und allmählich erreichte er durch nie erlahmende ſtille Arbeit etwas Vermehrung ſeiner königlichen Autorität, oder eine Verringerung der Macht derjenigen, die der ſeinigen das Gegengewicht hielten.

Dennoch war der König von Frankreich von Zweifeln und Gefahren bedrängt. Die Glieder jener Ligue für „das öffentliche Wohl“ lebten noch, wenn auch nicht vereinigt, und konnten immer wieder zuſammentreten und wieder gefährlich werden.

Eine ſchlimmere Gefahr noch war die wachſende Macht des Herzogs von Burgund, damals eines der größten Fürſten Europa's, und durch die ſehr leichte Abhängigkeit ſeines Herzogthums von der franzöſiſchen Krone nur wenig an Rang geſchmälert.

Karl der Kühne, oder vielmehr der „Verwegene“ genannt, denn ſein kühner Muth war mit Uebereiltheit und Raſerei gepaart, trug damals die Krone von Burgund, die in eine Königskrone umzuwandeln ihn gelüſtete.

Der Charakter dieſes Herzogs war in jeder Hinſicht das Gegentheil des Ludwigs XI.

Letzterer war beſonnen, überlegt, ſchlau, verfolgte nie ein verzweifeltes Unternehmen, gab nie eines auf, welches, wenn auch in weiteſter Ferne, Erfolg verſprach.

Ganz entgegengeſetzt war Karl's Geiſt. Er ſtürzte ſich in Gefahr, weil er ſie liebte — in Schwierigkeiten, weil er ſie verachtete.

Wenn Ludwig niemals ſeinen Vortheil ſeiner Leidenſchaft opferte, ſo opferte Karl ſeinerſeits niemals ſeine Leidenſchaft oder auch nur ſeine Laune irgend einer andern Rückſicht. Trotz ihrer nahen Verwandtſchaft, trotz des Schutzes und der Unterſtützung, welche der Herzog und ſein Vater Ludwig zu Theil werden ließen, als derſelbe als Dauphin im Exil lebte, exiſtirte zwiſchen ihnen nur Haß und Verachtung.

Der Herzog von Burgund verachtete die vorſichtige, ſchlaue Politik des Königs und ſchrieb es ſeinem Mangel an Muth zu, daß er durch Bündniſſe, Erwerbungen und andere indirecte Mittel jene Vortheile zu erlangen ſuchte, welche der Herzog an ſeiner Stelle mit bewaffneter Hand zu erobern geſucht haben würde.

Auch haßte er den König nicht nur ob deſſen Undank gegen früher empfangene Güte, und ob perſönlicher Beleidigungen und Beſchuldigungen, mit welchen Ludwig's Geſandte ihn überhäuft hatten, als ſein Vater noch lebte — ſondern auch und beſonders wegen der Unterſtützung, die Ludwig im Geheimen den unzufriedenen Bürgern von Gent, Lüttich und andern flanderiſchen Städten zu Theil werden ließ.

Dieſe unruhigen Städte, ſtolz auf ihren Reichthum, eiferſüchtig auf ihre Vorrechte, empörten ſich oft gegen ihre Lehnsherren, die Herzöge von Burgund und Flandern, dabei ſtets eines geheimen Halts am Hofe Ludwig's ſicher, welcher gierig jede Gelegenheit ergriff, in den Domainen ſeines übergroß gewordenen Vaſallen die Zwietracht in Gährung zu erhalten.

Ludwig erwiderte den Haß und die Geringſchätzung des Herzogs mit gleicher Energie, obwol er ſeine Empfindungen unter einem dichteren Schleier zu verbergen wußte. Ein Menſch von ſo tiefem Scharfſinn mußte den halsſtarrigen Eigenſinn mit Geringſchätzung betrachten, der ſeine Abſichten nie aufgab, mochte ſein Beharren auch noch ſo verderblich werden, und mußte den tollen Ungeſtüm verachten, der ſeine Laufbahn begann, ohne der Hinderniſſe zu achten, auf die er ſtoßen würde.

Und doch haßte der König den Herzog noch mehr, als er ihn verachtete, und ſein Zorn und Haß waren um ſo bitterer, als ſie nicht frei von Furcht waren. Wußte er doch, daß der Angriff des „tollen Stiers“ (mit dem er den Herzog von Burgund verglich) ſtets gefährlich bleibt, wenn das Thier ihn auch mit geſchloſſenen Augen unternimmt.

Nicht nur den Reichthum der burgundiſchen Provinzen, die Disciplin ihrer kriegeriſchen Einwohner, die Größe ihrer zahlreichen Bevölkerung fürchtete der König, denn die perſönlichen Eigenſchaften ihrer Führer waren ebenfalls von weit gefährlicherer Art.

Karl der Kühne, die Seele der Tapferkeit, (welche er bis an die Grenze der Tollkühnheit und noch darüber hinaus führte), das Geld mit vollen Händen ausgebend, — verſchwenderiſch für ſeine Perſon, ſeinen Hof und ſein Gefolge, (in welch Allem er die erbliche Pracht des Hauſes Burgund entfaltete) zog faſt alle gleichgeſinnten Feuergeiſter ſeiner Zeit zu ſich heran; und Ludwig wußte nur zu gut, was ein ſolches Gefolge entſchloſſener Abenteurer unter der Führung eines ſo unzähmbaren Charakters zu unternehmen und durchzuſetzen im Stande war.

Noch ein Umſtand vermehrte die Feindſeligkeit zwiſchen Ludwig und ſeinem zu mächtig gewordenen Vaſallen; er war ihm für Wohlthaten verpflichtet, die er nie zu vergelten geſonnen war, und fand ſich oft in der Lage Manches, ſogar Ausbrüche ungeſtümer Dreiſtigkeit ruhig hinnehmen zu müſſen, welche ſeine königliche Würde verletzten, ohne ihm anders begegnen zu können, als wie „ſeinem edlen Vetter von Burgund“.

Unſere Geſchichte beginnt im Jahre 1468, wo die Fehden am heftigſten entbrannten, obwol ein hohler Waffenſtillſtand zwiſchen ihnen herrſchte.

Die zuerſt eingeführte Perſon iſt von einem Rang und einer Stellung, deren Charakterſchilderung kaum eine Erläuterung der gegenſeitigen Beziehungen zwiſchen zwei großen Fürſten nothwendig zu machen ſcheint; aber die Leidenſchaften der Großen, ihre Streitigkeiten, ihre Ausſöhnungen berühren nahe das Schickſal Aller, die ſich ihnen nähern, und im weiteren Fortſchreiten unſerer Erzählung wird es ſich ausweiſen, daß dieſes einleitende Kapitel zum Verſtändniß der Geſchichte unſeres Helden unerläßlich war.

Zweites Kapitel.

Der Wanderer.

Es war an einem köſtlichen Sommermorgen, bevor noch die Sonne ihre ſengende Kraft angenommen hatte, und wo der Thau die Luft noch erfriſcht und durchduftet, als ein aus nordöſtlicher Richtung kommender Wanderer ſich der Furt eines kleinen Fluſſes, oder richtiger eines großen Baches näherte, der zu den Seitenflüſſen des Cher gehörte.

Der Ort lag in der Nähe des Schloſſes Pleſſis-les-Tours, deſſen dunkle, vielfältige Zinnen aus den, daſſelbe umgebenden Waldungen emporragten.

Dieſer Wald enthielt eine edle Jagd, oder einen königlichen Park, welcher von einer Umfriedigung eingeſchloſſen war, welche im Latein des Mittelalters Plexitium hieß, wodurch ſo viele Dörfer Frankreichs den Namen Plessis erhielten.

Schloß und Dorf, mit welchem wir ſpeciell zu thun haben, hießen Pleſſis-les-Tours und erhoben ſich ungefähr zwei Meilen im Süden der ſchönen Stadt dieſes Namens, der Hauptſtadt der alten Tourraine, deren fruchtbare, üppige Ebenen der Garten Frankreichs genannt werden.

Am Ufer jenes Baches, welches demjenigen, auf welchem jener Jüngling ſich näherte, gegenüber lag, ſchienen zwei eifrig mit einander ſprechende Männer ſeine Bewegungen ſcharf zu beobachten; denn da ihr Standpunkt viel höher gelegen war, ſo konnten ſie ihn ſchon in geraumer Entfernung ſehen.

Das Alter des Wanderers mochte neunzehn oder zwanzig Jahre ſein — ſeine Züge und Erſcheinung, welche ſehr gewinnend waren, gehörten jedoch nicht dem Lande an, in welchem er jetzt reiſte.

Sein kurzer grauer Mantel mit der gleichen Hoſe war eher von flämiſchem, als von franzöſiſchem Schnitt, während die flotte blaue Mütze mit der Adlerfeder und einem Miſtelzweig ſchon als ſchottiſche Kopfbekleidung bekannt war.

Die zierliche Sauberkeit ſeines Anzuges verrieth, daß er ſich der Vorzüge ſeiner Geſtalt wohl bewußt war. Auf ſeinem Rücken hing ein kleines Ränzel mit den nothwendigſten Bedürfniſſen, ein Falkenhandſchuh ſaß an ſeiner Linken, obwol ſie keinen ſolchen Vogel trug, und ſeine Rechte ſchwang einen derben Jagdſpeer.

Von einer geſtickten Schärpe hing eine rothſammtne Taſche herab, wie vornehme Falkenjäger ſie zur Aufbewahrung des Futters für ihre Vögel bei ſich zu tragen pflegten.

Ein zweites Wehrgehänge kreuzte ſich mit dieſem und trug ein Waidmeſſer oder couteau de chasse. An Stelle der Stiefel ſeiner Zeit trug er Sandalen von roh zugerichteter Wildhaut.

Obwol er, ſeinen Jahren nach zu urtheilen, noch nicht ſeine volle Größe erreicht haben konnte, ſo war er doch hoch gewachſen, und ſein leichter, elaſtiſcher Schritt bewies, daß dieſe Art des Fußreiſens ihm mehr Vergnügen, als Ungemach bereitete.

Seine Hautfarbe war hell, trotz dem leichten Schatten, den entweder eine fremde Sonne oder die allzu häufigen Einwirkungen der heimiſchen Atmoſphäre über ſein Geſicht gebreitet hatten.

Wenn auch nicht regelmäßig, ſo waren ſeine Züge doch gewinnend, freimüthig und offen. Das heitere, von unverzagtem Jugendmuth ſprechende Lächeln zeigte zuweilen zwei Reihen elfenbeinweißer Zähne; das klare blaue Auge aber hatte einen paſſenden Blick für jeden Gegenſtand, auf den er fiel — bald heiter, bald ernſt, bald fragend, bald neckend — verrieth jedoch im Allgemeinen Frohſinn, Gutmüthigkeit und Entſchloſſenheit.

Der Jüngling, deſſen Schilderung wir dem Leſer ſo eben gaben, war jenen beiden Perſönlichkeiten auf dem gegenüberliegenden Ufer des Fluſſes, der ihn von Schloß und Park trennte, ſchon ſeit längerer Zeit ſichtbar geweſen; als er aber jetzt an den Rand des Waſſers gelangte, ſagte der jüngere der beiden Männer:

„Es iſt unſer Mann — es iſt der Zigeuner! — Verſucht er es, die Furt zu durchwaten, ſo iſt es um ihn geſchehen — das Waſſer ſteht zu hoch.“

„Laßt ihn dieſe Entdeckung ſelbſt machen, Gevatter!“ erwiderte der Aeltere; „er rettet ſich dadurch vielleicht vor dem Strick und macht ſo ein altes Sprichwort zu Schanden.“

„Ich erkenne ihn blos an der blauen Mütze,“ begann der Andere wieder, „denn ſeine Züge kann ich von hier aus nicht unterſcheiden. — Hört doch, Herr — er ruft uns zu! — Wir ſollten ihm ſagen, daß das Waſſer tief iſt.“

„Erfahrung iſt die beſte Lehrmeiſterin der Welt!“ bemerkte ſein Gefährte. „Laßt es ihn verſuchen!“

Da der Jüngling keine abwehrende, warnende Antwort erhielt, nahm er das Schweigen als ſtumme Einladung an, ſeinen Weg fortzuſetzen, legte ſeine Sandalen ab und ſtieg in den Fluß.

In dieſem Augenblick ſtieß die ältere Perſönlichkeit einen Ruf der Warnung aus, und fügte, zu ſeinem Gefährten gewendet, mit leiſer Stimme hinzu:

„Mortdieu! — Vetter — Ihr habt Euch wieder einmal geirrt — dies iſt nicht der verrätheriſche Zigeuner!“

Allein die Warnung kam zu ſpät für den Jüngling; er hörte ſie entweder nicht oder war ſchon zu weit im Fluß vorgeſchritten, um ſie noch beherzigen zu können. Ein weniger ſtarker Mann, ein des Schwimmens Unkundiger hätte den Tod davon gehabt; denn der Bach war tief und hoch angeſchwollen.

„Beim heiligen Andreas! es iſt ein wackerer Burſche!“ rief der ältere Mann aus. — „Lauft, Gevatter, und macht Euer Verſehen dadurch gut, daß Ihr ihm wo möglich Hilfe leiſtet. Er gehört deinen eigenen Leuten an — gelten alte Sprüche etwas, ſo kann das Waſſer ihm nichts anhaben.“

Und wahrlich! — Der Jüngling theilte das Waſſer mit ſo kräftigem Arm, daß die Strömung ihn, trotz ihres Ungeſtüms, nur eine kleine Strecke weiter hinab trieb.

Der jüngere der beiden Unbekannten eilte an das Ufer hinab, um dem beherzten Jüngling Beiſtand zu leiſten, während der ältere ihm mit bedachtſameren Schritten folgte und dabei leiſe zu ſich ſelbſt ſagte:

„Wußt' ich's doch, daß das Waſſer dieſem jungen Geſellen nichts anhaben werde! — Bei der heiligen Frau! nun iſt er am Ufer und greift nach ſeinem Jagdſpeer. — Beeile ich meine Schritte nicht, ſo prügelt er meinen Gevatter für die einzige menſchenfreundliche That, die ich ihn je üben, oder zu üben verſuchen ſah!“

Er hatte allerdings Veranlaſſung einen ſolchen Schluß des Abenteuers vorherzuſagen, denn eben ſprach der herzhafte Schotte den zu ſeinem Beiſtand herbeigekommenen Samariter mit den zornigen Worten an:

„Roher Bengel! Warum haſt du nicht geantwortet, als ich dir zurief, um zu erfahren, ob ich dieſen Spaziergang ins Waſſer wagen dürfe? Der hölliſche Feind hole mich, wenn ich dich nicht lehre, dich in Zukunft höflicher gegen Fremde zu betragen!“

Dieſe Worte wurden von einem drohenden Schwingen ſeiner Waffe begleitet.

Als der Samariter ſich alſo bedrängt ſah, legte er die Hand ans Schwert, denn er war ſtets mehr ein Mann der Thaten, als der Worte; aber ſein beſonnerer Gefährte war inzwiſchen herangekommen, und befahl ihm, Ruhe zu halten. Dann wendete er ſich zu dem Jüngling, dem er Vorwürfe darüber machte, ſich ſo unüberlegt in den angeſchwollenen Bach geſtürzt zu haben, und einem, zu ſeinem Beiſtand Eilenden mit ſo roher Heftigkeit zu begegnen.

Bei dieſen Vorwürfen eines Mannes von vorgerückten Jahren und achtunggebietender Erſcheinung ſenkte der Jüngling ſofort ſeine Waffe und bemerkte, es ſolle ihm Leid thun, ihnen Unrecht zuzufügen, doch hätten ſie, um ein Wort der Warnung zu erſparen, es ruhig geduldet, daß er ſich in Lebensgefahr begeben, was ſich doch für gute Chriſten und redliche Bürgersleute, wie ſie, nicht zieme.

„Mein Sohn,“ nahm der ältere Mann das Wort, „Eurem Ausſehen und Eurer Sprache nach ſeid Ihr ein Ausländer; bedenket nur, daß wir Euern Dialekt nicht ſo leicht verſtehen können, als Ihr ihn ſprecht.“

„Nun, Vater,“ antwortete der Jüngling, „ich ſchere mich nicht viel um das Bischen Waſſer, welches ich trinken mußte, und will Euch gern vergeben, was Ihr gegen mich verſchuldet habt, ſo Ihr mir einen Ort weiſen wollt, wo ich meine Kleider trocknen kann — denn dies iſt mein einziger Anzug, muß alſo geſchont werden.“

„Für wen haltet Ihr uns, mein Sohn?“ ſagte der ältere Mann.

„Jedenfalls für wohlhabende Bürgersleute,“ erwiderte der Jüngling. „Oder wartet — Ihr, Meiſter, mögt ein Kornhändler oder Geldmäkler ſein — Jener aber ein Metzger oder Bäcker.“

„Ihr habt den Nagel ſo ziemlich auf den Kopf getroffen!“ ſagte der alte Herr lächelnd. „Ich befaſſe mich in der That mit großen Geldgeſchäften und meines Gevatters Handwerk iſt dem eines Metzgers ziemlich ähnlich. Was eine Unterkunft für Euch betrifft, ſo wollen wir ſehen, wie wir Euch dienen können; erſt muß ich jedoch wiſſen, wer Ihr ſeid, und wohin Ihr geht; denn bei dieſen Zeiten wimmeln die Straßen von Reitern und Fußwanderern, die Alles eher im Buſen tragen, als Ehrlichkeit und Gottesfurcht.“

Der Jüngling ſah die beiden Fremden wieder forſchend an, als erwäge er, ob ſie das geforderte Vertrauen auch verdienten, und der Erfolg dieſer Muſterung war der folgende:

Der ältere, der Kleidung und Erſcheinung nach bedeutendere der zwei Männer glich einem Kaufmann oder Ladenbeſitzer jener Zeit. Sein Wamms, Mantel und Beinkleid waren von gleichem dunklen Stoff, aber ſo fadenſcheinig, daß der ſcharfſichtige Schotte ſofort auf die Schlußfolgerung gerieth, ihr Träger müſſe entweder ſehr reich oder ſehr arm ſein — wahrſcheinlich das Erſte.

Dem Schnitt nach war dieſer Anzug eng und kurz, was ſowol bei den Edelleuten jener Zeit, wie bei den angeſeheneren Bürgern, welche weite, lang herabfallende Kleider trugen, nicht für anſtändig galt.

Miene und Ausdruck dieſes Mannes waren theils anziehend, theils abſtoßend. Seine markirten Züge, die eingefallenen Wangen und hohlen Augen hatten jedoch einen klugen, launigen Ausdruck, der dem Charakter des jungen Abenteurers verwandt ſchien. Und doch lag in dieſen, unter dichte ſchwarze Brauen ſich zurückziehenden Augen etwas eben ſo Gebieteriſches, als Unheilkündendes.

Vielleicht wurde dieſe Wirkung noch durch die, weit in die Stirn gerückte Pelzmütze erhöht, welche dieſe Augen düſter beſchattete — jedenfalls fiel es dem Jüngling ſchwer, dieſe Blicke mit der Unbedeutendheit ſeiner Kleidung in Einklang zu bringen. War doch z. B. ſeine Mütze, auf welcher jeder Mann von Anſehn eine Gold- oder Silberagraffe trug, mit einem armſeligen bleiernen Muttergottesbild geziert, wie die ärmeren Pilger es von Loretto zurückzubringen pflegten.

Sein um zehn Jahre jüngerer Gefährte war von mittlerer Größe, aber kräftigem Körperbau; ſein Geſicht war finſter, ſein Lächeln — welches nur in ſeltenen Augenblicken erſchien — ein unheimliches.

Dieſer Menſch war mit Schwert und Dolch bewaffnet und trug, wie der junge Schottländer bemerkte, unter ſeinem gewöhnlichen Rock ein geſchmeidiges Panzerhemd, wie Jene es zu tragen pflegten, deren Beruf ſie zwang, häufig unterwegs zu ſein.

Nachdem unſer Jüngling mit ſchnellem Blick dieſe Beobachtungen gemacht hatte, ſagte er:

„Es iſt mir unbekannt, an wen ich die Ehre habe, mich zu wenden,“ — hier verbeugte er ſich leicht — „doch darf Jedermann wiſſen, daß ich ein junger Sohn Schottlands bin, und nach der Sitte meiner Heimat jetzt mein Glück in Frankreich oder ſonſt wo zu machen ſuche.“

„Pasques-dieu! das iſt eine ſchöne Sitte!“ rief der ältere Unbekannte aus. „Ihr ſcheint mir ein kräftiger Schößling — und gerade im rechten Alter, Euer Glück zu machen, ſei es bei Männern oder Weibern. Was meint Ihr? Ich bin Kaufmann und brauche einen jungen Menſchen, der mir in meinem Geſchäft zur Hand geht. — Aber ich denke, Ihr ſeid ein viel zu feines Herrchen, um ein ſolch mechaniſches Handwerk zu ergreifen, he?“

„Edler Herr,“ antwortete der Jüngling, „iſt Euer Anerbieten Ernſt — woran ich zweifeln muß — ſo bin ich Euch zu Dank verpflichtet, und danke Euch alſo. Doch muß ich befürchten, zu ſolchem Dienſt nicht tauglich zu ſein.“

„Ei!“ rief der alte Herr aus, „ich will wetten, Ihr verſteht es beſſer den Bogen zu ſpannen, als einen Wechſel zu ſchreiben — könnt leichter das Schwert, als die Feder führen — haha!“

„Meiſter,“ antwortete der Jüngling, „ich bin ein Schotte — alſo (wie wir ſagen) natürlich auch ein Bogenſchütze. Uebrigens aber habe ich in einem Kloſter gelebt, wo die guten Väter mich leſen und ſchreiben und ſogar rechnen lehrten.“

Pasques-dieu! das iſt großartig!“ rief der Handelsmann aus. „Bei der heiligen Frau von Embrun, du biſt ein Wunderthier, mein Guter!“

„Genug des Geſchwätzes jetzt!“ ſagte der Jüngling, dem die Scherzhaftigkeit ſeines neuen Bekannten nicht zu behagen ſchien. „Ich muß eilen meine Kleider zu trocknen, anſtatt triefend hier ſtehen zu bleiben und Eure Fragen zu beantworten.“

Hierauf lachte der Kaufmann noch herzlicher und erwiderte:

Pasques-dieu! — das Sprichwort beſtätigt ſich: „Fier comme un Ecossais.“*) — Doch kommt, junger Menſch, Ihr ſtammt aus einem Land, welches ich ſchätze, ſeit ich in Schottland eine größere Geſchäftsreiſe machte — es iſt ein ehrlicher Schlag Menſchen dort. Wollt Ihr mit uns in das Dorf kommen, ſo will ich Euch einen Becher Glühwein und ein warmes Frühſtück vorſetzen, um Euch für das kalte Bad zu entſchädigen. — Aber, tête-bleu! was ſoll der Jagdhandſchuh an Eurer Linken? Wißt Ihr nicht, daß die Falkenjagd in einem königlichen Gehege verboten iſt?“

„Ein ſchuftiger Förſter des Herzogs von Burgund lehrte mich dieſe Lection!“ ſagte der Jüngling. „Ich warf meinen Falken, den ich aus Schottland mitgebracht hatte (und der mich hier zu Ehren bringen ſollte, wie ich mir einbildete), bei Peronne einem Reiher nach, und da ſchoß jener Hallunke mein edles Thier mit einem Pfeil herab.“

„Und was thatet Ihr?“ fragte der Kaufmann.

„Ich prügelte ihn ſo jämmerlich durch,“ antwortete der Jüngling, ſeinen Speer ſchwingend, „wie ein Chriſt den andern bearbeiten darf, ohne ihn zu tödten — denn mit ſeinem Tod wollte ich mein Gewiſſen nicht beladen.“

„Wißt Ihr auch,“ ſagte der Bürger, „daß der Herzog von Burgund, wenn Ihr ihm in die Hände fallt, Euch an den nächſten Baum hängen würde, wie eine Kaſtanie?“

„Ja, man ſagt mir, er ſei bei dieſem Geſchäft eben ſo flink, wie der König von Frankreich. Da der Vorfall ſich aber in der Nähe von Peronne ereignete, ſo war ich mit einem Sprung über die Grenze und ſchlug ihm ein Schnippchen. Wäre er nicht ſo hitzig — ſo hätte ich vielleicht Dienſte bei ihm genommen.“

„Ein Burſche, wie Ihr, käme ihm ſehr zu Paß, falls der Waffenſtillſtand zu Ende ginge,“ bemerkte der Kaufmann, und warf ſeinem Gefährten einen Blick zu, den dieſer mit einem Lächeln erwiederte, das über ſein Geſicht wetterleuchtete, wie ein hingleitendes Meteor den Winterhimmel erhellt.

---

*) Stolz wie ein Schotte.

Der junge Schotte blieb plötzlich ſtehen, zog die Mütze auf ſein rechtes Ohr herab, wie Einer, der keinen Spott dulden will, und ſagte im feſten Tone:

„Meine werthen Herren, und beſonders Ihr, der Ihr der ältere ſeid und alſo der klügere ſein ſolltet, Ihr werdet finden, daß es nicht rathſam iſt, mit mir Spott zu treiben. Der Ton Eurer Unterhaltung iſt nicht nach meinem Geſchmack. Ich kann von Jedermann einen Scherz, und von älteren Leuten auch einen Tadel hinnehmen, und will „Danke!“ ſagen, wenn ich weiß, daß ich ihn verdient habe. Aber ich mag es nicht, daß man mit mir ſein Spiel treibt, als wär' ich ein Kind, wenn ich, Gott weiß es! Mann genug bin, euch Beide durchzubläuen, wenn ihr mich dazu reizt!“

Der ältere Fremde ſchien über dieſes Betragen des Jünglings vor verhaltenem Lachen berſten zu wollen — der jüngere aber fuhr mit der Hand nach dem Schwert, worauf der Schotte ihm einen Schlag über das Handgelenk verſetzte, der es ihm unmöglich machte, die Waffe zu ziehen, was die Heiterkeit des alten Mannes noch vermehrte.

„Halt, halt, mein wackerer Schotte, haltet ein, um Eures eigenen Landes willen!“ rief er, „und Ihr, Gevatter, laßt dieſe drohenden Blicke! Pasques-dieu! wir wollen als gerechte Kaufleute handeln und dieſen Schlag über die Hand als Zahlung für jene Taufe gelten laſſen.“

„Doch laßt es Euch geſagt ſein, mein junger Freund!“ fügte er zu dem jungen Mann gewendet mit einem ſtrengen Ernſt hinzu, der denſelben unwillkürlich einſchüchterte, „genug der Gewaltthätigkeit! Ich bin kein paſſender Gegenſtand für ſie — und auch mein Gevatter hat genug davon, wie Ihr ihm anmerken könnt. Sagt mir Euern Namen.“

„Ich kann eine höfliche Frage höflich beantworten,“ ſagte der Schotte; „und will Euerm Alter die gebührende Ehr=

furcht zollen, ſo Ihr meine Geduld nicht durch Euern Spott erſchöpft. Seit ich hier in Frankreich und Flandern bin, nennen die Menſchen mich nach eigenem Belieben den „Burſchen mit dem Sammtbeutel“ — nach dieſer Falkentaſche, die ich an der Seite trage; mein wahrer Name aber iſt Quentin Durward.“

„Durward!“ wiederholte der Frageſteller. „Iſt es der Name eines Edelmannes?“

„Seit fünfzehn Ahnen unſerer Familie,“ entgegnete der junge Mann, „und darum will ich kein anderes, als das Kriegshandwerk ergreifen.“

„Ein ächter Schotte! Gutes Blut, guter Stolz, und guter Mangel an Ducaten will ich wetten! — Wolan, Gevatter,“ ſagte er zu ſeinem Gefährten, „geht uns voran und ſagt den Leuten im Maulbeerhain, ein Frühſtück für uns bereit zu halten; dieſer Jüngling wird ihm ſolche Ehre anthun, wie eine halbverhungerte Maus dem Käſelaib einer Vorrathskammer. Und was den Zigeuner betrifft — ſo laſſ’ dir in’s Ohr ſagen —“

Sein Gefährte antwortete mit einem düſteren, aber verſtändnißvollem Lächeln, und ging mit weitaus greifenden Schritten voran, während der Kaufmann folgende Worte an Quentin Durward richtete:

„Wir Beide wollen ihm gemächlich folgen und in der auf unſerem Wege durch den Wald liegenden Hubertuskapelle eine Meſſe hören, denn es iſt nicht gut an irdiſche Speiſe zu denken, bevor man ſeine religiöſen Bedürfniſſe befriedigt hat.“

Als ein guter Katholik hatte Durward dagegen keine Einwendung zu machen, obwol es ihm wahrſcheinlich angenehmer geweſen wäre, erſt ſeine Kleidung zu trocknen und ſich zu erquicken.

Inzwiſchen hatten ſie ihren unheimlichen Gefährten aus dem Geſicht verloren, folgten jedoch demſelben Pfad, den er eingeſchlagen hatte, und der ſie bald in einen hochſtämmigen Wald führte, der dicht mit Unterholz und Gebüſch beſetzt und von langen Wegen durchſchnitten war, die manchen reizenden Ausblick gewährten.

Hie und da zeigte ſich eine Rudel Rothwild, welches ſich mit einer Sicherheit bewegte, die deutlich zeigte, daß es ſich bewußt war, hier unter mächtigem Schutz zu ſtehen.

„Ihr fragtet mich vorhin, ob ich ein guter Schütze ſei,“ ſagte der junge Schotte. — „Gebt mir einen Bogen und ein paar Pfeile und Ihr ſollt im Augenblick ein Stück Wild haben.“

„Pasques-dieu! mein junger Freund!“ erwiderte ſein Begleiter, „hütet Euch davor; mein Gevatter dort hält ein wachſames Auge auf dieſes Wild — es ſteht unter ſeiner Obhut und er iſt ein ſtrenger Wächter.“

„Er gleicht mehr einem Metzger, als einem fröhlichen Waidmann,“ antwortete Durward. „Ich kann es nicht glauben, daß ſein verbiſſenes Geſicht einem Menſchen angehört, der die edlen Geſetze der Waidmannskunſt kennt.“

„O mein junger Freund,“ begann ſein Gefährte aufs Neue, „mein Gevatter hat für den erſten Moment einen widerlichen Zug, wer aber näher mit ihm bekannt wird, beklagt ſich nie über ihn.“

Quentin Durward fand den Ton, in dem dieſe Worte geſprochen wurden, eigenthümlich unangenehm und anzüglich, und als er nun ſchnell den Blick zu ſeinem Gefährten hob, glaubte er in der Miene desſelben, in dem leichten Lächeln, das ſeine Oberlippe kräuſelte, und in dem Zwinkern ſeiner dunklen Augen Etwas zu leſen, was ſeine unbehagliche Empfindung rechtfertigte.

„Man hat mir viel von Räubern und Kehlabſchneidern erzählt,“ dachte er, „auch von gar ſchlauen Betrügern. — Wie, wenn jener Wicht ein Mörder wäre, und dieſer alte Schelm ſein Helfershelfer, der ihm die Vögel ins Garn lockt? — Ich will auf meiner Hut ſein — von mir ſollen ſie nichts herausbekommen, als gute ſchottiſche Püffe.“

Während er ſolchen Gedanken nachhing, erreichten ſie eine Lichtung, wo der Boden, von Unterholz und Strauchwerk klar, mit einem üppigen grünen Raſenteppich bekleidet war, der an dieſem, vor den verſengenden Sonnenſtrahlen geſchützten Ort in einer Schönheit prangte, wie man ſie in Frankreich ſelten vorfindet.

Die an dieſem einſamen Ort ſtehenden Bäume waren zumeiſt rieſige Ulmen und Buchen, die wie mächtige Blätterhügel in die Luft ragten. Zwiſchen dieſen Kindern der Erde erhob ſich neben einem klaren Bach, auf einer gelichteten Stelle, eine kleine Kapelle von einfachſter Bauart.

An dieſe Kapelle war eine kleine Wohnung für einen Eremiten angebaut, der den Altardienſt regelmäßig verſah.

Eine kleine Niſche oberhalb der Thüre enthielt die ſteinerne Statue des heiligen Hubertus, das Jagdhorn von der Schulter hängend, und ein Paar Windhunde zu ſeinen Füßen. Die Lage der Kapelle inmitten eines Parks oder eines Jagdgrundes rechtfertigten es vollkommen, daß man ſie dieſem heiliggeſprochenen Jägersmann gewidmet hatte.

Nach dieſem Andachtsorte lenkte der alte Kaufmann, von dem jungen Durward gefolgt, ſeine Schritte; als ſie demſelben nahe gekommen waren, erſchien eben der Prieſter in ſeiner Amtskleidung, um ſich von ſeiner Zelle nach der Kapelle zu begeben.

Durward verbeugte ſich ehrfurchtsvoll vor dem Prieſter, wie die Achtung vor deſſen heiligem Amt es heiſchte, während ſein Begleiter ſich mit noch tieferer Andacht auf ein Knie niederließ, um den Segen des heiligen Mannes zu empfangen, worauf er ihm mit einer Haltung und Miene in die Kirche folgte, in der ſich die innigſte Demuth und Zerknirſchung malten.

Das Innere der Kapelle war in einer Art ausgeſchmückt, die mit der Beſchäftigung übereinſtimmte, welcher der Heilige nachging, als er noch auf der Erde wandelte. Die ſchönſten Felle der jagdbaren Thiere verſchiedener Länder vertraten die Stelle anderer Altar- und Kanzeldecken: charakteriſtiſche Jagdembleme, als Bogen, Pfeile und Hifthörner, ſchmückten die Wände, hie und da von Hirſchgeweihen, Wolfsköpfen u. dgl. unterbrochen.

Man mußte geſtehen, daß dieſe ganze Ausſchmückung des heiligen Raumes einen paſſenden, ländlichen Charakter trug; auch die kurze Meſſe war von der Art, die man „Jagdmeſſe“ nannte, weil ſie vor den Hohen und Mächtigen in Anwendung kam, die ihr anwohnten, während ſie ungeduldig auf ihr Lieblingsvergnügen, die folgende Jagd warteten.

Während dieſer kurzen Feierlichkeit war Durward's Gefährte in die tiefſte Andacht verſunken, während Durward, nicht ausſchließlich von religiöſen Gedanken erfüllt, ſich innerlich Vorwürfe darüber machte, gegen einen ſo frommen, gottesfürchtigen Mann einen ſo ehrenrührigen Verdacht gehegt zu haben. Denn, hatte er ihn noch vor Kurzem für einen Räuber, oder den Helfershelfer eines ſolchen gehalten, ſo war er jetzt faſt geneigt, ihn für einen heiligen Mann anzuſehen.

Nach Beendigung der Meſſe verließen die beiden Männer die Kapelle und der ältere ſagte zu ſeinem jüngeren Gefährten:

„Wir haben von hier nur noch einen kurzen Weg nach dem Dorfe. — Ihr könnt jetzt ohne Bedenken Euer Faſten brechen — folgt mir alſo!“

Damit wendete er ſich nach einem Pfad, der langſam anſtieg und empfahl dem jungen Schotten auf das Nachdrücklichſte, weder rechts, noch links von dem betretenen Weg abzuweichen, ja ſich mit ſtrengſter Genauigkeit in der Mitte desſelben zu halten.

Durward konnte nicht umhin, nach der Urſache dieſer ſeltſamen Vorſichtsmaßregel zu fragen.

„Ihr ſeid jetzt in der Nähe des königlichen Schloſſes, junger Freund,“ antwortete ſein Führer; „und Pasquesdieu! es iſt ein gehöriger Unterſchied, ob Ihr hier wandelt oder auf Euren eigenen heimatlichen Bergen. Jeder Fußbreit dieſes Bodens iſt, mit Ausnahme des ſchmalen Pfades, auf dem wir jetzt wandern, durch Fallen und Fußeiſen gefährlich gemacht. Berührt man dieſelben, ſo läuft man Gefahr von den vorſpringenden Senſenklingen den Fuß zu verlieren, oder in eine der hier angebrachten Fallgruben hinab zu ſtürzen, aus der Keiner mit heilen Gliedern wieder herauskommt.“

„Wäre ich König von Frankreich,“ ſagte der junge Mann, „ſo würde ich nicht ſo große Mühe auf derlei Menſchenfallen verwenden, ſondern es mir lieber angelegen ſein laſſen, ſo gut zu regieren, daß kein Menſch meinem Schloß in böſer Abſicht nahen ſollte. Wer aber friedlichen, gutgeſinnten Willens herbeikäme, ei, der ſollte mir ſtets willkommen ſein!“

Sein Gefährte nahm eine erſchrockene Miene an, blickte mit geſpielter Angſt ſcheu ringsum und ſagte:

„Still, ſtill! Herr Burſche mit dem Sammtbeutel! Denn ich vergaß Euch zu ſagen, daß eine Hauptgefahr dieſes Ortes darin beſteht, daß die Blätter der Bäume eben ſo viele Ohren zu ſein ſcheinen, welche alles hier Geſprochene auffangen und in des Königs Cabinet gelangen laſſen.“

„Daran iſt mir wenig gelegen,“ bemerkte Quentin Durward; „ich trage eine ſchottiſche Zunge im Mund, die kühn genug iſt, dem König Ludwig — Gott erhalte ihn! — meine Meinung frank ins Geſicht zu ſagen. — Und was die Ohren betrifft, von welchen Ihr ſprecht, ſo möchte ich ſie nur an einem menſchlichen Kopf angewachſen ſehen — ei, wie ſchnell ſollte mein Waidmeſſer ſie abraſirt haben!“

Drittes Kapitel.

Das Schloß.

Unter ſolchen Geſprächen hatten Durward und der alte Kaufmann ſich dem Schloſſe genähert, deſſen volle Front jetzt vor ihnen lag.

Dieſes Schloß Pleſſis-les-Tours war ſogar in jenen gefahrvollen Zeiten, wo die Großen ſich genöthigt ſahen, in ſtark befeſtigten Plätzen zu reſidiren, durch die ungewöhnliche Sorge und den mißtrauiſchen Eifer berüchtigt, mit welchen es bewacht und befeſtigt war.

Von dem Waldesſaum, an dem der junge Schotte mit ſeinem Gefährten jetzt ſtand, um dieſe königliche Reſidenz zu betrachten, dehnte ſich, ſanft anſteigend, eine von jedem Baum und Strauch geklärte offene Esplanade aus, auf der man nur eine einzige, halbverwitterte Rieſeneiche ſtehen gelaſſen hatte.

Dieſer Raum war gemäß der Befeſtigungslehren aller Zeiten raſirt worden, um den Feind zu hindern, ſich den Mauern des befeſtigten Platzes unbemerkt nahen zu können.

Jenſeits dieſes freien Raumes erhob ſich das Schloß ſelbſt.

Es war von drei zinnengekrönten, in gewiſſen Entfernungen Thürme tragenden Mauern umgeben; an jeder Ecke überragte der zweite Wall den erſten, ſo daß er dieſen, falls er vom Feind genommen würde, beherrſchte, aber in gleicher Art von der dritten, innerſten Schutzmauer ſelbſt beherrſcht wurde.

Rings um die äußerſte Ringmauer zog ſich — wie der Franzoſe ſeinem jungen Begleiter erklärte (denn da ihr Standpunkt niedriger lag als der Fuß des Walles, ſo konnte er es nicht ſehen) — ein zwanzig Fuß tiefer Graben, der mittelſt einer Schleuße vom Fluſſe Cher, oder vielmehr von einem von deſſen Zuflüſſen, mit Waſſer geſpeiſt werden konnte.

Vor dem zweiten Walle lag, (ſo ſagte er) noch ein ſolcher Waſſergraben, und ein dritter, von gleicher ungewöhnlicher Tiefe war zwiſchen der zweiten und innerſten Schutzmauer angebracht.

Der innere und äußere Raum dieſes dreifachen Feſtungsgrabens war mit ſtarken Eiſenpaliſaden eingefaßt, welche damals den Dienſt der ſpäter eingeführten „chevaux-de-frise“ verſahen; die Spitze jedes einzelnen Pfahles endete in ein Büſchel ſcharfer Lanzenſpitzen, die jeden Verſuch über die Paliſaden zu klettern, zu einem tödtlichen machen mußten.

Innerhalb des letzten Walles erhob ſich dann das Schloß ſelbſt, ein Complex alter Gebäude verſchiedener Zeitepochen, die ſich um das alte, dräuende Verließ drängten, welches, ihnen an Alter überlegen, wie ein ſchwarzer äthiopiſcher Rieſe in die Lüfte ragte, während der Mangel aller Fenſter (mit Ausnahme der unregelmäßig angebrachten Schießſcharten) dem Beſchauer das unangenehme Gefühl verurſachte, welches der Anblick eines Blinden in uns erweckt.

Die übrigen Gebäude verſprachen eben ſo wenig Behaglichkeit, da deren Fenſter nach inneren, eingeſchloſſenen Höfen gingen, wodurch die ganze Außenfront mehr einem Gefängniß, als einem Palaſt glich.

Der regierende König hatte dieſe düſtere Wirkung noch erhöht, denn da er wünſchte, die von ihm hinzugefügten

Vertheidigungswerke möchten nicht ſo leicht von dem urſprünglichen Bau unterſchieden werden (denn es ging ihm, wie vielen argwöhniſchen Leuten — er zeigte ſein Mißtrauen nicht gern), ſo hatte man bei jenen Neubauten die dunkelfarbigſten Ziegel und Quaderſteine verwendet und den Mörtel mit Ruß geknetet, wodurch das ganze Schloß die gleichmäßige Farbe des rauhen Alterthums erhielt.

Nur ein Eingang führte in dieſes ſchreckliche Gebäude — wenigſtens konnte Quentin Durward an deſſen ganzer, ausgedehnter Front nur im Mittelpunkt der erſten, äußerſten Ringmauer zwei ſtarke Thürme, die gewöhnlichen Befeſtigungen eines Schloßthores, ſammt den begleitenden Schutzgattern und Zugbrücke, ſehen, deren erſtere herabgelaſſen, die letztere hochgezogen war.

Aehnliche Eingangsthüren waren in dem zweiten und dritten Wall zu ſehen — doch nicht in einer Linie mit derjenigen der äußerſten Mauer; der Eingang führte alſo nicht an derſelben Stelle geradezu durch dieſe drei Wälle, ſondern die Eintretenden mußten zwiſchen dem erſten und zweiten Wall gute dreißig Meter Wegs zurücklegen, wobei ſie ſich — falls ſie in feindlicher Abſicht eingedrungen waren — den Schüſſen beider Wälle ausgeſetzt ſahen; in gleicher Weiſe mußten ſie, nach dem Durchſchreiten des zweiten Thores, wieder vom geraden Weg abweichen, um zu dem Thor der dritten und letzten Mauer zu gelangen, ſo daß der Feind, bevor er den äußeren, vor der Front des Gebäudes liegenden Hof erreichte, zwei ſchmale, gefahrvolle Defilées unter Kreuzfeuer, und drei, durch alle jener Zeit bekannten Vertheidigungsmittel beſchützte Thore forciren mußte.

Der junge Durward, der aus einem Lande kam, das durch äußere Kriege und innere Fehden zerrüttet war — zudem ein Land, deſſen gebirgiges, von Abgründen, Schluchten und Strömen gebrochenes Terrain ſo viele natürliche „feſte Plätze“ bietet — war genügend mit allen Kunſtmitteln bekannt, durch welche die Menſchen jenes Zeitalters ihre Wohnungen zu befeſtigen pflegten; doch geſtand er ſeinem Gefährten offen, er hätte nie geglaubt, daß die Kunſt im Stande ſei, ſo viel zu thun, wo die Natur ſo wenig gethan hatte; denn die Lage von Pleſſis-les-Tours war, wie ſchon erwähnt, nur auf einer ſanft anſteigenden Erhöhung des Bodens.

Zu Erhöhung ſeiner Verwunderung erfuhr er nun noch von dem alten Mann, daß die Umgebung des Schloſſes, mit einziger Ausnahme des Pfades, der ſicher zu dem Thor führte, ſo wie Grund und Boden des eben paſſirten Dickichts, mit Fallgruben, Fußeiſen u. dgl. belegt war, daß die Mauern künſtlich gebaute eiſerne Gerüſte, Schwalbenneſter genannt, trugen, von welchen aus die regelmäßig dort poſtirten Schildwachen, ſelbſt vor jeder Gefahr geſchützt, Jeden ſicher aufs Korn nehmen konnten, der es wagen wollte, ohne die Tagesparole oder ein genügendes Zeichen einzudringen; ferner, daß die Bogenſchützen der königlichen Garde dieſen Dienſt bei Tag und bei Nacht zu verſehen hätten, und dafür von König Ludwig reichen Lohn, reiche Kleidung und viel Ehren und Vortheil ernteten.

„Und nun ſagt mir, junger Mann,“ ſchloß der alte Kaufmann, „habt Ihr je im Leben eine ſo ſtarke Feſtung geſehen? Und glaubt Ihr, es könne Menſchen geben, verwegen genug, ſie ſtürmen zu wollen?“

Der junge Mann blickte den Ort lange und genau an, deſſen Anblick ihn ſo ſehr intereſſirte, daß er in dem Eifer jugendlicher Neugierde ſeine naſſe Kleidung ganz vergaß. Sein Auge leuchtete, ſeine Wangen rötheten ſich, wie die eines unternehmenden Menſchen, der über eine kühne, ehrenvolle That nachſinnt, und er antwortete langſam:

„Die Feſtung iſt ſtark und ſtark bewacht, aber für tapfere Männer gibt es keine Unmöglichkeit!“

„Gibt es in Eurem Vaterlande viele Menſchen, die eine ſolche That zu vollbringen vermöchten?“ fragte der Aeltere ziemlich geringſchätzig.

„Das will ich nicht behaupten,“ erwiderte der Jüngling. „Gewiß aber gibt es Tauſende, die für eine gute Sache ſtets bereit ſind, eine ſolche kühne That zu wagen!“

„Hm!“ ſagte der Andere, „vielleicht ſeid Ihr ſelbſt ein ſo wackerer Degen?“

„Es wäre ſündlich von mir, wollte ich mit Worten prahlen, wo keine Gelegenheit zu Thaten iſt,“ antwortete der junge Durward, „aber mein Vater hat ſchon mehr geleiſtet als das, und ich bin ſicher, ich ſchlage nicht aus der Art!“

„Nun, nun,“ erwiderte ſein Gefährte lächelnd, „hier könntet Ihr Euresgleichen begegnen, vielleicht ſogar Jemand von Eurer eigenen Verwandtſchaft; denn auf jenen Wällen ſtehen die ſchottiſchen Bogenſchützen von König Ludwig's Leibgarde, dreihundert Edelleute von dem beſten Blute Eures Landes!“

„O, wäre ich König Ludwig,“ antwortete der Jüngling, „ich würde meine Sicherheit der Treue dieſer dreihundert ſchottiſchen Edelleute anvertrauen, dieſe Mauern niederreißen, die Gräben ausfüllen, die Großen und Mächtigen meines Reiches zuſammenrufen und ein Leben führen, wie es mir geziemte — unter prächtigen Tournieren, unter Feſtmahlen für die Edlen des Landes, unter Tanzgeſellſchaften für die ſchönen Damen, und würde ſo wenig an einen Feind denken, und ihn ſo wenig fürchten, wie eine Fliege!“

Wieder lächelte ſein Gefährte; kehrte dem Schloß, welchem ſie, wie er bemerkte, etwas zu nahe gekommen waren, den Rücken und wendete ſich wieder dem Walde zu, jedoch auf einem breiteren und bequemeren Pfad, als jener war, den ſie vorhin gewählt hatten.

„Dieſer Pfad,“ ſagte er, „führt uns zu dem Dorfe Pleſſis, wie es genannt wird, dort könnt Ihr als Fremder ein paſſendes und anſtändiges Unterkommen finden. Etwa zwei Meilen weiter liegt die ſchöne Stadt Tours, welche dieſer reichen und ſchönen Grafſchaft den Namen gibt. Das Dorf Pleſſis (oder Park Pleſſis, wie es manchmal genannt wird, weil es der königlichen Reſidenz und dem Wildpark ſo nahe liegt) iſt Euch aber näher und bietet dieſelbe Bequemlichkeit.“

„Danke, werther Herr, für Eure Auskunft!“ ſagte der Schotte, „aber meines Bleibens iſt hier nicht lange. Finde ich nur einen Biſſen Fleiſch und einen beſſeren Trunk als Waſſer, ſo kann mich Pleſſis hinlänglich zufrieden ſtellen.“

„Ich dachte,“ antwortete ſein Gefährte, „Ihr hättet in dieſer Gegend Freunde zu beſuchen?“

„So iſt es — ich ſuche den Bruder meiner Mutter,“ antwortete Durward. „Bevor er Angus verließ, war er der wackerſte Mann, der jemals über die ſchottiſche Haide ſchritt!“

„Wie heißt er?“ fragte der Kaufmann, „ich will ihn für Euch aufſuchen, denn für Euch iſt es nicht rathſam, dem Schloß zu nahe zu kommen, wo man Euch für einen Spion halten könnte.“

„Ei, bei der Hand meines Vaters!“ rief der junge Mann aus, „mich für einen Spion zu halten! Beim Himmel, wer mich durch eine ſolche Beſchuldigung brandmarken will, dem will ich einige Zoll kaltes Eiſen in die Rippen ſtoßen! — Was aber meines Onkels Namen betrifft, ſo kann ihn erfahren, wer will; er heißt Lesly — Lesly, ein rechtſchaffener, edler Mann.“

„Gewiß — ich zweifle nicht daran,“ ſagte der alte Mann, „aber es gibt drei dieſes Namens unter der Leibwache.“

„Mein Onkel heißt Ludowic Lesly.“

„Von den drei Lesly’s,“ erwiderte der Kaufmann, heißen zwei Ludowic.“

„Mein Verwandter wird Ludowic mit der Narbe genannt,“ bemerkte Quentin. „Bei uns Schotten ſind die Familiennamen ſo ſehr verbreitet, daß wir ſtets einen Zunamen erhalten, wo kein Landbeſitz vorhanden iſt, deſſen Name zur Unterſcheidung dienen könnte.“

„Ich vermuthe, Ihr meint einen nom de guerre!“ antwortete ſein Gefährte, „und den Mann, von dem Ihr ſprecht, nennen wir, glaube ich, „Le Balafré“, von einer Narbe in ſeinem Geſicht. — Er iſt ein guter Soldat und ein prächtiger Menſch. Wollte Gott, ich könnte Euch zu einer Unterredung mit ihm verhelfen! Aber er gehört einem Kreis von Edelleuten an, deren Pflichten ernſt und bindend ſind, ſo daß ſie ſelten die Garniſon verlaſſen dürfen, es ſei denn in unmittelbarer Begleitung der königlichen Perſon. — Und nun, junger Mann, beantwortet mir eine Frage. Ich möchte meinen Kopf darauf wetten, Ihr tragt Verlangen, bei Eurem Onkel in der ſchottiſchen Leibgarde in Dienſt zu treten. Iſt dem ſo, ſo iſt es ein ſchwieriges Ding, beſonders da Ihr noch ſo jung ſeid, und es Jahre langer Erfahrung bedarf, will man eine ſo ehrenvolle Stelle erlangen, wie Ihr ſie zu erreichen wünſcht.“

„Vielleicht dachte ich an etwas derart,“ ſagte Durward leichthin. „Wenn ich es aber that, ſo iſt der Einfall wieder verflogen.“

„Warum dies, junger Mann?“ ſagte der Franzoſe ziemlich ernſt. „Sprecht Ihr ſo leichthin von einer Stelle, um welche ſich die Vornehmſten unſerer Landsleute in tiefſter Demuth bewerben?“

„Ich wünſche ihnen Glück dazu,“ antwortete Quentin ruhig. „Doch — aufrichtig geſagt, würde ich gerne in die Dienſte des franzöſiſchen Königs treten; aber: kleidet mich ſo elegant Ihr wollt, füttert mich ſo üppig, als es Euch gefällig iſt, ich liebe die Freiheit mehr, als in einen Käfig oder in ein „Schwalbenneſt“ eingeſchloſſen zu werden. Zudem“, fügte er leiſer hinzu, „gefällt mir kein Schloß, wo der Hauptbaum*) ſolche Früchte trägt, wie Ihr ſie dort erblickt.“

„Ich kann errathen, was Ihr meint,“ ſagte der Franzoſe, „muß Euch aber doch bitten, deutlicher zu ſprechen.“

„Nun, ſo ſei es deutlicher geſagt!“ entgegnete der junge Mann. „Einen Bogenſchuß von jenem Schloß entfernt wächſt eine ſchöne Eiche; auf derſelben hängt ein Mann in einem Wamms, gerade wie dieſes hier, welches ich ſelbſt trage.“

„Wahrhaftig, ſo iſt es!“ ſagte der Franzoſe. „Pasques-dieu! das kommt davon, wenn man junge Augen hat! Ich habe allerdings auch etwas bemerkt, dachte aber, ein Rabe ſitze auf jenen Zweigen — doch ein ſolcher Anblick iſt nicht ſo ſelten, junger Mann. Geht der Sommer in den Herbſt über, und werden die Mondſcheinnächte länger und die Wege unſicherer, dann könnt Ihr Büſchel von zehn und zwanzig ſolcher Früchte auf ſolch einer knorrigen Eiche hängen ſehen. Was iſt’s aber weiter! Sie dienen als eben ſo viel Warnungszeichen, alle Schurken abzuſchrecken, und für jeden Schuft, der hier hängt, gibt es einen Dieb, einen Verräther, einen Landſtraßenräuber, einen Plünderer und Bedrücker des Volkes weniger in Frankreich. Sie ſind Beweiſe der Gerechtigkeit unſeres Königs.“

---

*) „Hauptbaum“ nennt man einen großen, vor der Front eines ſchottiſchen Schloſſes ſtehenden Baum; doch iſt es nicht mehr möglich, den Urſprung der Benennung zu erfahren.

„Nun, wenn ich König Ludwig wäre, ſo hätte ich ſie wenigſtens etwas weiter von meinem Schloſſe aufgehängt. Drang mir doch der Geruch des Leichnams — pfui — bis auf dieſe Entfernung in die Naſe!“

„Wenn Ihr lange genug als ehrlicher und loyaler Unterthan eines Fürſten gelebt habt,“ antwortete der Andere, „dann werdet Ihr wiſſen, daß kein Wohlgeruch dem Geruch eines todten Verräthers gleichkommt.“

„Ich will nicht ſo lange leben, bis ich Geruch und Geſicht verloren habe,“ erwiderte der Schotte. „Zeigt mir einen lebenden Verräther, und meine Hand und meine Waffe ſind bereit! Wo aber das Leben zu Ende iſt, ſollte auch der Haß ruhen. — Doch hier ſind wir am Dorfe, wenn ich nicht irre, und da will ich Euch zeigen, daß weder mein kaltes Bad, noch jener ekelhafte Anblick mir den Appetit zum Frühſtück benommen hat. Zum Gaſthof, guter Freund, ſo ſchnell als möglich! Doch bevor ich Eure Gaſtfreundſchaft annehme, möchte ich wiſſen, mit welchem Namen ich Euch zu nennen habe.“

„Die Menſchen nennen mich Meiſter Pierre,“ antwortete ſein Gefährte. „Mit Titeln habe ich nichts zu ſchaffen, ſondern bin nur ein einfacher Mann, der ſein Auskommen hat, das iſt meine ganze Würde.“

„Gut denn, Meiſter Pierre,“ ſagte Quentin, „es freut mich, daß der Zufall uns zuſammen führte, denn ich kann zuweilen einen vernünftigen Rath gebrauchen und auch dankbar dafür ſein.“

Ein hinter den Bäumen ſichtbar werdender Kirchthurm mit einem großen hölzernen Kreuz kündigte die Nähe des Dorfes an.

Meiſter Pierre aber lenkte von der Landſtraße ab und ſagte zu ſeinem Gefährten:

„Der Gaſthof, in welchen ich Euch zu führen gedenke, liegt etwas abſeits, und iſt nur für den Empfang der beſſern Gäſte beſtimmt.“

„Meint Ihr ſolche, die nur mit beſſer gefüllter Börſe reiſen, ſo gehöre ich nicht zu ihnen und will lieber mein Heil bei den Plünderern der Landſtraße verſuchen, als bei denen Eures Gaſthofes.“

„Pasques-dieu!“ ſagte ſein Führer; „wie vorſichtig ſeid ihr ſchottiſchen Landsleute doch! Ein Engländer ſtürzt ſich kopfüber in eine Taverne und ißt und trinkt vom Beſten, und denkt an keine Rechnung, bis der Bauch gefüllt iſt! Ihr aber, Meiſter Quentin, da Quentin Euer Name iſt — Ihr vergeßt, daß ich Euch ein Frühſtück ſchulde, als Entſchädigung für das kalte Bad, welches mein Irrthum Euch verſchafft hat!“

„Meiner Treu!“ erwiderte der leichtſinnige junge Mann; „ich hatte alles vergeſſen — das Bad — Eure Schuld, und die Buße, die Ihr dafür thun wollt. Meine Kleidung iſt unterwegs beinahe wieder trocken geworden; deſſenungeachtet will ich Eure Güte nicht abweiſen, denn geſtern war mein Mittagbrod nur ein leichtes und zu einem Abendbrod kam ich gar nicht! Ihr ſcheint mir ein ſehr würdiger Bürger zu ſein, und ſo ſehe ich nicht ein, weshalb ich Eure Höflichkeit nicht annehmen ſollte!“

Der Franzoſe lächelte, denn er verſtand, daß der Jüngling, der vielleicht halb verhungert war, es ſich gewiſſermaßen zum Vorwurf machte, ſich auf Koſten eines Fremden ſättigen zu ſollen, und ſeinen inneren Stolz dadurch zu beſchwichtigen ſuchte, daß er ſich ſagte, eine Höflichkeit ſei der andern werth.

Sie kamen jetzt in einen engen von großen Ulmen beſchatteten Weg hinab, der bis zum Hofe eines Gaſthofes führte, der ungewöhnlich groß war und wahrſcheinlich zur Unterkunft jener Edelleute diente, die in dem benachbarten Schloſſe beſchäftigt waren, das ſelten einem der Diener des Königs für länger geöffnet war, als für einen kurzen, vorübergehenden Beſuch.

Ein großes Schild mit dem franzöſiſchen Wappen hing über dem Haupteingang des großen unregelmäßigen Gebäudes, in deſſen Höfen und Außengebäuden nichts von dem regen Treiben zu ſehen war, welches ſonſt verkündet, daß das Geſchäft ein lebhaftes, die Kundſchaft eine große iſt.

Es ſchien, als habe der ungeſellige und düſtere Charakter des königlichen Gebäudes einen Theil ſeiner Düſterkeit auch auf dieſen Platz übertragen, der ſonſt der allgemeinen Sitte nach ein Tempel geſelligen Vergnügens, fröhlicher Geſellſchaft und guter Herzſtärkung ſein ſollte.

Ohne Jemand herbeizurufen und ohne ſich dem Haupteingange zu nähern, führte Meiſter Pierre ſeinen Begleiter durch eine Seitenthüre in ein großes Zimmer, in deſſen Kamin ein helles Feuer brannte, während troſtreiche Vorbereitungen zu einem Frühſtück getroffen waren.

Der Franzoſe pfiff — der Wirth trat ein, verbeugte ſich, zeigte aber keineswegs jene Geſchwätzigkeit, die dem franzöſiſchen Gaſtwirth aller Zeiten anzukleben pflegt.

„Ich trug meinem Begleiter auf, ein Frühſtück zu beſtellen,“ ſagte Meiſter Pierre, „hat er es gethan?“

Der Wirth verbeugte ſich zur Antwort, brachte verſchiedene Gerichte und ſetzte ſie auf den gedeckten Tiſch, unterließ es aber, ihre Verdienſte anzupreiſen, wie Gaſtwirthe ſo gerne thun, und doch verdiente das Frühſtück in hohem Maße jene Lobſprüche, welche die franzöſiſchen Wirthe ihren eigenen Erzeugniſſen und ſich ſelbſt nur zu gern angedeihen laſſen.

Viertes Kapitel.

Das Frühſtück.

Wir verließen unſern jungen Freund in einer behaglicheren Laune, als er ſie ſeit langer Zeit in Frankreich empfunden hatte.

Das Frühſtück war, wie wir es am Schluß des vorigen Kapitels erwähnten, vorzüglich. Da gab es eine pâté de Perigord, welche einen Gaſtronomen in den ſiebenten Himmel hätte erheben können und deren hohe Wälle von ausgezeichneter Paſtetenkruſte den Außenwerken einer gut verproviantirten Feſtung glichen. Da gab es ein zartes Ragout mit dem „petit point de l'ail“, welches der Gascogner liebt und der Schotte nicht haßt; da gab es überdies einen zarten Schinken, der einſt einem prächtigen wilden Eber des benachbarten Waldes von Mauntrichard angehört hatte; da gab es das vortreffliche Weißbrod in kleinen runden Formen, die man damals Boulés nannte,*) deren Kruſte ſo appetitlich war, daß ein ſolches Brödchen allein, wenn auch nur mit Waſſer genoſſen, als Leckerbiſſen gelten konnte.

Aber hier gab es mehr als Waſſer, hier gab es eine Lederflaſche, „bottrine“ genannt, welche ungefähr ein Quart des allervortrefflichſten Vin de Beaulne faſſen konnte.

Solche herrliche Dinge könnten ſogar einem Sterbenden Appetit einflößen; welche Wirkung mußten ſie alſo auf einen Jüngling von kaum zwanzig Jahren machen, der (denn die Wahrheit muß geſagt werden) in den letzten beiden Tagen wenig genoſſen hatte, ausgenommen die kaum reifen Früchte, die er hier und da zu pflücken Gelegenheit fand, und eine ſehr mäßige Portion von Weizenbrod. Er warf ſich auf das Ragout, und im Nu war die Schüſſel leer, — er machte einen Angriff auf die rieſige Paſtete und drang tief in das Innere dieſes Landes ein, — würzte die Mahlzeit gelegentlich mit einem Becher Wein und kehrte ſo oft zu dem Angriff zurück, daß die Verwunderung des Wirthes und das Staunen des Meiſter Pierre kein Ende fand.

Beſonders der Letztere ſchien entzückt über den Appetit des jungen Schotten; wahrſcheinlich weil er die Entdeckung machte, daß er da ein beſſeres Werk gethan hatte, als von ihm beabſichtigt war, und erſt als der Eifer des jungen Mannes zu erkalten begann, ſprach er ihm zu, ſich zu bedienen und ließ noch verſchiedene leichte Leckereien kommen, welche den jungen Mann verführen ſollten, das Mahl weiter auszuſpinnen.

Bei dieſer Beſchäftigung drückte Meiſter Pierre's Antlitz eine Gutmüthigkeit aus, die faſt in Wohlwollen überging und ſeltſam von ſeinem gewöhnlichen Ausdruck, der ſatyriſch-ſpöttiſch und ſtrenge war, abſtach.

Das Alter, das heißt das gütige Alter, ſympathiſirt mit den Genüſſen der Jugend.

Quentin Durward ſeinerſeits konnte während ſeiner angenehmen Beſchäftigung nicht umhin, zu bemerken, daß die Züge ſeines Wirthes, die ihm erſt ſo abſchreckend erſchienen waren, ſich unter dem Einfluß des „Vin de Beaulne“ ſichtlich verſchönten, und als er nun zu Meiſter Pierre ſprach und ihn damit neckte, daß er ihn wegen ſeines ungewöhnlichen Appetits verlache und ſelbſt doch nichts genieße, lag weit größere Herzlichkeit in ſeinem Ton als vorhin.

---

*) Daher der franzöſiſche Name „Boulanger“.

„Vergeßt nicht, daß ich Buße thue,“ ſagte Meiſter Pierre, „und vor Mittag nichts genießen will, ausgenommen etwas Confitüren und ein Glas Waſſer.“

Jetzt wendete er ſich dem Wirth zu und ſagte:

„Bittet jene Dame, mir dieſes einfache Mahl zu bringen!“

Als der Wirth das Zimmer verlaſſen hatte, fuhr Meiſter Pierre fort:

„Nun, habe ich hinſichtlich des Frühſtücks mein Wort gehalten?“

„Es iſt das beſte Frühſtück meines Lebens,“ erwiderte der junge Mann heiter, „ſeit ich Glen-hou-lakin verließ!“

„Glen — Glen — was für ein Glen?“ fragte Meiſter Pierre. „Wollt Ihr den Teufel beſchwören, daß Ihr ſo lange Worte gebraucht?“

„Glenhoulakin,“ erwiderte Quentin in guter Laune, „zu Deutſch „das Thal der Mücken“, ſo heißt unſer altes Erbgut, mein Herr, und Ihr habt das Recht erkauft, über ſeinen Namen zu lachen, wenn es Euch beliebt.“

„O, ich denke nicht daran, Euch beleidigen zu wollen!“ ſagte der alte Mann ſchnell. — „Ich wollte nur bemerken, wenn dieſes Frühſtück ſo ſehr nach Eurem Geſchmack iſt, ſo bedenkt, daß die ſchottiſchen Bogenſchützen der Garde täglich ein eben ſo gutes, wo nicht ein beſſeres haben.“

„Kein Wunder,“ ſagte Quentin, „denn ſind ſie die ganze Nacht in dieſem „Schwalbenneſt“ eingeſchloſſen, ſo mögen ſie des Morgens mit einem merkwürdigen Appetit aufwachen.“

„Und mit den Mitteln, ihn zu befriedigen,“ erwiderte Meiſter Pierre. „Sie haben es nie, wie die Burgunder, nöthig, den Rücken bloß zu tragen, um den Bauch füllen zu können. Sie kleiden ſich wie Fürſten und eſſen wie Pfaffen.“

„Um ſo beſſer für ſie!“ bemerkte Durward.

„Und warum wollt Ihr nicht hier Dienſte nehmen, junger Mann? Euer Onkel würde gewiß für ſchnelle Beförderung ſorgen. Und daß ich's nur geſtehe, ich ſelbſt bin nicht ohne einigen Einfluß und könnte Euch von manchem Nutzen ſein! Ich vermuthe, Ihr reitet eben ſo gut, als Ihr den Bogen ſpannt?“

„Unſer Geſchlecht iſt berühmt ſeiner Reitkunſt wegen, und vielleicht kann ich Euer gütiges Anerbieten annehmen, denn Nahrung und Kleidung ſind in der That nothwendige Dinge, aber meines Gleichen denkt an Ehren und Beförderung, und an tapfere Waffenthaten! — Euer König Ludwig aber — Gott ſegne ihn, denn er iſt ein Bundesgenoſſe Schottlands — Euer König Ludwig liegt müßig hier in dieſem Schloſſe, reitet höchſtens von einer befeſtigten Stadt zur andern und vermehrt ſeine Städte und Provinzen durch politiſche Geſandtſchaften, nicht durch tapfern Kampf. Ich aber, ich halte es mit den Douglas', die ſtets ins Feld zogen, ſei's im Krieg, ſei's im Frieden, weil ſie lieber die Lerchen ſingen, als die Mäuſe quieken hören wollten.“

„Junger Mann, junger Mann!“ antwortete Meiſter Pierre, „urtheilt nicht zu voreilig über die Handlungen des Königs. Ludwig iſt bemüht, das Blut ſeiner Unterthanen zu ſchonen, nicht um ſein eigenes beſorgt, und zeigte ſeinen Muth hinlänglich bei Montl'héry.“

„Gewiß, aber das war vor einigen Dutzend Jahren,“ antwortete der junge Mann. „Ich aber möchte gern einen Herrn haben, der ſeine Ehre blank hielt, und müßte ſtets der Erſte im Kampf und auf der Wahlſtatt ſein.“

„Warum bliebt Ihr dann nicht in Brüſſel beim Herzog von Burgund? Bei dem fändet Ihr alle Tage Gelegenheit, die Knochen zu brechen. Er würde dieſe Arbeit vielleicht ſelbſt an Euch thun, wenn er in Erfahrung bringt, daß Ihr ſeinen Forſtmeiſter geſchlagen habt.“

„Es iſt wahr,“ meinte Quentin, „dieſer unglückliche Zufall raubt mir manch gute Gelegenheit!“

„Ach, es gibt noch eine Menge von Wagehalſen, bei welchen Ihr Dienſt finden könnt! Was haltet Ihr zum Beiſpiel von Wilhelm von der Mark?“

„Was!“ rief der Jüngling aus, „dem ſollte ich dienen? — dem wilden Räuber der Ardennen, — dem Hauptmann von Plünderern und Mördern, die einen Mann ums Leben bringen ſeines Wammſes wegen?“

„Nun, nun, mein junger Heißſporn,“ erwiderte Meiſter Pierre, „warum ſchließt Ihr Euch denn nicht dem Herzog von Gueldres an?“

„Eben ſo gut könnte ich mich dem böſen Geiſt anſchließen. Laßt Euch’s ins Ohr ſagen, er iſt eine Laſt, die die Erde nicht mehr länger tragen kann — die Hölle öffnet ihren Schlund nach ihm. Man raunt ſich zu, er hielte ſeinen eigenen Vater gefangen und hätte ihn ſogar geſchlagen; könnt Ihr es glauben?“

Meiſter Pierre war von dem naiven Entſetzen, mit welchem der junge Schotte von dieſem kindlichen Undank ſprach, einigermaßen außer Faſſung gebracht.

Nach einer kleinen Pauſe ſagte er:

„Ihr wißt nicht, junger Mann, wie bald die Bande des Bluts bei den Hochgeſtellten vergeſſen ſind.“ Dann fügte er in heiterem Tone hinzu:

„Uebrigens, wenn der Herzog ſeinen alten Vater ſchlug, ſo bürge ich Euch dafür, daß er in früheren Zeiten eben ſo oft von ihm geſchlagen worden iſt; da ſind ſie denn quitt geworden.“

„Es muß mich wundern, Euch ſo ſprechen zu hören,“ erwiderte der junge Mann, vor Entrüſtung purpurroth werdend; „Euer graues Haar ſollte Euch vor ſo übel angebrachtem Scherz bewahren! — Schlug der alte Herzog ſeinen Sohn in deſſen Kindheit, ſo ſchlug er ihn jedenfalls nicht oft genug, und es wäre beſſer, er wäre unter der Ruthe geſtorben, als groß geworden, um die chriſtliche Welt durch ein ſolches ſchreckliches Ungeheuer zu entehren!“

„Wenn die Sache ſo ſteht,“ ſagte Meiſter Pierre, „wenn Ihr die Charaktere jedes Fürſten und Anführers auf ſolch goldener Wage abzuwägen verſteht — dann glaube ich, hättet Ihr beſſer gethan, ſelbſt ein Anführer zu werden; denn wie ſoll ein ſo ausgezeichnet weiſer Mann, wie Ihr es ſeid, einen Hauptmann finden, der im Stande iſt, ihn zu befehligen?“

„Ihr ſpottet meiner,“ antwortete der junge Mann in gleich guter Laune, „und vielleicht habt Ihr ſo Unrecht nicht. Bisher aber habt Ihr den Mann noch nicht genannt, der ein tapferer Anführer iſt und eine tüchtige Partei hinter ſich hat, kurz, der ſich derart auszeichnet, daß ich gern unter ihm dienen möchte.“

„Ich kann nicht errathen, auf wenn Ihr anſpielt.“

„Ei, denjenigen, der, wie Mahomet's Sarg, (Mahomet ſei verflucht!) zwiſchen zwei Magneten ſchwebt; — denjenigen, den man weder einen Franzoſen, noch einen Burgunder nennen kann, der ſich aber darauf verſteht, die rechte Mitte zwiſchen ihnen zu finden, beide dadurch zwingt, ihn zu fürchten und ihm zu dienen, ſo große Fürſten ſie auch ſind.“

„Ich kann wirklich nicht errathen, wen Ihr meint,“ ſagte Meiſter Pierre nachdenkend.

„Ei, wen ſollte ich meinen, als den edlen Ludwig von Luxemburg, den Grafen von Saint-Paul, den Lord Connetabel von Frankreich? — Er befeſtigt ſeinen Platz, beſetzt ihn mit einer tapfern kleinen Armee und hält ſeinen Kopf ſo hoch, wie nur König Ludwig oder Herzog Karl, — hält aber dabei zwiſchen ihnen die Balance, wie ein Junge, der in der Mitte eines Brettes ſteht, während zwei andere auf den beiden Enden deſſelben ihr Schaukelſpiel vollführen.“

„Hm, er hat aber auch den ſchlimmſten Fall von den Dreien zu befürchten,“ ſagte Pierre, „und hört' mal, junger Freund, der ihr das Plündern für ſolch ein großes Verbrechen haltet — wißt Ihr, daß Euer politiſcher Graf von Saint-Paul der Erſte war, der den lobenswerthen Kriegsgebrauch zu ſengen und zu brennen einführte, und daß früher, bevor er damit anfing offene Städte und Dörfer, die keinen Widerſtand geleiſtet hatten, ſchmählich zerſtören und plündern zu laſſen, dieſelben von allen Parteien geſchont worden waren?“

„Nun, meiner Treu!“ rief Durward aus, „wenn dies der Fall iſt, ſo werde ich gezwungen ſein, zu glauben, daß keiner dieſer großen Männer beſſer iſt, als der andere, und daß die Wahl unter ihnen auf daſſelbe hinauskommt, als wählte man ſich den Baum, an den man gehängt werden ſoll!“

„Aber dieſer Graf von Saint-Paul, dieſer Connetabel, iſt im Beſitz der Stadt, die ihren Namen von meinem verehrten Schutzheiligen Saint-Quentin hat (hier bekreuzte er ſich) und mir däucht, lebte ich dort, ſo würde mein heiliger Schutzpatron ſich etwas mehr um mich kümmern. — Es ſind noch nicht ſo viel Leute nach ihm getauft, wie nach andern populäreren Heiligen — und doch muß er mich vergeſſen haben, mich, den armen Quentin Durward, ſeinen Pathen, da er zugibt, daß ich einen Tag ohne Nahrung zubringen muß, und den nächſten ohne Obdach, bis ich endlich durch die Höflichkeit und Dankbarkeit eines Fremden (die ich allerdings durch ein kaltes Bad in dem berühmten Fluß Cher erwerben mußte) zu einer guten Mahlzeit kam.“

„Läſtert die Heiligen nicht, mein junger Freund,“ ſagte Meiſter Pierre, „vielleicht hat der heilige Saint-Quentin mehr für Euch gethan, als Ihr jetzt begreifen könnt.“

Während er noch ſo ſprach, trat ein Mädchen, eher über, als unter fünfzehn Jahren, mit einem Brett herein, das auf damaſtener Serviette einen kleinen Teller mit getrockneten Pflaumen (von jener Sorte, die den Ruf Tours ſehr befördert hat) und einen Becher von ausgezeichneter Goldſchmiedarbeit brachte.

Die Form des Bechers war ſo auffallend und elegant, daß Durward vergaß, genauer darauf zu achten, ob er von Silber oder gleich demjenigen, der ihm ſelbſt vorgeſetzt worden war, von geringerem Metall und nur ſo glänzend polirt war, daß er jenem reicheren glich.

Allein der Anblick des jungen Mädchens, welches dieſe Erfriſchungen herbeibrachte, feſſelte Durward’s Aufmerkſamkeit weit mehr, als die kleineren Pflichten der Gaſtfreundſchaft, die ſie vollzog.

Bald hatte er entdeckt, daß das üppige ſchwarze Haar, welches ſie nach der Landesſitte ohne allen Schmuck trug, ausgenommen einen ſchmalen Kranz von Epheublättern, ein Geſicht umrahmte, das mit ſeinen regelmäßigen Zügen, den dunkeln Augen und gedankenvollem Ausdruck der

Melpomene glich, obwol die ſchwache Glut der Wangen, das Feuer der Augen, das Lächeln der Lippen, welche die innewohnende Heiterkeit dieſes holden Weſens verriethen, dem jungen Mann ahnen ließen, daß der jetzige ernſte Ausdruck nicht der gewöhnliche dieſes ſchönen Antlitzes ſei.

Quentin glaubte ſogar entdecken zu können, daß irgend ein äußerer, niederſchlagender Eindruck Urſache ſei, warum ein ſo junges und liebliches Geſicht ernſter war, als ſo früher Jugend geziemte; und da die romantiſche Einbildungskraft der Jugend geneigt iſt, aus leichten Anzeichen ernſte Schlüſſe zu ziehen, ſo gefiel es ihm, aus dem nachfolgenden Geſpräch zu folgern, daß das Schickſal dieſes ſchönen Weſens ein geheimnißvolles, räthſelhaftes ſein müſſe.

„Was ſoll das, Jacqueline?“ ſagte Meiſter Pierre, als ſie das Zimmer betrat, „was ſoll das? Sagte ich nicht, die Dame Perette ſollte mir bringen, was ich brauche? Pasques-dieu! iſt ſie zu gut oder dünkt ſie ſich zu gut, mich zu bedienen?“

„Meine Verwandte befindet ſich nicht wohl,“ antwortete Jacqueline ſchnell, aber in demüthigem Tone. „Sie iſt nicht wohl und hütet ihr Zimmer.“

„Ich hoffe, ſie hütet es allein,“ erwiderte Meiſter Pierre mit Nachdruck, „ich bin ein „vieux routier“ und keiner von denjenigen, bei denen eine vorgebliche Krankheit als Entſchuldigung dient.“

Bei dieſen Worten Meiſter Pierre’s erbleichte das junge Mädchen und wankte einen Augenblick, denn ſeine Stimme und ſeine Züge, die zu jeder Zeit hart, ſatyriſch und abſtoßend waren, brachten im Augenblick, wo Zorn oder Argwohn ihn erfüllten, einen höchſt beunruhigenden und Unheil verkündenden Eindruck hervor.

Quentin Durward’s Ritterlichkeit war ſofort erweckt; er ſprang auf, trat ſchnell auf Jacqueline zu und nahm ihr das Brett ab, welches ſie ihm paſſiv überließ, während ſie mit ſchüchternem und ängſtlichem Blick die zornige Miene Meiſter Pierre’s betrachtete.

Es wäre unmöglich geweſen, dieſem ausdrucksvollen, flehenden Blick des jungen Mädchens zu widerſtehen, und Meiſter Pierre fuhr nicht nur mit weniger mürriſcher Miene, ſondern auch mit ſo viel Sanftmuth, als ſein Antlitz nur auszudrücken vermochte, fort:

„Ich tadle nicht dich, Jacqueline, und du biſt noch zu jung, um das zu ſein, was du leider Gottes eines Tages werden mußt — ein falſches, verrätheriſches Ding, wie alle deines thörichten Geſchlechts. Es hat noch kein Mann ſein volles Lebensalter erreicht, ohne Gelegenheit zu erhalten, euch Alle kennen zu lernen.*) Hier dieſer ſchottiſche Cavalier kann dir daſſelbe ſagen.“

Jacqueline blickte den jungen Fremden einen Augenblick an, als geſchähe es nur aus Gehorſam für Meiſter Pierre's Worte, und doch ſchien dieſer Blick, ſo flüchtig er war, dem jungen Mann eine pathetiſche Bitte um Hilfe und Sympathie auszudrücken, und er antwortete mit dem ſeinem jugendlichen Enthuſiasmus entſpringenden Feuer und der ſchwärmeriſchen Verehrung für das weibliche Geſchlecht, welche ſeine Erziehung ihm eingeflößt hatte, er wolle ſeinen Fehdehandſchuh Jedem vor die Füße werfen, der zu ſagen wage, ein Antlitz, wie dasjenige, welches er jetzt vor ſich ſähe, könne eine andere Seele widerſpiegeln, als die reinſte und aufrichtigſte.

Das junge Mädchen wurde todtenbleich, und warf einen angſtvollen Blick auf Meiſter Pierre, bei dem dieſe hochtrabenden Worte des jungen Ritters nur ein Lächeln hervorzubringen ſchienen, welches allerdings mehr geringſchätzig, als liebenswürdig war.

Quentin Durward, deſſen zweiter Gedanke gewöhnlich den erſten verbeſſerte, wenn leider auch erſt, nachdem die ſchlimmen ſchon Ausdruck gefunden hatten, erröthete tief darüber, daß er etwas geſprochen hatte, was man als eitle Prahlerei auslegen konnte, da er doch nur einen alten Mann von friedlicher Profeſſion vor ſich hatte. Darum fügte er ſich ergebungsvoll darein, ausgelacht zu werden, wie er es verdient zu haben glaubte.

Er bot Becher und Schüſſel mit erröthender Wange und einigen entſchuldigenden Worten Meiſter Pierre dar, während ein verlegenes Lächeln um ſeine Lippen ſpielte.

---

*) Es gehörte zu Ludwigs ſehr unliebenswürdigem Weſen, daß er eine große Verachtung für den Verſtand ſowol, als den Charakter des ſchönen Geſchlechts unterhielt.

„Ihr ſeid ein thörichter junger Mann,“ ſagte Meiſter Pierre, „Ihr verſteht Euch ſo wenig auf Weiber, wie auf Fürſten, deren Herzen Gott in ſeiner Rechten hält.“

Bei den letzten Worten bekreuzte er ſich fromm.

„Und wer hält die Herzen der Weiber?“ fragte Quentin, feſt entſchloſſen, ſich von der auffallenden Ueberlegenheit dieſes ſeltſamen alten Mannes nicht niederdrücken zu laſſen, deſſen hochfahrendes Weſen eine Wirkung auf ihn übte, deren er ſich ſchämte.

„Ich fürchte, darnach müßt Ihr Euch anderswo erkundigen,“ ſagte Meiſter Pierre ruhig.

Wieder fühlte ſich Quentin zurückgeſtoßen, wenn auch nicht geſchlagen

„Es iſt wahr,“ dachte er bei ſich ſelbſt, „ich zolle dieſem alten Mann von Tours nicht die ganze Ehrfurcht, die ich ihm vielleicht ſchuldig bin, und doch flößt er mir eine Art Reſpect ein, die ich mir nicht zu erklären vermag. Sollte dieſes Frühſtück, für das ich ihm verpflichtet bin, mein Herz zu ihm ziehen?“

„Hunde und Falken macht man ſich nur durch Futter anhänglich, und den Menſchen dadurch, daß man ihm gut begegnet, wenn man ihn dauernd an ſich feſſeln will. Aber dieſer Geſelle iſt ein merkwürdiger Menſch, und dieſe ſchöne Erſcheinung, die eben jetzt verſchwindet — wahrlich ein ſo herrliches Weſen kann nicht dieſem niedrigen Platz angehören, auch nicht dieſem Geld zuſammenſcharrenden Kaufmann, obwol er eine Autorität auf ſie auszuüben ſcheint, wie wahrſcheinlich auf alle Menſchen, die der Zufall in ſeinen Kreis führt. Es iſt wunderbar, was für Ideen von Einfluß und Macht dieſe Flamländer und Franzoſen mit dem Geld vereinigen, — weit mehr als es verdient — und ich bin überzeugt, dieſer alte Kaufmann bildet ſich ein, all die Höflichkeit, die ich ſeinem Alter erweiſe, gelte ſeinem Gelde. — Ich, ein ſchottiſcher Edelmann von Blut und Tapferkeit, — und er — blos ein einfacher Bürger von Tours!“

Das waren die Gedanken, die mit Blitzesſchnelle des jungen Durward's Geiſt durchflogen, während Meiſter Pierre, Jacqueline's Wange tätſchelnd, lächelnd ſagte:

„Dieſer junge Mann credenzt mir den Becher, Jacqueline, du kannſt dich zurückziehen; aber deiner nachläſſigen Verwandten will ich ſagen, wie übel ſie that, dich unnöthig fremden Blicken auszuſetzen!“

„Ich ſollte nur Euch bedienen,“ erwiderte das junge Mädchen, „und ich hoffe, Ihr zürnet meiner guten Verwandten nicht mehr —“

„Pasques-dieu!“ rief der Kaufmann, ſie unterbrechend aus, aber keineswegs in rauher Weiſe. „Willſt du Worte mit mir wechſeln, du kleines Ding, oder hältſt du dich hier auf, um dieſen ſchmucken Burſchen anzugaffen? Fort mit dir! — Er iſt von edlem Blut und ſeine Dienſte genügen mir!“

Jacqueline verſchwand und Quentin's Gedanken waren durch ihr Verſchwinden ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß er maſchinenmäßig gehorchte, als Meiſter Pierre, ſich nachläſſig in einen großen Lehnſtuhl werfend, in einem Tone, der Gehorſam vorauszuſetzen ſchien, zu ihm ſagte: „Stellt dieſe Sachen hierher vor mich!“

Der Kaufmann zog die dunklen Augenbrauen zuſammen, unter welchen gelegentlich ein kurzer, blitzähnlicher Blick hervorbrach, gleich den Strahlen, die die untergehende Sonne hinter einer dunkeln Wolke hervorſchießt.

„Das iſt ein ſchönes Geſchöpf,“ ſagte er endlich, langſam den Kopf erhebend und Quentin feſt anſehend, als er die Frage hinzufügte:

„Iſt ſie nicht zu hübſch, um Magd einer Auberge zu ſein? Sie wäre eine Zierde im Hauſe des beſten Edelmannes. Aber ſie iſt von ſchlechter Erziehung und geringer Herkunft!“

Es ereignet ſich zuweilen, daß ein zufälliger Streich ein ſchönes Luftſchloß zerſtört, und bei ſolcher Gelegenheit fühlt der Baumeiſter wenig Zuneigung für denjenigen, der den Streich führte, obwol derſelbe gar nicht die Abſicht hatte, etwas Böſes zu thun.

Quentin war etwas außer Faſſung gebracht, und ohne zu wiſſen warum, faſt zornig über dieſen alten Mann, weil er ihn damit bekannt gemacht hatte, daß dieſes ſchöne Weſen weder mehr, noch weniger war, als das was ihre Beſchäftigung ſchon verrieth: die Magd der Auberge, vielleicht zwar eine etwas höher ſtehende Dienerin, vielleicht eine Nichte des Wirthes oder ſonſt eine Verwandte, aber doch eine Dienerin, gezwungen ſich den Launen der Kunden zu fügen, und beſonders jenen des Meiſter Pierre, der gewiß einen Ueberfluß von dieſem Artikel beſaß, und reich genug war, ſeinem Willen Unterſtützung zu verſchaffen.

Oefters ſtieg ihm der Gedanke auf, er ſollte den alten Mann mit dem Unterſchied ihres Ranges bekannt machen, ihm zu verſtehen geben, er ſei, ſo reich er auch wäre, doch nicht daſſelbe, wie der junge Mann vor ihm, — wie Durward von Glen-hou-lakin.

Aber ſo oft er mit einem ſolchen Vorſatz auf Meiſter Pierre ſah, fand er dort, trotz des niedergeſchlagenen Auges, der verwitterten Züge und des ärmlichen, faſt ſchäbigen Anzuges, etwas, was ihn abhielt, ſeine Ueberlegenheit über den Kaufmann zu behaupten.

Im Gegentheil, je öfter und je länger Quentin's Blicke auf dem alten Mann ruhten, um ſo mehr wuchs ſeine Neugierde, zu erfahren, wer und was dieſer Mann in Wirklichkeit ſei, und er erhob ihn im Innern mindeſtens zu einem Syndicus und hohen Magiſtratsbeamten von Tours, kurz, zu einem Menſchen, der auf die eine oder andere Weiſe gewohnt iſt, Gehorſam zu fordern und zu finden.

Der Kaufmann war inzwiſchen in tiefes Nachdenken verſunken, aus dem er ſich endlich emporraffte, ſich fromm bekreuzigte und einige getrocknete Früchte nebſt einem Stückchen Zwieback aß; dann winkte er Quentin, ihm den Becher zu reichen und fügte, als er ihm denſelben aus der Hand nahm, hinzu:

„Ihr ſeid ein Edelmann, ſagt Ihr?“

Der junge Schotte ſah jetzt den Augenblick gekommen, ſich geltend zu machen.

„Gewiß bin ich es,“ erwiderte der Schotte, „wenn fünfzehn Ahnen mich dazu machen können — ich ſagte es Euch ſchon früher. Aber legt Euch deshalb keinen Zwang auf

— ich bin gelehrt worden, es für die Pflicht der Jugend zu betrachten, dem Alter hilfreich und dienſtbar zu ſein.“

„Ein ausgezeichneter Grundſatz, Jüngling,“ ſagte Meiſter Pierre, ihm den Becher aus der Hand nehmend und denſelben aus einer Flaſche, welche aus demſelben Material geformt zu ſein ſchien, wie der Becher, füllend, ohne ſich, wie Quentin erwartet zu haben ſchien, ein Bedenken daraus zu machen, daß er, der Niedriggeborene, ſich von dem vornehmen Schotten bedienen ließ.

„Der Teufel hole die Vertraulichkeit und Herablaſſung dieſes Alten,“ ſagte Durward wieder zu ſich ſelbſt, „er nimmt die Dienſte eines vornehmen ſchottiſchen Edelmannes mit ſo wenig Umſtänden an, als wären es die eines niedrigen Knechtes!“

Der Kaufmann, der inzwiſchen den Becher Waſſer geleert hatte, ſagte nun:

„Der Eifer, mit welchem Ihr Euch den Vin de Beaulne ſchmecken ließt, läßt mich vermuthen, daß Euch wenig daran gelegen ſein dürfte, mir in dieſem reinen Element Beſcheid zu thun; aber ich führe ein Elixir bei mir, welches im Stande iſt, jedes Quellwaſſer in den edelſten Wein Frankreichs zu verwandeln.“

Indem er ſo ſprach, zog er einen großen aus Seehundsfell gefertigten Beutel hervor und ſchüttete aus ihm einen Strom kleiner Silbermünzen in den allerdings nicht großen Becher, bis derſelbe zur Hälfte gefüllt war.

„Ihr habt mehr Urſache, junger Mann, Eurem Schutzheiligen dankbar zu ſein, als Ihr vorhin zugeſtehen wolltet,“ ſagte Meiſter Pierre. „Laßt Euch bedeuten! vertheilt Almoſen in ſeinem Namen, das wird ihn verſöhnen. Bleibt in dieſem Wirthshaus, bis Ihr Euren Verwandten, den Balafré, geſehen habt, der im Laufe des Nachmittags abgelöſt wird. Ich werde ihn benachrichtigen laſſen, daß er Euch hier findet — Geſchäfte führen mich ins Schloß.“

Quentin wollte einige Worte hervorbringen und die Annahme der freigebigen Gabe ſeines neuen Freundes verweigern. Meiſter Pierre aber runzelte die Stirn, zog die dunklen Augenbrauen drohend zuſammen, richtete ſeine gebeugte Figur zu einer würdevolleren Haltung empor, als er ſie bisher angenommen hatte und ſprach in gebieteriſchem Tone:

„Keine Widerrede, junger Mann! Thut, was man Euch ſagt!“

Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer, indem er Quentin einen Wink gab, ihm nicht zu folgen.

Der junge Schotte ſtand betroffen, ja beſtürzt da und wußte nicht, was er von der Sache halten ſollte.

Sein erſter, natürlicher, wenn auch nicht ganz würdevoller Impuls trieb ihn an, einen Blick in den Silberbecher zu werfen, in dem ſich gewiß an die hundert kleiner Silberſtücke befanden, deren Quentin in ſeinem ganzen Leben nie mehr als zwanzig auf einmal hatte ſein nennen können.

Aber vertrug es ſich mit ſeiner Würde als Edelmann, von dieſem reichen Plebejer Geld anzunehmen?

Das war eine kitzliche Frage, denn hatte er auch ein gutes Frühſtück zu ſich genommen, ſo war dies doch eine zu geringe Wegzehrung, um damit bis nach Dijon zu reiſen, falls er es wirklich wagen wollte in die Dienſte des Herzogs von Burgund zu treten, oder nach Saint Quentin, wenn er ſich dafür beſtimmte, dem Connetabel Saint Paul zu dienen; dem einen dieſer beiden Fürſten, wenn nicht dem König von Frankreich ſelbſt, ſeine Dienſte anzubieten war jetzt ſein feſter Vorſatz.

So faßte er den, unter dieſen Umſtänden klügſten Entſchluß, ſich dem Rathe ſeines Onkels zu fügen, ſteckte das Geld inzwiſchen in ſeine Sammettaſche, rief nach dem Wirth, um den Silberbecher zurückzugeben, wol auch, um denſelben in Bezug auf jenen herrſchſüchtigen und freigebigen Kaufmann ſo viel als möglich auszufragen.

Der Herr des Hauſes erſchien auf den erſten Ruf, und war er auch nicht mittheilſamer als zuvor, ſo zeigte er ſich doch geſprächiger.

Den Silberbecher zurückzunehmen weigerte er ſich entſchieden, indem er bemerkte, derſelbe gehöre nicht ihm, ſondern Meiſter Pierre, der ihn ja dem jungen Mann zum Geſchenk gemacht habe. Er ſelbſt beſitze allerdings vier ſilberne Humpen, welche ſeine Großmutter ſeligen Angedenkens ihm hinterlaſſen habe, die aber dieſem prächtigen kunſtvoll ciſelirten Ding da ſo wenig glichen, wie eine Pfirſiche einer weißen Rübe. Dieſer Becher ſei eine der berühmten Arbeiten des Meiſter Martin Dominique, eines Künſtlers, deſſen Ruhm bis nach Paris gedrungen war.

„Und bitte, was iſt dieſer Meiſter Pierre,“ ſagte Durward, den Wirth unterbrechend, „der einem Fremden ſo werthvolle Geſchenke macht?“

„Was Meiſter Pierre iſt?“ ſagte der Wirth, die Worte ſo langſam zwiſchen ſeinen Lippen hervormurmelnd, als fürchte er ſich durch dieſelben zu verletzen.

„Gewiß,“ ſagte Durward ſchnell und gebieteriſch, „ich frage, wer iſt dieſer Meiſter Pierre und warum wirft er in ſolcher Weiſe mit ſeinen Geſchenken um ſich? Und wer iſt der Menſch, der wie ein Metzger ausſieht — den er vorausſchickte, um hier ein Frühſtück zu beſtellen?“

„Nun, edler Herr, was Meiſter Pierre anbelangt, ſo hättet Ihr die Frage an ihn ſelbſt ſtellen ſollen, und was den Herrn betrifft, der hier das Frühſtück beſtellte, ſo behüte uns Gott vor ſeiner nähern Bekanntſchaft!“

„Dieſe ganze Sache iſt höchſt geheimnißvoll,“ ſagte der junge Schotte. „Meiſter Pierre ſagte mir, er ſei ein Kaufmann.“

„Wenn er Euch das ſagte, ſo iſt er es auch gewiß,“ entgegnete der Wirth.

„Und mit was für Waaren handelt er?“

„Hm, er beſitzt viele und ſchöne Fabriken,“ ſagte der Wirth, „beſonders ließ er hier Seidenmanufacturen errichten, welche es mit den Waaren, die die Venetianer von Indien und China bringen, aufnehmen können. Ihr müßt auf Euerm Weg hierher die Maulbeerbäume haben ſtehen ſehen, die alle auf Meiſter Pierre’s Befehl gepflanzt wurden, um dem Seidenwurm zur Nahrung zu dienen.“

„Und das junge Mädchen, welches den Becher brachte, wer war ſie?“ fragte der Gaſt weiter.

„Sie wohnt hier mit ihrer Vormünderin, oder ihrer Tante oder derlei,“ erwiderte der Wirth.

„Und pflegt Ihr Eure Gäſte gewöhnlich anzuhalten ſich gegenſeitig zu bedienen?“ fragte Durward, „denn ich bemerkte ganz wohl, daß Meiſter Pierre nichts aus Eurer oder der Hand Eures Dieners nehmen wollte.“

„Reiche Leute haben ihre Launen, denn ſie können ſie bezahlen,“ ſagte der Wirth; „es iſt nicht das erſte Mal, daß Meiſter Pierre die richtigen Mittel findet, Edelleute ſeinem Winke gehorſam zu machen.“

Der junge Schotte fühlte ſich durch dieſe Anſpielung einigermaßen verletzt, doch bezwang er ſeinen Groll und fragte, ob er im Hauſe ein Zimmer finden könne, um einen oder mehrere Tage hier zu verbleiben.

„Gewiß,“ erwiderte der Wirth, „ein Zimmer könnt Ihr haben und für ſo lange als es Euch beliebt.“

„Und iſt es mir erlaubt,“ fragte der junge Schotte weiter, „den Damen meine Aufwartung zu machen, deren Nachbar ich jetzt ſein ſoll?“

Dieſe Frage machte den Wirth ſichtlich verlegen. Endlich murmelte er eine Entſchuldigung, die Damen machten ſelbſt nie Beſuche und empfingen auch in ſeinem Hauſe keine.

„Mit Ausnahme der des Meiſters Pierre, vermuthe ich,“ ſagte Durward.

„Es ſteht mir nicht frei, Ausnahmen zu nennen,“ antwortete der Wirth feſt, wenn auch achtungsvoll.

Quentin, der ziemlich hohe Anſichten über die eigene Wichtigkeit hegte (etwas allzu hohe, wenn man ſeine Mittel in Betracht zog) fühlte Verdruß über dieſe Antwort des Wirthes, ließ ſich dies jedoch nicht anmerken, ſondern benutzte einen Kunſtgriff, der damals häufig in Anwendung kam.

„Bringt den Damen,“ ſagte er, „eine Flaſche guten Vernât mit meinem ehrfurchtsvollen Gruß, und ſagt ihnen, Quentin Durward vom Hauſe Glen-hou-lakin, ein ſchottiſcher Cavalier von gutem Blute und jetzt ihr Nachbar unter dieſem Dach, erbitte ſich die Erlaubniß, ſie perſönlich begrüßen zu dürfen.“

Der Bote entfernte ſich, kehrte aber faſt im ſelben Augenblick zurück, und theilte Quentin mit, die Damen hätten die Erfriſchung zurückgewieſen, ſendeten dem ſchottiſchen Cavalier ihren Dank, bedauerten aber, daß ſie, die in ſtrenger Zurückgezogenheit lebten, ſeinen Beſuch nicht annehmen könnten.

Quentin biß ſich in die Lippen, und trank einen Becher von dem verſchmähten Vernât, den der Wirth neben ihn auf den Tiſch geſtellt hatte.

„Bei der heiligen Meſſe, das iſt ein ſeltſames Land,“ dachte er bei ſich ſelbſt, „wo Kaufleute und gewöhnliche Bürger das Weſen und die Großmuth der Adeligen annehmen und unbedeutende kleine Mädchen, die ihren Hof in einer Schenke aufgeſchlagen haben, ſich geberden wie verkleidete Prinzeſſinen! Aber ich will dieſes ſchwarzhaarige Mädchen wiederſehen — ich will es und werde es.“

Nachdem er dieſen klugen Entſchluß gefaßt hatte, forderte er den Wirth auf, ihn nach dem für ihn beſtimmten Zimmer zu führen.

Der Wirth ſchritt ihm voran, eine kleine Wendeltreppe hinauf, dann durch eine lange Galerie, in welche viele Thüren mündeten, wie in einem Kloſter, eine Aehnlichkeit, die unſern jungen Helden, der ſich noch mit Unmuth an ſein früheres Kloſterleben zurückerinnerte, keineswegs heiter ſtimmte.

Am äußerſten Ende dieſer Galerie blieb der Wirth ſtehen, nahm einen Schlüſſel von dem großen, an ſeinem Gürtel herabhängenden Bund, öffnete eine Thür und führte ſeinen Gaſt in das Innere eines kleinen, aber reinlich und ſauber ausgeſtatteten Thurmzimmers, deſſen einfaches Bett in guter Ordnung und einladend war.

„Ich hoffe, Ihr werdet hier gut und zufrieden wohnen, edler Herr!“ ſagte der Wirth, „ich bin verpflichtet, jeden Freund Meiſter Pierre's zu ehren und zu ſchätzen.“

„O glückliches kaltes Bad!“ rief Quentin aus, ſobald ſein Wirth ſich zurückgezogen hatte. „Noch niemals kehrte das Glück in einer beſſern oder näſſern Form bei einem jungen Menſchen ein!“

Er ſchritt an das kleine Fenſter, das nicht nur einen Garten von ziemlicher Ausdehnung beherrſchte, ſondern auch einen Blick auf eine angenehme Pflanzung der oben erwähnten Maulbeerbäume gewährte. Als Quentin das Auge von dieſen ferner liegenden Gegenſtänden abwandte, entdeckte er, daß ſeinem Thurm ein anderer, ganz gleicher gegenüber lag, in welchem ebenfalls ein kleines, mit dem ſeinigen in einer Linie liegendes Fenſter angebracht war.

Nun würde es für einen um zwanzig Jahre älteren Mann als Quentin ſchwer geweſen ſein, zu beſtimmen, was dieſer Localität mehr Intereſſe verlieh, als dem hübſchen Garten oder dem reizenden Maulbeerhain; denn Augen, die ſchon vierzig und noch mehr Jahre Dienſte geleiſtet haben, ſehen mit großer Gleichgiltigkeit auf Thurmfenſter, ob auch der eine Flügel halb offen ſteht, um die Luft einzulaſſen — ob auch der eine Vorhang halb vorgezogen iſt, wahrſcheinlich um die Sonne oder ein neugieriges Auge auszuſchließen — ja ſogar, wenn an einer Seite des Fenſters eine Laute hängt, die von einem grünen Schleier halb verborgen wird.

Aber in Quentin Durward's glücklichem Alter bildet ſolch eine „Staffage“, wie der Maler es nennen würde, Gelegenheit zu hundert Träumereien und geheimnißvollen Muthmaßungen, bei deren Erinnerung er ſpäter, im vollen Mannesalter ſtehend, mit einem Seufzer lächelt und mit einem Lächeln ſeuzt.

Da Quentin Durward etwas mehr über ſeine ſchöne Nachbarin, die Beſitzerin der Laute und des Schleiers erfahren wollte — da er mindeſtens neugierig war, ob ſie nicht etwa dieſelbe ſei, welche er Meiſter Pierre ſo demüthig bedienen ſah, ſo zeigte er ſich natürlich nicht an ſeinem Fenſter, ſondern hielt ſich, da er ſich zu gut auf den Vogelfang verſtand, hinter dem Vorhang verborgen.

Und wirklich hatte er es dieſer Vorſicht zu verdanken, daß nach kurzer Zeit ein ſchöner weißer Arm am jenſeitigen Fenſter erſchien, um das Inſtrument herabzunehmen, und daß auch ſeine Ohren eine kleine Weile ſpäter den ſüßen Lohn ſeines ſchlauen Manövers empfingen.

Das Mädchen des Thurms, des Schleiers und der Laute ſang gerade ein ſolches Lied, wie es, unſern Begriffen nach, den rubinrothen Lippen eines hoch- und edelgeborenen Ritterfräuleins entſtrömen mußte, während Ritter und Troubadours in wonniges Zuhören verſunken waren.

In den Worten lag zu wenig Geiſt, Sinn oder Leidenſchaft, um die Melodie vergeſſen zu machen — und die Muſik war zu einfach und ungekünſtelt, um alle Aufmerkſamkeit für ſich allein in Anſpruch zu nehmen. Das Eine ſchien nur durch das Andere zu exiſtiren, und weder der Text, noch die Melodie würden, für ſich allein gehört, großen Werth gehabt haben.

Es iſt daher kaum zu entſchuldigen, wenn wir Verſe, die blos für den Geſang beſtimmt ſind, hier wiedergeben. Aber derlei Bruchſtücke der alten Poeſie üben ſtets einen zauberiſchen Reiz auf unſere Phantaſie, und da die Melodie für immer verloren ging — ſo wollen wir unſern Credit und den Geſchmack der Dame mit der Laute aufs Spiel ſetzen und die Verſe in ihrer urſprünglichen Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit hier anführen.

Graf Guy, o weh! die Stund' iſt da;
Die Sonn' verſchwunden von der Höh',
Orangenduft durchzieht die Luft,
Die Briſe zieht über die See.

Der Lerche Sang, der am Tag erklang,
Verſtummt in der Abendluft.
Es ruht die Natur, der Wald und die Flur —
Die Liebe, Graf Guy, dich ruft!

Der Bauernmaid, von der Arbeit befreit,
Die Liebe des Schäfers winkt.
Der Schönen hold, in der Minne Sold
Der Ritter von Liebe ſingt.

Der Liebe Stern winkt Diener und Herrn,
In Hain und Wald ſein Lob erſchallt,
Und Arm und Reich wird vor ihm gleich.
Dich ruft die Lieb, mein Guy! — Komm' bald!

Wie auch des Leſers Urtheil über dies einfache Liedchen ſei, auf Quentin, der es nach einer rührenden Melodie von einer ſchmelzenden Stimme ſingen hörte, deren ſüße Töne ſich mit dem ſanften Zephyr mengten, der den Blumenduft vom Gärtchen heraufſtrug, während die Geſtalt der Sängerin ihm halb verborgen blieb — auf Quentin übte dieſes Lied im Verein mit dem geheimnißvollen Hauch, der die ganze Scene durchwehte, einen bezaubernden Eindruck.

Als der Geſang verſtummte, konnte der heimliche Lauſcher ſich nicht enthalten, dreiſter vorzutreten, um wo möglich mehr zu erſpähen, als ihm bisher gelungen war. Aber — die Muſik hörte ſofort ganz auf — das Fenſter wurde ſchnell geſchloſſen und ein von Innen vorgezogener dichter dunkler Vorhang machte allen weiteren Beobachtungen von Seiten des Nachbars im gegenüber liegenden Thurm ein Ende.

Durward war betroffen und betrübt über dieſe Folgen ſeiner Voreiligkeit, tröſtete ſich aber mit der Hoffnung, die Dame mit der Laute würde weder ſo leicht auf das Spielen eines Inſtrumentes, auf dem ſie offenbar Meiſterin war, verzichten wollen, noch den ſelbſtquäleriſchen Entſchluß faſſen, ſich des Lichtes und der friſchen Luft zu berauben, blos um die ſüßen Klänge ihrer Stimme keinem fremden Ohr zu gönnen.

Vielleicht mengte ſich etwas perſönliche Eitelkeit in dieſe tröſtlichen Betrachtungen. Ahnte er, daß im jenſeitigen Thurm jene ſchöne, ſchwarzlockige junge Dame wohnte, ſo war er ſich wol bewußt, wie der andere Thurm einen hübſchen, einnehmenden, blondlockigen und unternehmenden Glücksritter beherbergte; und Romane — dieſe klugen Lehrmeiſter! — hatten den Jüngling belehrt, daß auch die ſchüchternſten Mädchen niemals ohne eine gewiſſe Neugierde und Theilnahme für ihre hübſchen Nachbarn ſeien.

Als Quentin noch ſolchen weiſen Betrachtungen nachhing, trat ein Diener des Gaſthofes mit der Nachricht herein, ein Cavalier warte unten und wünſche ihn zu ſprechen.

Fünftes Kapitel.

Der Kriegsmann.

Der Cavalier, welcher Quentin Durward in dem Zimmer, wo dieſer ſein Frühſtück eingenommen hatte, erwartete, gehörte zu Jenen, von welchen König Ludwig XI. ſagte, ſie hielten das Geſchick Frankreichs in Händen, da ihnen die unmittelbare Bewachung und Beſchützung ſeiner königlichen Perſon anvertraut ſei.

Dieſes berühmte Corps, die Bogenſchützen der ſchottiſchen Leibgarde, wie man ſie nannte, war von Karl dem Sechſten errichtet worden, welcher gewichtigere Gründe dazu hatte, als ſie ſonſt für die Errichtung einer Leibgarde aus fremden Söldlingen zum Schutz des Thrones vorliegen.

Die inneren Spaltungen, welche ihm mehr als die Hälfte Frankreichs raubten, im Verein mit der unſicheren, wankenden Treue derjenigen Großen, die ſeine Hoheit noch anerkannten, machten es unpolitiſch und gefährlich, ſeine perſönliche Sicherheit ihren Händen anzuvertrauen.

Die Schotten waren die Erbfeinde Englands, und die uralten, gewiſſermaßen natürlichen Verbündeten Frankreichs.

Sie waren arm, tapfer und treu; — wurden ihre Reihen gelichtet, ſo erſetzte ſich der Abgang gewiß bald wieder aus dem Ueberfluß der überreichen Bevölkerung ihres Heimatslandes, welches die meiſten und verwegenſten Abenteurer über Europa ausſendete.

Auch ihre Anſprüche an altadelige Abſtammung berechtigten ſie, ſich der Perſon des Königs mehr zu nahen, als alle übrigen Truppen, während die verhältnißmäßig kleine Zahl ihrer Mitglieder der Möglichkeit einer Meuterei vorbeugte, und ſie hinderte, etwa da die Herren ſpielen zu wollen, wo ſie Diener vorſtellen mußten.

Andererſeits gehörte es zur Politik der franzöſiſchen Monarchen, ſich die Anhänglichkeit dieſer auserleſenen Truppe von Fremdlingen dadurch zu erwerben, daß ſie denſelben manche ehrenvolle Vorrechte und hohen Sold gewährten, welch letzteren ſie mit militäriſcher Verſchwendungsſucht dazu vergeudeten, ihren angeblichen Rang zu behaupten.

Jeder von dieſen ſchottiſchen Leibgardiſten genoß den Rang und die Ehren eines Edelmannes, und ihre nahe Berührung mit der Perſon des Königs verlieh ihnen nicht nur Würde in ihren eigenen Augen, ſondern auch Bedeutung in denen der franzöſiſchen Nation.

Sie waren prächtig bewaffnet, bekleidet und beritten, und Jeder hatte das Recht, einen Knappen, einen Diener, einen Pagen und zwei Trabanten zu halten, von welchen letzteren einer Coutelier genannt wurde, nach dem langen Meſſer, mit welchem er denjenigen den Gnadenſtoß gab, die ſein Herr im Kampf überwältigt hatte.

Mit ſolch glänzender Ausrüſtung und ſo großem Gefolge war ein Bogenſchütze der ſchottiſchen Leibgarde natürlich eine Perſon von Wichtigkeit und hohem Anſehen; und da erledigte Stellen mit ſolchen beſetzt zu werden pflegten, die als Pagen oder Diener zu dieſem Dienſt vorbereitet worden waren, ſo ſchickten die beſten Familien Schottlands häufig ihre jüngeren Söhne nach Frankreich, um in jener Eigenſchaft unter einem Freund oder Verwandten Dienſte zu nehmen, bis ſich eine Gelegenheit zur Beförderung bot.

Zum „Coutelier“ und deſſen Gefährten, welche zu höherer Beförderung nicht zugelaſſen wurden, nahm man Menſchen der untern Stände; da jedoch ihr Sold und Unterhalt vortrefflich waren, ſo konnten ihre Gebieter ſie leicht unter den kräftigſten und muthigſten ihrer ſich zahlreich meldenden Landsleute auswählen.

Ludovic Lesly, oder, wie wir ihn öfter nennen werden, der Balafré,*) (unter dieſem Namen in ganz Frankreich bekannt) maß über ſechs Fuß, war von robuſtem, kräftigem Körperbau und düſtern Zügen, die durch eine große, furchtbare Narbe noch dräuender gemacht wurden, welche von der Stirne ausgehend dicht neben dem rechten Auge hinlief, den Backenknochen frei gelegt und ſich bis zum Ohrläppchen hingezogen hatte.

Dieſe tiefe Furche leuchtete — je nach der Gemüthsſtimmung des Kriegers — bald ſcharlach-, bald purpurroth, bald wieder blau, ja zuweilen ſogar ſchwarz — und nahm ſich in jedem Zuſtand gleich ſcheußlich aus.

Sowol die Kleidung, als die ganze Ausrüſtung waren höchſt koſtbar. Er trug die franzöſiſche Mütze, die mit einem Federbuſch und dem Bildniß der heiligen Maria von maſſivem Silber in Geſtalt einer Agraffe geſchmückt war. Die ſchottiſche Garde erhielt dieſe Agraffen, als der König einſt, in einem ſeiner Anfälle bigotter Frömmigkeit, die Schwerter ſeiner Leibgarde der heiligen Jungfrau weihen ließ, und die Sache, wie von Einigen behauptet wird, ſo weit trieb, die Mutter Gottes in einem in aller Form ausgeſtellten Decret zum Generalcapitän ſeiner Garde zu ernennen.

---

*) Der Benarbte.

Ringkragen, Armſchienen und Panzerhandſchuhe waren vom feinſten, mit Silber ausgelegtem Stahl, und das kurze Panzerhemd blitzte und glitzerte, wie das Eis an einem Wintermorgen auf den Büſchen und Sträuchern ſchimmert. Er trug ein weites Oberkleid oder einen Wappenrock von prächtigem blauen Sammet, der an den Seiten geſchlitzt war, gleich dem eines Herolds, und auf Bruſt und Rücken mit einem funkelnden, ſilbergeſtickten Kreuz geziert. Beine, Knie und Füße waren durch Panzerhoſe und ſtählerne Schuhe geſchützt — ein breiter ſtarker Dolch (Gottes Gnade genannt) hing an ſeiner rechten Seite — über die linke Schulter fiel das reichgeſtickte Wehrgehänge für ſein zweihändiges Schwert; doch trug er dieſe ſchwerfällige Waffe, welche er, den Dienſtvorſchriften nach, nicht ablegen durfte, jetzt der Bequemlichkeit wegen in der Hand.

Obwol Quentin Durward, wie die ganze ſchottiſche Jugend ſeiner Zeit, früh gelernt hatte, Waffen und Krieger zu ſehen, meinte er doch noch nie einen ſo martialiſch ausſehenden, wohlausgerüſteten und furchterweckenden Kriegsmann geſehen zu haben, als ihm jetzt einer in der Perſon des Bruders ſeiner Mutter, Ludovic mit der Narbe (oder Balafré) entgegentrat.

Ja, er ſchrak unwillkürlich vor dem grimmigen Ausdruck ſeiner Züge zurück, als derſelbe erſt die rechte und dann die linke Wange ſeines jungen Verwandten mit ſeinem rauhen Schnurbart fegte, ſeinen Neffen in Frankreich willkommen hieß und in einem Athem nach Neuigkeiten aus Schottland fragte.

„Ich habe wenig Gutes zu berichten, lieber Oheim,“ erwiderte der junge Quentin; „doch wie erfreut es mich, daß Ihr mich ſo leicht erkannt habt.“

„Ich würde dich ſogar in den Landes*) von Bordeaux wiedererkannt haben, und hätte ich dich dort, gleich einem Kranich, auf einem Paar Stelzen**) einherſchreiten ſehen. — Aber ſetze dich — ſetze dich. — Soll ich eine Trauerkunde vernehmen, ſo wollen wir Wein herbeiſchaffen, um ſie hinabzuſpülen. — Heda! guter Wirth, Herr Knappmaß! bringt uns von Eurem Beſten, und das im Augenblick!“

---

*) Weite, öde Strecken loſen Sandes.

**) Solcher Stelzen bedienen ſich die Schotten, um über Flüſſe zu waten; und die Bauern in Bordeaux, um durch die Landes zu wandern.

Die wohlbekannten Klänge des ſchottiſchen Franzöſiſch waren in den Tavernen um Pleſſis eben ſo gewöhnlich, als das ſchweizeriſche Franzöſiſch in den neueren Schenken von Paris; und es wurde ſchnell — in der That mit der Schnelligkeit der Furcht und Eile verſtanden und befolgt.

Bald ſtand eine Flaſche Champagner vor den Beiden, aus der der Aeltere einen langen Zug that, während ſein Neffe nur mäßig davon koſtete, um ſeinem Onkel Beſcheid zu thun, indem er zur Entſchuldigung anführte, er habe an dieſem Morgen bereits Wein getrunken.

„Das wäre eine treffliche Entſchuldigung im Munde deiner Schweſter,“ ſagte der Balafré; „du mußt den Wein weniger fürchten, willſt du einen Bart tragen und dich einen wackeren Kriegsmann nennen. Aber komm — komm — ſchnalle dein ſchottiſches Ränzel auf — und rücke mit den Neuigkeiten von Glen-hou-lakin heraus. — Wie geht es meiner Schweſter?“

„Sie iſt todt, werther Oheim!“ antwortete Quentin in bekümmertem Tone.

„Todt!“ wiederholte ſein Onkel mit einer Stimme, die mehr Verwunderung, als Betrübniß verrieth. — „Sie war doch um fünf Jahre jünger als ich, und ich fühlte mich nie im Leben ſo wohl und kräftig! — Todt! — es iſt rein unmöglich! — Mich hat noch nie der Kopf geſchmerzt, außer wenn ich zwei oder drei Nächte mit luſtigen Kumpanen durchſchwelgt hatte — und meine Schweſter iſt todt! — Und dein Vater, werther Neffe, hat ſich wieder verheirathet?“

Bevor der Jüngling aber noch etwas erwidern konnte, hatte der Balafré die Antwort ſchon in ſeinen erſtaunten Mienen geleſen und rief aus:

„Wie, nicht wieder geheirathet — nicht? — Ich hätte darauf geſchworen, Allan Durward ſei nicht der Mann, unbeweibt zu bleiben. Er hielt was darauf, ſein Haus in guter Ordnung zu wiſſen — und auch ein hübſches Weib anzuſehen; dabei war er gar ſtreng in ſeinen Grundſätzen — ja, ja, er hatte eine Ehefrau nöthig. Ich, für mein Theil, kümmere mich wenig um derlei häusliche Bequemlichkeiten, und kann ein hübſches Frauenzimmer anſehen, ohne gleich an das Sakrament der Ehe zu denken — bin wol nicht heilig genug dazu.“

„Ach, beſter Onkel, meine Mutter war ſeit einem Jahr Wittwe, als Glen-hou-lakin von den Ogilvies heimgeſucht wurde. Mein Vater — meine zwei Oheime — meine zwei älteren Brüder nebſt ſieben Anverwandten — der Harfenſpieler, der Vogt und noch ſechs von unſern Leuten fielen in der Vertheidigung unſeres Schloſſes — und von ganz Glen-hou-lakin iſt kein Stein auf dem andern geblieben.“

„Beim heiligen Andreaskreuz!“ rief der Balafré aus; „das nenne ich eine Verwüſtung! — Ja, ja — dieſe Ogilvies waren immer eine böſe Nachbarſchaft für Glen-hou-lakin — eine Unheilsbrut; das Unglück war gegen euch — aber — ſo geht’s im Krieg — ſo geht’s im Krieg. — Und wann ereignete ſich dieſes Unglück, lieber Neffe?“

Nach dieſen Worten that er einen gewaltigen Zug aus dem Weinkrug, und ſchüttelte mit ernſter Miene den Kopf, als ſein Neffe erwiderte: dieſe Vernichtung ſeiner Familie habe im verfloſſenen Jahr, am Feſte Judä ſtattgefunden.

„Was du ſagſt!“ rief der Kriegsmann aus. „Ich ſagte es ja — ſo geht’s im Krieg — gerade an demſelben Tag habe ich mit zwanzig meiner Kameraden das Schloß Roche-noir erſtürmt, das von Amaury Bras-de-Fer vertheidigt wurde, einem Hauptmann freier Lanzknechte, von dem du ſicherlich gehört haſt. Ich hieb ihn auf ſeiner eigenen Schwelle nieder und erbeutete das Gold zu dieſer ſchönen Kette, die zweimal ſo lang war, als ſie jetzt iſt — doch dabei fällt mir ein, daß ich ein Stück von ihr einem heiligen Zweck opfern muß. — Hollah! Andreas! Andreas!“

Sein Trabant Andreas erſchien, im Allgemeinen gekleidet, wie der Bogenſchütze ſelbſt, nur beſtand der Bruſtharniſch aus ſchlechterem Metall, während die Beinſchienen ganz fehlten; ſeine Mütze war ohne Federſchmuck, ſein

Wamms nicht von üppigem Sammt, ſondern von Serge oder gewöhnlichem Tuch.

Der Balafré nahm die Goldkette vom Hals, biß von einem Ende derſelben ein ungefähr vier Zoll langes Stück mit ſeinen ſtarken, großen Zähnen ab, und ſagte zu ſeinem Untergebenen:

„Hier, Andreas, bringe dies meinem Gevatter, dem luſtigen Bruder Bonifaz, dem Mönch im Martinskloſter. — Beſtelle ihm meinen Gruß, mit der Erinnerung, daß er bei unſerm letzten Scheiden um Mitternacht nicht im Stande war „Gott ſei mit dir“ zu ſagen. — Berichte meinem Gevatter alſo, mein Bruder, meine Schweſter und noch einige meines Hauſes ſeien alle todt und dahin, und ſo bäte ich ihn ſo viel Meſſen für ihr Seelenheil zu leſen, als dieſer goldene Zierrath hier bezahlen kann, und alles Uebrige, was ihm zu ihrer Befreiung aus dem Fegefeuer nöthig ſcheint, auf Credit zu thun. Und höre, da es gerechte, gottesfürchtige Menſchen waren, ſo wär's wol möglich, daß ſie nicht allzu tief im hölliſchen Schlund ſtecken; dann braucht es nicht allzu viel zu ihrer Erlöſung — für dieſen Fall, ſage dem guten Mönch, wär' es mein Wunſch, daß er für den Reſt des Goldes ein gewiſſes Geſchlecht Ogilvies von Angus-ſhire mit den Verwünſchungen belegt, über welche die heilige Kirche bei derlei Anläſſen zu verfügen pflegt. — Haſt du mich auch verſtanden, Andreas?“

Der Coutelier nickte.

„So ſorge dafür, daß keines dieſer Goldglieder den Weg in die Kneipe findet, bevor der Mönch ſie berührt; denn käme dies zu Tage, ſo würdeſt du den Sattelgurt und Steigbügelriemen zu koſten bekommen, bis du ſo zerſchunden biſt, wie der heilige Bartholomäus. — Halt! — ich ſehe dein Auge verſenkt ſich in den Weinkrug, du ſollſt nicht aufbrechen, ohne einen Schluck gethan zu haben.“

Mit dieſen Worten füllte er einen Becher bis zum Rand, den der Coutelier leerte, bevor er ſich entfernte, um den Auftrag ſeines Gebieters zu vollziehen.

„Und nun, beſter Neffe, erzähle mir von deinem eigenen Schickſal bei dieſem unſeligen Ereigniß.“

„Ich kämpfte an der Seite meiner älteren und kräftigeren Genoſſen, bis wir Alle unterlagen," erwiderte Quentin Durward, „und ich eine gräßliche Wunde davon getragen hatte."

„Keine klaffendere als die war, welche ich ſelbſt vor zehn Jahren erhielt," ſagte der Balafré. „Sieh dir das an, mein guter Neffe," — dabei fuhr er mit dem Finger über die kirſchrothe Narbe, die über ſein Geſicht hinlief. — „Niemals hat das Schwert eines Ogilvy eine ſo tiefe Furche gepflügt."

„Ha, ſie pflügten tief genug," meinte Quentin kummervoll; „aber endlich ermatteten ſie, und die Bitten meiner Mutter erlangten Gnade für mich, als man noch einen Funken Lebens in mir entdeckte. Aber, obwol man einem, zu jener Unglückszeit zufällig als Gaſt in unſerem Schloß anweſenden gelehrten Mönch von Aberbrothick geſtattete, meine Wunden zu verbinden — (er war ſelbſt mit genauer Noth gleichem Schickſal entronnen!) und mich an einen ſicheren Zufluchtsort zu bringen, ſo geſchah es nur auf ſein und meiner Mutter feierliches Gelübde, ich ſollte Mönch werden."

„*Mönch*!" rief ſein Oheim aus. — „Beim heiligen Andreas! ſo etwas begegnete mir nie! Seit ich das Licht der Welt erblickte iſt es noch keinem Menſchen eingefallen, mich zum Mönch machen zu wollen. — Und doch muß mich das ſchier wundern, denn du mußt zugeben, daß ich — abgeſehen vom Leſen und Schreiben, was ich nie erlernen konnte, und von dem Beten, was mir unerträglich wäre, und von der Kutte, die närriſch iſt, — die heilige Frau vergebe mir! (hier bekreuzte er ſich) — und ihren langen Faſten, die ſich nicht mit meinem Appetit vertragen — alſo, ſage ich, daß ich einen eben ſo guten Mönch abgegeben hätte, wie mein kleiner Gevatter im Martinskloſter iſt. — Ich kann nicht begreifen, warum *mir* niemals Jemand vorſchlug, in dieſen heiligen Stand zu treten! Du aber ſollteſt Mönch werden, beſter Neffe? Und warum das, ich bitte dich?"

„Damit das Geſchlecht meines Vaters unterginge, ſei es im Grabe oder im Kloſter," antwortete Quentin.

„Ich verſtehe," ſagte ſein Onkel, „ich verſtehe! Wie ſchlau die Schufte ſind — wie ungemein ſchlau! Und doch hätte man ſie überliſten können, denn ſieh, beſter Neffe, ich erinnere mich an den Canonicus Roberſart, der ſchon ſein Gelübde abgelegt hatte, nachmals aber aus dem Kloſter entwich und Anführer einer Compagnie Lanzknechte wurde. Er hatte eine Geliebte, die hübſcheſte Dirne, die mir je vor die Augen gekommen iſt und drei eben ſo ſchöne Kinder. — Ja, ja, mein guter Neffe, es iſt kein Verlaß auf Mönche, kein Verlaß — ſie verwandeln ſich in Soldaten und Väter, wenn man es am wenigſten erwartet. Aber fahre fort in deiner Erzählung.“

„Ich habe wenig mehr zu erzählen,“ ſagte Quentin. „Ausgenommen, daß ich in Rückſicht darauf, daß meine Mutter in meinem Namen ein Gelöbniß abgelegt hatte, wirklich das Novizenkleid anzog, mich in die Kloſterregeln fügte und ſogar leſen und ſchreiben lernte.“

„Leſen und Schreiben?!“ rief der Balafré aus, der zu jenen Leuten gehörte, die alle Gelehrſamkeit, die die ihrige übertrifft, für ein Wunder anſehen. „Schreiben, ſagſt du, und leſen? Ich kann es nicht glauben! — Kein Durward und auch kein Lesley, von dem ich je hörte, war im Stande ſeinen Namen zu ſchreiben. Für einen von ihnen kann ich bürgen — denn ich kann ſo wenig ſchreiben, als fliegen. Aber ſage mir, im Namen des heiligen Andreas, wie gelang es ihnen, dich das zu lehren?“

„Anfangs war es allerdings mühevoll, wurde mir aber durch die Gewohnheit immer leichter und leichter; auch war ich ja durch meine Wunden und den Blutverluſt geſchwächt, ſehnte mich auch darnach, meinem Lebensretter, dem Vater Peter, meine Dankbarkeit zu beweiſen, und dies hielt mich bei meiner Aufgabe feſt. Allein nach ſechs Monaten fortgeſetzten Kränkelns ſtarb meine gute Mutter, und da meine eigene Geſundheit jetzt wieder vollſtändig hergeſtellt war, theilte ich meinem Wohlthäter, dem Subprior des Kloſters, meinen Widerwillen mit, die heiligen Gelübde abzulegen. Hierauf wurde zwiſchen uns beſchloſſen, daß ich, da mein Beruf mich nicht für das Kloſter beſtimmte, in die Welt ziehen ſolle, um mein Glück zu machen. Nur mußten wir meine Abreiſe, um den Subprior vor dem Zorn der Ogilvies zu ſichern, den Anſchein einer Flucht geben, und um dies zu bewerkſtelligen, nahm ich den Falken des Abtes mit mir. Jedoch wurde ich ſpäterhin in aller Form entlaſſen, wie ich durch die Handſchrift und das Siegel des Abtes ſelbſt beweiſen kann.“

„Das iſt gut und recht!“ rief ſein Onkel aus. „Unſer König fragt wenig darnach, ob du etwa einen Diebſtahl begangen haſt; würde aber entſetzt ſein, erführe er von einer Entweichung aus dem Kloſter. Und höre, ich bin überzeugt, du biſt nicht allzu ſchwer mit Schätzen beladen.“

„Ich beſitze nur einige Silberſtücke,“ ſagte der Jüngling, „denn gegen Euch, beſter Onkel, muß ich offenherzig ſein.“

„Ach,“ erwiderte der Balafré, „das iſt ſchwierig, denn ich ſelbſt bin keineswegs gewöhnt, meinen Sold zuſammenzuhalten. Erſtens iſt es nicht rathſam, bei ſolch gefahrvollen Zeiten Geldeswerth bei ſich zu tragen, und dann — Aber ich habe ſtets — und dabei wünſchte ich, daß du meinem Beiſpiele folgteſt — irgend eine Goldkette oder Armſpange oder Agraffe bei mir, die mir zur Zierde meiner Perſon dient, und davon kann ich nöthigenfalls ein überflüſſiges Glied oder einen kleinen Edelſtein entbehren, um den Anforderungen des Augenblicks zu genügen. — Du wirſt mich aber fragen, werther Neffe, wie du zu ſolchen Geſchmeiden kommen ſollſt? — (Er ſpielte dabei wohlgefällig mit ſeiner Kette.) — Solche Früchte hängen wahrlich nicht auf jedem Baum — ſie wachſen auch nicht frei auf dem Felde, wie die Narciſſen, aus deren Stengeln die Kinder Ritterketten zu flechten pflegen. Doch was hat das auf ſich? — du kannſt ſie dort bekommen, wo ich ſie hernehme: im Dienſt des Königs von Frankreich, wo man immer Reichthum finden kann, wenn man nur den Muth hat, ihn zu ſuchen, und ein bischen Leben dafür einzuſetzen.“

„Man ſagt mir,“ begann Quentin, eine Erwiderung auf den Vorſchlag ſeines Onkels vermeidend, „daß der Herzog von Burgund prächtigeren Hof halte, als der König von Frankreich, daß man unter ſeinem Banner höhere Ehre erwerben kann — daß man unter ihm wackere Streiche austheilt und große Waffenthaten verrichtet — während der allerchriſtlichſte König, wie es heißt, ſeine Siege nur durch die Zunge ſeiner Abgeſandten gewinnt.“

„Du ſprichſt ein wenig thöricht, beſter Neffe,“ antwortete der Benarbte, „überleg' ich's aber, ſo war ich bei meiner Hierherkunft faſt eben ſo einfältig. Ich konnte mir einen König nie anders vorſtellen, als entweder auf dem Thron ſitzend, oder mit ſeinen vornehmſten Vaſallen und Paladinen zechend und blanc manger eſſend, die Goldkrone auf dem Kopf — oder, im andern Fall, an der Spitze ſeiner Truppen, wie Robert Bruce und William Wallace, wie es unſere Geſchichte berichtet, die Chronikſchreiber und Minſtrels es rühmen. Laß es dir ins Ohr ſagen, Mann, das iſt alles wie Mondenſchein im Waſſer. — Die Politik — die Politik bewirkt Alles! — Aber du wirſt fragen, was iſt die Politik? Es iſt eine Kunſt, die unſer franzöſiſcher König erfunden hat, um mit dem Schwert Anderer zu kämpfen, und ſeine Soldaten mit dem Geld aus fremden Börſen zu bezahlen. Wahrlich, er iſt der weiſeſte Fürſt, der je den Purpurmantel trug — und doch trägt er dieſen Lappen ſelten genug — meiſtens ſehe ich ihn unſcheinbarer gekleidet, als ich für meine Perſon es ſein möchte.“

„Dem mag ſein, wie ihm wolle, beſter Onkel,“ antwortete der junge Durward, „wenn ich ſchon in einem fremden Lande dienen muß, ſo will ich es dort thun, wo eine tapfere That mir einen Namen machen kann.“

„Ich verſtehe dich, mein beſter Neffe,“ antwortete der königliche Kriegsmann, „ich verſtehe dich ganz wohl. Aber du biſt nicht reif in ſolchen Dingen. Der Herzog von Burgund iſt ein heißköpfiger, ungeſtümer, bramabaſirender Wagehals. — Macht er einen Angriff, ſo geſchieht es an der Spitze ſeiner vaterländiſchen Ritter und Großen, ſeiner Lehensträger von Artois und dem Hennegau. — Glaubſt du, falls du dort wärſt, oder falls ich ſelbſt dort wäre, wir könnten weiter vorwärts ſtürmen als der Herzog und alle die tapferen Großen ſeines Landes? Blieben wir hinter ihnen zurück, dann würden wir wahrſcheinlich dem Profoßen in die Hände fallen, weil wir zu ſaumſelig im

Angriff wären. Blieben wir mit ihnen in einer Reihe, dann könnten wir allenfalls Beifall finden und es hieße einfach, wir ſeien unſeres Lohnes werth. Aber, wahrlich, wäre ich nur eine Speereslänge vor ihnen voraus, (was in einem ſolchen Kampf ſowol ſchwierig, als gefahrvoll iſt), ei, da ſagt mein guter Herzog, wenn er mich einen tüchtigen Streich führen ſieht, in ſeinem flämiſchen Dialect: „„Ha, gut getroffen! Eine gute Lanze! — Ein tapferer Schotte! Gebt ihm einen Gulden, um unſere Geſundheit zu trinken!““ — Ein Fremder kommt aber in ſolchem Dienſt nicht zu Rang, nicht zu Schätzen oder Ländern — das kommt Alles den Kindern des einheimiſchen Bodens zu Gute.“

„Und wem auch ſollte es ſonſt zufallen?“ fragte der junge Durward.

„Demjenigen, der die Kinder dieſes Bodens beſchützt!“ ſagte der Balafré, ſeine ſtattliche Geſtalt aufrichtend. „König Ludwig aber ſpricht ſo: „„Mein guter franzöſiſcher Bauer, mein ehrlicher Landmann, bleib' bei deinem Pflug, deiner Senſe, deiner Harke und deiner Gartenſcheere — mein tapferer Schotte hier wird für dich kämpfen, und dir bleibt nur die kleine Mühe, ihn zu bezahlen — Und Ihr, mein edler Herzog, mein berühmter Graf, mein allmächtiger Marquis, zügelt Euren feurigen Muth, bis man ihn gebraucht, denn leicht wäre es möglich, daß er ausſchlägt und ſeinen Gebieter ſelbſt verletzt; hier ſind meine Freicompagnien, hier ſind meine franzöſiſchen Garden — und hier ſind vor Allem meine ſchottiſchen Bogenſchützen und mein rechtſchaffener Ludowic mit der Narbe, der eben ſo gut oder noch beſſer kämpfen wird, als ihr mit eurer undisciplinirten Tapferkeit, welche zu den Zeiten eurer Väter die Schlachten bei Crécy und Azincourt verlieren half!““ — Nun, merkſt du jetzt, in welchem von dieſen beiden Staaten ein Glücksritter den höchſten Rang einnehmen, wo er zu den höchſten Ehren kommen kann?“

„Ich glaube Euch zu verſtehen, Onkel,“ ſagte Quentin. „Aber niemals kann, meiner Meinung nach, dort Ehre gefunden werden, wo keine Gefahr vorhanden iſt. Es iſt dies — vergebt mir, ich bitte — ein leichtes, faſt müßiggängeriſches Leben, einen alten Mann zu bewachen, den kein Menſch anzugreifen denkt, den langen Sommertag und die lange Winternacht auf jenen Zinnen zuzubringen, in eiſerne Käfige eingeſchloſſen, weil man fürchtet, ihr könntet euern Poſten verlaſſen. O, Onkel, das heißt leben, wie der Falke auf ſeiner Stange, den man niemals in die Wälder hinausläßt.“

„Wahrlich, beim heiligen Martin von Tours! der Burſche hat Feuer! Er hat eine Ader der Lesly in ſich — er gleicht mir ſelbſt, obwol ein bischen mehr Thorheit in ihm lebt. Höre mich, Burſche! Lang lebe der König von Frankreich — es verfließt kaum ein Tag, wo es nicht irgend einen Auftrag des Königs zu vollziehen gibt, durch welchen ſeine Anhänger ſich ſowol Geld, als Gunſt erwerben können. Glaube nicht, daß die tapferſten und verwegenſten Thaten alle bei *Tageslicht* geübt werden. Ich könnte dir von manchen Dingen erzählen — von der Erſtürmung feſter Schlöſſer und Aehnlichem, wo Einer, der ewig unbekannt und namenlos bleibt, ſchlimmerer Gefahr ausgeſetzt war, und größere Gunſt erwarb, als irgend ein Wagehals im Gefolge des wahnwitzigen Karl von Burgund! Und beliebt es Seiner Majeſtät, während ſolche Dinge vorgehen, ſich im Hintergrund zu halten, ſo bleibt ihm um ſo mehr Muße des Geiſtes, dieſen Abenteurer zu bewundern, um ſo freiere Hand, ihn zu belohnen. — *Ihn*, deſſen Gefahren und Waffenthaten er vielleicht beſſer zu beurtheilen verſteht, als hätte er perſönlich an ihnen Theil genommen. O, glaube mir, er iſt ein ſehr politiſcher und ungemein ſcharfſinniger Fürſt.“

Sein Neffe erwiderte nach einer kleinen Pauſe in leiſem, aber bedeutungsvollem Tone:

„Der gute Vater Peter machte mich oft darauf aufmerkſam, es gäbe Thaten, die ſehr gefahrvoll wären, ohne viel Ruhm in Ausſicht zu ſtellen. Ich brauche Euch nicht erſt zu ſagen, beſter Onkel, daß ich hoffen will, dieſe geheimen Aufträge ſeien auch immer ehrenhafte.“

„Für wen und für was hältſt du mich?“ fragte der Balafré in ſtrengem Tone. „Ich bin allerdings nicht im Kloſter erzogen, und kann auch weder leſen noch ſchreiben, Aber ich bin der Bruder deiner Mutter und ein rechtſchaffener Lesly! Meinſt du, ich wäre der Mann, dir irgend etwas Unwürdiges zu rathen? Der beſte Ritter Frankreichs, du Guesclin ſelbſt, wenn er noch am Leben wäre, brauchte ſich meiner Thaten nicht zu ſchämen."

„Ich muß Euch vertrauen, Onkel," ſagte der Jüngling, „denn Ihr ſeid der einzige Rathgeber, den die Vorſehung mir gelaſſen hat. Allein iſt es wahr, daß der König, wie der Leumund ſagt, in dieſem Schloß Pleſſis ſolch mageren Hofhalt führt? Man ſagt, es gäbe hier weder Höflinge, noch Große — keine jener großen Lehensträger, keinen der höchſten Würdenträger der Krone. Man fände nichts, als armſeligen Sport, an dem er ſogar den untergeordnetſten Diener ſeines Haushaltes Theil nehmen läßt — geheime Rathsſitzungen, zu welchen man die unbedeutendſten Männer zuläßt. — Ja, man flüſtert ſich zu, hier würden Rang und Adel unterdrückt, und Männer der niedrigſten Herkunft genöſſen die höchſte königliche Gunſt. — All das ſcheint mir ſeltſam und gleicht dem Weſen ſeines Vaters, des edlen Karl, wenig, der dieſes halbverlorne Königreich den Klauen des engliſchen Löwen wieder entriſſen hat."

„Du ſprichſt wie ein thörichtes Kind," ſagte der Balafré, „und wiederholſt gleich einem Kind dieſelbe Melodie in anderer Tonart. Höre: Wenn der König ſeinen Barbier, Oliver Dain, zu dem verwendet, was er beſſer zu Wege bringt, als irgend ein Pair des Reichs, — gewinnt das Königreich nicht hierbei? — Wenn er ſeinem Generalprofoß Triſtan aufträgt, dieſen oder jenen aufſtändiſchen Bürger zu verhaften, dieſe oder jene rebelliſchen Großen in Gewahrſam zu bringen — ſo iſt die That geſchehen und die Sache hat ein Ende. Würde der König den gleichen Auftrag jedoch einem Herzog oder Pair ertheilen, ſo bekäme er vielleicht eine Herausforderung zurück; — und wenn es dem König andererſeits beliebt, den einfachen Ludowic Lesly, der Balafré genannt, mit einer Commiſſion zu betrauen, die von ihm treu vollzogen wird, anſtatt den Connetabel in Anſpruch zu nehmen, der ſich vielleicht ſaumſelig erwieſe — zeigt er darin nicht ſeine Weisheit? Und vor Allem, muß ein Monarch ſolchen Charakters und von ſolchen Gewohnheiten nicht dem Glücksritter am willkommenſten ſein, der ſeine Schritte dorthin lenkt, wo man ſeine Dienſte am beſten zu ſchätzen weiß und wo man ihrer am häufigſten bedarf? — Nein, nein, Junge, ich ſage dir, Ludwig verſteht es, ſeine Vertrauten zu wählen und weiß genau, was er ihnen anvertrauen kann. Er verſteht es, die Laſt je nach der Kraft eines Jeden zu bemeſſen. Ludwig gleicht wahrlich nicht jenem König von Caſtilien, der verdurſtete, weil der Mundſchenk nicht zur Stelle war, um ihm den Becher zu reichen. — Doch horch, das iſt die Glocke des Martinskloſters. Ich muß in das Schloß zurückeilen. Lebe wohl — finde dich morgen um acht Uhr früh vor der Zugbrücke ein und frage die Schildwache nach mir. Doch hüte dich, von dem geraden Weg abzuweichen. Es gibt da Fallen und Schlingen, die dich leicht um ein Glied bringen könnten, das du ſpäter noch gut gebrauchen könnteſt. — Du ſollſt den König ſelbſt ſehen und ihn ſelbſt beurtheilen lernen. — Lebe wohl!"

Mit dieſen Worten entfernte er ſich ſchnell und vergaß in ſeiner Eile den beſtellten Wein zu bezahlen, eine Gedächtnißſchwäche, welcher Leute ſeines Standes unterworfen zu ſein pflegen, und die ſein Wirth, der ſich vielleicht von der großen Feder und dem gewichtigen, zweihändigen Schwert einſchüchtern ließ, nicht zu erwähnen wagte.

Man wird erwarten, daß Durward, kaum allein geblieben, ſich ſofort wieder in ſein Thurmzimmer begab, um auf die Wiederholung jener entzückenden Töne zu warten, die ihm am Morgen ſolchen Genuß gewährt hatten. Aber dies war ein Kapitel aus der Romantik, und das Geſpräch mit ſeinem Onkel hatte ihm eine Seite aus der wirklichen Geſchichte aufgeſchlagen, eine Seite, die wenig Angenehmes enthielt und für den Augenblick Erinnerungen und Ueberlegungen weckte, welche alle Ideen leichterer, ſorgloſerer Art zum Schweigen bringen mußten.

Quentin wanderte auf einem einſamen Pfad an dem Ufer des Fluſſes Cher hin, — (nachdem er ſich bei ſeinem Wirth erkundigt hatte, ob er dieſen Weg auch einſchlagen könne, ohne der Gefahr ausgeſetzt zu ſein, in eine Fallgrube zu ſtürzen oder ſich in einem Fußeiſen zu fangen) —

und bemühte ſich, ſeine aufgeregten, zerſtreuten Gedanken zu ſammeln, über ſein künftiges Schickſal nachzudenken und einen Entſchluß über ſeine Zukunft zu faſſen.

Sechſtes Kapitel.

Der Zigeuner.

Die Art und Weiſe, in der Quentin Durward erzogen worden war, diente weder dazu, dem Herzen ſanfte Empfindungen einzuflößen, noch ſeine Moral zu befeſtigen. Er war wie die übrigen Familienmitglieder auferzogen worden, die Jagd als ein Vergnügen zu betrachten, den Krieg als ernſthafte Beſchäftigung und es für ſeine größte Lebenspflicht anzuſehen, den Angriffen ihrer Feudalfeinde hartnäckigen Widerſtand entgegenzuſetzen und ſie gelegentlich aufs eifrigſte wieder heimzuzahlen.

Und doch lebte in dieſen Fehden ein Geiſt roher Ritterlichkeit, wodurch der Rache gewiſſermaßen auf humane und großmüthige Weiſe Rechnung getragen wurde. Der junge Durward hatte durch die Lehren des würdigen alten Mönches einen tieferen Einblick in die Pflichten des Menſchen erhalten, und berückſichtigt man die Unwiſſenheit ſeines Zeitalters, die allgemeinen Vorurtheile, welche zu Gunſten des Soldatenlebens ſprachen und ſeine Erziehung, ſo war dieſer Jüngling ſich ſeiner moraliſchen Pflichten weit mehr bewußt, als zu jener Zeit gewöhnlich war.

Er dachte an das Geſpräch mit ſeinem Onkel nur mit einem Gefühl der Enttäuſchung und Verlegenheit zurück. Quentin war mit großen Hoffnungen nach Frankreich gekommen, denn obwol ein brieflicher Verkehr außer Frage ſtand, wurde Lesly's Name doch gelegentlich durch einen Pilger, einen Handelsmann oder einen verkrüppelten Soldaten nach Glen-houlakin gebracht und ſie Alle ſtimmten darin überein, ſeinen unerſchrockenen Muth zu preiſen, ſeine Erfolge in manchen kleinen Unternehmungen, deren Führung ſein königlicher Gebieter ihm anvertraut hatte.

Quentin's Einbildungskraft hatte die Skizze in ſeiner eigenen Weiſe ausgeführt, und ſeinen glücklichen, abenteuerluſtigen Onkel gewiſſermaßen mit den Kämpen und fahrenden Rittern aſſimilirt, die von Minſtrels beſungen wurden, und mit ihrem Schwert und ihrer Lanze Kronen und Königstöchter eroberten.

Jetzt ſah er ſich gezwungen, ſeinen Verwandten auf eine weit niedrigere Sproſſe der Leiter des Ritterthums zu ſtellen. Jedoch blind gemacht von der Ehrfurcht, die er nicht nur Vater und Mutter, ſondern allen älteren und erfahrenen Leuten zollte; durch alte Vorurtheile für ihn eingenommen, überdies unerfahren und jedem Verwandten ſeiner Mutter leidenſchaftlich ergeben — erkannte Quentin in dem einzigen Bruder der theuren Hingeſchiedenen nicht deſſen wirklichen Charakter, welcher der eines gewöhnlichen käuflichen Söldners war, weder beſſer noch ſchlechter als alle Anderen derſelben Profeſſion, deren Anweſenheit die inneren Zerwürfniſſe Frankreichs noch vermehrten.

War der Balafré auch nicht grauſam, ſo hatte die Gewohnheit ihn doch unempfindlich und gleichgiltig gegen menſchliche Leiden gemacht. Er war höchſt unwiſſend und beutegierig und machte ſich wenig Gewiſſen daraus, auf welche Weiſe er ſolche Beute erlangte, oder wie er ſie zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaften alsbald wieder vergeudete.

Die Gewohnheit, einzig und allein ſeine eigenen Bedürfniſſe im Auge zu haben, hatte ihn zu einem der ſelbſtſüchtigſten Menſchen der Welt gemacht, ſo daß er, wie der Leſer ſchon bemerkt haben wird, ſelten im Stande war, irgend einen Gegenſtand zu berühren, ohne ihn auf irgend eine Weiſe mit ſich ſelbſt in Berührung zu bringen. Dem muß noch hinzugefügt werden, daß die engen Grenzen ſeiner Pflichten und ſeiner Vergnügungen ſeine Gedanken, Hoffnungen und Wünſche allmächtig auf ein enges Feld begrenzte und den Geiſt der Ehre, das Verlangen nach Auszeichnung im Dienſt, wodurch er ſich in ſeiner Jugend hervorthat, unterdrückt hatten.

Mit einem Wort, der Balafré war ein tapferer, ſelbſtſüchtiger, verhärteter, engherziger Soldat, treu und kühn in Erfüllung ſeiner Pflichten, aber außer denſelben ſich um wenig andere Dinge kümmernd, es ſei etwa noch um die Erfüllung förmlicher Andachtsübungen, die mit gelegentlichen Ausſchweifungen in Geſellſchaft des Bruders Bonifaz, ſeines Kameraden und Beichtvaters, abwechſelten.

Wäre ſein Geiſt etwas höherer Ordnung geweſen, ſo würde er ſicherlich zu einem wichtigeren Poſten befördert worden ſein, denn der König, der jeden Soldaten ſeiner Leibgarde perſönlich kannte, ſetzte großes Vertrauen in des Balafré Muth und Treue, und überdies beſaß der Schotte ſowol Verſtand, als Liſt genug, um die Eigenthümlichkeiten dieſes Herrſchers aufzufaſſen und auf geſchickte Weiſe zu benutzen.

Sonſt aber waren ſeine Geiſtesthätigkeiten zu untergeordneter Natur, um ihm zu erlauben, einen höheren Rang zu erklimmen, und ſah er ſich auch von Ludwig bei vielen Gelegenheiten ausgezeichnet und bevorzugt, ſo blieb der Balafré doch ſein Lebenlang nur ein einfacher ſchottiſcher Bogenſchütze der Leibgarde.

Vermochte Quentin auch nicht den Charakter ſeines Onkels vollkommen zu durchſchauen, ſo entſetzte ihn doch deſſen Gleichgiltigkeit über die unſelige Vernichtung der ganzen Familie ſeines Schwagers, und er mußte ſich überdies darüber wundern, daß ein ſo naher Verwandter ihm nicht den Beiſtand ſeiner Börſe angeboten hatte, um den er ohne Meiſter Pierre's Großmuth ſelbſt hätte anſuchen müſſen.

Jedoch that er ſeinem Onkel Unrecht, wenn er dieſen Mangel an Aufmerkſamkeit dem Geiz zuſchrieb. Balafré, der in dieſem Augenblick ſelbſt kein Geld brauchte, dachte nicht daran, daß es bei ſeinem Neffen anders ſtehen könnte, ſonſt würde er, der einen ſo nahen Verwandten für einen Theil ſeiner ſelbſt hielt, nicht angeſtanden haben, für die Bedürfniſſe des lebenden Neffen in derſelben Weiſe zu ſorgen, in der er für die ſeiner verſtorbenen Schweſter und ihres Gatten geſorgt hatte.

Jedoch war die Urſache dieſer Vernachläſſigung nun welche ſie wollte, Durward fand ſich gekränkt und wünſchte mehr als einmal, er hätte bei dem Herzog von Burgund Dienſte genommen, bevor er mit deſſen Forſtmeiſter in Streit gekommen war.

„Was dann auch aus mir geworden wäre, ich hätte meinen Muth durch den Gedanken aufrecht erhalten können, für den ſchlimmſten Fall an dieſem Onkel einen kräftigen Rückhalt zu beſitzen. Jetzt aber habe ich ihn geſehen und fand leider mehr Hilfe bei einem bürgerlichen Fremden, als bei dem Bruder meiner eigenen Mutter, bei einem Landsmann und Edelmann. Man ſollte glauben, der Hieb, der alle Schönheit ſeines Geſichts zerſtörte, hätte ihm auch jeden Tropfen edlen Blutes abgezapft.“

Es that Durward jetzt leid, daß er keine Gelegenheit gefunden hatte, gegen den Balafré des Meiſter Pierre Erwähnung zu thun, da ſein Onkel ihm vielleicht Näheres über dieſe Perſon hätte mittheilen können. Allein die Fragen des Balafré waren zu ſchnell aufeinander gefolgt, und die große Glocke des Martinkloſters zu Tours hatte ihre Unterredung zu plötzlich abgebrochen.

„Jener alte Mann,“ überlegte Quentin, „war von unſcheinbarem abſtoßendem Aeußern, von ſpöttiſcher, höhniſcher Sprache, aber freundlich und großmüthig in ſeinen Handlungen; und ein ſolcher Fremder wiegt einen kalten Verwandten auf. Wie ſagt unſer altes ſchottiſches Sprichwort:

„Beſſer ein warmer Fremder, als ein kalter Bekannter.“ „Wahrlich, ich muß dieſen Menſchen wiederfinden. Es wird dies, hoffe ich, keine ſchwierige Aufgabe ſein, wenn er ſo reich iſt, wie mein Wirth es ſagt. Er wird wenigſtens einen guten Rath für mich haben, und zieht er in fremde Länder, wie ſeines Gleichen zu thun pflegen, — wer weiß, ob ſein Dienſt mir nicht dieſelben Vortheile bringt, als der bei Ludwigs Leibgarde.“

Als Quentin ſich mit ſolchen Gedanken herumtrug, erhob ſich in ſeinem Herzen eine Stimme, die ihm zuflüſterte, ob jene Dame aus dem Thurm, die mit dem Schleier und der Laute, ſeine abenteuerlichen Fahrten etwa theilen möge. — Noch ſolchen Träumereien hingegeben, bemerkte er zwei ernſt ausſehende Männer, augenſcheinlich Bürger von Tours, die er achtungsvoll fragte, ob ſie ihm des Meiſter Pierre's Haus zeigen könnten.

„Welchen Namen habt Ihr da genannt?“ fragte einer der Fremden.

„Ich ſprach von Meiſter Pierre, dem großen Seidenhändler, der alle jene Maulbeerbäume dort pflanzen ließ," ſagte Durward.

„Junger Mann," ergriff Jener wieder das Wort, „Ihr habt Euer edles Geſchäft etwas zu früh begonnen."

„Und Euch nicht die rechten Leute ausgeſucht, bei denen Eure Thorheiten gut angebracht ſind," ſetzte ſein Gefährte in noch mißvergnügterem Tone hinzu. „Der Syndicus von Tours iſt nicht daran gewöhnt, in ſolcher Art von herumvagabundirenden Spaßvögeln befragt zu werden."

Quentin war ſo erſtaunt über dieſe ſeltſame Aufnahme einer ganz unſchuldigen Frage, daß er vergaß, darüber in Zorn zu gerathen und den Fortſchreitenden ſtarr nachblickte, die ſich mit ſo ſchnellen Schritten entfernten, als wünſchten ſie ſobald als möglich von ihm wegzukommen.

Bald begegnete er mehreren Weinbauern, an welche er dieſelbe Frage ſtellte, worauf ſie ihn gegenfragten, welchen Meiſter Pierre er ſuche, ob Meiſter Pierre den Schulmeiſter, oder den Tiſchler, oder den Büttel, oder ein halb Dutzend anderer „Meiſter Pierre's". Aber Keiner ſtimmte mit der Beſchreibung, welche er von dem Mann gab, den er ſuchte, und bald beſchuldigten ihn auch die Bauern, ſeinen Scherz mit ihnen zu treiben und droheten, ſie wollten ihn zum Dank gehörig durchbläuen. Aber der Aelteſte von ihnen, der großes Anſehen zu genießen ſchien, hielt ſie von ſolcher Gewaltthat ab.

„Ihr könnt an ſeiner Sprache, ſo wie an ſeiner Mütze erkennen," ſagte der Alte, „daß er zu jener Bande Marktſchreier gehört, die unſer Land überziehen, und ſich für Zauberer und Wahrſager — zuweilen auch für Gaukler ausgeben, während der liebe Gott wiſſen mag, was für ein geheimes Handwerk ſie treiben. Ich hörte von einem ſolchen Wicht, der gab einem Winzer einen Liard, um ſich in ſeinem Weingarten ſatt eſſen zu dürfen, und dann verzehrte er ſo viel, daß man damit hätte einen Karren beladen können, ohne auch nur einen Knopf ſeines Wammſes aufzumachen. — Laßt dieſen Burſchen frei ſeines Weges ziehen — wie wir des unſeren. — Ihr aber, guter Freund, wenn Ihr etwas Schlimmerem entgehen wollt, ſo trollt Euch im Namen Gottes, Unſer heiligen Frau von Marmoutier und des heiligen Martin von Tours Eures Wegs, und ſchwatzt uns nichts mehr von Eurem Meiſter Pierre vor, was vielleicht nur ein neuer Name für den Teufel iſt.“

Der Schotte, welcher ſich als ſchwächere Partei erkennen mußte, hielt es für das Klügſte ſich ſtillſchweigend zu entfernen; die Bauern jedoch, welche anfangs voll Scheu über das Zauber- und Weintraubenvertilgungstalent vor ihm zurückgewichen waren, faßten, ſobald er ihnen den Rücken gewandt hatte, friſchen Muth, und ſandten ihm erſt eine Flut Schimpfworte und dann einen Steinregen nach, glücklicherweiſe aber geſchah letzteres aus ſo weiter Entfernung, daß der Gegenſtand ihres Unwillens dadurch nicht zu Schaden kam.

Als Quentin ſo ſeines Weges dahinſchritt, konnte er nichts Anderes annehmen, als er ſelbſt ſei entweder behext, oder die Bevölkerung der Tourraine ſeien die dümmſten, brutalſten und roheſten Lümmel aller franzöſiſchen Bauern.

Was ihm zunächſt zuſtieß, war nicht angethan, ihn von dieſer Anſicht zurückzubringen.

Auf einer, in ſeinem Wege liegenden, von dem reißenden, ſchönen Fluß Cher ſanft anſteigenden Anhöhe ſtanden drei oder vier Kaſtanienbäume in einer reizenden Gruppe beiſammen; unter denſelben bemerkte Quentin einige Bauern, welche zu einem der Bäume mit geſpannter Aufmerkſamkeit emporblickten.

Das Nachdenken der Jugend iſt ſelten ſo vertieft, um nicht den Eingebungen der Neugierde alsbald zu weichen, ſo wie der kleinſte, zufällig der Hand entfallene Kieſelſtein die Oberfläche eines klaren Waſſers durchbricht.

Schnell eilte der junge Schotte alſo der Stelle zu, lief mit leichten Schritten die Anhöhe hinan, und konnte nun den geſpenſtigen Anblick mit genießen, welcher die Aufmerkſamkeit jener Bauern in ſo hohem Grade feſſelte — es war nichts Geringeres, als ein von einem der Zweige herunterbaumelnder, im letzten Todeskampf zappelnder Mann.

„Warum ſchneidet ihr ihn nicht ab?“ fragte Quentin, deſſen Hand ſtets eben ſo bereit war, fremdem Leid abzuhelfen, als ſeine Ehre zu vertheidigen, wo er ſie angegriffen glaubte.

Einer der Landleute kehrte ihm das Auge zu, aus dem die Furcht jeden andern Ausdruck verbannt hatte, und zeigte mit aſchfahler Miene auf ein, roh in den Baumſtamm eingeſchnittenes Zeichen, welches eine ſchwache Aehnlichkeit mit einer Lilie und einem darunter ſtehenden Bogen hatte.

Unſer junger Durward, der dieſem Symbol keine Beachtung ſchenkte und deſſen Bedeutung nicht ahnte, kletterte mit der Leichtigkeit einer Pantherkatze auf den Baum, zog den ſteten Begleiter des hochländiſchen Waidmanns, ſein treues Skene dhu (ſchwarzes Meſſer), rief den Untenſtehenden zu, den Erhängten aufzufangen, und ſchnitt den Strick durch, ehe mehr als eine Minute verfloſſen war, ſeit er die Dringlichkeit der Gefahr bemerkt hatte.

Dieſe menſchenfreundliche That fand bei den Zuſehern nicht die mindeſte Unterſtützung; weit entfernt Durward hilfreich beizuſpringen, ſchienen ſie entſetzt über die Kühnheit ſeiner That, und ergriffen gemeinſam die Flucht, als beſorgten ſie, ſchon das Mitanſehen ſeiner Handlungsweiſe müſſe ſie zu ſeinem Mitſchuldigen machen.

Der Körper fiel, da er von Niemand aufgefangen wurde, ſo ſchwer und unbehilflich zur Erde, daß Quentin, welcher ihm behend nachſprang, mit Betrübniß erkannte, daß der letzte Lebensfunke hier ſchon erloſchen war.

Deſſenungeachtet gab er ſein barmherziges Vorhaben noch nicht auf, ſondern ſtellte erſt noch weitere Verſuche an. Er löſte ſchnell die Schlinge vom Hals des Unglücklichen, riß ſein Wamms auf, beſpritzte ſein Geſicht mit Waſſer und wendete alle gebräuchlichen Mittel an, um ihn ins Leben zurückzurufen.

Noch war er ſo menſchenfreundlich beſchäftigt, als ſich ein wildes Geſchrei in einer ihm fremden Sprache erhob — und kaum war ihm Zeit zu der Bemerkung geblieben, daß er von mehreren Männern und Frauen von ſeltſamer und fremdländiſcher Erſcheinung umringt ſei, als er ſich rauh an beiden Armen gepackt ſah, während ihm im ſelben Augenblick eine Meſſerklinge an die Kehle geſetzt wurde.

„Bleicher Sklave von Eblis!“ ſagte ein Mann in gebrochenem Franzöſiſch. „Wollt Ihr ihn auch noch ausplündern, nachdem Ihr ihn gemordet habt? — Aber wir haben Euch — und Ihr ſollt uns die ruchloſe That bezahlen!“

Während dieſe Worte zu ihm geſprochen wurden, zogen Alle ringsum ihre Meſſer, und die grimmige Miene, mit welcher man ihn wüthend anſtierte, glich der des Wolfes, wenn er ſich über ſeine Beute wirft.

Aber noch wurde der junge Schotte durch ſeinen Muth und ſeine Geiſtesgegenwart aufrecht erhalten.

„Was wollt ihr von mir, Leute?“ fragte er. „Iſt dies der Körper eines eurer Freunde, ſo habe ich ihn eben aus reiner Barmherzigkeit von jenem Baum abgeſchnitten, und ihr werdet beſſer thun, euch zu bemühen ihn ins Leben zurückzurufen, als einen unſchuldigen Fremdling anzufallen, dem er es allein zu verdanken hat, wenn er noch gerettet werden kann.“

Inzwiſchen hatten die Weiber ſich um den lebloſen Körper gedrängt und dieſelben Verſuche angeſtellt ihn ins Leben zurückzurufen, wie Durward, jedoch ohne beſſeren Erfolg. Sie ſtanden daher von dieſen fruchtloſen Bemühungen ab, um ſich ganz den orientaliſchen Ausbrüchen des Kummers zu überlaſſen, indem die Frauen ihr langes, flatterndes ſchwarzes Haar rauften und die Luft mit ihrem kläglichen Jammergeſchrei erfüllten, während die Männer ihre Kleider zerriſſen und ihr Haupt mit Sand beſtreuten.

Allmählich waren ſie ſo ganz in die Uebung ihrer Trauerceremonien verſunken, daß ſie ſich nicht weiter um Durward bekümmerten, an deſſen Unſchuld ſie wahrſcheinlich auch glaubten, nachdem ſie die vorliegenden Umſtände genauer geprüft hatten.

Es wäre jedenfalls am Klügſten von ihm geweſen, dieſes wilde Volk ſich ſelbſt zu überlaſſen, aber er war in kühner Verachtung jeglicher Gefahr aufgewachſen, und empfand die ganze Glut jugendlicher Neugierde.

Die ſeltſame Geſellſchaft trug — Weiber ſowol, wie Männer — eine Art Turban oder Mützen, die auf den erſten Blick mehr Aehnlichkeit mit ſeiner eigenen Kopfbedeckung hatten, als mit den in Frankreich getragenen Hüten. Viele der Männer trugen lange, krauſe ſchwarze Bärte, und die Hautfarbe Aller war dunkel, wie die der Afrikaner. Ein oder zwei, wahrſcheinlich ihre Häuptlinge, hatten ſilberne Zierrathen in den Ohren und um den Hals hängen, und trugen grell rothe, gelbe oder grüne Tücher; Arme und Beine waren unbekleidet, das Ausſehen der ganzen Truppe war ein äußerſt elendes und ſchmutziges.

Durward bemerkte keine andere Waffen an ihnen, als die langen Meſſer, mit welchen ſie ihm vorhin zu Leibe gegangen waren, und einen kurzen krummen türkiſchen Säbel, der an der Seite eines jungen, lebhaft ausſehenden Mannes hing, welcher oft die Hand an den Griff legte, während er die heftigen Schmerzensausbrüche der Truppe noch überbot und lebhaft in ihre Drohungen herber Rache einſtimmte.

Dieſe wirre, heulende Truppe war in ihrem Aeußern ſo verſchieden von allen Weſen, die Quentin Durward je geſehen hatte, daß er geneigt war, ſie für eine Schaar Sarazenen zu halten, für ſolche „heidniſche Hunde“, welche in allen Romanen, die er geleſen, als Gegner der edlen Ritter und chriſtlichen Monarchen auftraten. Er war eben im Begriff ſich von einer ſo gefährlichen Geſellſchaft zurückzuziehen, als man Pferdegetrapp hörte und die muthmaßlichen Sarazenen, welche den Leichnam ihres Kameraden auf die Schultern geladen hatten, plötzlich von einer Abtheilung franzöſiſcher Soldaten angegriffen wurden.

Dieſe unerwartete Erſcheinung verwandelte das Wehklagen der Trauernden in wildes Schreckensgeſchrei. Man warf den Leichnam ſofort zu Boden, und ſeine Träger entwickelten eine wunderbare Gewandtheit, indem ſie unter den Pferden durch- und hinwegſchlüpften, den Lanzen zu entgehen, deren Spitzen man unter dem Geſchrei gegen ſie richtete:

„Nieder mit dem verfluchten heidniſchen Diebsgeſindel! — Fangt ſie, tödtet ſie! — Bindet ſie wie wilde Thiere! — Spießt ſie wie Wölfe!“

Entſprechende Gewaltthaten begleiteten dieſe Drohrufe; aber die Behendigkeit der Verfolgten war ſo groß, das Terrain durch das Strauch- und Buſchwerk ſo ungünſtig für die Reiter, daß nur zwei zu Boden geſchlagen und geſangen genommen wurden, wovon einer jener feurige junge Mann mit dem Türkenſäbel war, der ſich nicht ohne allen Widerſtand ergab.

Quentin, welchen das Schickſal zur Zielſchiebe ſeiner Pfeile erwählt zu haben ſchien, ſah ſich mit einem Male von den Soldaten ergriffen, die ihm, ohne auf ſeine Einwendungen zu achten, die Arme mit hervorgezogenen Stricken zuſammenſchnürten, und dabei eine Schnelligkeit und Geſchicklichkeit entwickelten, welche zeigte, daß ſie keine Neulinge in dieſen polizeilichen Handgriffen ſeien.

Als Quentin ſich beſorgt nach dem Anführer der Reiter umſah, von dem er ſeine Freiheit zu erlangen hoffte, wußte er nicht, ob er ſich zu freuen oder zu beunruhigen habe, indem er in ihm den düſteren, verbiſſenen Gefährten des Meiſter Pierre erkannte.

Mochte man jene Fremdlinge was immer für eines Verbrechens beſchuldigen, ſo wußte dieſer Mann durch die Vorfälle des Morgens, daß er, Durward, nicht mit ihnen in Verbindung ſtand; eine andere Frage aber war, ob dieſer verdrießliche Geſell ihm ein gerechter Richter oder ein bereitwilliger Zeuge ſein wolle, und der junge Schotte zweifelte, ob er ſeine Lage dadurch verbeſſern werde, wenn er direct um ſeine Vermittlung bat.

Allein es blieb ihm wenig Zeit zum Ueberlegen.

„Trois-Eſchelles und Petit-André,“ ſagte der düſtere Offizier zu zweien von ſeinen Soldaten, „dieſe drei Bäume ſtehen ganz bequem da. Ich will dieſe ungläubigen, diebiſchen Hexenmeiſter lehren, in die Gerechtigkeitspflege des Königs einzugreifen, wenn ſie einen ihres verfluchten Geſchlechts getroffen hat. Steigt ab, meine Kinder, und thut ſchnell, was eures Amtes iſt.“

Trois-Eſchelles und Petit-André waren im Augenblick abgeſeſſen, und Quentin bemerkte, daß jeder von ihnen ein Seilgewinde am Sattelknopf hängen hatte, das ſie jetzt aufrollten, wobei ſich zeigte, daß jedes Gewinde einen regelrechten Strang mit der verhängnißvollen Schlinge enthielt.

Das Blut des jungen Schotten erſtarrte in ſeinen Adern, als er drei Stränge vorrichten ſah, und bemerkte, daß eine Schlinge für ſeinen Hals beſtimmt ſei.

Er rief dem Offizier laut zu, erinnerte ihn an ihre Begegnung vom heutigen Morgen, berief ſich auf die Rechte eines freigeborenen Schotten in einem befreundeten, verbündeten Lande, und betheuerte auf das Beſtimmteſte, nichts von dieſer Rotte und von den Miſſethaten der Leute zu wiſſen, mit welchen er zuſammen gefangen genommen worden war.

Der Offizier, an den Quentin ſich wandte, ließ ſich kaum herbei, ihn während ſeiner Rede auch nur anzuſehen, und ließ die Berufung auf ihre frühere Bekanntſchaft ganz unbeachtet. Er wendete ſich nur kurz zu einigen Bauern, die nun, ſei es aus Neugierde, ſei es um Zeugniß gegen die Gefangenen abzulegen, wieder herbei kamen, und fragte in rauhem Tone:

„War dieſer junge Burſche in Geſellſchaft dieſer Vagabunden?“

„Das war er, wenn es Euer Edlen erlauben, Herr Generalprofoß,“ antwortete einer der Tölpel; „er war der Erſte bei der Freventhat den Schurken abzuſchneiden, den die Gerechtigkeit Sr. Majeſtät mit Fug und Recht aufknüpfen ließ.“

„Ich kann es bei Gott und dem heiligen Martin von Tours beſchwören,“ ſagte ein Anderer, „daß ich ihn unter dieſer Horde ſah, als ſie unſern Meierhof plünderten.“

„Nicht doch, Vater,“ fiel ihm ein Knabe in die Rede: „jener Heide war ſchwarz, und dieſer junge Mann iſt blond; jener hatte kurzes Kraushaar, und dieſer lange helle Locken.“

„Mag ſein, Kind,“ erwiderte der Bauer, „und du kannſt noch hinzufügen, jener habe einen grünen Rock getragen, währen dieſer ein graues Wamms auf dem Rücken hat. Aber Seine Ehren, der Generalprofoß, wiſſen, daß dieſes Pack ſeine Haut ſo leicht wechſelt, wie ſein Kleid, und ich bleibe doch dabei, daß er der Nämliche iſt.“

„Es genügt, daß ihr geſehen habt, wie er vermeſſen in die königliche Gerechtigkeitspflege eingriff, indem er es verſuchte einen hingerichteten Verräther zu retten,“ ſagte der Offizier. — „Trois-Eſchelles und Petit-André — geht ans Werk.“

„Haltet ein, Herr Offizier!“ rief der Jüngling in Todesangſt aus. — „Hört mich erſt — laßt mich Unſchuldigen nicht ſterben — Ihr werdet Rechenſchaft geben müſſen für mein Blut, in dieſer Welt meinen Landsleuten und in der jenſeitigen der himmliſchen Gerechtigkeit!“

„Ich werde meine Handlungen hier und dort zu verantworten wiſſen,“ ſagte der Generalprofoß ruhig, und winkte den Henkersknechten mit der linken Hand, worauf er mit tückiſchem, triumphirendem Lächeln leicht ſeine rechte berührte, die er in der Binde trug, da ſie wahrſcheinlich von Durward's Schlag, den er ihm am Morgen verſetzt hatte, gelähmt war.

„Erbärmlicher, rachſüchtiger Wicht!“ rief Quentin aus, den dieſe Bewegung überzeugte, daß nur Privatrache den Offizier veranlaßte, mit ſolcher Strenge zu verfahren, und daß von ihm kein Erbarmen zu hoffen ſei.

„Der arme Jüngling faſelt,“ ſagte der Generalprofoß; „ſprich ein Wort des Troſtes zu dem Armen, Trois-Eſchelles; du haſt Geſchick in ſolchen Dingen, wenn gerade kein Beichtvater zur Hand iſt. Schenke ihm eine Minute geiſtlichen Zuſpruchs, und mache in der zweiten ein Ende mit ihm. Ich muß die Runde weiter machen. — Folgt mir, Soldaten!“

Der Generalprofoß ritt von ſeinen Leuten gefolgt weiter, nur einige Mann blieben zur Vollſtreckung der Hinrichtung zurück.

Durward warf dem hartherzigen, rachſüchtigen Mann einen verzweiflungsvollen Blick nach, und es war ihm, als ob mit den in der Ferne verhallenden Hufſchlägen der letzte Hoffnungsſchimmer auf Rettung erbleiche.

Als er ſich mit troſtloſen Blicken umſah, fiel ihm die ſtumpfe Gleichgiltigkeit ſeiner Mitgefangenen auf. Anfangs hatten ſie die größte Angſt gezeigt und alle erdenklichen Anſtrengungen gemacht, den Soldaten zu entfliehen; jetzt aber, wo ſie feſtgebunden waren und augenſcheinlich den unvermeidlichen Tod durch den Strang zu erwarten hatten, ſahen ſie ihm mit größter Gemüthsruhe entgegen.

Vielleicht gab die Ausſicht, die vor ihnen lag, ihren gebräunten Wangen eine mattere Färbung, aber ſie verſtörte weder ihre Miene, noch dämpfte ſie den trotzigen Blick ihrer Augen.

Sie glichen Füchſen, welche, nachdem ſie mit aller Liſt und Schlauheit vergeblich zu entwiſchten verſuchten, mit einer ſtummen, trotzigen Entſchloſſenheit den Tod erleiden, wie die edleren Jagdthiere, als Bären und Wölfe ſie nicht zeigen.

Die Vorbereitungen der ſchrecklichen Henkersknechte ſchreckten ſie nicht, als die Soldaten mit mehr Gemächlichkeit, als ſich mit den Befehlen ihres Gebieters vertrug, ihre Anſtalten zu einem Schauſpiel trafen, an dem ſie, durch lange Gewohnheit verhärtet und verthiert, vielleicht eine Art von rohem Vergnügen empfanden.

Wir wollen unſere Erzählung eine Weile unterbrechen, um dieſe Geſellen zu beſchreiben, weil der Charakter des Henkers unter einer tyranniſchen Regierung — ob dieſe nun von einem Deſpoten oder vom Volke ausgeht — ſtets von bedeutungsvoller Wichtigkeit iſt.

Dieſe beiden Gerichtsvollſtrecker waren ſowol in ihrem äußeren Erſcheinen, als in ihrem Weſen ſehr von einander verſchieden. Ludwig XI. pflegte ſie nur ſeine „Demokrit und Heraklit“ zu nennen, ihr Befehlshaber, der Generalprofoß, hingegen nannte ſie Jean-qui-pleure und Jean-qui-rit.*)

Trois-Eſchelles war ein großer, magerer Mann mit geſpenſterhaftem, ernſtem Geſicht, und trug einen großen Roſenkranz um den Hals geſchlungen, deſſen Benutzung er jenen Unglücklichen, an denen er ſein ſchreckliches Amt ausüben mußte, zuvorkommend anzubieten pflegte. Er führte ſtets ein paar lateiniſche Sprüche im Munde, welche von der Nichtigkeit und Eitelkeit des menſchlichen Lebens handelten, und wäre ein ſolches Doppelamt zuläſſig geweſen, ſo hätte er die Stelle des Beichtvaters der Gefangenen eben ſo gut ausfüllen können, wie die des Henkers.

Petit-André hingegen war ein vergnügt dreinſchauender, lebhafter, runder kleiner Menſch, der ſich in ſeiner Pflichterfüllung ſo gefiel, als wäre ſie die unterhaltendſte Beſchäftigung der Welt. Er ſchien eine Art zärtlicher Zuneigung für ſeine Opfer zu hegen und ſprach immer in den gütigſten, liebreichſten Ausdrücken von ihnen. Sie waren ſeine „allerliebſten Burſche“, ſeine „ehrlichen Alten“, ſeine „ſüßen Kinder“, ſeine „Gevattern“, „Vettern“ und „Väter“, je nach ihrem Alter und Geſchlecht; und wenn Trois-Eſchelles ſich bemühte, ihnen religiöſe und philoſophiſche Begriffe vom künftigen Leben einzuflößen, ſo unterließ Petit-André es ſelten, ſie mit einigen Späßen zu regaliren, als wolle er ſie beſtimmen, von dieſem Leben Abſchied zu nehmen, wie von einer lächerlichen, verächtlichen Sache, die kein Bedauern werth ſei.

---

*) Der Weinende und der Lachende.

Ich kann nicht ſagen, wie es kam, aber dieſe ausgezeichneten Perſönlichkeiten waren beide — trotz der Mannichfaltigkeit ihrer Talente und der Seltenheit ſolcher Menſchen unter ihren Berufsgenoſſen — mehr verabſcheut, als ein anderes Geſchöpf ihrer Klaſſe vielleicht jemals vor oder nach ihnen; und wer die Beiden überhaupt kannte, war nur darüber in Zweifel, ob der ernſte, ſalbadernde Trois-Eſchelles oder der ſpaßhafte, luſtige, lebhafte Petit-André die größte Furcht und den größten Abſchen einflößte.

Gewiß bleibt, daß ſie in beiden Charakteren den Sieg über jeden Henker in Frankreich davon trugen, ausgenommen etwa ihren Gebieter, Triſtan l'Hermite, den berühmten Generalprofoß, oder ſeinen Gebieter, Ludwig XI.

Man darf nicht glauben, daß dieſe Betrachtungen unſerm jungen Schotten, Quentin Durward, angehörten. Leben, Tod, Zeit und Ewigkeit ſchwammen vor ſeinen Augen — eine ſchreckliche, überwältigende Ausſicht, vor der die menſchliche Natur in ihrer Schwäche zurückbebt, ſo gern auch der menſchliche Stolz dagegen gerüſtet erſcheinen möchte.

Er wendete ſich an den Gott ſeiner Väter, und als er ſo that, ſchwebte ihm eine einfache, unbedachte Kapelle vor den Augen, die jetzt, ihn ausgenommen, faſt ſein ganzes Geſchlecht beherbergte.

„Unſere Feudalfeinde gaben meiner Familie wenigſtens ein Grab in ihrem Heimatlande,“ dachte er, „ich aber muß in der Fremde den Raben und dem Gewürm zum Fraße dienen, wie ein geächteter Verbrecher!“

Die Thränen ſtiegen ihm unwillkürlich in die Augen — da ſchlug Trois-Eſchelles ihn auf die Schulter, pries in feierlichem Ton ſeine fromme Geſinnung, die ihn am Beſten auf die Ewigkeit vorbereite, und ſchloß mit der Bemerkung, die Seele ſei glücklich, welche ihre irdiſche Körperhülle verließe, während ihr eine Thräne im Auge ſtehe.

„Beati qui in Domino moruntur!“ ſprach er ſalbungsvoll.

Nun kam Petit-André heran, klopfte Durward auf die andere Achſel und rief aus:

„Muth, mein Sohn, Muth! — Biſt du ſchon gezwungen zu tanzen, ſo eröffne den Ball mit heiterer Miene — die Geigen ſind ſchon geſtimmt!“

Bei dieſen Worten ſtrich er ſcherzend über den Strang hin, um ſeinem Witz gehörigen Nachdruck zu geben.

Als der junge Mann bald den Einen, bald den Andern verſtört anſah, machten ſie ihm ihre Meinung dadurch deutlicher, daß ſie ihn zu dem Baum hinzogen und ihn hießen guten Muthes zu ſein, in einem Augenblick wäre ja Alles vorbei.

In dieſer verhängnißvollen Lage blickte der junge Mann ſich verzweifelt um.

„Gibt es einen guten Chriſten in der Nähe, der mich hört,“ ſagte er, „und dem Ludowic Lesly bei der ſchottiſchen Garde, hier zu Lande der Balafré genannt, ſagen will, daß man ſeinen Neffen hier meuchleriſch ermordet?“

Die Worte waren zu guter Zeit geſprochen, denn in der Nähe ſtand einer der Bogenſchützen der ſchottiſchen Garde, der durch die Vorbereitungen für eine Hinrichtung aufmerkſam gemacht mit einigen anderen zufällig Vorübergehenden ſtehen geblieben war, um zu ſehen, was hier vorging.

„Bedenkt, was ihr thut,“ ſagte er zu den Henkersknechten. „Iſt dieſer Mann von ſchottiſcher Geburt, ſo dulde ich's nicht, daß ihr ihm ſo übel mitſpielt!“

„Behüte uns der Himmel, Herr Ritter,“ ſagte Trois-Eſchelles, „wir müſſen unſern Befehlen gehorchen.“

Bei dieſen Worten packte er Durward rauh an und zog ihn vorwärts.

„Die kürzeſte Arbeit iſt immer die beſte!“ rief Petit-André aus, Quentin an dem andern Arm packend und vorwärts ſtoßend.

Quentin aber hatte Worte des Troſtes vernommen und bot jetzt ſeine äußerſte Kraft auf, die zwei Vollſtrecker des Geſetzes von ſich abzuſchütteln, worauf er, deſſen Arme noch gebunden waren, zu dem ſchottiſchen Bogenſchützen eilte.

„Steht mir bei, Landsmann!“ ſagte er in ſeiner Mutterſprache; „ſteht mir bei, Schottland und dem heiligen Andreas zu Liebe! — Ich bin unſchuldig, — ich bin Euer Landsmann, — ſteht mir bei, wenn Ihr in der letzten Stunde Gerechtigkeit dort oben finden wollt!“

„Beim heiligen Andreas, nur über meine Leiche ſollen ſie zu Euch gelangen!“ rief der Bogenſchütze aus, indem er ſein Schwert zog.

„Durchſchneidet meine Bande, Landsmann!“ ſagte Quentin, „dann kann ich mir ſelbſt helfen!“

Der Bogenſchütze hatte das im Nu gethan, der Befreite ſtürzte plötzlich auf einen aus der Begleitung des Profoßen zu, entriß ihm die Hellebarde, mit der er bewaffnet war, und ſagte:

„Jetzt kommt heran, wenn ihr es wagt!“

Die beiden Schergen flüſterten insgeheim mit einander.

„Reite du dem Generalprofoß nach,“ ſagte Trois-Eſchelles, „ich will dieſe Burſchen aufhalten, wenn es möglich iſt. — Soldaten der Wache, greift zu den Waffen!“

Petit-André beſtieg ſein Pferd und ritt fort, während die Mannſchaften, welche der Execution beiwohnen ſollten, ſich auf Trois-Eſchelles' Befehl haſtig zuſammenzogen, wobei es ihnen geſchah, daß die beiden andern Gefangenen in der entſtandenen Verwirrung die Flucht ergriffen.

Vielleicht waren die Soldaten nicht allzu eifrig in ihren Bemühungen, ſie zurückzuhalten, denn ſie waren in der letzten Zeit mit dem Blute ſolcher Elenden überſättigt, und gleich anderen Raubthieren durch allzu grauſames Hinwürgen des Blutvergießens müde.

Ihre Entſchuldigung aber war, ſie hätten es für ihre erſte Pflicht gehalten, über Trois-Eſchelles' Sicherheit zu wachen, denn es beſtand eine alte, zuweilen zu offenen Kämpſen führende Eiferſucht zwiſchen den ſchottiſchen Bogenſchützen und der Wache des Generalprofoßes.

„Wir ſind ſtark genug, dieſe ſtolzen Schotten zweimal zu ſchlagen, wenn es Euch beliebt!“ rief einer der Soldaten Trois-Eſchelles zu.

Aber dieſer vorſichtige Beamte winkte ihm ſich ruhig zu verhalten, und wendete ſich mit großer Höflichkeit an den ſchottiſchen Bogenſchützen.

„In der That, Herr, es iſt eine große Beleidigung für den Generalprofoß, daß Ihr Euch anmaßen wollt, in die Gerechtigkeitspflege des Königs einzugreifen, und einen Gefangenen zu befreien, der uns rechtmäßig verfallen iſt. Ueberdies iſt dies eine ungerechte Handlung gegen mich, der ich doch für meinen Gefangenen haften muß! Auch für dieſen Jüngling ſelbſt iſt Euer Vorhaben kein wohlgemeintes, denn es können ſich noch fünfzig Gelegenheiten bieten, ihn aufzuhängen, wo er vielleicht nicht ſo gut vorbereitet iſt, als in dieſem Augenblick.“

„Wenn mein junger Landsmann der Meinung iſt, daß ich ihm Nachtheil gebracht habe,“ ſagte der Schotte lächelnd, „ſo bin ich bereit, ihn ohne weiteren Wortwechſel in Eure Hände zurückzuliefern.“

„Nein, nein! Um des Himmels willen, nein!“ rief Quentin aus. „Mir wäre es lieber, Ihr ſchlügt mir mit Eurem langen Schwert den Kopf ab — denn es ziemte meiner Geburt beſſer — als daß ich durch die Hände eines ſo niedrigen Geſellen ſterben ſollte!“

„Hört, wie er uns läſtert!“ ſagte der Vollſtrecker des Geſetzes. „Ja, ja, unſere beſten Entſchlüſſe kommen oft noch zu Fall! Erſt vor Kurzem war er auf dem beſten Weg, glückſelig und heilig ins Jenſeits zu wandern, und was iſt in den letzten zwei Minuten aus ihm geworden? Ein Läſterer der Obrigkeit!“

„Sagt mir vorerſt, was dieſer junge Mann verbrochen hat,“ begann der Bogenſchütze wieder.

„Er verſuchte es,“ antwortete Trois-Eſchelles mit ziemlicher Wichtigkeit, „den Leichnam eines Verbrechers abzunehmen, und doch war der Baum, auf dem er hing, durch meine eigene Hand mit dem fleur-de-lys*) bezeichnet.“

„Was ſoll das, junger Mann?“ fragte der Bogenſchütze. „Wie konntet Ihr Euch eines ſolchen Vergehens ſchuldig machen?“

„Ich will Euch die Wahrheit ſagen,“ antwortete Durward. „Bei Gott, Ihr ſollt die Wahrheit von mir hören, ungeſchminkt, als ſäße ich im Beichtſtuhl! Ich ſah einen Mann an dem Baum dort zappeln, und ging aus reiner Menſchlichkeit hin, ihn abzuſchneiden. Ich dachte ſo wenig an „Lilien“, wie an Gewürznelken, und wußte ſo wenig, daß ich den König von Frankreich beleidigte, als unſeren heiligen Vater in Rom!“

„Aber was, zur Peſt, hattet Ihr mit dem Leichnam zu ſchaffen? Sagt mir das!“ rief der Bogenſchütze aus. „Wenn Ihr dem Zuge dieſes Herrn folgen wollt, ſo könnt Ihr die Leichname an jedem Baume hängen ſehen, wie Nüſſe oder Eicheln, und wollt Ihr in dieſem Land hinter dem Henker hergehen, um Nachleſe zu halten, ſo werdet Ihr genug Arbeit bekommen. Jedoch ich will einen Landsmann niemals im Stiche laſſen, wenn ich im Stande bin, ihm zu helfen. — Hört einmal, Herr Soldat, hier handelt es ſich um ein Mißverſtändniß, Ihr ſolltet mit einem ſo jungen Reiſenden etwas Mitleid empfinden, in ſeiner Heimat konnte er ſich nicht an ein ſo ſchnelles Verfahren gewöhnen, wie das Eures Herrn iſt.“

„Das iſt aber wahrlich nicht deshalb der Fall, Herr Bogenſchütze, weil in ſeinem Lande nicht ebenfalls gute Zucht Noth thäte,“ ſagte Petit-André, der in dieſem Augenblick zurückkehrte. „Haltet Euch tapfer, Trois-Eſchelles, hier kommt der Generalprofoß, und nun werden wir ſehen, was er dazu ſagt, daß man ihm ſeine Arbeit aus der Hand nimmt, bevor ſie ganz zu Ende geführt iſt.“

„Und hier kommen zu guter Zeit einige meiner Kameraden,“ erwiderte der Bogenſchütze.

Und in der That, eben als der Generalprofoß auf der einen Seite des Hügels, der den Kampfplatz bildete, mit ſeiner Patrouille heraufgeritten kam, erſchienen auf der andern vier oder fünf ſchottiſche Bogenſchützen, an deren Spitze der Balafré ſelbſt ritt.

---

*) Mit der Lilie.

Bei dieſer Gelegenheit zeigte Lesly keineswegs jene Gleichgiltigkeit gegen ſeinen Neffen, deren Quentin ihn im Innerſten ſeines Herzens beſchuldigt hatte; denn kaum ſah er ſeinen Kameraden und Durward in Vertheidigungsſtellung, als er eifrig ausrief:

„Ich danke dir, Cunningham! — Werthe Herren — Kameraden — leiht mir eure Hilfe — es iſt ein junger ſchottiſcher Edelmann, — mein Neffe. — Lindeſay — Guthrie — Tyrie — zieht! Geht auf ſie los!“

Alles deutete jetzt auf ein verzweifeltes Handgemenge zwiſchen den ſtreitenden Parteien, die ſich an Zahl ziemlich gleich waren, abgeſehen davon, daß die beſſere Bewaffnung der ſchottiſchen Cavaliere dieſen mehr Ausſicht auf den Sieg gab.

Aber, zweifelte der Generalprofoß an dem Ausgang des Kampfes, oder glaubte er, derſelbe würde dem König unangenehm ſein — er winkte ſeinen Soldaten ſich zurückzuziehen, und fragte den Balafré, der an der Spitze der Gegenpartei ſtand, was er, ein Cavalier von des Königs Leibgarde, denke, indem er ſich der Execution eines Verbrechers widerſetze.

„Ich läugne, daß ich das thue,“ rief der Balafré aus. „Beim heiligen Martin, ich dächte, es läge doch ein kleiner Unterſchied darin, ob man einen Verbrecher hinrichtet oder meinen eigenen Neffen ermordet!“

„Euer Neffe kann ſo gut ein Verbrecher ſein, als jeder Andere,“ ſagte der Generalprofoß; „und jeder Fremde in Frankreich iſt gezwungen, ſich den franzöſiſchen Geſetzen zu fügen.“

„Ja, aber wir ſchottiſchen Bogenſchützen haben unſere Vorrechte,“ ſagte der Balafré — „nicht wahr, Kameraden?“

„Ja, ja!“ riefen ſie Alle einſtimmig aus. „Wir haben Vorrechte — Vorrechte! Lang lebe König Ludwig! Lang lebe der kühne Balafré! Lang lebe die ſchottiſche Garde! — Und Tod Allen, welche unſere Vorrechte antaſten wollen!“

„Nehmt Vernunft an, ihr Herren Cavaliere,“ ſagte der Generalprofoß, „bedenkt meinen Auftrag!“

„Von Euch wollen wir nichts von Vernunft hören!“ ſagte Cunningham. „Vernunft nehmen wir nur von unſern eigenen Offizieren an! Wir wollen durch die Gnade des Königs gerichtet werden, oder von unſerm Hauptmann, falls der Connetabel nicht anweſend iſt.“

„Und wir wollen von Niemand gehangen werden,“ ſagte Lindeſay, „als von Sandie Wilſon, dem Profoß unſeres eigenen Corps!“

„In der That, es hieße Sandie, den ehrlichſten Burſchen, der je eine Schlinge knüpfte, betrügen, duldeten wir es, daß ein Anderer ſein Geſchäft verrichte!“ fiel der Balafré jetzt ein. „Und ſollte ich ſelbſt gehängt werden, kein Anderer als er dürfte meinen Hals zurechtſtutzen!“

„Aber ſo hört doch nur!“ proteſtirte der Generalprofoß. „Dieſer junge Burſche gehört gar nicht zu euch, hat alſo auch keinen Antheil an dem, was ihr eure „Vorrechte“ nennt!“

„Was wir unſere Vorrechte nennen, ſoll von Allen als Vorrecht anerkannt werden!“ rief Cunningham aus.

„Und wir dulden es nicht, daß man ſie in Zweifel zieht!“ lautete der allgemeine Schrei der Bogenſchützen.

„Ihr ſeid toll, Burſche!“ ſagte Triſtan. „Niemand taſtet eure Vorrechte an! Aber dieſer junge Mann iſt gar keiner von euch!“

„Er iſt mein Neffe,“ ſagte der Balafré, „mein Neffe!“

„Aber mir däucht, kein Bogenſchütze der Garde,“ ſagte Triſtan.

Die Bogenſchützen ſahen ſich einander etwas unſicher an.

„Bleibt feſt, Kamerad, bleibt feſt!“ flüſterte Cunningham dem Balafré zu. „Sagt, er ſei bei uns angeworben.“

„Beim heiligen Martin, Ihr ſprecht wohl, edler Landsmann!“ entgegnete der Balafré, und betheuerte dann mit erhobener Stimme, er habe ſeinen Neffen an dieſem Tage in ſein eigenes Gefolge aufgenommen.

Dieſe Erklärung war ein entſcheidendes Argument.

„Es iſt gut, ihr Herren,“ ſagte der Generalprofoß, der wohl wußte, wie ſehr der König eine unter ſeiner Leibwache entſtehende Unzufriedenheit fürchtete. „Es iſt gut, ihr Herren! Ihr kennt, wie ihr ſagt, eure Vorrechte, und es iſt nicht meine Pflicht, mich mit des Königs Leibgarde herumzuſchlagen, ſo lange ich es vermeiden kann. Doch will ich die Sache dem König ſelbſt zur Entſcheidung vorlegen, und ich wünſchte, ihr ſähet ein, daß ich, indem ich ſo handle, mehr Rückſicht an den Tag lege, als ſich vielleicht mit meiner Pflicht verträgt.“

Bei dieſen Worten ſetzte er ſeinen Trupp in Bewegung, während die auf dem Fleck zurückbleibenden Bogenſchützen eine ſchnelle Berathung hielten, was nun zunächſt zu thun ſei.

„Wir müſſen dieſe Sache unſerm Hauptmann, dem Lord Crawford berichten und den Namen des jungen Burſchen augenblicklich auf die Liſte ſetzen laſſen!“ ſagte Cunningham.

„Aber, ihr Herren und meine würdigen Freunde und Beſchützer,“ ſagte Quentin mit einigem Zögern, „ich bin ja noch gar nicht entſchloſſen, ob ich bei euch Dienſte nehmen will oder nicht.“

„Dann entſchließe dich nur ſchnell,“ ſagte ſein Onkel, „ob du dich herbeilaſſen willſt, es zu thun, oder vorziehſt, gehangen zu werden. — Mein Wort darauf, obwol du mein eigener Neffe biſt, ſo wüßte ich keinen anderen Weg, auf welchem du dem Galgen entgehen könnteſt!“

Das war ein unwiderlegbares Argument, welches Quentin zwang, ſofort in das einzuwilligen, was ihm unter anderen Umſtänden als kein ſonderlich angenehmer Vorſchlag erſchienen wäre. Aber da er erſt kürzlich dem Strick entronnen war, den er faſt ſchon um ſeinen Hals gefühlt hatte, würde er ſich wahrſcheinlich mit einem noch ſchlimmeren Vorſchlag, als dem gemachten, ausgeſöhnt haben.

„Er muß mit uns in die Kaſerne zurück,“ ſagte Cunningham, „außerhalb unſeres Bereichs gibt es keine Sicherheit für ihn, ſo lange dieſe Menſchenjäger hier in der Nähe hauſen.“

„Aber kann ich dieſe Nacht nicht in dem Wirthshauſe zubringen, wo ich frühſtückte, beſter Onkel?“ fragte der junge Mann, der wahrſcheinlich wie ſo mancher andere

Rekrut dachte, ſelbſt eine einzige Nacht Freiheit ſei ein großer Gewinn.

„Ja, edler Neffe," antwortete ſein Onkel ironiſch, „damit uns das Vergnügen zu Theil wird, Euch aus irgend einem Canal oder Graben herauszufiſchen, oder aus der Loire zu ziehen, in die man Euch in einem Sack ſteckend geworfen hat, damit Ihr um ſo beſſer ſchwimmen könnt; denn ein ſolches Ende ſtünde Euch bevor. Der Generalprofoß lächelte, als er ſich von uns trennte," fuhr er zu Cunningham gewendet fort, „und das iſt ein Zeichen, daß ſeine Abſichten gefährlich ſind."

„Ich kümmere mich nicht um ſeine Abſichten!" ſagte Cunningham. „Solches Wild, wie wir, ſteht über ſeinen Schlingen. Ich wünſchte, Ihr erzähltet das Ganze dem Oliver, der ein ſo guter Freund der ſchottiſchen Leibgarde iſt, und Vater Ludwig, da er ihn morgen raſiren ſoll, früher ſpricht, als der Generalprofoß dazu kommen kann."

„Aber vergeßt nicht," warf der Balafré ein, „zu Oliver geht man nicht gut mit leerer Hand, und ich bin kahl, wie eine Birke im Decemberſturm!"

„Das ſind wir Alle," ſagte Cunningham, „und Oliver wird ſich diesmal nicht bedenken, ſich mit unſerem ſchottiſchen Wort zufrieden zu geben. Wir wollen am nächſten Löhnungstag etwas Hübſches zuſammenlegen, und glaubt mir, lebt er in der Erwartung, Antheil an unſerem Lohn zu haben, ſo wird der Zahltag etwas früher kommen, als ſonſt."

„Und nun nach dem Schloß!" ſagte der Balafré. „Unterwegs kann mein Neffe uns erzählen, auf welche Weiſe er ſich den Generalprofoß an den Hals hetzte, damit wir wiſſen und berathen können, wie wir unſern Bericht ſowol an Crawford, als an Oliver zu ſtellen haben."

Siebentes Kapitel.

Die Anwerbung.

Man hatte einen der Bogenſchützen abſitzen laſſen und ſein Pferd Quentin Durward gegeben, der nun in Geſellſchaft ſeiner kriegeriſchen Landsleute ſchnell auf das Schloß Pleſſis zuritt, im Begriff (obwol ganz gegen ſeinen Willen) ein Bewohner dieſer düſtern Feſtung zu werden, deren Aeußeres ihm am Morgen in ſolches Erſtaunen verſetzt hatte.

Inzwiſchen gab er ſeinem Onkel einen genauen Bericht des Vorfalles, der ihn in ſo große Gefahr geſtürzt hatte.

Obwol ſeiner Meinung nach in ſeiner Erzählung nur Rührendes lag, erfuhr er doch, daß ſie von ſeiner Begleitung nur mit Gelächter aufgenommen wurde.

„Und doch iſt die Sache gar kein Spaß,“ rief ſein Onkel aus. „Was in des Teufels Namen konnte dieſen albernen Jungen verführen, den Leichnam eines verfluchten ungläubigen jüdiſch-mauriſchen Heiden anzufaſſen?“

„Ja, hätte er mit den Leuten des Profoßes um eine hübſche Dirne geſtritten, wie Michael von Moffat es that, da ſteckte mehr Vernunft dahinter!“ ſagte Cunningham.

„Ich denke aber, es berührt unſere Ehre, daß Triſtan und ſeine Leute unſere ſchottiſchen Mützen mit den Tocques und Turbans dieſer räuberiſchen Vagabunden verwechſeln wollen,“ ſagte Lindeſay. „Haben ſie keine Augen, um den Unterſchied zu bemerken, ſo verdienen ſie eine gute Lection von unſerer Hand. Nach meiner Meinung aber ſchützt Triſtan dieſes Mißverſtändniß nur vor, damit er die Schotten, die zum Beſuch ihrer Landsleute und Verwandten herüber kommen, auf der Reiſe wegſchnappen kann.“

„Darf ich fragen, Vetter,“ ſagte Quentin, „was für Leute das ſind, von denen Ihr ſprecht?“

„Fragen dürft Ihr in der That,“ ſagte ſein Onkel, „doch weiß ich nicht, edler Neffe, wer im Stande iſt, dieſe Frage zu beantworten! Ich ſicherlich nicht, obwol ich wahrſcheinlich ſo viel weiß, als manche andere Leute. Doch ſind ſie vor ein oder zwei Jahren in dieſem Lande erſchienen, wie etwa ein Zug Heuſchrecken.“

„So iſt es,“ ſagte Lindeſay, „und Jacques Bonhomme (denn ſo nennen wir den Bauern, junger Mann, — Ihr werdet unſere Sprechweiſe ſchon kennen lernen —) der ehrliche Jacques, ſage ich, kümmert ſich wenig darum, welcher Wind ſie oder die Heuſchrecken herbringt, wenn er nur einen Sturm im Anzuge wüßte, der ſie wieder verſcheuchte.“

„Thun ſie ſo viel Böſes?“ fragte der junge Mann.

„Böſes? — Ei, Junge, ſie ſind Heiden oder Juden, oder wenigſtens Muhamedaner, und beten weder unſere liebe Frau, noch die Heiligen an (er bekreuzte ſich), und ſtehlen, was ſie erwiſchen können, ſingen und weiſſagen.“

„Und man ſagt, es gäbe unter den Weibern einige ganz prächtige Dirnen,“ bemerkte Guthrie, „doch das muß Cunningham am Beſten wiſſen.“

„Wie, Bruder?“ rief Cunningham aus, „ich hoffe, Ihr wollt mir keinen Vorwurf machen?“

„Ich bin überzeugt, ich mache Euch keinen.“

„Die ganze Geſellſchaft ſoll Richter über mich ſein,“ nahm Cunningham wieder das Wort. „Was! Ihr ſagt, Herr, daß ich, ein ſchottiſcher Edelmann, im Bereich meiner heiligen Kirche lebend, eine Freundin unter dieſem Abſchaum, unter dieſen Heidendirnen hätte?“

„Nicht doch! Nicht doch!“ warf der Balafré ein, „er ſcherzte ja nur, wir wollen keinen Streit haben hier unter guten Kameraden!“

„Dann dürft ihr auch keine ſolchen Späße machen,“ ſagte Cunningham, etwas in den Bart murmelnd.

„Gibt es auch in anderen Ländern ſolche Vagabunden, wie in Frankreich?“ fragte Lindeſay.

„Jawol, eine ganze Bande von ſolchem Volk erſchien in Deutſchland, und auch in Spanien und England,“ antwortete der Balafré; „Schottland iſt aber durch die Segnungen des guten heiligen Andreas bis jetzt von ihnen frei geblieben.“

„Schottland iſt ein zu kaltes Land für Heuſchrecken,“ bemerkte Cunningham, „und ein zu armes Land für Diebe.“

„Oder vielleicht duldet John, der Hochländer, dort keine anderen Diebe, als ſeine eigenen,“ bemerkte Guthrie.

„Ich muß euch Allen ſagen,“ fiel der Balafré ein, „daß ich von den Braes von Angus komme und viele Hochlandsverwandte in Glen-Isla habe, und es darum nicht dulde, daß man in meiner Gegenwart die Hochländer verleumdet!“

„Ihr werdet doch nicht läugnen, daß ſie gelegentlich Vieh wegtreiben?“ bemerkte Guthrie.

„Ach, eine Kuh forttreiben, oder derlei, iſt noch kein Diebſtahl,“ ſagte der Balafré, „das will ich verfechten, wo und wann es Euch beliebt.“

„Schämt euch, Kameraden, ſchämt euch,“ ſagte Cunningham. „Was ſoll das Zanken? Dieſer junge Menſch ſollte nicht Zeuge ſolch toller Beſchuldigungen und Streitereien ſein! — Doch kommt, hier ſind wir am Schloß. Ich will ein Fäßchen Wein zum Beſten geben, damit wir in Freundſchaft beiſammen ſitzen können, und da wollen wir Schottland leben laſſen und das Hochland und Niederland, wie es euch beliebt. Kommt nur zur Eſſenszeit in mein Quartier.“

„Angenommen, angenommen!“ ſagte der Balafré, „und ich gebe ein zweites Fäßchen zum Beſten, das ſoll alle bittern Worte hinabſpülen, und einen Trunk auf das Wohl meines Neffen geben, zur Feier ſeines Eintritts in unſer Corps.“

Bei ihrer Annäherung wurde die Seitenpforte geöffnet und die Zugbrücke herabgelaſſen. Sie traten Einer nach dem Andern ein, als aber Quentin an die Reihe kam, kreuzten die Schildwachen ihre Hellebarden und riefen ihm ein gebieteriſches „Halt!“ zu, während man von den Wällen herunter Hakenbüchſen und Bogen nach ihm richtete. Es war dies eine Vorſichtsmaßregel, die man gegen jeden Fremden anwendete, alſo auch in dieſem Fall, obwol der junge Mann mit einem Theil der Garniſon zurückkehrte, ja ſogar mit Soldaten deſſelben Corps, dem jene Schildwachen auf den Wällen angehörten.

Der Balafré, der abſichtlich an der Seite ſeines Neffen geblieben war, gab die nöthige Erklärung und nach einigem Zögern und einigem Hin- und Widerreden wurde der Jüngling unter einer ſtarken Bedeckung in Lord Crawford's Gemächer geführt.

Dieſer ſchottiſche Edelmann war einer der letzten jener tapfern Schaar ſchottiſcher Lords und Ritter, die Karl VI. in den blutigen Kriegen, welche die Unabhängigkeit der franzöſiſchen Krone und die Vertreibung der Engländer bewirkten, ſo lange und ſo treue Dienſte geleiſtet hatten.

Als Knabe hatte er an der Seite Douglas' und Buchan's gekämpft, unter dem Banner der Jungfrau von Orleans gefochten, und er war vielleicht einer der letzten Helden des ſchottiſchen Ritterthums, die ihre Schwerter für die „fleur-de-lys“ gegen ihre „alten engliſchen Feinde“ gezogen hatten.

Manche Veränderungen, die in dem ſchottiſchen Königreich vorgegangen waren, und vielleicht auch der Umſtand, daß er an franzöſiſches Klima und Sitten gewöhnt war, hatten den alten Baron dazu beſtimmt, jeden Gedanken einer Rückkehr in ſeine Heimat aufzugeben, um ſo mehr, als die hohe Stellung, die er in Ludwig's Haushalt einnahm, ſo wie ſein eigener freimüthiger und loyaler Charakter ihm einen beträchtlichen Einfluß auf den König verſchafft hatte, der im Allgemeinen nicht geneigt war an menſchliche Tugend und Ehre zu glauben. Den Lord Crawford ehrte und ſchätzte der König aber wahrhaft, und geſtand ihm ſtets eine einflußreiche Stimme zu, weil es noch nie vorgekommen war, daß er ſich in Dinge gemengt hätte, welche nicht ſeines Amtes geweſen wären.

Der Balafré und Cunningham folgten Durward in das Gemach ihres Hauptmanns, deſſen würdevolles Aeußere, im Verein mit dem Reſpect, der ihm von dieſen ſtolzen Soldaten gezollt wurde, einen ſtarken und tiefen Eindruck auf den jungen Mann machte.

Lord Crawford war groß und durch vorgerücktes Alter hager und dünn geworden. Seine Sehnen aber hatten die Stärke, wenn nicht die Elaſticität der Jugend bewahrt, und er war im Stande, das Gewicht ſeiner Rüſtung während eines langen Marſches eben ſo gut zu tragen, als der jüngſte Mann ſeiner Truppe.

Seine Züge waren drohend, das narbenzerfetzte, wettergebräunte Geſicht hatte dem Tod in mehr als dreißig ſtürmiſchen Gefechten kühn in die Augen geſehen. Sein Blick drückte jedoch mehr Verachtung aller Gefahren aus, als die tapfere Grauſamkeit eines Söldlings.

In dieſem Augenblick war ſeine große ſtramme Geſtalt in einen weiten Schlafrock gehüllt, der durch einen Ledergürtel zuſammengehalten wurde, von dem ein reich eingelegter Dolch herabhing. Der Orden des heiligen Michael hing an ſeinem Hals. Er ſaß auf einem mit Thierfellen bedeckten Lager, trug Augengläſer auf ſeiner Naſe (damals eine neue Erfindung) und bemühte ſich, ein rieſiges Manuſcript, „Rosier de la Guerre“ genannt, zu leſen, einen alten Militär- und Civilcodex, den Ludwig zum Nutzen ſeines Sohnes, des Dauphin, zuſammengetragen und dem erfahrenen ſchottiſchen Krieger zur Begutachtung vorgelegt hatte.

Beim Eintritt des unerwarteten Beſuches legte Lord Crawford ſein Buch etwas ärgerlich bei Seite und fragte in ſeinem nationalen Dialect, was in des Teufels Namen ſie wieder von ihm haben wollten.

Der Balafré erzählte mit mehr Reſpect, als er vielleicht Ludwig ſelbſt erwieſen haben würde, und ziemlich ausführlich die Umſtände, die ſeinen Neffen in ſo viele Gefahren geſtürzt hatten, und bat dann demüthig um Crawford's Schutz.

Lord Crawford hörte ihm äußerſt aufmerkſam und geſpannt zu, und konnte nicht umhin, über die Einfalt zu lächeln, mit welcher ſich der Jüngling des gehängten Verbrechers angenommen hatte, ſchüttelte aber ſeinen Kopf bei dem Bericht über den Streit zwiſchen den Bogenſchützen und den Soldaten des Generalprofoßes.

„Wie oft berichtet ihr mir von ſolchen abſcheulichen, gottverdammten Stänkereien!“ rief er aus. „Wie oft muß ich euch, und beſonders euch Beiden, Ludowic Lesly und Archibald Cunningham, ſagen, daß die fremden Söldlinge ſich beſcheiden und anſtändig gegen die Leute dieſes Landes betragen ſollen, wenn ſie ſich nicht die Hunde dieſer Stadt auf die Ferſen heften wollen. Müßt ihr aber durchaus Händel haben, ſo iſt mir's lieber, ihr habt ſie mit dieſem Generalprofoß, als mit ſonſt Jemandem, und ich tadle euch weniger wegen dieſes Vorfalls, als wegen anderer Zänkereien, die ihr angeſtiftet habt, Ludowic — denn, Eurem jungen Verwandten beiſtehen zu wollen, war nur natürlich. Und dieſer einfältige Junge darf auch nicht zu Schaden kommen, darum gebt mir dort vom Regal die Compagnieliſte, ſo wollen wir ſeinen Namen einſchreiben, damit er im Stande iſt, Nutzen aus unſeren Vorrechten zu ziehen."

„Möge es Ew. Lordſchaft gefallen —" begann Quentin Durward.

„Iſt der Burſche verrückt?" rief ſein Onkel aus. „Willſt du mit Seiner Lordſchaft ſprechen, ohne gefragt worden zu ſein?"

„Geduld, Ludowic," ſagte Crawford, „und laßt uns erſt hören, was der junge Mann zu ſagen hat."

„Nur das Eine, mit Ew. Lordſchaft Erlaubniß," ſagte Quentin, „daß ich erſt noch einigen Zweifel darüber hegte, ob ich hier Dienſte nehmen wolle oder nicht, jetzt aber, wo ich den edlen Befehlshaber geſehen habe, unter dem ich dienen ſoll, ſind dieſe Zweifel gänzlich verſchwunden, denn in Eurem Blick liegt eine Würde, der ich mich gerne beuge."

„Wohl geſprochen, Junge!" ſagte der alte Lord, für dieſes Compliment nicht unempfindlich. „Wir haben wirklich einige Erfahrung gewonnen, und Gott ließ uns die Gnade angedeihen, daß wir es verſtanden, ſowol in den Dienſtjahren, als in jenen des Befehls, aus unſeren Erfahrungen Nutzen zu ziehen."

„Nun ſeid Ihr der Unſere, Quentin Durward!" fuhr er fort. „Seid in das ehrenfeſte Corps der ſchottiſchen Leibgarde als Knappe Eures Onkels eingetreten. Ich hoffe, Ihr werdet Euch tapfer zeigen, denn Ihr müßt ein tüchtiger Waffenträger ſein, wenn Euer Aeußeres nicht trügt; auch ſeid Ihr von gutem Blut. Ludowic, ſeht darnach, daß Euer Verwandter fleißig im Dienſt ſei, denn wir werden in den nächſten Tagen Arbeit bekommen."

„Bei meinen Sporen, das freut mich, Mylord! Dieſer lange Friede macht uns Alle zu Feiglingen! Ich ſelbſt fühle, wie mein Muth in Verfall geräth, ſeit ich in dieſe verdammte Kerkerhöhle von einem Schloß eingeſperrt bin."

„Nun, mir flüſterte jüngſt ein Vogel ins Ohr," fuhr Crawford fort, „daß das alte Banner bald wieder auf dem Kampfplatz flattern wird."

„Ich will auf dieſe Nachricht hin heute Abend einen Becher mehr leeren!"

„Du trinkſt bei jeder Nachricht," ſagte Crawford, „und ich fürchte, ich fürchte, Ludowic, du wirſt eines Tages einen bittern Trunk thun!“

Lesly erwiderte etwas beſchämt, es ſei nicht ſtets ſeine Gewohnheit geweſen; aber Seine Lordſchaft kenne ja die Gebräuche in der Compagnie, und daß ein neuer Kamerad ſtets durch ein Zechgelage eingeführt würde.

„Es iſt wahr,“ ſagte der Lord, „ich hatte es vergeſſen und will euch einige Flaſchen Wein ſchicken, doch ſorgt dafür, daß das Feſt bei Sonnenuntergang zu Ende iſt, und hört, laßt die Soldaten, welche die Wache haben, von eurem Gelage ausgeſchloſſen ſein.“

„Ew. Lordſchaft Wille ſoll geſchehen und auf Euer Wohl zuerſt getrunken werden.“

„Vielleicht,“ ſagte Crawford, „vielleicht komme ich ſelbſt einen Augenblick und weide mich an eurer Heiterkeit — um mich durch Augenſchein zu überzeugen, daß Alles anſtändig vor ſich geht.“

„Ew. Lordſchaft ſoll uns herzlich willkommen ſein,“ ſagte Ludowic.

Jetzt entfernte ſich die ganze Geſellſchaft in beſter Laune und traf Anſtalten zu dem militäriſchen Banket, zu welchem Lesly ungefähr zwanzig ſeiner Kameraden einlud.

Bei einer ſolchen extemporirten Soldatenfeſtlichkeit pflegt es ſtets höchſt heiter und lärmend zuzugehen, ſo lange es Eſſen und Trinken genug gibt.

Bei der jetzigen Gelegenheit ſorgte Ludowic eifrig dafür, beſſern Wein, als gewöhnlich, zu beſorgen, indem er bemerkte, der alte Lord ſei der beſte Zecher unter ihnen, und predige er ihnen auch Nüchternheit, ſo verſäumte er ſelbſt doch keine Gelegenheit (ſelbſt wenn er an der königlichen Tafel ſo viel als möglich getrunken hätte) am Abend noch einige Becher in guter Geſellſchaft zu leeren.

„Und darauf müßt ihr euch vorbereiten, Kameraden,“ ſchloß Ludowic ſeine Bemerkung, „ſeine alten Geſchichten von den Schlachten bei Vernoil und Beaugé wieder anzuhören.“*)

---

*) In dieſen beiden Schlachten zeichneten ſich die ſchottiſchen Verbündeten Frankreichs unter Steward, dem Earl of Buchan aus. Bei

Der gothiſche Saal, in dem ſie gewöhnlich ihre Bankete abhielten, wurde ſchnell in beſte Ordnung gebracht, die Burſchen wurden ausgeſchickt, friſche Binſen zur Beſtreuung des Bodens zu ſammeln, und ſowol die Tafel, als die Wände des Zimmers mußten mit den alten Bannern geziert werden, unter denen die ſchottiſchen Garden in die Schlacht gezogen waren, oder die ſie dem Feinde entriſſen hatten.

Die nächſte Sorge war, den jungen Rekruten ſo ſchnell als möglich mit der Kleidung und den Waffen der Garden auszuſtatten, damit er in jeder Hinſicht als einer der Ihrigen erſchiene, denn erſt dann konnte er an ihren Vorrechten Antheil nehmen, die es ihm möglich machten, der Macht und dem Unwillen des Generalprofoßes zu trotzen, obwol die eine nicht gering, und der andere nicht leicht zu beſänftigen war.

Das Banket war im höchſten Grade froh und lärmend, und die Gäſte äußerten unverhohlen ihre Freude und nationale Befriedigung darüber, daß ſie wieder einen Rekruten aus ihrem geliebten Vaterland in ihre Reihen aufgenommen hatten. Man ſang ſchottiſche Lieder, erzählte von alten ſchottiſchen Helden, von den Thaten der Väter, und eine Zeitlang ſchienen die üppigen Ebenen der Touraine in die gebirgigen und unfruchtbaren Ebenen Caledoniens verwandelt zu ſein.

Die Begeiſterung nahm eben ihren höchſten Schwung und jeder von ihnen bemühte ſich, etwas zu Gunſten des gemeinſamen Vaterlandes vorzubringen, als das Erſcheinen des Lord Crawford ihren Jubel noch erhöhte, der, wie der Balafré richtig vorhergeſagt hatte, an der königlichen Tafel wie auf Nadeln geſeſſen hatte, bis ſich eine Gelegenheit fand, ſich zu dem Zechgelage ſeiner Landsleute wegzuſtehlen.

Man hatte ihm am oberen Ende der Tafel einen Ehrenſitz aufbewahrt, denn den Sitten jener Zeit und der Organiſation jenes Corps gemäß konnte ihr Hauptmann, obwol er nach dem König und Groß-Connetable ihr höchſter Vor-

---

Beaugé waren ſie ſiegreich über den Herzog von Clarence, den Bruder Heinrich V.; bei Vernoil aber wurden ſie geſchlagen und beinahe vernichtet.

geſetzter war, dennoch an demſelben Tiſch mit ihnen ſitzen, ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben, da die Mitglieder des Corps (oder die Gemeinen, wie wir ſie nennen würden) alle von edler Abkunft und guter Familie waren.

Im erſten Moment lehnte Lord Crawford es jedoch ab, den für ihn beſtimmten Sitz einzunehmen, bat die Verſammelten, ohne Rückſicht auf ihn wacker weiter zu zechen, und blickte offenbar mit ſehr befriedigter Miene auf die heiteren Geſichter der jungen Leute.

„Laß ihm den Willen," flüſterte Cunningham ſeinem Freund Lindeſay zu, als letzterer ihrem edlen Befehlshaber einen Becher Wein anbot. „Laß ihm den Willen — man darf fremdes Vieh nicht antreiben — er wird von ſelbſt trinken, wenn er Luſt dazu bekommt!"

Und in der That, der alte Lord, der erſt lächelnd den Kopf ſchüttelte und den Weinbecher unberührt ließ, begann nach einer kleinen Weile wie in der Zerſtreutheit daran zu nippen, wobei es ihm glücklicherweiſe einfiel, wie unfreundlich es wäre, wolle er nicht auf die Geſundheit des tapfern Burſchen trinken, der heute ſeinem Corps eingereiht worden war.

Die Geſundheit wurde alſo ausgebracht, wie natürlich mit allgemeinem Jubel aufgenommen, und dann theilte der alte Befehlshaber mit, er habe Meiſter Oliver bereits von den Ereigniſſen dieſes Tages in Kenntniß geſetzt.

„Und da der Bartkratzer dem Gurgelabſchneider nicht ſehr gewogen iſt," fügte er hinzu, „ſo vereinigte er ſich mit mir, um von dem König einen Befehl zu erlangen, welcher dem Generalprofoß aufträgt, jedes weitere Verfahren gegen Quentin Durward einzuſtellen und die Vorrechte der ſchottiſchen Leibgarde unter allen Umſtänden zu reſpectiren."

Wieder ertönte lautes Jauchzen, wieder wurden die Becher bis zum Rand gefüllt, als man jetzt das Wohl des edlen Lord Crawford, des wackern Vertheidigers der Vorrechte ſeiner Landsleute ausbrachte.

Auch hier mußte der gute alte Lord aus Höflichkeit Beſcheid thun, und indem er ſich in den bereitſtehenden Stuhl niederließ (wie es ſchien ohne zu wiſſen was er that) winkte er Quentin an ſeine Seite und beſtürmte ihn mit weit

Bayeriſche Staatsbibliothek München

mehr Fragen über den inneren Zuſtand Schottlands und über ſeine große Familie, als derſelbe beantworten konnte. Während dieſes Geſprächs jedoch fand der gute alte Lord häufig Gelegenheit, den Weinbecher an die Lippen zu ſetzen, wobei er die Bemerkung fallen ließ, es gezieme ſich wol für ſchottiſche Edelleute, kameradſchaftlich und geſellig zu leben, doch müßten junge Leute, wie Quentin, nur vorſichtig an ſolchen Freuden Theil nehmen, welche allzu leicht zum Exceß ausarten. Bei dieſer Gelegenheit entwickelte er viele vortreffliche Grundſätze, bis ſeine eigenen im Lobe der Mäßigkeit angeſtrengte Zunge etwas ſchwerer geworden war, als gewöhnlich.

Und jetzt, als der militäriſche Feuergeiſt der Geſellſchaft mit jeder neugeleerten Flaſche in neue Flammen aufloderte, forderte Cunningham ſie auf einen Trinkſpruch auszubringen auf das baldige Entfalten der Oriflamme (das königliche Banner Frankreichs).

„Hier thue ich von ganzem Herzen Beſcheid, liebe Kinder,“ rief Lord Crawford aus, „und ſo alt ich bin, dürfte ich dieſen Augenblick noch erleben. Hört Kameraden“ (der Wein hatte ihn etwas mittheilſamer gemacht) „ihr ſeid alle treue Diener der franzöſiſchen Krone, warum alſo ſolltet ihr es nicht wiſſen dürfen, daß der Herzog Karl von Burgund einen Abgeſandten geſchickt hat, welcher böſe Botſchaft zu bringen ſcheint.“

„Ich ſah das ganze Gefolge des Grafen von Crèvecoeur in jenem Gaſthof im Maulbeerhain!“ rief einer der Gäſte aus. „Man ſagt, der König wolle ihn nicht ins Schloß einlaſſen.“

„Der Himmel ſchicke ihm eine ungnädige Antwort,“ ſagte Guthrie. „Aber worüber hat er ſich zu beklagen?“

„Ueber eine Welt von Grenzbeläſtigungen,“ ſagte Lord Crawford, „und auch darüber, daß der König vor Kurzem eine Dame von Burgund unter ſeinen Schutz nahm, eine junge Gräfin, welche von Dijon entfloh, weil Herzog Karl ſie, die unter ſeiner Vormundſchaft ſteht, mit ſeinem Günſtling Campo-Baſſo vermählen wollte.“

„Und iſt ſie wirklich allein hierher gekommen, Mylord?“ fragte Lindeſay.

Bayerische Staatsbibliothek München

„Nicht doch, nicht ganz allein, ſondern mit einer alten Verwandten, einer Gräfin deſſelben Namens, welche ſich der Bitte der jungen Dame fügte."

„Und wird der König, der des Herzogs Lehensherr iſt, zwiſchen ihm und ſeinem Mündel vermitteln, über welche Karl daſſelbe Recht hat, welches nach deſſen Tode unſer König über die Erbin von Burgund ausüben würde?"

„Der König wird wie immer ſeine Handlungsweiſe nach den Vorſchriften der Politik richten — und ihr wißt, er hat dieſe Damen weder öffentlich empfangen, noch ſie unter den Schutz ſeiner Töchter, der Dame von Beaujeau und der Prinzeſſin Joan geſtellt — ſomit ſteht es ihm frei, ſich je nach den Umſtänden zu entſcheiden. Er iſt unſer Gebieter — doch darf ich es wol ohne Hochverrath ſagen, daß er ganz der Mann iſt, der mit den Hunden jagt und mit den Haſen läuft."

„Der Herzog von Burgund aber verſteht ſich nicht auf ſolche Zweideutigkeiten," warf Cunningham ein.

„Allerdings nicht," antwortete der alte Lord, „und darum wird es höchſt wahrſcheinlich zum Kampfe zwiſchen ihnen kommen."

„Gut — der heilige Andreas fördere den Streit," ſagte der Balafré. „Man hat es mir vor zwanzig Jahren prophezeit, ich würde das Glück meines Hauſes durch eine Heirath befeſtigen. Wer weiß nun, was ſich ereignet, wenn es dahin kommt, daß wir für die Ehre und die Liebe unſerer Damen kämpfen, wie es in alten Ritterromanen geſchieht."

„Du ſprichſt von Frauenliebe mit ſolch einem Graben im Geſicht?" rief Guthrie aus.

„Beſſer iſt's alle Liebe zu miſſen, als die Liebe eines heidniſchen Zigeunerweibes zu gewinnen," entgegnete der Balafré.

„Haltet ein!" ſagte Lord Crawford. „Hier wird nicht mit ſpitzen Waffen gekämpft, und nicht mit ſcharfen Spöttereien um ſich geworfen. — Wir wollen hier freundſchaftlich und friedlich bei einander ſein! — Und was jene Dame anbetrifft, ſo iſt ſie viel zu reich, um einem armen ſchottiſchen Lord zuzufallen, ſonſt würde ich ſelbſt meine Anſprüche erheben, trotz meiner achtzig Jahre; — doch hier, auf ihr Wohl — denn man nennt ſie ein Wunder von Schönheit."

„Ich glaube ſie geſehen zu haben," ſagte ein anderer Soldat, „als ich heute Morgen in dem inneren Hof die Wache hatte. Da wurden zwei dichtverhängte Sänften in das Schloß getragen."

„Schämt Euch, Arnot," rief der Lord aus. „Ein Soldat darf nie verrathen, was er im Dienſt geſehen und gehört hat! — Und überdies," fügte er nach einer kleinen Pauſe hinzu, wo ſeine eigene Neugierde die Oberhand über die Disciplin gewann, von welcher er gepredigt hatte, „warum ſollte eine dieſer Sänften gerade die Gräfin Iſabella von Croye verborgen haben?"

„Nun, Mylord, darüber kann ich weiter nichts ſagen, als daß mein Coutelier, als er meine Pferde ſpazieren führte, auf der Dorfſtraße dem Maulthiertreiber Doguin begegnete, der die Sänften nach jenem Gaſthauſe zurückbrachte, denn jenem Geſellen vom Maulbeerhain gehörten ſie — dem von den „Lilien", meine ich. — Alſo Doguin forderte Saunders Steed auf, einen Becher Wein mit ihm zu trinken, was derſelbe gerne annahm."

„Ohne Zweifel," ſagte der Lord. „Und ich wollte, dieſer Sache würde Abhilfe gethan, ihr jungen Herren. Aber alle eure Reitknechte und Couteliers ſind nur zu bereit, mit Jedermann einen Becher Wein zu leeren — zur Kriegszeit iſt das eine gefährliche Sache, und muß geändert werden. — Doch dieſen Becher leere ich auf das Wohl der Gräfin Iſabella von Croye, und wünſche ihr einen beſſern Gemahl, als den gemeinen italieniſchen Schurken Campo-Baſſo! — Aber, Andreas Arnot, was ſagte der Maulthiertreiber zu Eurem Diener?"

„Er theilte ihm insgeheim mit," erwiderte Arnot, „daß die beiden Damen, welche er eben in verſchloſſenen Sänften nach dem Schloſſe gebracht hätte, vornehme Gräfinnen ſeien, welche einige Tage im Hauſe ſeines Gebieters gewohnt hätten, wo der König ſie mehr als einmal beſuchte und ihnen große Ehre erwies. Jetzt hätten ſie ſich, wie er glaube, aus Furcht vor dem Grafen von Crèvecoeur, dem Geſandten des Herzogs von Burgund, deſſen Ankunft durch einen Courier angekündigt wurde, in das Schloß geflüchtet.“

„Was ſagt Ihr da, Andreas!“ rief Guthrie aus. „Nun will ich darauf ſchwören, daß es auch die Stimme der Gräfin war, die ich zu einer Laute ſingen hörte, als ich vorhin über den inneren Hof ſchritt — die Klänge kamen aus den Fenſtern des Dauphinthurms, und eine ſolche Muſik hat das Schloß Pleſſis noch nicht gehört. — Meiner Treu, ich glaubte, ich hörte die Melodie der ſchönen Fee Meluſine! Ich blieb ſtehen, obwol ich hier den Tiſch gedeckt wußte, und obwol ich wußte, daß ihr hier auf mich wartetet, blieb ich doch ſtehen, wie —“

„Wie ein Eſel, John Guthrie,“ fiel ſein Befehlshaber ein. „Deine lange Naſe roch den Braten, deine langen Ohren hörten die Muſik und dein kurzer Verſtand konnte ſich nicht entſcheiden, welchem von beiden du den Vorzug geben ſollteſt! — Doch horch! iſt das nicht die Kathedralglocke, die zur Vesper läutet? — Kann es wirklich ſchon ſo ſpät ſein? — Der verrätheriſche alte Küſter muß eine Stunde zu früh am Glockenſtrang gezogen haben!“

„Nein, die Stunde iſt wirklich gekommen,“ ſagte Cunningham, „die Sonne ſinkt im Weſten unter.“

„In der That?“ rief Lord Crawford aus. „Verhält es ſich wirklich ſo? — Nun, Burſche, wir müſſen uns in gehörigen Schranken halten — Alles muß mit Maß und Ziel getrieben werden — am langſamen Feuer braut die beſte Suppe — Frohſinn und Klugheit vereint ſind die beſten Gaben. — Einen letzten Becher auf das Wohl Altſchottlands, und dann kehre Jedermann auf ſeinen Poſten zurück.“

Man leerte den Abſchiedsbecher, die Gäſte entfernten ſich, wobei Lord Crawford ſich in des Balafré Arm hing, unter dem Vorwand, ihm in Bezug auf ſeinen Neffen mehrere Inſtructionen zu ertheilen, in Wahrheit jedoch deshalb, damit ſein Gang dem Auge der Zuſchauer nicht weniger ſicher erſcheinen möge, als ſich ſeinem Rang und ſeiner Würde geziemte.

Als er die zwei Höfe durchſchritt, welche ſeine Wohnung von dem Feſtſaal trennten, nahm er eine ſehr ernſthafte

Miene an und gewichtig klang ſein letzter Rathſchlag, mit welchem er Ludowic bat, ein wachſames Auge auf das Betragen ſeines Neffen zu haben, beſonders in „Bezug auf Dirnen und Weinbecher“.

Jedes Wort, welches über die ſchöne Gräfin Iſabella geſprochen worden war, wurde von dem jungen Durward eifrig eingeſogen, den man jetzt in eine kleine Zelle führte, die er mit dem Pagen ſeines Onkels theilen ſollte, und in welcher er nun in tiefes Nachdenken verſunken auf- und abſchritt.

Der Leſer kann ſich leicht vorſtellen, welche ſchwärmeriſchen Träume dieſer junge Krieger über die vermuthete Identität des Mädchens aus dem Thurme und der ſchönen Mundſchenkin des Meiſter Pierre mit einer flüchtigen Gräfin von hohem Rang und großem Reichthum baute, die einem verhaßten Freier, dem Günſtling eines tyranniſchen Vormundes, entfloh.

Quentin’s Gedanken verweilten vorübergehend auch auf Meiſter Pierre, welcher eine ſo bedeutende Autorität ſogar auf jenen ſchrecklichen Beamten ausübte, aus deſſen Händen unſer junge Schotte mit genauer Noth entkommen war.

Endlich wurde das Nachdenken des Jünglings, welches ſein Zellengenoſſe, der kleine Will Harper, achtungsvoll reſpectirt hatte, durch das Erſcheinen ſeines Onkels unterbrochen, welcher Quentin empfahl, zu Bett zu gehen, damit er am folgenden Morgen bei Zeiten auf ſei, um ihm in die Gemächer ſeiner Majeſtät zu folgen, wohin er und fünf ſeiner Kameraden durch die Dienſtpflicht gerufen wurden.

Achtes Kapitel.

Der Abgeſandte.

Wäre Trägheit eine Untugend Durward’s geweſen, ſo müßte der Lärm, der in der Kaſerne herrſchte und von der Ablöſung der Wache Kunde gab, dieſe Sirene von ſeinem Lager verſcheucht haben. Aber die gute Zucht in ſeinem väterlichen Haus und in dem Kloſter zu Aberbrothick hatte ihn gelehrt beim erſten Morgengrauen aufzuſtehen, und ſo warf er ſich denn wohlgemuth in ſeine Kleider, nicht unempfindlich für den Glanz ſeiner neuen Ausrüſtung und Stellung. Sein Onkel, welcher wachſam dafür ſorgte, daß er in jeder Hinſicht gut ausgerüſtet werde, verhehlte nicht ſeine Befriedigung über die vortheilhafte Aenderung in der äußeren Erſcheinung ſeines Neffen.

„Erweiſt du dich ſo treu und kühn, wie du hübſch biſt, ſo werde ich an dir einen der beſten und ſchönſten Knappen der Leibgarde beſitzen, was für die Familie deines Hauſes nur eine Ehre ſein kann. — Folge mir jetzt in das Audienzzimmer und halte dich dicht hinter mir.“

Bei dieſen Worten ergriff er eine große, ſchwere, prachtvoll ausgelegte und verzierte Partiſane, wies ſeinen Neffen an, eine leichtere Waffe ähnlicher Art zu nehmen und begab ſich dann mit ihm in den inneren Hof des Palaſtes, wo jetzt jene ihrer Kameraden, welche in den inneren Gemächern den Wachtdienſt verſehen mußten, ſich ſchon verſammelt hatten, indem jeder Knappe hinter ſeinem Gebieter ſtand, wodurch ſie zwei Reihen bildeten.

In demſelben Hofe befanden ſich noch mehrere Piqueure mit den Meuten und Jagdpferden, welche Quentin mit ſo auffallendem Entzücken betrachtete, daß ſein Onkel mehr als einmal genöthigt war, ihn daran zu erinnern, dieſe Thiere wären nicht für ihn, ſondern für des Königs Vergnügen beſtimmt, der eine leidenſchaftliche Vorliebe für die Jagd hegte, und das Wild in den königlichen Wäldern ſo ſtreng beſchützte, daß das allgemeine Sprichwort ſagte, man dürfe eher einen Menſchen tödten, als einen Hirſch.

Auf das gegebene Zeichen ſetzten ſich die Gardiſten unter der Führung des Balafré, der bei dieſer Gelegenheit Offiziersſtelle verſah, in Bewegung, und nachdem die Parole und geheime Zeichen gewechſelt worden waren, was aufs deutlichſte die übertriebene ängſtliche Vorſicht verrieth, mit welcher ſie ihren Wachtdienſt verſehen mußten, marſchirten ſie in den Audienzſaal, wo man das Erſcheinen des Königs jeden Augenblick erwartete.

Obwol Quentin mit Schaugepränge und Pomp wenig bekannt war, machte der Anblick, der ſich ihm hier bot, lange nicht den Eindruck auf ihn, den er ſich von dem Glanz eines königlichen Hofes verſprochen hatte.

Es gab da in der That reichgekleidete Hausbeamte, gutgerüſtete Gardiſten und Bedienſtete verſchiedenen Grades. Aber er ſah keinen der alten Räthe des Königreichs, keinen der Generäle oder Anführer, die, in der Blüte ihres Mannesalter ſtehend, Frankreichs Stärke bildeten, und eben ſo wenig jene jugendlichen feurigen Adeligen, denen ihr frühes Streben nach Ehren und Auszeichnung zum Stolz gereichte.

Die argwöhniſche Stimmung, das zurückgezogene Weſen, die ſchlaue Politik des Königs hatte dieſen glänzenden Kreis dem Thron entfremdet, und man berief ihn nur bei gewiſſen ceremoniellen Angelegenheiten an den Hof, wo die Betreffenden dieſem Ruf nur widerſtrebend gehorchten und ſich erleichtert wieder entfernten, mit den gleichen Gefühlen, mit welchen in der Fabel die Thiere ſich der Höhle des Löwen nahen und ſie wieder verlaſſen.

Die wenigen Perſonen, welche hier die Stelle von Rathgebern einzunehmen ſchienen, waren unbedeutend ausſehende Menſchen, deren Züge zuweilen Scharfſinn ausdrückten, deren Manieren jedoch zeigten, daß ſie ſich jetzt in einer Sphäre bewegten, für welche ihre frühere Erziehung und Lebensweiſe ſie nur ſchlecht vorbereitet hatte.

Eine oder zwei Perſonen hatten nach Durward's Meinung eine vornehmere Miene, und ſein Onkel fand Gelegenheit, ihm die Namen derjenigen zuzuflüſtern, die ihm in ſolcher Weiſe aufgefallen waren.

Lord Crawford, der in ſeiner reichen Amtskleidung, einen ſilbernen Stab in der Hand, zugegen war, kannte Quentin bereits von früher.

Unter den andern hervorragenden Perſönlichkeiten war die merkwürdigſte der Graf von Dunois, ein Sohn jenes berühmten, unter dem Namen „Baſtard von Orléans“ bekannten Dunois, der unter dem Banner der Jungfrau von Orléans fechtend, ſo kräftigen Antheil an der Befreiung Frankreichs von dem engliſchen Joch genommen hatte. Der Sohn hielt den Ruf ſeines Vaters ehrenhaft aufrecht, und hatte trotz ſeiner Verwandtſchaft mit der königlichen Familie, und trotz ſeiner Popularität ſowol bei den Großen, als bei dem Volk, bei allen Gelegenheiten eine ſolche freimüthige Loyalität des Charakters erwieſen, daß ſogar der mißtrauiſche Ludwig ihn ohne Argwohn betrachtete, ihn gerne in ſeine Nähe zog und oft ſogar ſeinen Rath einholte.

Obwol in allen ritterlichen Uebungen geſchickt, und in jeder Hinſicht den Charakter beſitzend, den man damals einen „vollkommenen Ritter“ nannte, war die Perſönlichkeit des Grafen keineswegs ein Muſter romantiſcher Schönheit.

Er war unter Mittelgröße, wenn auch von kräftigem Körperbau, und ſeine Beine waren leicht nach außen gekrümmt in jener Form, die für den Reiter angenehmer, als für den Fußgänger iſt. Seine Schultern waren breit, ſein Haar ſchwarz, die Geſichtsfarbe gebräunt, die Arme lang und ſehnig.

Dunois' Geſichtszüge waren unregelmäßig bis zur Unſchönheit, aber das ganze Weſen des Grafen athmete eine ſolche bewußte Würde und Nobleſſe, daß man auf den erſten Blick in ihm den Charakter des hochgeborenen Adeligen, ſo wie des unerſchrockenen Kriegers erkannte. Seine Haltung war kühn und ſtolz, ſein Schritt frei und männlich, und die Rauhheit ſeiner Züge erhielt etwas Würdevolles durch den adlergleichen Blick, das löwenartige Dräuen der Stirne.

Dunois trug einen prächtigen Jagdanzug und übernahm überhaupt die Pflichten eines Oberjägermeiſters, obwol wir nicht glauben, daß er dieſes Amt wirklich bekleidete.

Auf den Arm ſeines Verwandten, Dunois, geſtützt, mit ſo ſchwachen langſamen Schritten einherſchleichend, daß er von ſeinem Vetter faſt gezogen wurde, kam Ludwig, Herzog von Orléans, der erſte Prinz königlichen Geblütes (nachher König unter dem Namen Ludwig XII.), welchem die Gardiſten und Höflinge demgemäß die gebührende Huldigung darbrachten.

Dieſer von Ludwig mit argwöhniſchem Auge bewachte Fürſt, welcher, in Ermangelung eines männlichen Nachkommens des Königs, Erbe ſeines Thrones wurde, durfte ſich niemals vom Hofe entfernen, wo man ihm weder die geringſte Theilnahme an den Geſchäften geſtattete, noch ſein Anſehen durch die königliche Gunſt unterſtützte.

Die durch ſeine Lebensweiſe (welche faſt der eines Gefangenen glich) hervorgerufene Niedergeſchlagenheit, die ſich natürlicherweiſe in den Zügen dieſes unglücklichen Fürſten wiederſpiegelte, war in dieſem Augenblick noch durch das Bewußtſein vermehrt, daß der König in Hinſicht auf ihn eine der grauſamſten und ungerechteſten Thaten vor hatte, die ein Tyrann nur begehen konnte, indem er ihn zwingen wollte, ſeine Hand der Prinzeſſin Joan von Frankreich, der jungen Tochter Ludwigs, zu geben, mit der er ſeit frühester Kindheit verlobt war, deren verkrüppelte Geſtalt es jedoch zu einer Grauſamkeit des Königs machte, wenn er jetzt auf die Vollziehung jenes Verſprechens drang.

Das Aeußere dieſes unglücklichen Prinzen war in keiner Beziehung vortheilhaft. Sein Gemüth war ſanft, mild und wohlwollend, Eigenſchaften, welche ſogar durch den Schleier äußerſter Niedergeſchlagenheit, der ſeinen natürlichen Charakter jetzt verdunkelte, zu erkennen blieben.

Quentin konnte bemerken, daß der Herzog es ängſtlich vermied, die königlichen Garden auch nur anzuſehen und die Blicke, während er ihren Gruß erwiderte, zu Boden geſenkt hielt, als fürchte er, die Eiferſucht des Königs könne dieſe Zeichen gewöhnlicher Höflichkeit ſo deuten, als entſpränge ſie einem geheimen Einvernehmen zwiſchen ihm und den Gardiſten.

Höchſt verſchieden war das Betragen des ſtolzen Cardinals und Prälaten Johann von Balue, des damaligen Miniſters des Königs Ludwig, deſſen Charakter und Geſchichte eine ſo große Aehnlichkeit mit denen des berühmten Wolſey trugen, als der Unterſchied zwiſchen dem ſchlauen und politiſchen Ludwig und dem voreiligen, hartnäckigen Heinrich VIII. von England es erlaubte. Der Erſtere hatte ſeinen Miniſter aus niedrigem Range zu der Würde oder wenigſtens zu den Emolumenten eines Großalmoſeniers von Frankreich erhoben, hatte ihn mit Wohlthaten überhäuft und ihm den Cardinalshut verſchafft; und war er auch zu vorſichtig, um dem ehrgeizigen Prälaten die unbeſchränkte Macht, das grenzenloſe Vertrauen zu ſchenken, welches Heinrich jenem Wolſey verliehen hatte, ſo ließ er ſich doch mehr durch ihn beeinfluſſen, als durch irgend einen andern ſeiner Räthe.

Der Cardinal war von einem Irrthum befallen, welcher meiſtens denjenigen anzukleben pflegt, die ſich aus der Unbedeutendheit plötzlich zur Gewalt emporgehoben ſehen, denn von ſeinem ſchnellen Emporſteigen ſchwindlig gemacht, war er feſt überzeugt, ſeine Geiſtesfähigkeiten berechtigten ihn, ſich in Angelegenheiten jeder Art zu miſchen, ſelbſt in ſolche, die ſeinen früheren Studien ganz fern lagen.

Von großer aber unangenehmer Geſtalt ſpielte er den Bewunderer des ſchönen Geſchlechts, obwol ſeine Erſcheinung Anſprüche lächerlich machte, die ohnehin durch ſeinen Beruf unziemlich erſchienen. In einer böſen Stunde hatte ihm ein Schmeichler oder eine Schmeichlerin die Idee eingeflößt, ſeine Hauptſchönheit läge in den rieſigen maſſiven Beinen, die er von ſeinem Vater geerbt hatte (einem Karrenführer von Limoges oder nach anderen Berichten einem Müller von Verdun), und dieſe Idee hatte ſich dermaßen in ſeinem Kopf feſtgeſetzt, daß er ſein Cardinalskleid ſtets an der Seite geſchlitzt trug, damit die kräftigen Verhältniſſe ſeiner Beine nicht der allgemeinen Aufmerkſamkeit entzogen würden.

Als er mit ſeinem ſcharlachrothen Talar durch das Staatsgemach ſchritt, blieb er öfters ſtehen, um die Waffen und die allgemeine Ausrüſtung der dienſthabenden Cavaliere zu muſtern, wobei er verſchiedene Fragen in gebieteriſchem Tone an ſie richtete und es auf ſich nahm, einige von ihnen über das zu tadeln, was er Unregelmäßigkeiten im Dienſte nannte. Es geſchah dies in einer Sprache, auf welche dieſe Herren nichts zu erwidern wagten, obwol ſie ihm offenbar mit Verachtung und Ungeduld zuhörten.

„Hat der König erfahren,“ fragte Dunois den Cardinal, „daß der burgundiſche Abgeſandte darauf beſteht, zur Audienz zugelaſſen zu werden?“

„Ja,“ antwortete der Cardinal, „und hier kommt der allwiſſende Oliver der Teufel,*) um uns des Königs Belieben zu verkünden.“

---

*) Oliver wurde abwechſelnd der Teufel, oder auch der Böſe

Als er noch ſo ſprach kam aus den inneren Gemächern eine merkwürdige Perſönlichkeit, welche damals die Gunſt Ludwig's mit dem ſtolzen Cardinal ſelbſt theilte, jedoch keineswegs das ſelbſtbewußte, wichtigthuende Betragen beſaß, welches den aufgeblaſenen Geiſtlichen auszeichnete.

Im Gegentheil, dieſer „Teufel“ war ein kleiner, bleicher, magerer Mann, deſſen ſchwarzer Seidenanzug, nur aus Hoſe und Wamms beſtehend — ohne Rock, Mantel oder Ueberkleid — ſich ſchlecht eignete, ſeine unbedeutende Geſtalt vortheilhaft hervorzuheben. Er trug ein ſilbernes Becken in der Hand, und die über ſeinen Arm geworfene Serviette zeigte ſeine niedrige Stellung an.

Seine Mienen waren lebhaft und beobachtend, obwol er ſich bemühte, dieſen Ausdruck dadurch nicht auffällig zu machen, daß er ſeine Augen zu Boden ſenkte, während er mit dem ſchleichenden, ſtillen Schritt der Katze mehr über das Gemach zu gleiten ſchien, als er darüber hinſchritt.

Aber iſt die Beſcheidenheit auch im Stande, den Werth eines Menſchen zu verbergen, ſo kann ſie doch die Hofgunſt nicht geheim halten, und alle Verſuche, ſich unbemerkt durch das Audienzzimmer zu ſchleichen, waren vergeblich bei einem Menſchen, von dem man wußte, wie viel er bei dem Könige galt — und eines ſolchen Rufes hatte der berühmte Barbier und Kammerherr Oliver ſich zu erfreuen.

Er ſprach jetzt einige Augenblicke ernſthaft mit dem Grafen von Dunois, welcher ſogleich das Zimmer verließ, während der Barbier geräuſchlos nach dem königlichen Gemach zurückſchlich. Alles machte ihm höflich Platz — er erwiederte dieſe Artigkeit durch die geſchmeidigſte Verbeugung und in einigen wenigen Fällen (wo er die betreffende Perſon zum Gegenſtande des allgemeinen Neides machte) flüſterte er Jemand einige Worte in die Ohren — dabei murmelte er etwas von den Pflichten ſeiner Stellung — und wußte ſich den eifrigen Bitten derjenigen zu entziehen, welche ſich angelegen ſein ließen, ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln.

---

genannt, Namen, die der öffentliche Haß ihm beilegte. Urſprünglich des Königs Barbier, wurde er ſpäter deſſen begünſtigter Rathgeber.

Ludowic Lesly hatte das Glück, zu jenen Perſonen zu gehören, welche Oliver mit einigen Worten beglückte, indem er ihm mittheilte, daß ſeine Angelegenheit auf das Befriedigendſte geſchlichtet ſei. Kurz darauf wurde ihm ein Beweis der Wahrheit dieſer Nachricht, denn Quentin's alter Bekannter, Triſtan l'Hermite, der Generalprofoß des königlichen Haushaltes, erſchien und ſchritt geradewegs dem Orte zu, wo der Balafré ſtand. Die Uniform dieſes ſchrecklichen Beamten übte, ſo reich ſie auch war, doch nur die Wirkung, ſein düſteres Antlitz, ſeinen böſen Blick noch auffallender zu machen, und der Ton, den er für einen verſöhnlichen hielt, hatte die größte Aehnlichkeit mit dem unzufriedenen Knurren des Bären.

Doch war die Bedeutung ſeiner Worte freundſchaftlicher, als die Stimme, in welcher ſie geäußert wurden. Er bedauerte das am vorhergehenden Tage zwiſchen ihnen vorgefallene Mißverſtändniß, welches er dem Umſtande zuſchrieb, daß des Balafré Neffe weder die Uniform ſeines Corps getragen, noch ſich als Gardiſt ausgewieſen hätte, welche Unterlaſſung allein den Irrthum veranlaßt hätte, für welchen er jetzt um Vergebung bitte.

Ludowic Lesly gab die nothwendige Erwiderung, und kaum hatte Triſtan ſich entfernt, als er ſeinem Neffen zuflüſterte, ſie genöſſen hinfüro die Auszeichnung, in der Perſon dieſes gefürchteten Menſchen einen Todfeind zu beſitzen. „Doch wir ſtehen außer ſeinem Bereich," fuhr er fort. „Ein Soldat, der ſeine Pflicht thut, kann den Generalprofoß verlachen."

Quentin mußte die Anſicht ſeines Oheims theilen, denn als Triſtan ſie verließ, trug ſeine Miene den Ausdruck zornerfüllten Trotzes, wie er in der Miene des Bären zu leſen iſt, wenn er den Jäger anſieht, deſſen Speer ihn verwundet hat. Und in der That, das düſtere Auge jenes Beamten drückte ſchon im gewöhnlichen Zuſtande eine Böswilligkeit aus, vor der Jeder zurückbeben mußte. Man denke nun, welchen Eindruck der junge Schotte jetzt empfing, dem es noch ſo zu Muthe war, als fühle er den Griff der zwei Henkersknechte des Generalprofoßes auf ſeiner Schulter.

Oliver öffnete jetzt von innen die Thür des königlichen Gemaches, aus welchem König Ludwig hervortrat.

Quentin richtete wie alle Andern ſeine Augen nach jener Gegend und ſchrak ſo auffallend zuſammen, daß er beinahe ſeine Waffe fallen ließ, als er in dem König von Frankreich den Seidenhändler erkannte, welcher der Gefährte ſeines Morgenſpazierganges geweſen war.

Wol waren ihm hinſichtlich des wirklichen Ranges dieſes Menſchen verſchiedene Gedanken durch den Kopf gefahren, aber die Wirklichkeit übertraf ſelbſt ſeine verwegenſten Muthmaßungen.

Wie ſehr war er erſtaunt, als der König, deſſen forſchendes Auge ihn ſofort entdeckt hatte, geradeswegs auf ihn zuſchritt, ohne ſich um ſonſt Jemand zu bekümmern.

„Was muß ich hören, junger Mann,“ ſagte er. „Ihr habt gleich bei Eurer erſten Ankunft in der Tourraine Händel angefangen! — Doch ich verzeihe Euch, war es doch großen Theils die Schuld jenes thörichten alten Kaufmannes, der es für nothwendig hielt, Euer caledoniſches Blut ſchon ſo frühen Morgens mit Vin de Beaulne zu erhitzen. Treffe ich mit ihm zuſammen, ſo will ich ein Beiſpiel an ihm geben, wie es bekommt, wenn man mir meine Gardiſten verführt. — Balafré,“ fügte er zu Lesly gewendet hinzu, „Euer Neffe iſt ein wackerer Jüngling, wenn auch allzu hitzig. Wir lieben einen ſolchen Geiſt und denken, den Jüngling im Auge zu behalten. Sorgt dafür, daß man mir Jahr, Tag, Stunde und Minute der Geburt Eures Neffen aufſchreibt und durch Oliver zuſchickt.“

Der Balafré verbeugte ſich tief, und richtete ſich dann wieder zu ſeiner ſtrammen militäriſchen Haltung empor, wie Einer, der zeigen will, er ſei ſtets bereit für ſeinen König das Schwert zu ziehen.

Quentin, der ſich inzwiſchen von ſeiner erſten Verwunderung erholt hatte, muſterte die Erſcheinung des Königs prüfender, und erfuhr mit Staunen, wie anders er jetzt deſſen Züge und Haltung auslegte, als er es bei ihrem erſten Zuſammentreffen gethan hatte.

Das Ausſehen des Königs hatte ſich im Weſentlichen kaum geändert, denn Ludwig, dem äußeren Pomp ſtets abgeneigt, trug bei dieſer Gelegenheit einen dunkelblauen Jagdanzug, der kaum beſſer war, als der bürgerliche des vorigen Tages, und nur durch einen großen Roſenkranz von Ebenholz gehoben wurde, den ihm keine geringere Perſönlichkeit als der Papſt geſchickt hatte, nebſt einem Beglaubigungsſchreiben, derſelbe ſei von einem koptiſchen Einſiedler auf dem Berge Libanon, einem Mann, der im Geruch großer Heiligkeit ſtand, getragen worden.

An Stelle ſeiner Mütze mit dem einen Heiligenbild, trug er nun einen Hut, deſſen breites Band mit wenigſtens einem Dutzend bleierner Heiligenbilder beſteckt war.

Aber dieſe Augen, die Quentin's früherem Urtheil nach blos vor Geldgier funkelten, hatten jetzt, wo er wußte, daß ſie einem mächtigen, geiſtvollen Monarchen angehörten, einen majeſtätiſchen, durchdringenden Blick, und dieſe Runzeln auf der Stirne, von welchen er gedacht hatte, habgieriges Berechnen kleiner Handelsgeſchäfte habe ſie gegraben, erſchienen ihm jetzt als Furchen, welche geiſtvolles, ſcharfes Nachdenken über das Geſchick großer Nationen auf dem „Thron der Gedanken" zurückließen.

Gleich nach dem Eintritt des Königs erſchienen die Prinzeſſinnen von Frankreich mit ihren Hofdamen. Mit der Aelteſten (nachmals an Peter von Bourbon verheirathet, und in der franzöſiſchen Geſchichte als Dame von Beaujeau eine Rolle ſpielend) hat unſere Geſchichte nur wenig zu thun. Sie war groß und ziemlich hübſch, beſaß Beredtſamkeit, Talent und einen großen Theil des Scharfſinnes ihres Vaters, der viel Vertrauen in ſie ſetzte und ſie liebte, ſo ſehr er fähig war zu lieben.

Die jüngere Schweſter, die unglückliche Joan, die beſtimmte Braut des Herzogs von Orléans, ſchritt ſchüchtern an der Seite ihrer Schweſter einher, im vollen Bewußtſein, daß es ihr an jenen äußeren Eigenſchaften gebrach, deren Beſitz jedem Weib der wünſchenswertheſte iſt.

Sie war bleich, mager und von kränklicher Geſichtsfarbe, ihre Geſtalt beugte ſich ſichtlich nach einer Seite, und ihr Gang war ſo unſicher und linkiſch, daß man ſie für lahm halten mußte. Zwei Reihen ſchöner Zähne, Augen, die Schwermuth, Sanftmuth und Ergebung ausdrückten, und eine Unmaſſe heller Locken waren die einzige Zierde, die an ihr zu bemerken war, und den allgemein unangenehmen Eindruck ihrer Erſcheinung milderten.

Um dieſes Bild zu vervollſtändigen konnte man an der Nachläſſigkeit ihres Anzuges, ſowie in der Schüchternheit ihres Betragens erkennen, daß ſie ein ungewöhnliches und höchſt ſchmerzliches Bewußtſein ihrer Unſchönheit hegte, und aus dieſem Grund es nicht wagte, durch ihr Weſen oder durch die Kunſt zu verbeſſern, was die Natur vernachläſſigt hatte.

Der König (der ſie nicht liebte) ſchritt haſtig auf ſie zu, als ſie eintrat.

„Was iſt das!“ ſagte er, „unſere weltverachtende Tochter! Haſt du dich heute Morgen für eine Jagdpartie oder für einen Beſuch im Kloſter gekleidet? — Sprich, — antworte!“

„Wozu es Ew. Majeſtät gefällt,“ ſagte die Prinzeſſin mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Ach ja, Joan, du willſt mir gewiß einreden, es ſei dein eigener Wunſch, den Hof zu verlaſſen und auf die Welt und ihre Eitelkeit zu verzichten. He, Mädchen! Möchteſt du den Glauben erregen, der Erſtgeborene der heiligen Kirche würde ſeine Tochter von dem Weg zum Himmel abhalten? Die heilige Jungfrau und der heilige Martin behüte uns davor, ein ſolches Opfer zu verweigern, falls es des Altars würdig wäre oder wenn dein Beruf in der That ſich nach dieſer Richtung neigte.“

Bei dieſen Worten bekreuzte der König ſich fromm, indem er dabei, wie es Quentin ſchien, wie ein ſchlauer Knecht ausſah, der das Verdienſt einer Sache herabſetzt, die er ſelbſt behalten will, um ſich dadurch der Verlegenheit zu entziehen, ſie ſeinem Vorgeſetzten anbieten zu müſſen.

„Wagt er es in ſolcher Weiſe auch dem Himmel gegenüber den Heuchler zu ſpielen,“ dachte Durward, „und mit Gott und ſeinen Heiligen daſſelbe Spiel zu treiben, wie er es mit den Menſchen thun darf, denen es nicht vergönnt iſt ſeinen Charakter allzu genau auszuforſchen?“

Nach einer kleinen Pauſe, die Ludwig einigen frommen Betrachtungen zu widmen ſchien, nahm er abermals das Wort.

„Nun, liebe Tochter, ich und noch Jemand kennen deinen wirklichen Sinn zu gut! — Ha, ſchöner Ritter von Orleans, iſt es nicht ſo? Kommt näher, und führt dieſe unſere ſchöne Veſtalin zu ihrem Pferd!"

Als der König ſo ſprach ſchrak Orleans zuſammen und beeilte ſich, ihm zu gehorchen, aber mit ſo heftigem Schritt und ſolcher Verwirrung, daß Ludwig laut ausrief:

„Halt, halt, Vetter! Zügelt Eure Galanterie und ſehet, wohin Ihr Euren Fuß ſetzt! Ei, wie ungeſtüm iſt ein Ritter doch bei manchen Gelegenheiten! Bald hättet Ihr Anna's Hand ergriffen, anſtatt der ihrer Schweſter. Herr, muß ich die meiner Joan ſelbſt in die Eure legen?"

Der unglückliche Prinz ſchauderte zuſammen, wie ein Kind, das gezwungen wird, etwas zu berühren, vor dem es einen unwiderſtehlichen Abſcheu hat. Dann faßte er ſich und nahm die Hand, die die Prinzeſſin ihm weder gab, noch vorenthielt. Als ſie ſo daſtanden, ihre kalten feuchten Finger in ſeine zitternde Hand geſchloſſen, beide den Blick zu Boden ſchlagend, wäre es ſchwer geweſen zu ſagen, welches dieſer beiden jugendlichen Weſen ſich unglücklicher fühlte — der Herzog, der ſich durch Bande, die er nicht zu ſprengen wagte, an den Gegenſtand ſeiner Abneigung gefeſſelt ſah, oder das unglückliche junge Mädchen, welches zu deutlich einſah, daß ſie ihm ein Gegenſtand des Abſcheus war, ihm, für deſſen Neigung ſie gern ihr Leben geopfert haben würde.

„Und nun zu Pferd, ihr Herren und Damen! — Wir wollen unſere Tochter von Beaujeau ſelbſt geleiten, und Gottes Segen und der des heiligen Hubertus ſei auf unſerer Jagd!"

„Ich fürchte, ich muß Euch unterbrechen," ſagte Graf von Dunois, „der burgundiſche Geſandte ſteht vor den Thoren des Schloſſes und begehrt eine Audienz."

„Begehrt eine Audienz, Dunois?" erwiderte der König. „Sagtet Ihr ihm nicht, wie wir Euch durch Oliver zu wiſſen thaten, wir ſeien heute nicht bei Muße, ihn zu ſehen — und morgen ſei das Feſt des heiligen Martin, welches wir mit Gottes Willen nicht durch irdiſche Gedanken ſtören wollten — und daß wir am nächſtfolgenden

Tag nach Amboiſe wandern wollen — jedoch bereit ſind, ihm ſobald eine Audienz zu bewilligen, als unſere dringenden Geſchäfte es erlauben werden?“

„Alles das ſagte ich ihm,“ antwortete Dunois, „aber doch, Sire —“

„Pasques-dieu! Mann, was haſt du noch in der Kehle ſtecken? Es ſcheint, die Ausdrücke des Burgunders waren ſchwer zu verdauen?“

„Hätte mich nicht meine Pflicht, ſein Charakter als Abgeſandter und der Befehl Ew. Majeſtät zurückgehalten,“ ſagte Dunois, „ſo hätte er ſelbſt ſeine Worte verdauen ſollen, denn bei der heiligen Frau von Orleans, ich hatte mehr Luſt, ihm ſeine eigenen Worte in die Kehle zurückzuſchlagen, als ſie vor Ew. Majeſtät zu bringen!“

„Bei meinem Leib, Dunois,“ ſagte der König, „es iſt ſeltſam, daß du, einer der heftigſten Menſchen der Welt, ſo wenig Sympathie mit dem gleichen Gebrechen bei unſerem rauhen und feurigen Vetter Karl von Burgund empfindeſt! Ei, Mann, ich kümmere mich ſo wenig um ſeine feuerſprühenden Botſchaften, als die Thürme dieſes Schloſſes das Pfeifen des Nordoſtwindes beachten, der ebenfalls von Flandern kommt, ſo wie dieſer großmäulige Geſandte.“

„So wißt denn, Sire,“ erwiderte Dunois, „daß der Graf von Crèvecoeur mit einem zahlreichen Zug von Anhängern und Gefolge vor den Thoren harrt, und ſagt, wenn Ew. Majeſtät ihm die Audienz verweigerte, die in höchſt wichtigen Angelegenheiten zu erbitten ſein Gebieter ihm befohlen habe, ſo wolle er bis Mitternacht da bleiben und Ew. Majeſtät anfallen, zu welcher Stunde immer es Euch gefallen möge, Euer Schloß zu verlaſſen, ſei es um Geſchäften, dem Vergnügen oder der Frömmigkeit nachzugehen, und daß keine Rückſicht, ausgenommen abſolute Gewalt, ihn veranlaſſen ſolle, von dieſem Entſchluß abzuſtehen.“

„Er iſt ein Narr!“ ſagte der König mit großem Gleichmuth. „Glaubt dieſer Hitzkopf, es ſei eine Buße für einen vernünftigen Mann, ſich vierundzwanzig Stunden lang innerhalb der Mauern ſeines Schloſſes zu verhalten, wenn er die Angelegenheiten eines Königreiches zum Zeitvertreib zu bewältigen hat? Aber ſolche ungeduldige Gecken glauben, alle Menſchen ſeien gleich ihnen unglücklich und elend, wenn ſie nicht im Sattel ſitzen. — Laßt die Hunde in den Stall zurückführen und gut verpflegen, ſanfter Dunois — wir werden heute Rath halten, anſtatt zur Jagd zu reiten."

„Majeſtät," antwortete Dunois, „auf dieſe Art werdet Ihr Crèvecoeur nicht los, denn der Auftrag ſeines Gebieters lautet, falls ihm die begehrte Audienz nicht bewilligt werde, ſolle er ſeinen Panzerhandſchuh an die Palliſaden des Schloſſes nageln, als Zeichen der tödtlichen Herausforderung ſeines Gebieters, ſolle verkünden, daß der Herzog alle ſeine Bande an Frankreich löſe und den augenblicklichen Krieg erkläre."

„Wahrlich?" ſagte Ludwig, ohne merkliche Veränderung des Tones, aber ſeine Stirn ſo furchtbar runzelnd, daß die Augen unter ſeinen buſchigen Brauen faſt ganz verſchwanden. „Iſt es wirklich ſo? Will unſer alter Vaſall ſich ſo gebieteriſch zeigen? Will unſer lieber Vetter uns ſo unfreundſchaftlich behandeln? Wahrlich, Dunois, dann müſſen wir die Oriflamme entfalten und rufen Denis Montjoie!"

„Amen! Ich und wir Alle ſind einverſtanden," ſagte der kriegeriſche Dunois, und die Garden in der Halle, nicht im Stande demſelben Impuls zu widerſtehen, ſchlugen klirrend die Waffen aneinander.

Der König warf einen ſtolzen Blick umher und ſah einen Augenblick lang aus, wie ſein heldenmüthiger Vater.

Doch die Aufregung des Momentes wich augenblicklich einem Heer politiſcher Rückſichten, die in dieſem Zeitpunkt einen offenen Bruch mit Burgund außerordentlich gefahrvoll machten.

Eduard IV., ein tapferer und ſiegreicher König, der in eigener Perſon dreißig Schlachten geſchlagen hatte, ſaß jetzt auf dem Thron von England; er war ein Bruder der Herzogin von Burgund und wartete natürlich nur auf einen Bruch zwiſchen Ludwig und ſeinem Verwandten, um jene Waffen durch das ſtets offene Thor von Calais nach Frankreich zu werfen, die in allen engliſchen Bürgerkriegen ſiegreich geweſen waren, und dadurch jeden Gedanken an innere Spaltungen durch eine Invaſion Frankreichs zu unterdrücken.

Dieſer Rückſicht ſchloß ſich noch die Sorge um die Treue des Herzogs der Bretagne und andere gewichtige Argumente an.

Als Ludwig daher nach einer langen Pauſe wieder das Wort nahm, ſprach er, zwar in demſelben Ton, aber nicht in demſelben Geiſt:

„Gott verhüte aber, daß andere als die zwingendſten Gründe uns, den allerchriſtlichſten König, veranlaſſen ſollten, chriſtliches Blut zu vergießen, ſo lange ein Ausweg, es ſei denn ein entehrender, ein ſolches Unglück noch abzuwenden vermag. Wir ſchätzen die Sicherheit und das Wohl unſerer Unterthanen höher, als eine kleine Verletzung unſerer Würde durch den rauhen Athemzug eines ungeſchlachten Geſandten, der vielleicht weiter geht, als ſeine Aufträge es verantworten können. — Laßt den Geſandten von Burgund vor uns!“

„Beati pacifici!“ ſagte Cardinal Balue.

„Ha, und Ew. Magnificenz weiß, wer ſich erniedrigt, ſoll erhöhet werden,“ ſagte der König.

Der Cardinal ſprach ein Amen, das nur von Wenigen wiederholt wurde, denn ſogar die bleiche Wange Orleans röthete ſich vor Scham, und der Balafré beherrſchte ſeine Gefühle ſo wenig, daß er den Kolben ſeiner Partiſane heftig gegen den Boden fallen ließ, eine Bewegung der Ungeduld, die ihm einen bitteren Vorwurf ſeitens des Cardinals eintrug, nebſt einer Predigt über ein ſolches Betragen in Gegenwart des Königs.

Der König ſelbſt ſchien ungewöhnlich verlegen über die um ihn herrſchende Stille.

„Du biſt ſo gedankenvoll, Dunois,“ ſagte er, „du mißbilligſt es, daß wir dieſem heißköpfigen Geſandten entgegenkommen?“

„Keineswegs,“ antwortete Dunois, „ich menge mich nicht in Angelegenheiten, die außerhalb meiner Sphäre liegen. Ich dachte nur darüber nach, daß ich von Ew. Majeſtät eine Gnade zu erbitten habe.“

„Eine Gnade, Dunois? Was iſt es? Ihr bittet nur ſelten und dürft auf unſere Gunſt bauen.“

„Dann möchte ich Ew. Majeſtät bitten, mich nach Evreux zu ſenden, um die Geiſtlichkeit zu reguliren,“ ſagte Dunois mit militäriſchem Freimuthe.

„Nun, das würde ſicherlich außerhalb deiner Sphäre liegen,“ erwiderte der König lächelnd.

„Ich könnte eben ſo gut Prieſter commandiren,“ antwortete der Graf, „als der Lordbiſchof von Evreux oder der „Lordcardinal“ (wenn dieſer Titel ihm beſſer behagt) die Soldaten von Ew. Majeſtät Garde commandiren kann!“

Der König lächelte wieder und zwar etwas geheimnißvoll, indem er Dunois zuflüſterte:

„Die Zeit mag kommen, wo ich und du, wo wir Beide gemeinſchaftlich die Prieſter in Ordnung halten wollen! — Für den Augenblick aber haben wir hier einen höchſt eingebildeten Burſchen von einem Biſchof vor uns. O, Dunois, Rom hat ihn uns aufgeladen, ihn und noch andere Laſten! Aber Geduld, Vetter, wir müſſen unſere Karten verſteckt halten, bis die Glücksgöttin uns wieder günſtiger geworden iſt.“

Trompetengeſchmetter im Hofe verkündete jetzt die Ankunft des burgundiſchen Geſandten.

Gleich darauf erſchien der Graf von Crèvecoeur, ein berühmter und unerſchrockener Krieger, in dem Gemach, und zwar — gegen den Gebrauch bei Geſandten freundſchaftlicher Mächte — vollſtändig gerüſtet, mit alleiniger Ausnahme des Kopfes, den er entblößt hatte.

Er war in eine prachtvolle Mailänder Rüſtung gekleidet, die mit Gold verziert und ausgelegt war. Um ſeinen Nacken hing der Orden des goldenen Vließes; ein Page trug ihm den Helm nach, während ein Herold ihm vorausſchritt und dem König knieend ſein Beglaubigungsſchreiben darbot, während der Geſandte ſelbſt in der Mitte der Halle ſtehen blieb, als wolle er der Verſammlung Zeit geben, ſeine ſtolzen Züge, ſeine gebieteriſche Geſtalt und ſein unerſchrockenes Weſen bewundern zu können.

Sein Gefolge wartete im Vorzimmer und im Hofraum.

„Tretet näher, Graf von Crèvecoeur,“ ſagte Ludwig, nachdem er einen flüchtigen Blick auf das Beglaubigungsſchreiben geworfen hatte. „Wir bedürfen nicht dieſes Beglaubigungsſchreibens unſeres Vetters, um uns einen ſo wohlbekannten Krieger vorzuſtellen, oder uns zu verſichern, wie ſehr Ihr das Vertrauen Eures Herrn genießt. Wir hoffen, Eure ſchöne Gemahlin, in welcher einige Tropfen unſeres Ahnenblutes fließen, befindet ſich bei guter Geſundheit. Hättet Ihr ſie mitgebracht, Herr Graf, ſo könnten wir glauben, Ihr habet bei dieſer Gelegenheit Eure Rüſtung angelegt, um nöthigenfalls für ihre Reize gegen einen Ritter Frankreichs zu kämpfen. Da dies nicht der Fall iſt, ſo können wir nicht errathen, was dieſe Rüſtung zu bedeuten hat."

„Sire," erwiderte der Geſandte, „der Graf von Crèvecoeur muß ſein Unglück beklagen und Eure Vergebung dafür erbitten, daß er bei dieſer Gelegenheit Euch nicht mit der demüthigen Ehrfurcht antworten kann, die Ew. Majeſtät gebührt. Allein, iſt es auch die Stimme Philipp Crèvecoeur's von Cordaiſe, die ſpricht, ſo ſind die Worte, welche er äußern muß, doch diejenigen des gnädigen Herzogs von Burgund."

„Und was hat Crèvecoeur mit den Worten Burgunds zu ſagen?" fragte Ludwig, indem er ſich bemühte eine würdevolle Haltung zu bewahren. „Doch wartet — vergeßt nicht, daß in dieſem Augenblick Philipp Crèvecoeur von Cordaiſe zu demjenigen ſpricht, der ſeines Gebieters Gebieter iſt!"

Crèvecoeur verbeugte ſich und ſprach dann mit lauter Stimme:

„König von Frankreich! der mächtige Herzog von Burgund ſchickt Euch eine Liſte der Unterdrückungen und des Unrechts, das Ew. Majeſtät Garniſon und Offiziere an ſeinen Grenzen begangen haben, und unſere erſte Frage lautet, ob Ew. Majeſtät die Abſicht hegen, ihn dafür zu entſchädigen."

Der König warf einen Blick auf die Papiere, die der Herold ihm knieend überreichte, und ſagte dann:

„Dieſe Angelegenheit iſt längſt unſerm hohen Rath vorgelegt worden. Was jene Unterdrückungen betrifft, ſo iſt ein Theil blos als Wiedervergeltung für diejenigen zu betrachten, die meinen Unterthanen zugefügt wurden, andere werden nicht durch genügende Beweiſe dargelegt, wieder andere ſind durch die Soldaten des Herzogs ſelbſt beſtraft worden. Wären aber einzelne übrig geblieben, bei welchen keines von dieſen der Fall iſt, dann ſind wir als chriſtlicher Fürſt nicht abgeneigt, jedes Unrecht, das unſern Nachbarn zugefügt wurde, wieder gut zu machen, obwol es nicht nur ohne unſere Billigung, ſondern ſogar ganz gegen unſern ausdrücklichen Befehl verübt wurde."

„Ich will Ew. Majeſtät Antwort meinem gnädigen Gebieter überbringen," ſagte der Geſandte, „doch ſei mir die Bemerkung erlaubt, daß ſie ſich in nichts von den gewöhnlichen Antworten unterſcheidet, die ſeine gerechten Klagen ſchon öfters erhalten haben, ſo daß ich nicht hoffen kann, dieſe Antwort könne den Frieden und die Freundſchaft zwiſchen Frankreich und Burgund aufrecht erhalten."

„Dem ſei, wie Gott wolle," ſagte der König. „Es geſchieht nicht aus Furcht vor den Waffen deines Gebieters, ſondern nur aus Liebe zum Frieden, daß ich ſeinen ſchimpflichen Vorwürfen eine ſo gemäßigte Antwort zu Theil werden laſſe. Doch fahre mit deiner Botſchaft fort."

„Meines Gebieters nächſtes Begehren," antwortete der Geſandte, „iſt, daß Ew. Majeſtät jeden geheimen und unter der Hand geführten Verkehr mit ſeinen Städten Gent, Lüttich und Malines aufgibt. Er fordert, daß Ew. Majeſtät die geheimen Agenten zurückrufe, welche die Unzufriedenheit ſeiner guten Bürger von Flandern zu entzünden wußten; und daß Ihr jene verrätheriſchen Flüchtlinge aus Euern Domänen vertreibt, oder ſie vielmehr der gerechten Strafe ihres Lehnherrn überliefert, die von dem Schauplatz ihrer Machinationen entflohen, eine offene Zufluchtsſtätte in Paris, Orleans, Tours und anderen franzöſiſchen Städten gefunden haben."

„Sagt dem Herzog von Burgund," erwiderte der König, „ich wiſſe nichts von ſolchen geheimen Umtrieben, deren er mich anklagt; ſagt ihm, meine Unterthanen hätten häufigen Verkehr mit den guten Städten von Flandern, zum Nutzen und Frommen ihres Handels, und dieſen zu unterbrechen, wäre eben ſo ſehr gegen des Herzogs Intereſſe, als gegen das meine, und daß ferner viele Flamländer in meinem Königreich wohnen und den Schutz meiner Geſetze genießen, aus ganz anderen Urſachen, nicht aber wegen Verrath oder Meuterei gegen den Herzog. — Doch fahrt fort in Eurer Botſchaft, meine Antwort habt Ihr gehört.“

„Mit Kummer gehört, Sire,“ erwiderte der Graf von Crèvecoeur, „da ſie nicht von jener freimüthigen und klaren Natur iſt, die den Herzog, meinen Gebieter, beruhigen kann. — Doch weiter in meiner Botſchaft! Der Herzog von Burgund fordert ferner von dem König von Frankreich, ihm ſofort und unter ſicherem Geleit folgende Perſonen auszuliefern:

Iſabella, Gräfin von Croye, ſo wie ihre Verwandte und Vormünderin, die Gräfin Hameline, inſofern, als die genannte Gräfin Iſabella, die durch das Geſetz des Landes und ihre Lehenspflicht Mündel des Herzogs von Burgund iſt, aus ſeinem Reich entflohen, hier von dem König von Frankreich verborgen gehalten und in ihrem Widerſtand gegen den Herzog, ihren natürlichen Herrn und Vormund, unterſtützt wird, gegen alle Geſetze Gottes und der Menſchen, die von dem ganzen civiliſirten Europa anerkannt werden. — Und wieder warte ich auf Ew. Majeſtät Antwort.“

„Ihr habt wohlgethan, Graf von Crèvecoeur,“ ſagte Ludwig verächtlich, „Eure Botſchaft zu ſo früher Stunde zu beginnen; denn fordert Ihr Rechenſchaft von mir für die Flucht jedes Vaſallen, den die trotzige Leidenſchaft Eures Gebieters aus ſeinen Domänen vertrieben hat, ſo dürfte das Vorleſen der Liſte bis Sonnenuntergang währen. Wer kann behaupten, daß dieſe Damen in meinem Reiche wohnen? Wer darf ſagen, wenn dem ſo wäre, daß ich ihre Flucht hierher begünſtigt oder ihnen meinen Schutz zugeſagt hätte? Ja, wer kann verſichern, daß, falls ſie wirklich in Frankreich leben, ihr Aufenthaltsort mir bekannt ſei?“

„Sire,“ ſagte Crèvecoeur, „ich hatte einen Zeugen in dieſer Sache — einen, der dieſe entflohenen Damen in dem nicht weit von dieſem Schloß entfernten, „Zur Lilie“ genannten Gaſthof ſah — einen, der Ew. Majeſtät in der unwürdigen Verkleidung eines Bürgers von Tours in deren Geſellſchaft erblickte, — einen, der in Eurer königlichen Gegenwart Briefe und Botſchaften von ihnen an ihre Freunde in Flandern erhielt, die er natürlich an den Herzog von Burgund auslieferte.“

„Bringt ihn vor,“ ſagte der König, „ſtellt ihn mir entgegen, der es wagt, ſo greifbare Falſchheiten zu behaupten!“

„Ihr ſprecht ſo triumphirend, Majeſtät, weil es Euch wohl bewußt iſt, daß dieſer Zeuge nicht mehr exiſtirt. Als er lebte, nannte man ihn Zamet Magraubin. Er war durch Geburt einer jener herumwandernden Zigeuner und wurde geſtern, wie man mir mittheilte, von Ew. Majeſtät Generalprofoß und deſſen Soldaten hingerichtet, wahrſcheinlich, damit er verhindert ſei, heute neben mir zu ſtehen und zu wiederholen, was er in dieſer Sache in meiner und des Rathes Gegenwart dem Herzog von Burgund mitgetheilt hatte.“

„Nun, bei der heiligen Frau von Embrun!“ ſagte der König, „dieſe Beſchuldigungen ſind ſo arg, und mein Gewiſſen iſt ſo frei von ihnen, daß ich bei meiner königlichen Ehre eher darüber lachen muß, als mich darüber ärgern! Die Soldaten meines Generalprofoßes haben täglich, ſo wie es in ihrer Pflicht liegt, Diebe und Vagabunden hinzurichten — und ſoll meine Krone durch das Geſchwätz verleumdet werden, das dieſe Diebe und Vagabunden unſerm hitzköpfigen Vetter von Burgund und ſeinen weiſen Räthen zum Beſten geben? Ich bitte Euch, ſagt meinem lieben Vetter, falls er ſolche Geſellſchaft liebe, möge er ſie in ſeinen eigenen Staaten behalten — hier bei mir würden ſie ſtets ein ſchnelles und kurzes Ende finden.“

„Mein Gebieter bedarf keiner ſolchen Unterthanen, Herr König,“ antwortete der Graf in einem weniger achtungsvollen Ton, als er ſich bisher geſtattet hatte, „denn der edle Herzog pflegt nicht Hexen und wandernde Zigeuner oder derlei Volk über das Geſchick und die Schickſale ſeiner Nachbarn und Verwandten zu befragen.“

„Wir hatten Geduld in Menge und in Ueberfluß,“ ſagte der König ihn unterbrechend, „und da deine einzige Botſchaft hier die zu ſein ſcheint, uns zu inſultiren, ſo werden wir Jemand in unſerem Namen an den Herzog von Burgund ſenden, von dem wir überzeugt ſind, daß du durch ein ſolches Betragen gegen uns deinen Auftrag überſchreiteſt, er möge ſein, welcher er wolle.“

„Im Gegentheil,“ ſagte Crèvecoeur, „ich habe mich ſeiner noch nicht entledigt.

Hört, Ludwig von Valois, König von Frankreich, hört, ihr Edlen und Ritter, die ihr hier anweſend ſeid, hört alle wackeren und tapferen Männer hier — und du, Toiſon d'Or,“ (ſich an den Herold wendend):

„Ich, Philipp Crèvecoeur von Cordaiſe, Graf des Reichs und Ritter des ehrenvollen und fürſtlichen Ordens des goldenen Vließes, mache Euch, Ludwig XI., König von Frankreich, im Namen des höchſt mächtigen Herzogs und Fürſten Karl, durch die Gnade Gottes Herzog von Burgund und Lothringen, von Brabant und Limburg, von Luxemburg und Gueldres, Graf von Flandern und Artois, Churfürſt vom Hennegau, Holland, Seeland, Namur und Zutphen, Marquis des heiligen Reiches, Herr von Friesland, Salines und Malines, kund und zu wiſſen, daß, da Ihr Euch weigert, für die von Euch ſelbſt oder auf Euern Antrieb und durch Eure Unterſtützung und Beihilfe verübte Unterdrückung und Ausſchreitung Rechenſchaft oder Entſchädigung zu geben, mein Herzog Euch durch meinen Mund als falſch und treulos erklärt, Euch Treu und Gehorſam kündigt und Euch dieſe Ausforderung ſendet — als Fürſten und als Menſchen. Hier liegt mein Pfand, als Zeuge deſſen, was ich ſagte!“

Bei dieſen Worten zog er den Handſchuh von der rechten Hand und warf ihn auf den Boden.

Bis zu dieſer letzten äußerſten That der Kühnheit hatte während dieſer außerordentlichen Scene das tiefſte Schweigen in dem königlichen Gemach geherrſcht; doch als der Panzerhandſchuh klirrend zur Erde fiel, wobei die tiefe Stimme des burgundiſchen Herolds Toiſon d'Or kräftig ausrief: „Hoch Burgund!“ entſtand ein allgemeiner Tumult.

Dunois, Orleans, der alte Lord Crawford und einige

Andere, deren Rang ſie zu einem ſolchen Vorgehen ermächtigte, eilten hinzu, um den Handſchuh aufzuheben, die übrigen in der Halle Verſammelten riefen aus:

„Streckt ihn zu Boden! Haut ihn in Stücke, ihn, der es wagt den König von Frankreich in ſeinem eigenen Palaſt zu beſchimpfen!“

Der König aber ſtillte den Tumult, indem er mit Donnerſtimme, die jeden andern Schall übertönte, ausrief:

„Schweigt, ihr Herren, legt nicht Hand an dieſen Mann und keinen Finger an ſeinen Fehdehandſchuh! Und Ihr, Graf, woraus iſt Euer Leben zuſammengeſetzt oder wodurch wird es verbürgt, daß Ihr es auf einen ſo gefahrvollen Wurf ſetzt? Und iſt Euer Herzog aus anderem Metall gemacht, als alle übrigen Fürſten, da er es wagt, ſeinen Streit und Zorn in einer ſo ungewöhnlichen Form kund zu thun?“

„Er iſt in der That aus einem anderen und edleren Metall geprägt, als alle übrigen Fürſten Europa’s,“ erwiderte der Graf Crèvecoeur unerſchrocken, „denn als es nicht einer von ihnen wagte, Euch eine Zufluchtsſtätte zu bieten — Euch, ſage ich, König Ludwig, als Ihr noch Dauphin waret, ein Exilirter, aus Frankreich verbannt, und von der bittern Rache Eures Vaters, von der ganzen Macht ſeines Königreichs verfolgt waret — da wurdet Ihr von meinem edlen Gebieter, deſſen Großmuth und Biederkeit Ihr ſo mißbraucht und ſo ſchlecht vergolten habt, aufgenommen und beſchützt wie ein Bruder. Lebt wohl, Sire, mein Auftrag iſt erfüllt!“

Mit dieſen Worten verließ er das Gemach, ohne ſich durch weitere Worte oder einen Gruß zu verabſchieden.

„Ihm nach — ihm nach! Hebt den Handſchuh auf und folgt ihm!“ rief der König aus. „Ich meine nicht Euch, Dunois, auch Euch nicht, Mylord von Crawford, der, wie mir däucht, für einen ſolchen Kampf zu bejahrt iſt, und ſelbſt Euch nicht, Vetter von Orleans, der Ihr zu jung dazu ſeid. Mylord Cardinal, Biſchof von Auxerre, es iſt Eures heiligen Amtes, unter den Fürſten Frieden zu ſtiften. Ihr alſo ſollt den Fehdehandſchuh aufheben und dem Grafen von Crèvecoeur zu Gemüth führen, welche

Sünde er beging, indem er einen großen Monarchen an ſeinem eigenen Hof inſultirte und uns zwingt alles Elend des Krieges über ſein Königreich und das ſeines Nachbars zu bringen!“

Bei dieſer directen perſönlichen Anſprache ſchickte ſich der Cardinal Balue an, den Handſchuh aufzuheben, that es jedoch mit einer Vorſicht, als gälte es eine giftige Natter anzufaſſen, ſo groß ſchien ſeine Abneigung gegen dieſes Symbol des Krieges und Kampfes — hierauf verließ er das Gemach, um dem Botſchafter nachzueilen.

Ludwig ſchwieg und blickte ſich im Kreiſe ſeiner Höflinge um, welche, da ſie mit Ausnahme der wenigen, die wir bereits hervorgehoben haben, größtentheils aus Menſchen von niedriger Geburt beſtanden, die durch andere Gaben als durch perſönlichen Muth oder kühne Heldenthaten ſich zu dem Rang aufgeſchwungen hatten, den ſie im Haushalt des Königs einnahmen — ſich einander bleich und ängſtlich anſahen, und offenbar einen unangenehmen Eindruck von der eben erlebten Scene empfangen hatten.

Verächtlich blickte Ludwig ſie an und ſagte dann mit lauter Stimme:

„Obwol der Graf von Crèvecoeur anmaßend und von Eigendünkel gebläht iſt, ſo muß ich doch geſtehen, daß der Herzog von Burgund einen kühnen, tapferen Diener in ihm beſitzt, vielleicht den tapferſten, der je ſeinem Fürſten als Bote diente. Ich wollte, ich wüßte einen eben ſo treuen Geſandten zu finden, um ihn mit meiner Antwort zurückzuſchicken!“

„Ihr thut Euren franzöſiſchen Edelleuten Unrecht, Sire,“ erhob Dunois die Stimme, „es iſt kein einziger unter ihnen, der nicht freudig ſein Leben wagte, um Burgund eine Herausforderung überbringen zu dürfen!“

„Und Sire,“ begann der alte Crawford, „Ihr ſeid eben ſo ungerecht gegen die ſchottiſchen Edelleute, die Euch dienen. Weder ich noch einer meiner Anhänger von geeignetem Rang würde einen Augenblick zögern, jenen ſtolzen Grafen zur Rechenſchaft zu ziehen; und mein Arm iſt noch ſtark genug zu dieſem Zweck, wenn ich nur Ew. Majeſtät Erlaubniß erhalten kann.“

„Ew. Majeſtät aber,“ fuhr Dunois fort, „wollen uns in keinem Dienſt verwenden, bei welchem nicht Ehre für uns ſelbſt, für Ew. Majeſtät und für Frankreich zu gewinnen iſt.“

„Sagt lieber,“ erwiderte der König, „daß ich nicht der ungeſtümen Tollkühnheit nachgeben will, die aus irgend einem ritterlichen Bedenken Euch, den Thron Frankreich und Alles zu Grunde richten würde!

„Jeder Einzelne unter euch weiß ganz gut, von welchem Werth jede Stunde des Friedens in dieſem Augenblick iſt, um die Wunden unſeres unglücklichen Vaterlandes heilen zu können — und doch wollte jeder Einzelne von euch ſich freudig in einen neuen Krieg ſtürzen, blos ob des Geſchwätzes eines herumvagabundirenden Zigeuners oder wegen irgend eines „fahrenden Ritterfräuleins“, deſſen Ruf vielleicht kein beſſerer iſt. Doch hier kommt der Cardinal und hoffentlich mit friedlicher Botſchaft. — Wie nun, Mylord, habt Ihr den Grafen zur Vernunft und zu anſtändigem Betragen zurückgeführt?“

„Sire,“ ſagte Balue, „meine Aufgabe war eine ſchwere. Ich hielt es jenem ſtolzen Grafen vor, wie er es wagen könne, Ew. Majeſtät gegenüber ſolch anmaßende, vorwurfsvolle Worte zu gebrauchen, wie die, mit denen er die Audienz abbrach und die offenbar nicht von ſeinem Gebieter herrührten, ſondern aus ſeiner Frechheit floſſen, und ihn dadurch Ew. Majeſtät Gnade überließen, mit ihm zu ſchalten, wie Euch gut dünkt.“

„Ihr ſpracht recht,“ erwiderte der König, „doch wie lautet ſeine Antwort?“

„Der Graf,“ erwiderte der Cardinal, „hatte in dem Augenblick ſchon einen Fuß im Steigbügel, bereit, ſich aufzuſchwingen, und als er meine Ermahnungen hörte, drehte er blos den Kopf nach mir um, ohne ſeine Stellung zu ändern. ‚Wäre ich fünfzig Meilen entfernt geweſen,‘ ſagte er, ‚und hätte ich blos den Bericht vernommen, der König von Frankreich habe ſich ungebürlich über meinen Fürſten geäußert, ſo würde ich ſogar in dieſer Entfernung augenblicklich zu Pferd geſprungen und zurückgekehrt ſein, um mir durch die Antwort das Gemüth zu erleichtern, die ich ihm vorhin gab.'"

„Ich ſagte euch ja, ihr Herren," begann der König wieder, ſich mit zornigem Erröthen umſehend, „daß unſer Vetter, der Herzog, in dieſem Grafen von Crèvecoeur den würdigſten Diener beſitzt, der je zur Rechten ſeines Fürſten ritt! — Doch, habt Ihr ihn überredet hier zu verweilen?"

„Ja, er verſprach, ſich vierundzwanzig Stunden hier aufzuhalten und unterdeſſen ſeinen Fehdehandſchuh zurückzunehmen," ſagte der Cardinal. „Er ſtieg in „der Lilie" ab."

„Sorgt dafür, daß ihm alle Aufmerkſamkeit erwieſen werde — er verdient es," ſagte der König, „denn ſolch ein Diener iſt ein Juwel in der Krone eines jeden Fürſten."

Nach einer kleinen Pauſe des Nachdenkens murmelte er vor ſich hin:

„Vierundzwanzig Stunden — vierundzwanzig Stunden — ein kurzer Termin, und doch — vierundzwanzig Stunden können, geſchickt und ſchlau angewendet, ein Jahr in der Hand eines unfähigen, nachläſſigen Agenten aufheben. — Gut! — In den Wald, meine edlen Herren! In den Wald! — Orleans, mein ſchöner Verwandter, legt Eure Beſcheidenheit ab, obwol ſie Euch ſo gut kleidet, und beachtet dieſe alberne Schüchternheit meiner Joan nicht. Eben ſo gut könnte die Loire es vermeiden, ſich mit dem Cher zu vermengen, als ſie ſich weigern dürfte, Eure Bewerbung zurückzuweiſen," fügte er hinzu, als der unglückliche Prinz langſam auf ſeine beſtimmte Braut zuſchritt. „Und nun greift zu euren Speeren, ihr Herren, denn mein Piqueur Allegre hat einen Eber aufgetrieben, der unſere Jäger und unſere Meute in Athem halten wird! — Dunois, leiht mir Euren Speer und nehmt den meinen, er iſt zu ſchwer für mich. Wann aber hättet Ihr einen ſolchen Fehler in Eurer Lanze getadelt? Zu Pferd! Zu Pferd, ihr Herren!"

Kurz darauf begann die Jagd.

Neuntes Kapitel.

Die Eberjagd.

Obwol der Cardinal reichlich Gelegenheit gehabt hatte, Charakter und Gemüthsart ſeines Gebieters zu ſtudiren, verfiel er bei der gegenwärtigen Gelegenheit dennoch in eine höchſt irrige Politik. Seine Eitelkeit ließ ihn annehmen, er habe mehr dazu beigetragen, den Grafen von Crèvecoeur zu längerem Verweilen in Tours zu beſtimmen, als jeder andere Vermittler, den der König hätte verwenden können, und da er wohl wußte, von welch hoher Wichtigkeit es für Ludwig war, einen Krieg mit dem Herzog von Burgund zu vermeiden, oder doch möglichſt weit hinauszuſchieben, ſo konnte er es nicht unterlaſſen, zu zeigen, wie ſehr er der Meinung war, er habe dem König einen großen, ganz außerordentlichen Dienſt geleiſtet.

Er drängte ſich alſo mehr an des Königs Perſon, als er ſonſt zu thun pflegte, und bemühte ſich, über die Ereigniſſe des Morgens ein Geſpräch mit demſelben anzuknüpfen.

Es war dies in mehr als einer Hinſicht höchſt unklug und unvorſichtig gehandelt, denn die Fürſten lieben es nicht, wenn ihre Unterthanen ſich ihnen mit dem zur Schau getragenen Bewußtſein nähern, deren Anerkennung oder Belohnung für geleiſtete Dienſte zu verdienen, natürlich auch zu wünſchen. Ludwig aber, der eiferſüchtigſte Monarch, der je lebte, haßte es ganz beſonders, wenn einer ſeiner Untergebenen ſich die Miene gab, ihm einen großen Dienſt geleiſtet zu haben oder ſeine Geheimniſſe erſpähen zu wollen.

Der Cardinal jedoch, der ſich, wie es zuweilen dem vorſichtigſten Menſchen begegnet, von der augenblicklichen Selbſtzufriedenheit fortreißen ließ, fuhr fort, zur Rechten des Königs zu reiten und das Geſpräch bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit auf Crèvecoeur und ſeine Botſchaft zu lenken. Allein war dieſer Gegenſtand auch in den Gedanken des Königs vorherrſchend, ſo war er deſſen ungeachtet gerade derjenige, von dem er in dieſem Augenblick am wenigſten zu ſprechen wünſchte.

Endlich, nachdem Ludwig dem Cardinal aufmerkſam, jedoch ohne ein Wort zu ſagen, zugehört hatte, winkte er Dunois, der eine kleine Strecke hinter ihm ritt, zu ſich heran.

„Wir kamen zur Jagd und Erholung hierher," ſagte er zu Dunois an ſeiner Linken, „aber der ehrwürdige Vater hier möchte uns zu einem Staatsrathe verlocken."

„Dann hoffe ich, Ew. Majeſtät wollen mich entſchuldigen," entgegnete Dunois, „ich bin geboren Frankreichs Schlachten zu ſchlagen, und habe dazu Herz und Hand — aber keinen Kopf zu feierlichen Rathsſitzungen."

„Und der Kopf meines Lord-Cardinals," antwortete Ludwig, „hat keinen andern Gedanken in ſich, Dunois. Er ließ Crèvecoeur vor dem Schloßthor Beichte ſagen und theilte uns dann ſeine ganze Beichte mit — ſagtet Ihr nicht die ganze?" fuhr er fort, indem er das Wort nachdrücklich betonte und einen Blick auf den Cardinal warf, der unter ſeinen langen, dunklen Augenwimpern hervorſchoß, wie ein aus der Scheide gezogener Dolch.

Der Cardinal zitterte, als er ſich bemühte, in den Scherz des Königs einzugehen, und ſagte:

„Obwol mein Orden im Allgemeinen verpflichtet iſt, das Beichtgeheimniß zu bewahren, ſo gibt es doch kein sigillum confessionis, das vor dem Athemzug der Majeſtät nicht ſchmelzen würde."

„Und da Sr. Eminenz bereit iſt," begann der König wieder, „uns die Geheimniſſe Anderer mitzutheilen, ſo ſetzt er natürlich eine gleiche Mittheilſamkeit von unſerer Seite voraus, und beginnt — um uns gegenſeitig auf einen ſolchen Fuß zu ſtellen — damit, das ſehr natürliche Verlangen zu äußern, Kenntniß davon zu erhalten, ob jene zwei Damen von Croye ſich wirklich auf unſerm Grund und Boden befinden. Wir bedauern jedoch, ſeine Neugierde nicht befriedigen zu können, indem wir ſelbſt den genauen Ort nicht kennen, an welchem dieſe fahrenden Ritterfräulein, verkleideten Prinzeſſinnen oder troſtloſen Gräfinnen möglicher Weiſe ſich in unſeren Domänen verborgen halten, welche — wir danken es Gott und der heiligen Frau von Embrun! — doch wahrlich allzu groß ſind, als daß wir Sr. Eminenz höchſt entſchuldbare Frage ſo leicht entziffern könnten. Jedoch geſetzt den Fall, ſie weilten bei uns, was ſagt Ihr dann, Dunois, zu dem gebieteriſchen Verlangen unſeres Vetters?“

„Ich will Euch antworten, Sire, wenn Ihr mir in aller Aufrichtigkeit ſagen wollt, ob es Euch nach Krieg oder nach Frieden gelüſtet,“ erwiderte Dunois mit einem Freimuthe, der, weil er ſeiner angeborenen Offenherzigkeit und Unerſchrockenheit entſprang, ihn bei Ludwig in hohe Gunſt ſetzte, der es, wie alle hinterliſtigen Charaktere liebte, in den Herzen Anderer ſo offen zu leſen, wie er ſein eigenes zu maskiren verſtand.

„Bei der heiligen Frau!“ rief er aus, „ich würde dir gern meine Vorliebe ſagen, Dunois, wüßte ich nur ſelbſt genau, wie es darum ſteht! Aber — angenommen, ich erklärte mich für den Krieg, was ſollte ich dann mit dieſer ſchönen und reichen jungen Erbin anfangen, falls ſie in meinen Domänen wäre?“

„Sie einem Eurer tapferen Anhänger zur Ehe geben,“ ſagte Dunois, „der ein Herz hat, ſie zu lieben, und einen Arm, ſie zu vertheidigen.“

„Dir ſelbſt alſo!“ rief der König aus. „Pasques-dieu! Du biſt mit all deiner Rauhheit politiſcher, als ich geglaubt hätte!“

„Nicht doch, Sire,“ antwortete Dunois, „ich bin alles eher, als politiſch, denn bei der heiligen Frau von Orleans! ich gehe direct auf mein Ziel zu, im Kampfe, ſo wie in Friedenszeiten, und Ew. Majeſtät ſchuldet dem Hauſe Orleans wenigſtens eine glückliche Ehe.“

„Und dieſe Schuld will ich bezahlen, Graf, Pasques-dieu! ich will ſie bezahlen! — Seht Ihr nicht dort dieſes ſchöne Paar?“

Bei dieſen Worten zeigte der König auf den unglücklichen Herzog von Orleans und die arme Prinzeſſin, die es weder wagten, ſich von dem König entfernt zu halten, noch Angeſichts ſeiner ſich gegenſeitig zu meiden.

Dunois folgte dem Wink des Königs mit den Augen, und der Anblick ſeines unglücklichen Verwandten und deſſen beſtimmter Braut erinnerte ihn unwillkürlich an zwei Hunde, die gewaltſam in ein Joch geſpannt, ſich dennoch ſo weit von einander entfernt halten, als ihr Geſchirr es geſtattet. Er ſchüttelte den Kopf, wagte es aber nicht, dem heuchleriſchen Tyrannen eine Antwort zu geben.

Ludwig ſchien ſeine Gedanken zu errathen.

„Sie werden ein friedfertiges und ruhiges Haus halten,“ ſagte er, „und ich ſollte denken, nicht durch viel Kinderlärm geſtört werden.“

Vielleicht war es die Erinnerung an ſeine eigene kindliche Undankbarkeit, die den König bei den letzten Worten inne halten ließ und das auf ſeinen Lippen lauernde Hohnlächeln in den Ausdruck tiefſter Zerknirſchung umwandelte. Doch fuhr er ſogleich in anderem Tone fort:

„In der That, mein lieber Dunois, ſo ſehr ich das heilige Sakrament der Ehe achte (hier bekreuzte er ſich), wollte ich lieber, das Haus Orleans zöge mir ſo tapfere Soldaten groß, wie deinen Vater und dich, die das königliche Blut von Frankreich mit uns theilen, ohne auf ſeine Rechte Anſpruch zu machen, als daß unſer Land in Stücke zerriſſen wird, theils durch England, theils durch Kriege, welche die Nebenbuhlerſchaft der legitimen Throncandidaten erregt. Der Löwe ſollte nie mehr als ein Junges haben.“

Dunois ſeufzte und ſchwieg, wohl einſehend, daß ſeinem eigenwilligen Souverain widerſprechen, ſo viel hieß, als das Intereſſe ſeines Verwandten zu ſchädigen, nicht, es zu fördern. Dennoch konnte er ſich nicht enthalten, einen Augenblick ſpäter zu ſagen:

„Da Ew. Majeſtät auf die Geburt meines Vaters anſpielen, ſo muß ich nothwendig geſtehen, daß er als Sohn einer geſetzloſen Liebe mehr äußerliches Glück und innere Glückſeligkeit beſitzt. als der Sohn des ehelichen Haſſes.“

„Du biſt ein läſterlicher Menſch, Dunois, daß du es wagſt, vom heiligen Stand der Ehe ſo zu ſprechen,“ antwortete der König ſcherzend. „Aber zum Teufel mit allem Geſpräch jetzt! Seht, der Eber iſt aufgehetzt. Laßt die Hunde los im Namen des heiligen Hubertus! Halloh, tralira!“

Und des Königs Horn ſcholl heiter durch den Wald, indem er ſein Pferd antrieb und von einigen ſeiner Edelleute gefolgt, der Meute nachſprengte.

Unter den drei oder vier Gardiſten, die dem König in kurzer Entfernung folgten, befand ſich auch unſer Freund Quentin Durward.

Hier müſſen wir bemerken, daß der König ſogar in eifriger Verfolgung ſeines Lieblingsvergnügens noch Muße fand, ſeiner ſarkaſtiſchen Laune zu folgen und ſich dadurch Unterhaltung zu verſchaffen, daß er den Cardinal Balue quälte.

Wir erwähnten ſchon an anderer Stelle, daß es zu den Schwachheiten dieſes Staatsmannes gehörte, ſich, obwol er von niedrigem Rang und geringer Bildung war, für ganz beſonders bevorzugt zu halten, den Höfling und den Tapfern zu ſpielen. In Wirklichkeit trat er nicht im ritterlichen Kampf auf, wie Becket und warb keine Soldaten, wie Wolſey. Tapferkeit aber war eine Eigenſchaft, mit der er hauptſächlich prahlte, und dann eine große Liebe für die kriegeriſche Unterhaltung der Jagd.

Allein hatte er auch Erfolg bei gewiſſen Damen, bei welchen ſeine Macht, ſein Reichthum und ſein Einfluß als Staatsmann als Entſchädigung für alle ſeine Mängel in der äußeren Erſcheinung und in ſeinen Manieren dienen konnte, ſo waren die edlen Pferde, die er zu den höchſten Preiſen ankaufte, ganz unempfindlich für die Würde, einen Cardinal zu tragen und zollten ihm nicht mehr Achtung, als ſie ſeinem Vater gezollt haben würden — ſeinem Vater, dem kleinen Müller oder Schneider, dem er es in der Reitkunſt gleich that.

Der König wußte das, und indem er ſein Pferd bald antrieb, bald zurückhielt, brachte er das des Cardinals, den er ſtets dicht an ſeiner Seite behielt, in einen ſolchen Zuſtand von Widerſetzlichkeit gegen ſeinen Reiter, daß ſich vorausſehen ließ, Roß und Reiter müßten bald getrennt ſein. Bei all dieſem Galopiren, Anhalten, Bäumen und Ausſchlagen machte der königliche Quäler den unglücklichen Reiter dadurch noch elender, daß er ihn über die wichtigſten Angelegenheiten um Rath fragte und andeutete, er wolle die jetzige Gelegenheit benutzen, ihm einige Staatsgeheimniſſe anzuvertrauen, die zu erfahren der Cardinal erſt vor wenigen Minuten ſo übereifrig geweſen war.

Man konnte ſich kaum eine mißlichere Lage denken, als die eines Geheimrathes, der ſich gezwungen ſieht, auf die Worte eines Fürſten zu hören und zu antworten, während jeder neue Satz ſeines unzähmbaren Pferdes ihn in eine neue gefährliche Lage brachte, und ſein violetter Talar in der Luft flatterte, und nichts Balue vor einem augenblicklichen und gefährlichen Sturz rettete, als die Tiefe ſeines Sattels, ſo wie deſſen Höhe vorn und hinten.

Dunois lachte rückſichtslos, während der König, der es verſtand, ſeinen Scherz innerlich zu genießen, ſeinem Miniſter milde Vorwürfe über ſeine Leidenſchaft für die Jagd machte, die es ihm nicht erlaubte, den Geſchäften nur einige Augenblicke zu ſchenken.

„Ich will Euch nicht länger zurückhalten,“ fuhr er fort, indem er ſich zu dem erſchrockenen Cardinal wendete und dabei ſeinem Pferd die Zügel ſchießen ließ.

Ehe Balue noch ein Wort der Entſchuldigung äußern konnte, nahm ſein Pferd die Trenſe zwiſchen die Zähne und ſetzte ſich in den tollſten Galop, ſo daß der König und Dunois weit zurückblieben und ſich an dem Mißgeſchick des Staatsmannes weidlich ergötzten.

Wenn es einem unſerer Leſer begegnet iſt, daß ſein Pferd mit ihm durchging, (wie es uns einmal geſchah), ſo wird er das Peinliche, die Gefahr und die Lächerlichkeit der Lage begreifen.

Die vier Beine des Vierfüßlers — die nicht unter Controle des Reiters ſtehen, oft ſogar nicht einmal unter der des Geſchöpfes ſelbſt, dem ſie zugehören — bewegen ſich in ſolch raſender Eile, als wollten die Hinterbeine den Vorderbeinen vorkommen — die nach einem feſten Schluß ſuchenden Beine des „zweifüßigen Thieres“, die wir ſo gerne auf feſten Boden ſetzen würden, — die Hände, die die Mähne ſtatt des Zügels ergriffen haben — dieſer Körper, der, ſtatt aufrecht im Gleichgewicht zu ſitzen, wie der alte Angelo uns rieth, oder ſich vorwärts zu beugen, wie ein Jokey in Newmarket, hinten über liegt, oder hängt wie ein Mehlſack — — all dies vereinigt, bildet einen höchſt lächerlichen Anblick für die Zuſeher, aber ein höchſt peinliches Gefühl für den Betreffenden.

Kommt hierzu noch irgend eine Eigenthümlichkeit in der Kleidung oder in der Erſcheinung des unglücklichen Reiters, ein Ordenskleid, eine prachtvolle Uniform oder ſonſt eine Seltſamkeit des Coſtüms, — iſt der Schauplatz die Rennbahn, eine Revüe, eine Prozeſſion oder ſonſt eine Art großer öffentlicher Verſammlungen und der arme Wicht will ſich dem Schickſal entziehen, das unauslöſchlichſte Gelächter zu erregen, ſo muß er ſich darein ergeben, ein paar Knochen zu brechen, oder falls die Wirkung eine größere ſein ſoll, ſich auf der Stelle tödten zu laſſen, — denn unter keiner leichtern Bedingung wird es ihm gelingen ſich wirklich Sympathie zu erwerben.

Im gegenwärtigen Fall diente der violettfarbene Talar des Cardinals, ſeine ſcharlachrothen Strümpfe, der ſcharlachrothe Hut mit langen flatternden Enden, ſeine nur allzu ſichtbare Hilfloſigkeit nur dazu, die Lächerlichkeit des Anblickes zu erhöhen.

Das Pferd, das die Lenkung des Abenteuers ganz in ſeine Hand genommen hatte, galopirte ſtolz dahin, holte bald die den Eber verfolgende Meute ein, kam an einigen Piqueurs vorüber, bäumte ſich jetzt bei den lärmenden Mahnrufen und Drohungen der geſtörten Jäger und trug den zu Tod erſchrockenen Cardinal endlich im tollſten Laufe an dem ſchrecklichen Eber ſelbſt vorbei, der mit ſchäumendem Rachen aus dem Dickicht hervorbrach.

Als Balue den Eber erblickte, erhob er ein klägliches Hilfegeſchrei, das im Verein mit dem Anblick des wilden Thieres eine ſolche Wirkung auf das Pferd hervorbrachte, daß es ſeinen tollen Lauf durch einen heftigen Seitenſprung unterbrach, wodurch der Cardinal ſchwer zu Boden ſtürzte.

Dieſes unfreiwillige Ende der unfreiwilligen Jagd Balue's geſchah in ſolcher Nähe des Ebers, daß dieſe Nachbarſchaft dem Cardinal hätte gefährlich werden können, hätte das Thier in dieſem Augenblick nicht mit ſich ſelbſt genug zu thun gehabt.

So jedoch kam der Geiſtliche mit dem bloſen Schreck davon, kroch, ſo ſchnell er konnte, den Hunden und Jägern aus dem Weg und ſah die Jagd an ſich vorüber fegen, ohne daß ein einziger Menſch zu ſeiner Hilfe herbeigekommen wäre, denn damals kannten Jägersleute Theilnahme für ſolches Mißgeſchick ſo wenig als heut zu Tage.

Als der König mit Dunois vorbeiritt, ſagte er:

„Da liegt Seine Eminenz tief genug gebettet — er iſt kein großer Jägersmann, obwol er es als Fiſcher (wo es ein Geheimniß zu angeln gilt) mit dem heiligen Petrus ſelbſt aufnehmen kann.“

Der Cardinal hörte dieſe Worte nicht, bemerkte aber den Blick, der ſie begleitete, und ahnte aus dieſem, was die Sache eigentlich zu bedeuten habe.

Man ſagt, der Teufel ergreife gerne ſolche Gelegenheit der Verſuchung, und wirklich war Balue's Leidenſchaft derartig angeſtachelt, daß die Verſuchung, ſich an ſeinem tückiſchen König zu rächen, ſehr nahe lag. Balue erholte ſich von ſeinem Schreck, ſobald er ſich davon überzeugt hatte, daß ſein Sturz glücklich abgegangen ſei und ſeine Glieder heil wären. Schlimmer war die Nachwirkung, welche gekränkte Eitelkeit und Groll gegen ſeinen Herrſcher auf ſeine Gefühle ausübten.

Nachdem das ganze Jagdgefolge an ihm vorbei geſprengt war, kam ein einzelner Reiter, welcher mehr den Zuſchauer bei der Jagd zu ſpielen ſchien, mit einem oder zwei Begleitern herbei und äußerte die größte Verwunderung, den Cardinal auf dem Boden liegend zu finden, ohne Pferd, ohne jede Begleitung und in einem Zuſtand, der deutlich zeigte, welcher Unglücksfall ihn in dieſe Lage gebracht hatte.

Abſteigen und in dieſer Noth ſeine Hilfe anbieten — einen ſeiner Begleiter veranlaſſen, ſeinen ruhigen, ſicheren Zelter dem Cardinal zu überlaſſen, ſein Erſtaunen über die Sitten des franzöſiſchen Hofes zu äußern, welche es geſtatteten, daß man den beſten Staatsmann in ſolchem Zuſtand der Gefahren der Jagd überließ — dies war es, was Crèvecoeur, denn er war es, in wenigen Augenblicken leiſtete.

Er fand den Miniſter in geeigneter Stimmung, ſeine Treue in Verſuchung zu führen, und es iſt nur allzu bekannt, wie gern Balue auf derartige Verlockungen hörte.

Schon an dieſem Morgen war zwiſchen Crèvecoeur und dem Cardinal, wie Ludwigs argwöhniſches Gemüth es vermuthet hatte, ſo Manches vorgefallen, was Balue ſeinem Gebieter nicht berichten durfte.

Aber hatte er auch mit gierigen Ohren den Bericht eingeſogen, welches Vertrauen der Herzog von Burgund ſeiner Perſon und ſeinen Talenten zolle, und fühlte er auch die größte Verſuchung, als der Graf Crèvecoeur die Großmuth ſeines Gebieters erwähnte, ſo beſchloß er doch erſt nach jenem Unglücksfall, der ihn aufs Aeußerſte erbitterte, Ludwig XI. zu zeigen, daß kein Feind ſo gefährlich zu werden vermöge, als ein beleidigter Freund und Vertrauter.

Im jetzigen Augenblick bat er Crèvecoeur dringend ihn zu verlaſſen, weil es leicht möglich wäre, daß ſie beobachtet würden. Doch beſtimmte er ihm einen Zuſammenkunftsort für denſelben Abend nach der Vesper in Tours in dem Kloſter des heiligen Martin, und der Ton, in dem er ſprach, überzeugte den Burgunder, daß ſein Gebieter hier einen Vortheil gewonnen hatte, welcher, ausgenommen in einem ſolchen Moment höchſter Erbitterung, nie zu hoffen geweſen wäre.

Ludwig, welcher, obwol er der politiſchſte Fürſt ſeiner Zeit war, diesmal wie bei manch anderen Gelegenheiten ſeinen Leidenſchaften den Sieg über ſeine Vorſicht einräumte, gab ſich inzwiſchen vergnügt der Hetze des wilden Ebers hin, in welcher jetzt eine intereſſante Wendung eingetreten war.

Es ereignete ſich nämlich, daß ein junger Eber die Spur desjenigen gekreuzt hatte, der das eigentliche Object der Jagd war, und die ganze Meute — ausgenommen zwei oder drei Paare alter erprobter Thiere — ſowie den größten Theil der Jäger hinter ſich her gezogen hatte.

Der König ſah mit innerer Befriedigung, daß auch Dunois, ſo wie die Andern der falſchen Spur folgten, und freute ſich ſchon insgeheim der Ausſicht dieſen vollendeten Ritter der Jagdkunſt, welche damals faſt daſſelbe Anſehen genoß, wie die des Krieges, auszuſtechen.

Wohlberitten gelang es Ludwig leicht, dicht hinter den Hunden zu bleiben, ſo daß in dem Augenblick, wo der richtige Eber auf einem ſumpfigen Stück Boden Stand hielt, Niemand in der Nähe war, als der König ſelbſt.

Ludwig zeigte bei dieſer Gelegenheit die ganze Tapferkeit und Ruhe eines erfahrenen Jägers, denn ohne die Gefahr zu achten, ritt er auf das raſende Thier zu, welches ſich wüthend gegen die Hunde vertheidigte, und warf ſeinen Wurfſpeer nach ihm. Da ſein Pferd aber im ſelben Moment ſcheute, traf er nicht gut und tief genug, um den Eber zu tödten oder kampfunfähig zu machen.

Das Pferd war um keinen Preis zu bewegen, den Angriff ein zweites Mal zu wiederholen. Der König ſtieg alſo ab, ſchritt zu Fuß auf das raſende Thier zu, indem er eines der kurzen ſcharfen, geraden und ſpitzen Schwerter in der Hand hielt, deſſen die Jäger ſich bei ſolchen Gelegenheiten bedienen.

Sofort wendete der Eber ſich von den Hunden ab, um auf ſeinen menſchlichen Feind zuzuſtürzen, während der König ſich mit feſtem Fuß zum Empfang des Thieres vorbereitete und das Schwert in der Abſicht vor ſich hingeſtreckt hielt, die Bruſt des Thieres zwiſchen dem Schlüſſelbein zu treffen. In dieſem Fall nämlich mußte das Gewicht der Beſtie bei ihrem ungeſtümen Lauf dazu dienen, ihren eigenen Tod zu beſchleunigen.

Allein der Boden war ſchlüpfrig, des Königs Fuß glitt aus, und zwar gerade in dem Moment, wo dieſes gefährliche und ſchwierige Werk vollendet werden ſollte. Dadurch traf die Spitze des Schwertes die borſtige Außenſeite der Schulter des Ebers, wo ſie abglitt, ohne Wirkung gethan zu haben, während Ludwig flach zu Boden ſtürzte.

Es war dies inſofern ein Glück für den Monarchen, weil das Thier durch den Sturz des Königs ſeinerſeits den Angriff verfehlte und im Vorbeiſtürmen nur den kurzen Jagdmantel des Königs mit ſeinen Hauern aufriß, ohne ihn ſelbſt zu verletzen. Als der Eber jedoch zum Angriff zurückkehrte, eben in dem Augenblick, wo der König im Begriff ſtand, ſich wieder zu erheben, war Ludwigs Leben in höchſter Gefahr.

In dieſem kritiſchen Augenblick erſchien Quentin Durward, der durch die Langſamkeit ſeines Pferdes bei der

Jagd zurückgeblieben, jedoch glücklicherweiſe den Klang des königlichen Horns erkannt hatte und ihm gefolgt war, und durchbohrte das ſchäumende Thier mit ſeinem Schwerte.

Der König, welcher jetzt wieder auf den Füßen ſtand, kam nun ſeinerſeits zu Durward's Beiſtand herbei, und durchſchnitt mit ſeinem Waidmeſſer die Kehle des Thieres.

Bevor er noch ein Wort an Quentin richtete, unterſuchte er das ungewöhnlich große und ſtarke Thier, trocknete den Schweiß von ſeiner Stirn, das Blut von ſeinen Händen, nahm dann ſeine Jagdmütze ab, hing ſie auf einen Strauch und verrichtete fromm ſeine Andacht vor den kleinen bleiernen Heiligenbildern, womit ſie geſchmückt war — dann erſt warf er einen Blick auf Durward und ſprach:

„Du biſt's, mein junger Schotte? — du haſt dein Waidmannsamt gut begonnen und Meiſter Pierre ſchuldet dir eine größere Belohnung, als er dir in jenem Gaſthofe gab. — Warum ſprichſt du nicht? Mir däucht, du haſt deine Kühnheit dort verloren, wo Andere ſie zu finden pflegen — am Hofe!"

Quentin, ein ſo ſcharfſinniger junger Menſch, als jemals einer von den ſchottiſchen Gebirgen kam, empfand mehr Ehrfurcht, als Vertrauen gegen ſeinen gefährlichen Gebieter und war viel zu klug, die gefährliche Erlaubniß, mit ihm einen vertrauten Ton anzunehmen, zu benutzen. So antwortete er denn in einigen wenigen und wohlgewählten Worten, daß falls er es überhaupt wage, das Wort an Seine Majeſtät zu richten, es nur dazu geſchehen könne, für den Freimuth um Entſchuldigung zu bitten, mit dem er ſich betragen habe, als ſein hoher Rang ihm noch nicht bekannt war.

„Still, junger Mann," ſagte der König, „deine Schlauheit und dein Verſtand machen deine Naſeweisheit wieder gut. Auch gefiel es mir, daß du die Beſchäftigung meines Gevatters Triſtan beinahe errietheſt. Wie ich höre, hätteſt du bald allzu nahe Bekanntſchaft mit ihm gemacht. Ich rathe dir, vor ihm auf der Hut zu ſein, — er iſt ein Kaufmann, der mit gar peinlichen Hals- und Armbändern handelt. — Hilf mir auf das Pferd. — Ich bin dir gut und will dir Gutes thun. Baue auf keines Menſchen Gunſt — ſelbſt nicht auf die deines Oheims oder des Lord Crawford, — ſprich auch nichts von deiner rechtzeitigen Hilfe in dieſer Geſchichte mit dem Eber. Denn brüſtet ein Menſch ſich damit, daß er mir in einer ſolchen Lage Hilfe leiſtete, ſo kann er dieſe Prahlerei als einzigen Lohn hinnehmen!“

Der König ſtieß in ſein Horn, was Dunois und mehrere andere Ritter des Gefolges herbeibrachte, deren Schmeichelei über die Erlegung des edlen Thieres er ohne Bedenken annahm, und Durward's hochwichtige Hilfe nur leichthin und oberflächlich berührte.

Ludwig befahl Dunois dafür Sorge zu tragen, daß man den Eber den Kloſterbrüdern des heiligen Martin zuſchicke, damit ſie einen beſſern Braten für die Feſttage hätten, und ſich des Königs in ihrer Andacht erinnerten.

„Und ſagt,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort. „Wer hat Seine Eminenz, den Cardinal Balue geſehen? Ich glaube, es wäre ſchlechte Höflichkeit, wollte man ihn im Walde zu Fuß zurücklaſſen.“

„Erlaubt, Sire,“ ſagte Quentin, „ich ſah, daß man Seiner Heiligkeit dem Cardinal ein Pferd anbot, auf welchem er den Wald verließ.“

„Der Himmel ſorgt für ſeine Kinder!“ ſagte der König. „Auf nach dem Schloſſe! Wir wollen heute nicht mehr jagen. — Ihr, Herr Knappe, reicht mir doch mein Waidmeſſer, es iſt dort bei jenem Buſche aus der Scheide gefallen. — Reitet voraus, Dunois, ich folge ſogleich.“

Ludwig, deſſen unbedeutendſte Handlungen meiſt irgend eine Liſt verbargen, gewann ſo die Gelegenheit, Quentin insgeheim zu fragen:

„Mein wackerer Schotte, kannſt du mir ſagen, wer dem Cardinal zu einem Zelter verhalf? Vermuthlich ein Fremder, denn da ich ohne Halt zu machen an ihm vorbeiritt, ſo waren die Höflinge gewiß nicht ſehr eilig, ihm einen ſolchen Dienſt zu erweiſen.“

„Ich konnte diejenigen, welche Seiner Eminenz Beiſtand leiſteten, nur einen flüchtigen Augenblick ſehen,“ ſagte Quentin. „Aber ich glaube, es war der Geſandte von Burgund und ſeine Leute.“

„Ha!“ rief Ludwig aus, „Doch ſei es! — Frankreich kann es mit ihnen Allen aufnehmen!“

Nun ereignete ſich nichts Denkwürdiges mehr und der König kehrte nach dem Schloſſe zurück.

Zehntes Kapitel.

Die Schildwache.

Quentin hatte kaum ſein kleines Kämmerchen erreicht, wohin er ſich begab, um ſeine Kleider zu wechſeln, als ſein ehrenwerther Oheim den Wunſch äußerte, von allen Vorfällen unterrichtet zu werden, die ſich bei der Jagd zugetragen hatten.

Der Jüngling, welcher ſich des Gedankens nicht entſchlagen konnte, die Stärke ſeines Oheims liege mehr in deſſen Arme, als in deſſen Kopf, ließ es ſich in ſeiner Erzählung angelegen ſein, den vollen Siegesruhm dem offenbar nach dieſer Auszeichnung dürſtenden König zuzuſchreiben.

Des Balafré Antwort beſtand in der großſprecheriſchen Betheuerung, er ſelbſt würde ſich unter ähnlichen Umſtänden ganz anders benommen haben, als ſein Neffe, den er milde tadelte, weil er dem König in einer offenbar gefahrvollen Lage nicht ſchneller zu Hilfe geſprungen war.

Quentin beſaß Selbſtbeherrſchung genug, ſich jeder allzu eifrigen Rechtfertigung in ſeiner Antwort zu enthalten, indem er ſagte, den Geſetzen der Waidmannskunſt zufolge fände er es unziemlich, ſich mit dem Wild zu ſchaffen zu machen, das ein Anderer ſich zur Beute erkoren, es ſei denn, man würde ausdrücklich um Hilfe angegangen.

Dieſe Unterredung war kaum zu Ende, als Quentin Durward auch ſchon Gelegenheit fand, ſich ob der Zurückhaltung, welche er ſeinem Oheim gegenüber behauptete, Glück zu wünſchen.

Ein leiſes Pochen an der Thür meldete einen Beſuch, und Oliver Dain, der Böſe, oder der Teufel (denn unter allen dieſen Namen war er bekannt) trat ein.

Dieſer Mann von großen Geiſtesgaben, aber weitem Gewiſſen, iſt in ſeinem Aeußern ſchon von uns beſchrieben worden. Seine Bewegungen und ſein Weſen ließen ſich vielleicht am treffendſten mit denen der Katze vergleichen, die — wenn ſie ſcheinbar im friedlichen Schlummer ruht, oder mit leiſem, langſamem Schritt über das Zimmer ſchleicht, ernſt damit beſchäftigt iſt ein Mauſeloch zu bewachen, oder ſich ſchmeichleriſch und unſchuldig an diejenigen anſchmiegt, von welchen ſie Liebkoſungen gewohnt iſt, um gleich darauf über ihre Beute loszuſtürzen, oder gar den Gegenſtand ihrer früheren Zärtlichkeit ſelbſt zu zerkratzen.

Oliver trat mit beſcheidenem, demüthigem Blick in gebeugter Stellung ein, und entfaltete in ſeiner Anrede an den Balafré eine ſolche Höflichkeit, daß jeder Zeuge ſofort zu der Vermuthung geführt werden mußte, er ſei gekommen, um eine Gefälligkeit von dem Bogenſchützen zu erbitten.

Er wünſchte Lesly Glück zu dem vortrefflichen Benehmen ſeines jungen Verwandten bei der heutigen Jagd, welches, wie er ſagte, die Aufmerkſamkeit des Königs auf den jungen Mann gelenkt habe.

Hier ſchwieg er, um eine Antwort abzuwarten, und hielt die Augen (ausgenommen einige verſtohlene Seitenblicke auf Quentin) zu Boden geſchlagen, als der Balafré erwiderte, „es hätte ſich für Seine Majeſtät unglücklich getroffen, daß Höchſtderſelbe nicht ihn, anſtatt ſeines unerfahrenen Neffen an der Seite gehabt habe; denn er wäre gewiß vorgeſtürzt und hätte den Eber mit ſeinem Speer durchbohrt — eine Arbeit, die Quentin, wie ihm derſelbe zu verſtehen gegeben hatte, den königlichen Händen Seiner Majeſtät überließ.

„Das wird jedoch eine Lehre für Seine Majeſtät ſein,“ ſchloß er, „einen Mann meines Kalibers auf ein beſſeres Roß zu ſetzen; denn wie hätte mein plumper, flämiſcher Ackergaul mit Seiner Majeſtät normänniſchem Renner Schritt halten ſollen? Bei Gott, ich grub ihm die Sporen tief genug in die Weichen. Wahrlich, man hatte ſchlecht für mich geſorgt — das müßt Ihr Seiner Majeſtät vorſtellen, Meiſter Oliver.“

Meiſter Oliver beantwortete dieſe Bemerkung nur dadurch, daß er den Sprecher mit einem jener tückiſchen Seitenblicke beehrte, die, wenn ſie von einer leichten Bewegung der Hand und einem geringen Kopfnicken begleitet werden, entweder als ſtumme Einwilligung in das Geſagte, oder als ſtiller Widerſpruch gedeutet werden können.

Hierauf ſagte er mit einem zweideutigen Lächeln und einem noch forſchenderen Blick auf den Jüngling werfend:

„Iſt es bei Euch in Schottland Sitte, Herr, daß man ſeinen Fürſten in Gefahr läßt in ſolchen Vorfällen, wie wir ſie heute erlebten?“

„Es iſt bei uns Sitte,“ antwortete Quentin, der entſchloſſen war, die Sache nicht weiter aufzuklären, „unſeren Fürſten im ehrenhaften Ritterſpiel unſere Hilfe nicht aufzudringen, ſo lange ſie ſich ſelbſt helfen können. Wir ſind der Meinung, ein Fürſt müſſe bei der Jagd ſeinem eigenen Glück und Geſchick vertrauen lernen, wie jeder Andere, und eben deshalb Theil an ſolchen Unterhaltungen nehmen. Was iſt die Waidmannskunſt ohne Gefahr und ohne Aufregung!“

„Hört den einfältigen Jungen!“ fiel ſein Onkel ein, „ſo macht er es immer; er hat ſtets Antwort für Jedermann bereit. Es wundert mich nur, woher er dieſe Gabe hat! Ich war nie im Stande, irgend etwas, was ich that, durch einen Wortſchwall zu vertheidigen, konnte mir nie Rechenſchaft über meine Handlungen ablegen, ausgenommen dafür, daß ich aß, wenn ich hungrig war, oder weshalb ich meine Commandoworte rufe, und über ähnliche Pflichten des Lebens.“

„Und ich bitte Euch, würdiger Herr,“ ſagte der Andere, ihm einen Blick unter ſeinen dichten Augenbrauen hervor zuwerfend, wie einen Dolchſtoß, „was veranlaßt Euch zu Euren Commandorufen?“

„Nur der Befehl des Hauptmanns,“ antwortete der Balafré, „eine andere Urſache wüßte ich meiner Treu nicht!“

„Herr Balafré, es wird Euch ohne Zweifel Vergnügen machen, zu erfahren, daß Seine Majeſtät das Betragen Eures Neffen ſo wenig mißbilligen, daß er gerade ihn auserwählte, heute Nachmittag eine beſondere Miſſion zu erfüllen.“

„Ihn auserwählte?“ fragte der Balafré erſtaunt. „Ihr wollt gewiß ſagen, mich auserwählte!“

„Ich will gerade das ſagen, was ich geſagt habe,“ erwiderte der Barbier in mildem, aber entſchiedenem Tone, „der König hat eine Miſſion, mit der er Euren Neffen zu betrauen gedenkt.“

„Wie ſo, warum und aus welchem Grunde?“ rief der Balafré aus, „warum wählt er dieſen Knaben und nicht mich?“

„Ich kann nicht weiter gehen, als bis zu Eurem eigenen Ultimatum, Herr Balafré, weil dies Sr. Majeſtät Befehle ſind, denen ich einfach gehorche. Aber,“ fuhr er fort, „wenn ich eine Vermuthung wagen darf, ſo iſt es möglich, daß Seine Majeſtät eine Arbeit hat, die beſſer für einen Jüngling, wie Euer Neffe, paßt, als für einen erfahrenen Kriegsmann, wie Ihr es ſeid, Herr Balafré. — Darum kommt, junger Herr, greift zu Euren Waffen und folgt mir. Aber bringt Eure Hakenbüchſe mit, denn Ihr ſollt Schildwache ſtehen.“

„Schildwache?“ rief der Onkel aus, „ſeid Ihr auch überzeugt, Meiſter Oliver, daß Ihr Euch nicht irrt? Die Wache im innern Schloß wird ſtets nur von denjenigen verſehen, die gleich mir zwölf Jahre in unſerm ehrenvollen Corps gedient haben.“

„Ich bin ganz ſicher, daß es ſo Sr. Majeſtät Wille iſt,“ erwiderte Oliver in feſtem Tone, „und darf nicht länger zögern, denſelben auszuführen.“

„Aber,“ wandte der Balafré wieder ein, „mein Neffe iſt ja kein freier Bogenſchütze, da er nur Knappe iſt und unter meiner Lanze dient.“

„Entſchuldigt,“ antwortete Oliver, „vor einer halben Stunde ließ der König ſich das Regiſter bringen und ſchrieb ſeinen Namen in die Liſte der Garde ein. Ihr müßt nur ſo gut ſein und dafür ſorgen, daß Euer Neffe ordnungsgemäß für den Dienſt ausgerüſtet wird.“

Der Balafré, welcher im Grunde genommen weder übelwillig, noch eiferſüchtig war, beeilte ſich, die Kleidung ſeines Neffen zu ordnen und ihm Anweiſungen für ſein ferneres Benehmen unter den Waffen zu geben, konnte ſich aber nicht enthalten, von Zeit zu Zeit einige Bemerkungen darüber zu äußern, wie merkwürdig es doch ſei, daß ein ſo junger Mann ſo früh ſein Glück machen ſolle.

„So etwas iſt noch nicht in der ſchottiſchen Garde vorgekommen, noch nicht ein einziges Mal, und gewiß wird ſein ganzer Dienſt nur darin beſtehen, über die Pfauen und ausländiſchen Faſanen wachen zu müſſen, mit welchen der venetianiſche Geſandte den König kürzlich beſchenkt hat!“ — Nur dies könnte es ſein — nur eine ſolche Pflicht ſei paſſend für ſolch einen bartloſen Jungen (dabei drehte er ſeinen eigenen langen Schnurbart) — übrigens freue er ſich, daß der Zufall eben ſeinen Neffen auserwählt habe.

Quentin, von ſcharfem Verſtand, lebhafter Einbildungskraft, erblickte in dieſem ſchnellen Vorrücken in der königlichen Gunſt weit beſſere und glücklichere Ausſichten als ſein Onkel, und ſein Herz ſchlug bei der Erwartung, ſo ſchnell auf ſeiner Laufbahn vorwärts ſchreiten zu können.

Er beſchloß, die Sprache und das Weſen ſeines Führers ſorgfältig zu beobachten, weil er hoffte, einen Schluß aus ihnen ziehen zu können, über all das, was des Königs Gunſt ihm noch vorbehalten habe.

Wie freute er ſich bei dem Gedanken, daß er über die Ereigniſſe auf der Jagd das ſtrengſte Stillſchweigen beobachtet hatte. Und auch jetzt faßte er den feſten Entſchluß — einen Entſchluß, der für einen ſo jungen Menſchen ein höchſt glücklicher genannt werden muß — daß er, ſo lange er die Luft dieſes geheimnißvollen und abgeſchloſſenen Hofes athme, ſeine eigenen Gedanken tief in ſeiner Bruſt verſchließen und ſeine Zunge aufs ſtrengſte im Zaum halten wolle.

Seine Ausrüſtung war bald vollendet, und die Hakenbüchſe über die Schulter geworfen, (denn obwol die ſchottiſche Garde noch den Namen „Bogenſchützen“ beibehielt, ſo hatte ſie doch den Bogen, in deſſen Gebrauch ſich ihre Nation immer ausgezeichnet hatte, ſchon längſt mit der Feuerwaffe vertauſcht) folgte er Meiſter Oliver.

Sein Onkel blickte ihm lange nach, während ſich in ſeinen Zügen Erſtaunen und Neugierde miſchten und obwol ſeine Gedanken von jedem Neid und jedem böswilligen Gefühl frei blieben, ſo empfand er doch ſeine Selbſtliebe verletzt, und dies dämpfte das Vergnügen, welches das günſtige Geſchick ſeines Neffen ſonſt in ihm hervorgerufen hätte.

Er ſchüttelte ernſthaft den Kopf, ſeufzte, öffnete die Thür eines Wandſchrankes, nahm eine Bottrine mit kräftigem, altem Wein heraus, ſchüttelte ſie, um zu prüfen, wie ſehr ihr Inhalt ſich ſchon vermindert habe, füllte einen Becher und that einen herzhaften Zug. Hierauf brachte er ſich in eine halbruhende Stellung, ſchüttelte wieder langſam und zweifelnd den Kopf und ſchien an dieſer gleichmäßigen Bewegung ſolches Gefallen zu empfinden, daß er ſie fortſetzte, gleich jenen Porzellanmandarinen, die alle Welt kennt, bis er in einen ſanften Schlummer verfiel, aus welchem ihn erſt das Zeichen zum Mittageſſen aufweckte.

Als Quentin Durward ſeinen Onkel dieſem tiefen Nachdenken überließ, folgte er ſeinem Führer, Meiſter Oliver, der ihn, ohne einen der Haupthöfe zu betreten, theils durch geheime Gänge, theils durch ein Labyrinth von Treppen, Galerien und Bogengängen, die untereinander durch geheime Thüren in Verbindung ſtanden, in einen großen geräumigen, vergitterten Corridor führte, der ſo breit war, daß er den Namen einer Galerie verdiente und mit Tapeten ausgeſtattet war, die mehr ihres Alters, als ihrer Schönheit wegen geprieſen werden konnten und einige wenige jener kalten, geſpenſtig ausſehenden Bilder enthielt, die der erſten Dämmerung der Malerkunſt angehörten, lange bevor ihre Sonne ſich glänzend erhob.

Dieſe Gemälde ſollten die Paladine Karl des Großen vorſtellen, der eine ſo hervorragende Rolle in der Geſchichte Frankreichs ſpielt, und da die Geſtalt des berühmten Roland am auffallendſten erſchien, ſo hatte die Halle nach ihm den Namen Rolandshalle oder Rolandsgalerie erhalten.

„Hier ſollt Ihr Wache halten,“ ſagte Oliver in flüſterndem Tone, als könnten die kalten Abbildungen der Monarchen und Krieger ringsum ſich durch eine laute Stimme beleidigt fühlen, oder als fürchte er, das Echo zu wecken, welches unter der gothiſchen Decke dieſes großen, unheimlichen Gemaches ſchlummerte.

„Habt Ihr keine weiteren Befehle hinſichtlich meiner Wache zu geben?“ fragte Quentin mit eben ſo leiſer Stimme.

„Iſt Eure Hakenbüchſe geladen?“ fragte Oliver.

„Das iſt bald geſchehen,“ antwortete Quentin, indem er ſeine Waffe lud und die Lunte (die zu ihrem Abfeuern nöthig war) an den Kohlen eines Holzfeuers anzündete, das in dem großen Kamin der Halle erloſch — der Kamin an ſich war ſo groß, daß man ihn ein Cabinet oder eine zur Halle gehörende Kapelle nennen konnte.

Nachdem dies geſchehen war, unterrichtete Oliver ihn, daß er eins der hohen Vorrechte ſeines Corps noch nicht kenne, daß es nämlich nur vom Könige oder dem Lord-Conſtabler von Frankreich Befehle zu empfangen habe.

„Ihr ſteht hier auf Befehl Sr. Majeſtät, junger Mann,“ fügte Oliver hinzu, „und Ihr werdet nicht lange hier ſein, ohne zu erfahren, weshalb man Euch hierherrief. Einſtweilen habt Ihr Euren Schritt auf dieſe Galerie zu beſchränken. Es iſt Euch erlaubt, ſtehen zu bleiben, wenn Ihr wollt, unter keinem Vorwand aber Euch niederzuſetzen oder Eure Waffe abzulegen. Ihr dürft unter keiner Bedingung ſingen oder pfeifen; behagt es Euch jedoch, ſo dürft Ihr einige Gebete der Kirche oder andere harmloſe Dinge mit leiſer Stimme vor Euch hinmurmeln. Lebt wohl und haltet gute Wache!“

„Gute Wache?“ dachte der junge Soldat, nachdem ſein Führer ſich mit dem ihm eigenthümlichen geräuſchloſen, ſchlürfenden Schritt entfernt hatte und durch eine Nebenthür verſchwunden war. „Gute Wache? Aber über wen und gegen wen? Denn was gäbe es hier zu bekämpfen außer Fledermäuſen oder Ratten? Es wäre denn, daß dieſe alten grimmigen Repräſentanten der Menſchheit durch meinen Schritt aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt ins Leben zurückkehrten! — Aber es iſt meine Pflicht und ſo ſoll ſie geübt ſein.“

Feſt entſchloſſen, ſeine Pflicht auf das Genaueſte zu erfüllen, bemühte er ſich eine Weile, die Zeit durch fromme Hymnen zu vertreiben, die er in dem Kloſter gelernt hatte, wohin er bald nach dem Tode ſeines Vaters gekommen war, indem er dachte, er brauchte blos ſeine Uniform gegen ein Novizengewand umzutauſchen, damit ſeine militäriſche Wache in der königlichen Galerie ganz denjenigen gliche, die ihn in der klöſterlichen Abgeſchiedenheit von Aberbrothick ſo oft ermüdet hatten.

Gleich darauf ſang er — als wolle er ſich überzeugen, daß er nicht mehr der einſamen Kloſterzelle, ſondern der geräuſchvollen Welt angehöre — mit ſanfter Stimme eine jener ſchlichten Balladen über die Niederlage der Dänen bei Aberlemno und Forres, über den Mord des Königs Dufſus oder Fortar, und noch mehrere andere Geſänge und Lieder, die die Geſchichte ſeines fernen Heimatlandes und beſonders jenes Bezirkes berührte, dem er angehörte.

Damit war eine geraume Zeit verſtrichen und es mochte zwei Stunden nach Mittag ſein, als Quentin durch ſeinen Appetit daran erinnert wurde, daß die guten Väter von Aberbrothick, ſo ſtreng ſie auch in ihren Forderungen der Frömmigkeit waren, doch eben ſo pünktlich zu den Erholungsſtunden riefen, während man hier im Innern eines königlichen Palaſtes nach einem in Thätigkeit vollbrachten Morgen und einem der Pflicht gewidmeten Mittag es keineswegs für eine natürliche Folge zu halten ſchien, wenn man ſich nach einem Mittageſſen ſehnte.

Sanfte Töne beſitzen jedoch den Zauber, ſogar das natürliche Gefühl der Ungeduld, das Quentin jetzt heimſuchte, einzulullen.

An jedem Ende der langen Halle oder Galerie befand ſich je eine Thür, deren jede offenbar zu einer Flucht von Gemächern führte, für welche dieſe Galerie als Verbindung diente. Als die Schildwache ihren Schritt zwiſchen dieſen beiden Thüren, welche die Grenze ſeiner Wache bildeten, auf und ab lenkte, überraſchten ihn die Töne einer Muſik, die aus einer dieſer beiden Thüren hervordrang und worin er, wenigſtens in ſeiner Einbildungskraft, dieſelbe Laute und Stimme erkannte, die ihn Tags zuvor in ſolches Entzücken verſetzt hatten.

Alle Träume des geſtrigen Morgens, durch die aufregenden Vorfälle der Zwiſchenzeit halb unterdrückt, erwachten jetzt um ſo lebhafter aus ihrem Schlummer. Quentin blieb ſtarr auf dem Platze ſtehen, wo ſein Ohr die Töne und Weiſen am Beſten einſaugen konnte, und ſo ſtand er, die Hakenbüchſe über die Schulter geworfen, den Mund halb offen, Augen, Ohren und Seele nach der Thür gewendet, eher dem Bilde einer Schildwache, als einer lebenden Geſtalt gleichend, ohne anderen Gedanken als den, womöglich jeden flüchtigen Ton dieſer ſüßen Melodie zu erhaſchen.

Man konnte dieſe ſchönen Klänge nur theilweiſe vernehmen; ſie erſtarben zuweilen, oder hörten ganz auf, um nach unbeſtimmter Zeit wieder zu ertönen. Jedoch abgeſehen davon, daß Muſik, ſo wie Schönheit der Einbildungskraft dann am bezauberndſten oder wenigſtens am intereſſanteſten erſcheinen, wenn ihre Reize nur theilweiſe enthüllt werden, ſo daß es der Phantaſie frei ſteht, noch viel hinzuzufügen, ſo hatte Quentin Stoff genug zu Träumereien, um die kurzen Intervalle auszufüllen, die jene Zauberklänge unterbrachen.

Was er von den Kameraden ſeines Onkels vernommen hatte, was er aus der Scene, die am heutigen Morgen in dem Audienzzimmer vorgefallen war, ſchließen mußte, war, daß die Sirene, die ſeine Ohren entzückte, nicht die Tochter oder Verwandte eines niedrigen „Cabaretier“ ſei, wie er vermuthet hatte, ſondern eben jene verkleidete, unglückliche Gräfin, um deren willen jetzt Fürſten und Könige die Lanze einlegen wollten.

Hundert romantiſche Träume, wie die abenteueriſche, ſchwärmeriſche Jugend ſie in einem romantiſchen abenteueriſchen Zeitalter gerne nährt, ließen ihn ſeine wirkliche Umgebung einen Augenblick vergeſſen und zauberten eine eingebildete Welt vor ſeinen inneren Blick, als er plötzlich und auf rauhe Weiſe aus dieſem Traum aufgeſcheucht wurde, indem eine Hand ſich ſchwer auf ſeine Waffe legte und eine ſchrille Stimme dicht an ſeinem Ohr ausrief:

„He, Pasques-dieu, Herr! Mir däucht, Ihr haltet ſchläfrige Wache!“

Dieſe Stimme war die tonloſe und doch ſo eindrucksvolle und aufregende des Meiſter Pierre, und plötzlich zu ſich ſelbſt zurückgerufen, nahm Quentin mit Scham und Furcht wahr, daß er es in ſeiner Träumerei überſehen hatte, wie Ludwig ſelbſt (der wahrſcheinlich durch eine geheime Tapetenthür hereingeſchlichen war) ſo dicht an ihn herangetreten war, daß er ihm leicht hätte die Waffe entreißen können.

Vom erſten Impuls getrieben, befreite er ſeine Hakenbüchſe durch einen ſo heftigen Ruck, daß der König einige Schritte zurücktaumelte. Seine nächſte Befürchtung war, er habe, indem er gleichſam dem thieriſchen Inſtinkt folgte, der jeden tapferen Mann zum Widerſtand reizt, wenn man verſucht, ihn zu entwaffnen, das Mißvergnügen des Königs noch erhöht, das ſeine ſcheinbare Nachläſſigkeit im Dienſt offenbar hervorgerufen hatte, und von dieſem Eindruck beherrſcht nahm er ſeine Hakenbüchſe wieder auf, ohne recht zu wiſſen, was er that, ſchulterte ſie wieder und ſtand regungslos vor dem Monarchen, von dem er beſorgen mußte, daß er ihn tödtlich beleidigt hatte.

Ludwig, deſſen tyranniſcher Charakter weniger aus natürlicher Grauſamkeit oder Wildheit entſprang, als aus kaltblütiger Politik und eiferſüchtigem Argwohn, beſaß deſſenungeachtet etwas von jener kauſtiſchen Strenge, welche ihn zum Despoten ſtempelte, und ſchien ſtets Vergnügen an der Qual zu finden, welche er bei Gelegenheiten, wie dieſe war, ſeinen Untergebenen zufügte.

Jedoch trieb er ſeinen Triumph nicht allzu weit und begnügte ſich mit den Worten:

„Dein Dienſt von heute Morgen entſchuldigt jede Nachläſſigkeit eines ſo jungen Soldaten. Haſt du dinirt?“

Quentin, der erwartet hatte, zum Profoß geſchickt zu werden, fühlte ſich durch dieſe Frage angenehm überraſcht und antwortete beſcheiden verneinend.

„Armer Burſche,“ ſagte Ludwig in ſanfterem Tone, als ihm gewöhnlich eigen war, „der Hunger hat dich ſchläfrig gemacht. Ich weiß, dein Appetit iſt ein Wolf und will dich von einem wilden Thier erretten, wie du mich von dem andern. — Du warſt auch klug und verſchwiegen und dafür danke ich dir. — Kannſt du noch eine Stunde ohne Nahrung aushalten?“

„Noch vierundzwanzig, Sire,“ erwiderte Durward, „oder ich wäre kein Schotte!“

„Ich möchte um kein Königreich die Speiſe ſein, die dir nach einer ſolchen Faſtenzeit vorgeſetzt wird!“ rief der König aus. „Allein jetzt handelt es ſich nicht um dein Diner, ſondern um mein eigenes. Ich empfange heute an meinem Tiſch und in ſtrengſter Zurückgezogenheit den Cardinal Balue und dieſen Burgunder, den Grafen von Crèvecoeur. Es könnte ſich etwas ereignen — denn der Teufel iſt ſtets am geſchäftigſten, wenn Feinde in friedlichen Abſichten zuſammentreffen.“

Er hielt inne und ſchwieg eine Weile, mit ernſtem, düſterem Blick vor ſich hinſtierend.

Da der König nicht weiter ſprach, wagte Quentin endlich die Frage, welche Pflichten ihm unter dieſen Umſtänden zufielen.

„Wache zu halten, mit deiner Büchſe,“ ſagte Ludwig, „und wenn es Verrath gibt, den Verräther niederſchießen.“

„Verrath, Sire? In dieſem wohlbewachten Schloß?“ rief Durward aus.

„Ihr haltet es für unmöglich,“ ſagte der König, durch den Freimuth des jungen Mannes offenbar nicht geärgert. „Aber unſere Geſchichte hat uns gelehrt, daß Verrath durch ein Mauſeloch Eingang findet. Als ob man Verrath durch Wachen ausſchließen könnte! Quis custodiat ipsos custodes! Wer ſoll den Verrath von den Wachen fern halten?“

„Ihre ſchottiſche Ehre,“ antwortete Durward kühn.

„Es iſt wahr — du haſt Recht — du gefällſt mir,“ ſagte der König heiter. „Die ſchottiſche Ehre erwies ſich ſtets als treu und findet darum angemeſſenes Vertrauen. Aber Verrath —“

Hier verfiel er in ſeine frühere düſtere Laune zurück, ging mit unſicheren Schritten durch die Halle und ſagte dann:

„Verrath! — Er ſitzt an unſerer Tafel, er funkelt in unſerem Wein, er ſitzt im Rathe unſerer Rathgeber, im Lächeln unſerer Höflinge, in dem wahnwitzigen Lachen unſerer Hofnarren — beſonders aber verbirgt er ſich unter der freundlichen Miene eines verſöhnten Feindes. — Ja, ja, Ludwig von Orleans vertraute dem Johann von Burgund — er wurde in der Rue Barbette ermordet, Johann von Burgund vertraute der Partei der Orleans — er wurde auf der Brücke von Montereau getödtet. — Ich will

Niemand trauen, Niemand! — Hört, ich will ein Auge auf dieſen frechen Grafen haben — ja, ja, auch auf jenen Prieſter, den ich nicht für treu und ergeben halte. Wenn ich ſage: Écosse, en avant! (Vorwärts, Schottland!) ſo ſchießt Crèvecoeur auf der Stelle nieder."

„Das gebietet meine Pflicht, ſobald Ew. Majeſtät Leben in Gefahr ſteht."

„Gewiß — nur ſo meine ich's, — nur dann ſoll es geſchehen," ſagte der König. „Was würde ich gewinnen, wenn ich dieſen frechen Soldaten tödten ließe? Ja, wäre es der Connetabel Saint Paul, dann in der That —"

Der König hielt inne, als glaubte er, ſchon zu viel geſagt zu haben, und fuhr dann lachend fort:

„Da iſt unſer Schwager Jacob von Schottland — Euer eigener Jacob, Quentin, er erſtach den Douglas in ſeinem eigenen königlichen Schloß Skirling!"

„Stirling, wenn es Ew. Majeſtät beliebt," ſagte Quentin. „Es war eine That, aus der wenig Gutes entſprungen iſt."

„Stirling nennt Ihr das Schloß," ſagte der König, den letzten Theil der Rede gefliſſenlich überhörend. „Gut, ſei es denn Stirling, der Name thut nichts zur Sache. Doch ich habe nichts Böſes im Sinne, nichts — es würde mir doch nichts nützen. Aber meine Feinde möchten nicht die gleichen guten Geſinnungen gegen mich hegen — und darum vertraue ich auf deine Hakenbüchſe."

„Ich werde dem Signal ſtreng gehorchen," entgegnete Durward, „und doch —"

„Ihr zögert?" ſagte der König, „ſprecht — ſprecht frei — ich gebe Euch volle Erlaubniß. — Von Menſchen, wie du einer biſt, kann man einen beherzenswerthen Wink erhalten."

„Ich wollte mir nur die Bemerkung erlauben," erwiderte Quentin beſcheiden, „daß, wenn Ew. Majeſtät Urſache haben, dieſem Burgunder zu mißtrauen, es mich wundern muß, wenn Ihr ihm Erlaubniß gebt, Eurer Perſon zu nahen."

„Gib dich zufrieden," ſagte der König. „Es gibt Gefahren, die verſchwinden, wenn man ihnen trotzt, und dann gewiß und unvermeidlich werden, wenn man Furcht vor ihnen zeigt. — Schreite ich kühn zu einer biſſigen Bulldogge hin und ſtreichle ſie, ſo läßt ſich zehn gegen eins wetten, daß ich ſie in gute Laune bringe — verrathe ich jedoch Furcht vor ihr, ſo ſtürzt ſie auf mich los und zerfleiſcht mich. Ich will offenherzig gegen dich ſein — mir iſt viel daran gelegen, daß dieſer Menſch nicht im Groll zu ſeinem halsſtarrigen Gebieter zurückkehrt. Darum nehme ich die Gefahr auf mich; ich habe noch niemals gezögert, mein Leben für das Wohl meines Königreiches zu wagen. — Folgt mir!“

Ludwig führte ſeinen jungen Leibgardiſten, für den er eine beſondere Zuneigung gefaßt zu haben ſchien, durch die Seitenthür, durch welche er ſelbſt vorhin in die Halle gekommen war, zeigte darauf und ſagte lächelnd:

„Wer bei Hofe ſein Glück machen will, muß die Hinterthüren und Hintertreppen kennen lernen — ja wol, muß eben ſo bekannt ſein mit den Fallthüren dieſes Palaſtes, wie mit dem Haupteingang mit ſeinen ſtolzen Portalen.“

Nachdem der König einige Corridore und kleinere Gemächer durchſchritten hatte, trat er in ein kleines, gewölbtes Zimmer, wo ein für drei Perſonen gedeckter Tiſch ſtand. Die ganze Einrichtung und Ausſtattung des Zimmers war von einer an Armuth grenzenden Einfachheit. Ein Buffet enthielt einige Gold- und Silbergeräthe und war der einzige Gegenſtand im Zimmer, der ein einigermaßen königliches Anſehen hatte. Hinter dieſem ungewöhnlich großen Buffet war die dem Blicke ganz verborgene Stelle, die Ludwig jetzt Quentin Durward anwies, nachdem er an verſchiedene Stellen des Zimmers gegangen war, um ſich zu überzeugen, daß er von keiner Seite geſehen werden konnte, worauf er ihm erſt ſeine letzten Weiſungen gab.

„Erinnere dich der Worte: „Écosse, en avant“, und ſobald ich ſie ausſpreche, wirf den Schirm nieder, ohne dich um Becher oder Goldkannen zu kümmern, und vergiß nicht, Crèvecoeur ſcharf aufs Korn zu nehmen. Läßt deine Hakenbüchſe dich im Stich, ſo ſpringe auf ihn zu und nimm dein Meſſer — Oliver und ich können mit dem Cardinal zu Ende kommen.“

Nachdem Ludwig dieſe Worte geſprochen hatte, pfiff er und rief dadurch Oliver in das Gemach, der nicht nur Barbier, ſondern auch erſter Kammerdiener war, und nun von zwei alten Männern begleitet erſchien, die die einzigen Aufwärter des königlichen Tiſches waren.

Sobald der König ſeinen Sitz eingenommen hatte, ließ man die Beſucher ein; Quentin war ſo poſtirt, daß er, obwol er ſelbſt ungeſehen blieb, doch das Gemach genau überblicken konnte.

Der König bewillkommnete ſeine Gäſte mit einem Grade von Herzlichkeit, die Quentin nur ſchwer mit den Weiſungen vereinigen konnte, die er eben erhalten hatte, ſowie mit dem Zweck, um deſſentwillen er mit ſeiner tödtlichen Waffe in Bereitſchaft hinter dem Buffet verborgen ſtand.

Ludwig ſchien nicht nur ganz frei von jeder Beſorgniß, ſondern man hätte ſogar glauben können, daß die Beſucher, welchen er die hohe Ehre erwieſen hatte, ſie an ſeine Tafel zu ziehen, gerade die Perſonen wären, welchen er das unumſchränkteſte Vertrauen ſchenkte und die höchſte Ehre erweiſen wollte.

Nichts konnte würdevoller und zur ſelben Zeit zuvorkommender ſein, als ſein Betragen; und wenn auch ſeine ganze Umgebung, ſo wie ſeine Kleidung tief hinter der Pracht zurückſtand, welche die kleinen Fürſten des Königreichs bei ihren Feſtlichkeiten entfalteten, ſo waren doch ſeine Sprache und ſein Weſen die eines mächtigen Gebieters in ſeiner herablaſſendſten Laune.

Quentin ward zu der Vermuthung verleitet, ſeine ganze frühere Unterredung mit Ludwig ſei nur ein Traum geweſen, oder das pflichtgemäße Betragen des Cardinals und das freimüthige, offene, edle Weſen des burgundiſchen Edelherren hätten das Mißtrauen des Königs gänzlich beſeitigt.

Aber während die Gäſte, einem Wink des Königs gehorchend, ſich an den Tiſch ſetzten, warf Se. Majeſtät ihnen einen ſcharfen Blick zu, und wendete dann den Kopf nach der Stelle, wo Quentin verborgen ſtand.

Es war das Werk eines Augenblickes; aber in dieſem

Blick lag ſo viel Zweifel und Haß gegen ſeine Gäſte, ſolch eine gebieteriſche Mahnung an Quentin, wachſam zu ſein und ſich bereit zu halten, daß demſelben kein Zweifel daran blieb, Ludwigs Groll ſei keineswegs gelöſcht, ſeine Beſorgniſſe keineswegs verſchwunden. Um ſo mehr wunderte er ſich daher, unter welch tiefem Schleier dieſer Monarch die Regungen ſeines eiferſüchtigen Deſpotismus verbergen konnte. Der König ſchien die Sprache, die Crèvecoeur angeſichts des ganzen Hofes gegen ihn geführt hatte, ganz vergeſſen zu haben. Er ſprach mit ihm von alten Zeiten, von Ereigniſſen, die vorgefallen waren, als er ſelbſt als Exilirter in den Domänen von Burgund weilte, und fragte ihn über all die Edelleute, mit denen er damals auf vertrautem Fuß geſtanden, ſo, als wäre jene Periode die glücklichſte ſeines Lebens geweſen, und als unterhielte er für diejenigen, die dazu beigetragen hatten, ihm ſein Exil zu verſüßen, die gütigſten und dankbarſten Gefühle.

„Einem Geſandten anderer Nation gegenüber,“ ſagte er, „würde ich dieſen Empfang zu einem prunkvollen gemacht haben, aber einem alten Freund gegenüber, der im Schloſſe von Genappes*) meinen Tiſch theilte, wünſche ich mich ſo zu zeigen, wie ich am liebſten lebe, als der alte Ludwig von Valois, der eben ſo einfach und ſchlicht lebt, wie einer ſeiner Pariſer „Badauds“. Doch gab ich Befehl, daß für Euch etwas Beſſeres aufgeſetzt werde als gewöhnlich, Herr Graf; denn ich kenne Euer burgundiſches Sprichwort: „Mieux vaut bon repas que bel habit“. **) Was unſern Wein betrifft, ſo kennt Ihr den alten Wetteifer zwiſchen Frankreich und Burgund, — und wir wollen verſöhnlich einſchreiten. Ich will Euch in Burgunderwein zutrinken, und Ihr, Herr Graf, ſollt mir in Champagner Beſcheid thun. Kommt, Oliver, gebt mir einen Becher Vin d'Auxerres!“

Jetzt ſummte der König heiter ein wohlbekanntes Liedchen: „Auxerres est le boisson des Rois.“***)

---

*) Während Ludwigs Anweſenheit in Burgund bei ſeines Vaters Lebzeiten war Genappes ſein gewöhnlicher Aufenthaltsort.

**) Ein guter Tiſch iſt mehr werth, als ein gutes Kleid.

***) Auxerres iſt der Trank der Könige.

„Hier, Herr Graf, ich trinke auf das Wohl des edlen Herzogs von Burgund, unſers treuen und liebevollen Vetters. — Oliver! füllt den goldenen Becher mit Vin de Rheims und reicht ihm den Grafen auf Euren Knieen dar, denn er repräſentirt unſern lieben Bruder. — Lord-Cardinal, Euren Becher wollen wir ſelbſt füllen."

„Das habt Ihr bereits gethan, Sire, und bis zum Ueberfließen," ſagte der Cardinal mit der demüthigen Miene eines Günſtlings gegen ſeinen nachſichtigen Gebieter.

„Weil wir wiſſen, daß Ew. Eminenz ihn mit feſter Hand zum Munde führen können," erwiderte Ludwig. „Doch auf welche Seite tretet Ihr denn in dieſer großen Streitfrage: Sillery oder Auxerres — Frankreich oder Burgund?"

„Ich will neutral bleiben, Sire," ſagte der Cardinal, „und meinen Becher mit Auvernat füllen."

„Neutralität iſt ein gefährliches Ding," meinte der König; da aber der Cardinal leicht erröthete, ließ er dieſen Gegenſtand fallen und ſetzte hinzu:

„Doch Ihr zieht den Auvernat vor, weil er ein edler Wein iſt, der kein Waſſer duldet, und Ihr, Herr Graf, zaudert Euren Becher zu leeren. Ich will hoffen, Ihr habt keine nationale Bitterkeit auf ſeinem Grunde gefunden."

„Ich wollte nur, Sire," ſagte Graf von Crèvecoeur, „daß jeder nationale Streit ſich ſo leicht beendigen ließe, wie die Nebenbuhlerſchaft zwiſchen unſeren Weinbergen!"

„Mit der Zeit, Herr Graf," antwortete der König, „mit der Zeit — ſo viel Zeit, als Ihr für dieſen Trunk Champagnerwein brauchtet. — Und jetzt, da Ihr zu Ende damit ſeid, ſeid ſo gütig den Becher zu Euch zu ſtecken, als Zeichen unſerer Achtung und Gunſt. Wir würden ihn nicht Jedermann ſo leicht abtreten. Er gehörte vor Zeiten dem Schrecken Frankreichs, Heinrich V. von England, und wurde erbeutet, als Rouen zurück erobert und jene Inſelbewohner durch die verbündeten Armeen Frankreichs und Burgunds aus der Normandie vertrieben wurden. Er kann keinen beſſeren Herrn finden, als einen edlen und tapferen Burgunder, der wohl weiß, daß der Continent nur durch die Vereinigung dieſer beiden Nationen auf die Dauer von dem engliſchen Joch frei bleiben kann.“

Der Graf gab die erforderliche Antwort, und Ludwig ließ jener ſatyriſchen Heiterkeit ſeines Gemüthes den Zügel, welche die dunkleren Seiten ſeines Charakters zuweilen hob; aber mit keinem Wort, mit keiner Silbe, ja durch keinen Buchſtaben zeigte er die Gemüthsverfaſſung eines Menſchen, der aus Furcht vor der Hand eines Meuchelmörders einen bewaffneten Soldaten mit geladener Büchſe im Zimmer verſteckt hält, um jedem Angriff gegen ſeine Perſon zuvorzukommen, oder denſelben abzuwehren.

Der Graf von Crèvecoeur ſtimmte freimüthig in den von dem König angeſtimmten Ton ein, während der geſchmeidige Prieſter jeden Scherz belachte, und jeden witzigen Gedanken weiter ausſpann, ohne an Ausdrücken Anſtoß zu nehmen, die den ländlich-einfältigen Schotten bis über die Ohren erröthen ließen.*)

Nach Verlauf von einer und einer halben Stunde wurde die Tafel aufgehoben und der König verabſchiedete ſeine Gäſte höflich, indem er ihnen zu verſtehen gab, er wünſche nun allein zu bleiben.

Sobald ſich Alle, Oliver mit einbegriffen, entfernt hatten, rief er Quentin Durward aus ſeinem Verſteck hervor, aber mit ſo matter Stimme, daß der Jüngling ſie kaum für dieſelbe halten konnte, welche vor einer kurzen Weile das Tiſchgeſpräch durch kurzweilige Scherze belebt hatte. Näher tretend nahm er eine gleiche Veränderung in den Zügen ſeines königlichen Gebieters wahr.

Das Feuer angenommener Lebhaftigkeit war in Ludwig’s Augen erloſchen, das Lächeln von ſeinen Lippen verſchwunden, und er zeigte die ganze Angegriffenheit eines berühmten Schauſpielers nach der erſchöpfenden Durchführung einer Lieblings- und Glanzrolle, in welcher er auf den Brettern, ſo die Welt bedeuten, das größte Feuer entfaltet hat.

„Deine Wache iſt noch nicht zu Ende,“ ſagte er zu

---

*) Von der frivolen Derbheit der Witze Ludwigs XI. erhält nur Der einen Begriff, welcher die „Cent nouvelles Nouvelles“ lieſt.

Quentin. „Erfriſche und labe dich ſchnell — jener Tiſch bietet die nothwendigen Mittel — dann werde ich dich mit deinen nächſten Dienſtpflichten bekannt machen. Für den Augenblick aber gäbe es ein ſchlechtes Geſpräch zwiſchen einem Geſättigten und einem Hungrigen.“

Elftes Kapitel.

Die Rolandshalle.

Ludwig XI. von Frankreich war zwar der Monarch Europa's, der die Macht am höchſten ſchätzte und am eiferſüchtigſten auf ſie war, jedoch war es ihm dabei um ihren ächten Kern zu thun; wußte er daher auch bis aufs Geringſte, was für Ehrfurchtsbezeigungen er zu beanſpruchen hatte, und forderte er dieſelben zu gewiſſen Zeiten auch mit unerbittlicher Strenge, ſo war er im Allgemeinen jedem hohlen Prunk abgeneigt.

Einen Fürſten von ſittlicherem Charakter müßte die Herablaſſung, mit der er Unterthanen an ſeine Tafel berief, ja zuweilen die ihrige theilte, ungemein populär gemacht haben; und ſelbſt ſo wie er war, wog des Königs anſpruchsloſes, einfaches Weſen manche ſeiner Laſter bei jener Klaſſe ſeiner Unterthanen auf, welche nicht mittelbar unter den Folgen ſeines mißtrauiſchen, eiferſüchtigen Charakters zu leiden hatten.

Der tiers état Frankreichs, oder der Bürgerſtand, welcher unter der Regierung dieſes weiſen Fürſten zu höherem Wohlſtand, und in Folge deſſen auch zu höherem Anſehen geſtiegen war, achtete ſeinen König, wenn er ihn auch nicht liebte; und nur ſeine Unterſtützung hielt ihn gegen den Haß der Großen, welche ihm vorwarfen die Ehre der franzöſiſchen Krone und ihre eigenen Vorrechte gerade durch jene Hintanſetzung der äußeren Formen zu beeinträchtigen, welche ſowol Bürger als Volk ſo hochſchätzten.

Mit einer Geduld, durch welche die meiſten andern regierenden Fürſten ſich zu erniedrigen gefürchtet haben würden, und nicht ohne geheime Unterhaltung daran zu finden, wartete der Monarch von Frankreich, bis ſein Leib=

gardiſt die Anſprüche ſeines jugendlichen Appetites befriedigt hatte.

Man kann jedoch leicht errathen, daß Quentin zu viel Verſtand und Klugheit beſaß, um die königliche Geduld auf eine gar zu lange und harte Probe zu ſetzen, und er hatte ſeine Mahlzeit ſchon einige Male beſchließen wollen, ehe Ludwig dies zugab.

„Ich leſe es in deinem Auge,“ ſagte der König gutmüthig, „daß deine Kraft noch nicht erlahmt iſt. Vorwärts — bei Gott und dem heiligen Denis! — kehre zum Angriff zurück. Glaube mir, ein guter Braten und eine heilige Meſſe (hier bekreuzte er ſich) haben noch keinem guten Chriſten die Arbeit verdorben! Trink' einen Becher Wein, aber hüte dich allzu tief in die Weinkanne zu ſehen — es iſt dies ein Nationallaſter deiner Landsleute ſowol, als der Engländer, die — von dieſer Thorheit abgeſehen — die auserleſenſten Soldaten ſind, die je unter Waffen ſtanden. Und nun waſche deine Hände ſchnell — vergiß dein benedicite nicht und dann folge mir.“

Quentin gehorchte und folgte dem König durch andere, nicht minder verworrene Gänge, als jene waren, die er früher durchſchritten hatte, in die Rolandshalle.

„Beachte es wohl,“ ſagte Ludwig mit gebieteriſcher Stimme, „du biſt nicht einen Augenblick von dieſem Poſten hier gewichen — dies ſei deine Antwort für deinen Oheim und deine Kameraden — und, um dir deine Aufgabe feſt ins Gedächtniß zu prägen, nimm hier dieſe goldene Kette. (Er warf ihm eine ſolche von großem Werthe zu.) Wenn ich mich auch ſelbſt nicht ſchmücke, ſo beſitzen doch diejenigen, welchen ich mein Vertrauen ſchenke, immer die Mittel, es den Beſten gleich zu thun. Sind aber ſolche Ketten, wie dieſe hier, nicht im Stande eine Zunge vom Schwatzen abzuhalten, ſo hat mein Gevatter, Triſtan l'Hermite, ein Halsband, welches dieſen Fehler ſicher curirt. Und nun höre. — Kein Mann, mich und Oliver ausgenommen, darf heute Abend dieſe Halle betreten; vielleicht aber finden ſich Damen ein — ſei es von der einen oder von der andern Seite — möglicherweiſe auch von jeder Seite je eine. Sprechen ſie Euch an, ſo mögt Ihr antworten, aber, da Ihr im Dienſt ſeid, nur kurz und ohne Umſchweife, auch dürft Ihr ſelbſt weder zuerſt das Wort ergreifen, noch ein längeres Geſpräch begünſtigen. Aber — horch' auf das, was ſie ſagen. Deine Ohren gehören eben ſo gut mir, als deine Hände — ich habe dich mit Leib und Seele gekauft. Hörſt du daher etwas von ihrem Geſpräch, ſo mußt du es ſo lange treu im Gedächtniß bewahren, bis es mir mitgetheilt iſt — dann aber es auf ewig vergeſſen. — Eben fällt mir ein, es wird am Beſten ſein, wenn man dich für einen ſchottiſchen Rekruten hält, der geradewegs aus ſeinen Bergen kommt und ſich unſere allerchriſtlichſte Sprache noch nicht zu eigen machte. — Ja, das iſt das Beſte. — Wenn dieſe Damen dich alſo anſprechen ſollten, ſo wirſt du ihnen nicht antworten — dies bewahrt dich vor jeder Verlegenheit und jedem Mißgriff, und verleitet ſie dazu, ſich ungezwungen mit einander zu unterhalten, als wärſt du gar nicht zugegen — du verſtehſt mich! — Lebe wohl. Sei klug, und du haſt einen Freund."

Sobald der König dieſe Worte geſprochen hatte, verſchwand er hinter den Behängen und überließ Quentin dem Nachdenken über das, was er geſehen und gehört hatte.

Der junge Schotte befand ſich in einer von jenen Lebenslagen, wo man lieber vorwärts, als zurück ſchaut: denn der Gedanke, gleich einem Scharfſchützen, der in irgend einem Dickicht den Hirſch ablauert, in ein Verſteck geſtellt worden zu ſein, um dem edlen Grafen von Crèvecoeur das Leben zu nehmen, gab ihm kein erhebendes Bewußtſein.

Allerdings ſchienen die Maßregeln des Königs bei dieſem Anlaß nur defenſive, von der Vorſicht anempfohlene zu ſein; allein wer bürgte Quentin Durward dafür, eines ſchönen Tages nicht auch mit einem offenſiven Unternehmen gleicher Art betraut zu werden?

Dies hätte eine unangenehme Kriſis zur Folge gehabt. denn bei dem Charakter ſeines Gebieters mußte eine Weigerung Quentin's zu deſſen Untergang führen, während ſeine Ehre es nicht zugab, daß er ſich derartigen Befehlen des Königs füge.

Der junge Schotte lenkte ſeine Gedanken von dieſem Gegenſtand ab und ſuchte Zuflucht in dem der Jugend bei drohenden Gefahren geläufigen Troſt, in der Zeit der Noth werde er auch ein geeignetes Auskunftsmittel finden, und die Bibel ſage ja, man ſolle nicht für den kommenden Tag ſorgen.

Quentin tröſtete ſich um ſo leichter mit dieſen Betrachtungen, als die letzten Weiſungen ſeines königlichen Gebieters ihm ein lieblicheres Thema für ſeinen Ideengang gegeben hatten, als ſeine, Quentin's, eigene Perſon.

Gewiß war die Dame mit der Laute eine von denjenigen, an welchen er ſeine Beobachtungsgabe erproben ſollte, und er war feſt entſchloſſen, einen Theil der königlichen Befehle auf das Gewiſſenhafteſte zu erfüllen, und jedes von ihren Lippen fallende Wort gierig aufzufangen, damit ihm Gewißheit werde, ob ihre Stimme im Geſpräch denſelben ſüßen Wohlklang entfalte, wie im Geſang.

Jedoch gab er ſich das heilige Verſprechen, kein Wort ihres Geſpräches an den König zu berichten, was der ſchönen Sprecherin ungünſtig gedeutet werden könnte.

Keinenfalls hatte er jetzt zu fürchten, er werde auf ſeinem Poſten einſchlafen. Jeder Windhauch, der durch die Fenſter ſtreichend die Behänge der Wände bewegte, tönte ihm wie das Erſcheinen des ſchönen Gegenſtandes ſeiner Erwartung. Mit einem Worte, der Jüngling empfand die ganze räthſelhafte Unruhe und ſehnſuchtsvolle Ungeduld, welche ſtete Begleiterinnen, zuweilen auch Urheberinnen der Liebe ſind.

Plötzlich hörte er eine Thüre knarren — denn zu jener Zeit öffneten ſogar die Palaſtthüren ſich nicht ſo geräuſchlos, wie in unſern Tagen — leider aber nicht auf der Seite, von welcher die Lautentöne herüber gedrungen waren.

Die Thüre öffnete ſich und ließ eine weibliche Geſtalt ein, welche ihren beiden Begleiterinnen winkte zurückzubleiben, während ſie ſelbſt weiter in der Halle vorſchritt.

Der junge Schotte erkannte an dem unſicheren, lahmen Gange, der unſchön anzuſehen war, als ſie ſo durch den weiten Raum ſchritt, die Prinzeſſion Joan. Sofort ſetzte er ſich in die ehrerbietige, ſtramme Haltung einer Schildwache, und ſenkte, als ſie an ihm vorbei kam, grüßend die Waffe.

Dieſe Höflichkeitsbezeigung wurde von der jungen Prinzeſſin durch ein herablaſſendes Kopfnicken anerkannt, während er Gelegenheit bekam, ihre Geſichtszüge genauer zu betrachten, als es ihm am Morgen möglich geworden war.

In den Zügen dieſer unglücklichen Prinzeſſin lag wenig, was für die Fehler ihres Wuchſes und Ganges entſchädigen konnte.

Das Geſicht war an und für ſich nicht unangenehm, beſaß aber keinen wirklich ſchönen Zug — nur die großen, meiſt zu Boden geſenkten Augen hatten einen ſanften, wehmüthig ergebungsvollen Ausdruck.

Im Uebrigen war ſie auffallend blaß und von gelblicher Schattirung der Haut, wie anhaltende Kränklichkeit ſie im Gefolge zu haben pflegt. Die Prinzeſſin beſaß üppiges Flachshaar, aber von ſo ungemein matter, heller Färbung, daß es mehr einen blaugrauen Schimmer hatte; ihre Kammerfrau aber, wahrſcheinlich ſtolz auf den reichen Haarwuchs ihrer fürſtlichen Gebieterin, hatte das Haar auf ſo unvortheilhafte Weiſe in Locken um das fahle Antlitz geordnet, daß dieſes einen beinahe geſpenſtigen Eindruck hervorbrachte.

Als Quentin mit eben ſo neugierigen, als mitleidigen Blicken dieſer merkwürdigen Erſcheinung folgte — traten von dem anderen Ende der Rolandshalle noch zwei Damen ein.

Eine von ihnen war wirklich das junge Mädchen, welches Ludwig im Gaſthof mit Früchten aufgewartet hatte, als unſer junger Schotte ſein denkwürdiges Frühſtück in der „Lilie“ einnahm.

Von all dem geheimnißvollen Zauber umwoben, der jener Dame von der Laute zukam, zudem (wie Quentin jetzt überzeugt war) eine der reichſten, vornehmſten Erbinnen des Landes, machte ihre Schönheit diesmal einen noch weit mächtigeren Eindruck auf ihn, als an jenem Tage, wo er ſie noch für die Tochter oder Nichte eines unbedeutenden Gaſtwirths anſah, die den reichen, launenhaften Bürgersmann demüthig bedienen mußte.

Er konnte jetzt ſeine Verblendung gar nicht begreifen, wie er ihren wahren Rang nicht augenblicklich errathen — geahnt hatte.

Ihre Kleidung war von derſelben Einfachheit, wie damals — ſie beſtand in einem jeden weiteren Ausputzes entbehrenden Trauergewand.

Auf dem Kopf trug ſie nur einen ſchwarzen Florſchleier, welcher, zurückgeſchlagen, ihr Geſicht freiließ, und vielleicht war es Quentins inzwiſchen erworbener Kenntniß ihres Ranges zuzuſchreiben, wenn er ihre Geſtalt anmuthiger, ihre Haltung würdevoller fand, und in den regelmäßig ſchönen Geſichtszügen, in den feurig blitzenden Augen eine Selbſtachtung las, welche ihrer Schönheit erhöhten Reiz verlieh.

Quentin konnte nicht anders — und hätte es ſein Leben gegolten! — er *mußte* dieſem ſchönen Weſen und ihrer Begleiterin dieſelben Ehrenbezeigungen erweiſen, wie vorhin der Prinzeſſin von königlichem Blut.

Die beiden Damen nahmen ſie hin, wie an die Unterwürfigkeit der Geringeren gewöhnt, und dankten artig; doch bemerkte er — oder vielleicht ſchien es dem verliebten Jüngling nur — daß die Jüngere hold erröthete, den Blick zur Erde heftete und ſeinen militäriſchen Gruß verlegen und verwirrt erwiederte.

Wahrſcheinlich erinnerte ſie ſich ſeiner als des dreiſten Fremden in dem Gaſthof zur „Lilie“ — und vielleicht war dieſe Verlegenheit nur eine Folge ihres Mißfallens?

Dieſe Frage ſtellte ſich Quentin Durward, ohne ſie beantworten zu können.

Die ebenfalls in einfache Trauerkleider gehüllte Begleiterin der Gräfin ſtand in jenem verhängnißvollen Alter, in welchem die Frauen Alles daran ſetzen, die ſchnell ſchwindende Schönheit zu bewahren. Allein die noch vorhandenen Ueberreſte ehemaliger Schönheit zeigten zur Genüge, daß dieſe Dame einſt ganz außergewöhnliche Reize beſeſſen haben mußte; und ihr ganzes Weſen verrieth, daß ſie eingedenk ihrer früheren Triumphe noch immer auf Eroberungen hoffte, ja rechnete.

Sie war von ſchlanker, anmuthiger Geſtalt, aber von ſtolzer Haltung und hochfahrendem Betragen. Quentins ehrfurchtsvollen Gruß erwiederte ſie gnädig, flüſterte aber ſofort ihrer Gefährtin einige Worte zu, worauf dieſe ſich nach dem Soldaten umwandte, wie um ihrer Begleiterin zu gehorchen, und ohne die Augen vom Boden zu erheben leiſe antwortete.

Quentin konnte ſich der eitlen Einbildung nicht entziehen, jene geflüſterte Bemerkung ſtehe in Beziehung zu ſeiner vortheilhaften Erſcheinung. Darum war der Gedanke, daß die jüngere Dame es für überflüſſig hielt, ihn noch einmal anzuſehen, um ſich von der Richtigkeit dieſes Ausſpruches zu überzeugen, für Quentin — ich weiß nicht weshalb — ein höchſt beglückender.

Vielleicht meinte er, es ſei ſchon jetzt eine Art Wechſelbeziehung zwiſchen ihnen entſtanden, die jeder Kleinigkeit Werth beizulegen verſteht.

Nur einen Augenblick konnte er ſolchen Träumereien nachhängen, denn ſeine Aufmerkſamkeit richtete ſich jetzt auf die Begegnung dieſer Damen mit der Prinzeſſin von Frankreich. Letztere war beim Erſcheinen der Fremden ſtehen geblieben, vielleicht im Bewußtſein, wie unvortheilhaft der Eindruck ſei, den ihr gelähmter Gang hervorbrachte.

Die leichte Verlegenheit, welche die Fürſtin bei der Begrüßung zeigte, veranlaßte die ältere der den Rang der Unbekannten nicht ahnenden Damen, ihren Gruß ſo zu geſtalten, als erzeige ſie mehr Ehre, als ihr zu Theil werde.

„Es iſt mir lieb,“ begann ſie mit huldreicher Stimme, „daß wir uns endlich der Geſellſchaft einer ſo achtbaren Dame, wie Ihr zu ſein ſcheint, erfreuen dürfen. Wahrlich ich und meine Nichte ſind dem guten König Ludwig zu wenig Dank für ſeine Gaſtfreundſchaft verpflichtet. Aber, Nichte — zerrt mich doch nicht am Kleide. — Ich irre nicht, wenn ich glaube, in den Augen dieſer Dame Theilnahme für unſere Lage zu leſen. Ach, meine ſchöne Dame! man hat uns ſeit unſerer Ankunft in Pleſſis kaum beſſer denn Gefangene behandelt, und nachdem der allerchriſtlichſte König uns hundertmal aufforderte, unſere Sache und unſere Perſon unter den Schutz der franzöſiſchen Krone zu ſtellen, weiſt er uns erſt eine armſelige Dorfſchenke zum Wohnort an, dann aber einen verſteckten Winkel ſeines alten, halbverfallenen Palaſtes, aus dem wir uns nur nach Sonnenuntergang hervorwagen dürfen, als wären wir ein Paar Nachteulen oder Fledermäuſe, die ſich nicht an das Tageslicht wagen dürfen!“

„Es betrübt mich,“ ſagte die Prinzeſſin, verlegen über die Wendung, die die Unterredung genommen hatte, „daß es uns bisher unmöglich war, Euch ſo aufzunehmen, wie es Euren Verdienſten gebührt hätte. Ich hoffe Eure Nichte findet ſich befriedigter.“

„Weit, weit mehr, als ich ausdrücken kann,“ antwortete die jugendliche Gräfin, „ich ſuchte hier nichts als Sicherheit und fand außerdem Einſamkeit und Verborgenheit. Die Abgeſchloſſenheit unſeres früheren Aufenthaltsortes und die noch größere Einſamkeit des uns jetzt angewieſenen, vermehren in meinen Augen die Huld des Königs, welche er uns unglücklichen Flüchtlingen zu Theil werden läßt.“

„Still, kleine thörichte Couſine!“ begann die ältere Dame. „Wir wollen ſo ſprechen, wie unſer Gewiſſen es rechtfertigt, da wir endlich mit einer Perſon unſeres Geſchlechts allein ſind — ich ſage allein, denn jener hübſche Soldat iſt blos eine Statue, da er ſeine Glieder nicht gebrauchen kann, und wie man mir ſagt, auch nicht ſeine Zunge, wenigſtens nicht in civiliſirter Sprache — ich ſage alſo: da Niemand als dieſe Dame uns verſtehen kann, ſo muß ich offen geſtehen, daß ich noch nie etwas ſo ſehr bereute, als daß ich mich verleiten ließ, dieſe franzöſiſche Reiſe zu unternehmen. Was ich erwartete, war ein glänzender Empfang, Turniere, Carouſſels, Feſtlichkeiten und Schaugepränge — und all dies zerfloß, und ich finde nichts als Oede, Einſamkeit und Verlaſſenheit! Und die beſte Geſellſchaft, die der König uns verſchaffte, war ein vagabundirender Zigeuner, der unſere Correſpondenz mit unſeren Freunden in Flandern vermitteln ſollte.“

Nach einer kleinen Pauſe fuhr die Dame fort:

„Vielleicht liegt es in ſeinen politiſchen Abſichten, uns hier bis an unſer Lebensende eingemauert zu halten, damit er unſere Güter in Beſitz nehmen kann, ſobald das alte Haus Croye ausgeſtorben iſt. Der Herzog von Burgund war nicht ſo grauſam, er bot meiner Nichte einen Gatten an, obwol einen ſchlechten.“

„Ich würde lieber den Schleier, als einen ſchlechten Gemahl genommen haben,“ ſagte die Prinzeſſin, die kaum im Stande war, hie und da ein Wort hinzuzufügen.

„Wenigſtens liebt man es, immer noch freie Wahl zu haben, Fürſtin,“ erwiderte die geſchwätzige Dame. „Der Himmel weiß, daß ich nur in Rückſicht auf meine Nichte ſpreche. Was mich ſelbſt betrifft, ſo habe ich den Gedanken, eine Aenderung in meiner Lage hervorzubringen, längſt bei Seite geſchoben. O, ich ſehe, Ihr lächelt, aber bei der heiligen Frau, es iſt wahr. — Doch iſt das noch lange keine Entſchuldigung für den König, deſſen Benehmen, ſo wie ſeine Perſönlichkeit mehr Aehnlichkeit mit demjenigen des alten Michaud, des Geldwechslers in Gent, hat, als mit dem Nachfolger Karls des Großen!“

„Haltet ein!“ ſagte die Prinzeſſin mit ziemlich ſtrengem Tone. „Vergeßt nicht, daß Ihr von meinem Vater ſprecht!“

„Von Eurem Vater?“ rief die burgundiſche Dame höchſt überraſcht aus.

„Von meinem Vater,“ wiederholte die Prinzeſſin würdevoll, „ich bin Joan von Frankreich. Doch fürchtet nichts, Madame,“ fuhr ſie in dem ihr natürlichen ſanften Tone fort, „Ihr habt keine Beleidigung beabſichtigt, und ich will nichts derartiges gehört haben. Vertraut Euch meinem Einfluß an, Euer Exil und das dieſer jungen Dame erträglicher zu machen. Leider iſt meine Macht nur eine geringe, doch will ich gern Alles aufbieten, um Euer Loos angenehmer zu geſtalten.“

Das liebenswürdige Anerbieten der Prinzeſſin wurde von der Gräfin Hameline von Croye — denn ſo nannte ſich die ältere Dame — mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung entgegen genommen. Sie hatte lange am Hofe gelebt, alſo Gelegenheit gehabt, ſich jene Manieren anzueignen, die auf dieſem glatten Parquet gang und gebe ſind, und hielt ſich feſt an die althergebrachten Formen und Ceremonien der Höflinge, die, wenn ſie auch in Privatgeſprächen die Laſter und Thorheiten ihrer Beſchützer tadeln und ſich über die Vernachläſſigungen und Ungerechtigkeiten beklagen, die ſie von denſelben zu erfahren hatten, doch niemals derartige Andeutungen in der Gegenwart ihres Herrſchers oder in jener ſeiner Familienmitglieder fallen laſſen.

Man kann daher leicht errathen, wie entſetzt die gute Dame über den Mißgriff war, der ſie verleitet hatte, in Anweſenheit der Tochter des Königs Ludwig unziemliche Reden zu führen.

Sie würde ſich in Entſchuldigungen erſchöpft haben, hätte der Gleichmuth der Prinzeſſin ſie nicht beruhigt und zum Schweigen gebracht, die ſie in der ſanfteſten Weiſe, die jedoch von der Tochter des Königs kommend, das Gewicht eines Befehls hatte, bat, kein Wort der Entſchuldigung hervorbringen zu wollen.

Nun nahm die Prinzeſſin ihren Platz mit der ihr eigenen Würde ein, und forderte die beiden Fremden auf, ſich an ihrer Seite niederzulaſſen, eine Aufforderung, welcher die Jüngere mit ungeſchminkter und ehrerbietiger Scheu, die Aeltere mit der Affectation tiefer Demuth und Hochachtung Folge leiſtete.

Die Damen ſprachen wol mit einander, doch mit ſo leiſer Stimme, daß die Schildwache ihr Geſpräch nicht verſtehen konnte und nur bemerkte, wie die Prinzeſſin der jüngeren und offenbar intereſſanteſten Dame weit mehr Beachtung ſchenkte und daß die Gräfin Hameline, obwol ſie weit mehr ſprach, die Aufmerkſamkeit der Prinzeſſin durch ihren gewandten Redefluß voll Schmeicheleien weniger zu feſſeln vermochte, als ihre Verwandte durch ihre kurzen und beſcheidenen Antworten auf die an ſie gerichteten Reden der Prinzeſſin.

Das Geſpräch der Damen hatte noch keine Viertelſtunde gedauert, als ſich die Thür am andern Ende der Halle öffnete und ein in einem Reitmantel gehüllter Mann erſchien.

Eingedenk des königlichen Befehls und entſchloſſen, nicht ein zweites Mal ſchlafend überraſcht zu werden, ſchritt Quentin raſch auf den Eindringling zu, trat zwiſchen ihn und die Damen und befahl ihm, ſich augenblicklich zurückzuziehen.

„Auf weſſen Befehl?“ fragte der Fremde im Tone verächtlichen Staunens.

„Auf Befehl des Königs," ſagte Quentin feſt, „ein Befehl, den ich mit Gewalt durchzuſetzen habe."

„Nicht gegen Ludwig von Orleans," ſagte der Herzog, den Mantel fallen laſſend.

Der junge Mann zauderte einen Augenblick, wie aber ſollte er ſeinen Befehl gegen den erſten Prinzen des königlichen Hauſes mit Gewalt durchſetzen, der, wie das allgemeine Gerücht ging, ſich mit des Königs Tochter vermählen wollte?

„Ew. Hoheit ſtehen zu hoch," ſagte er, „als daß ich Euch in den Weg treten dürfte; doch hoffe ich, Ew. Hoheit werden mir bezeugen, daß ich meine Pflicht erfüllte, ſo weit Euer Wille es zuließ."

„Geht, geht! — Kein Tadel ſoll Euch treffen, junger Soldat," ſagte Orleans. Hierauf ſchritt er vor, verbeugte ſich vor der Prinzeſſin, zeigte aber dabei jene gezwungene Miene, die alle ſeine Höflichkeitsbezeigungen trugen, wenn ſie dieſer Fürſtin galten.

Er erzählte, daß er mit Dunois dinirt und erfahren habe, es befände ſich Geſellſchaft in der Rolandsgalerie, worauf er es wage, dieſe Geſellſchaft durch ſeine Perſon zu vermehren.

Die Röthe, welche in die bleichen Wangen der Prinzeſſin ſtieg und für einen Augenblick einen Schimmer von Schönheit über ihre bleichen Züge ergoß, bewies, daß dieſe Vermehrung der Geſellſchaft ihr keineswegs gleichgiltig ſei. Sie beeilte ſich, den Prinzen den beiden Damen von Croye vorzuſtellen, die ihn mit der ſeinem Range gebührenden Ehrfurcht aufnahmen; dann zeigte die Prinzeſſin auf einen Stuhl und forderte ihn auf, an ihrer Unterhaltung Theil zu nehmen. Der Herzog aber weigerte ſich, in ſolcher Geſellſchaft den angebotenen Stuhl anzunehmen, nahm ein Kiſſen von einem der Sitze, legte es zu Füßen der ſchönen jungen Gräfin von Croye und ſetzte ſich ſo, daß er im Stande war, den größten Theil ſeiner Aufmerkſamkeit der lieblichen Nachbarin der Prinzeſſin zu widmen, ohne ſich den Anſchein zu geben, die letztere vernachläſſigen zu wollen.

Anfangs ſchien dies Arrangement ſeiner beſtimmten Braut eher angenehm zu ſein, als ſie zu beleidigen; ſie ermuthigte ſogar den Herzog in ſeinen Galanterien gegen die ſchöne Fremde und ſchien ſeine Artigkeiten als Schmeicheleien für ſie ſelbſt aufzufaſſen. Allein der Herzog von Orleans beſaß, wenn er auch gewöhnt war, in der Anweſenheit des Königs ſeinen Sinn unter das ſtrenge Joch ſeines Onkels zu beugen, dennoch fürſtliches Weſen genug, um lieber ſeinen eigenen Neigungen zu folgen, ſobald jene Schranke ihn nicht hinderte, und da ſein hoher Rang ihn berechtigte, über gewöhnliche Formalitäten ſich hinwegzuſetzen und ſofort zu einem vertraulichen Ton überzugehen, wurden ſeine Lobpreiſungen der Schönheit der Gräfin Iſabella ſehr kühn und ſtrömten mit ſo rückhaltloſer Freiheit über ſeine Lippen (vielleicht weil er etwas mehr Wein als gewöhnlich getrunken hatte, denn Orleans war dem Dienſt des Bacchus nicht abhold), daß ſeine Höflichkeiten endlich zur Leidenſchaftlichkeit ſtiegen und er die Anweſenheit der Prinzeſſin ganz vergeſſen zu haben ſchien.

Die ſchmeichelhafte Ausdrucksweiſe, deren er ſich bediente, gefiel nur einer Perſon in der Geſellſchaft, denn Gräfin Hameline anticipirte ſchon den Gedanken einer Verbindung des erſten Prinzen von Geblüt mit Iſabella, deren Geburt, Schönheit und große Beſitzungen eine ſolche Wendung keineswegs unmöglich machten. Die jüngere Gräfin lauſchte auf die Galanterien des Herzogs mit Verlegenheit und Aengſtlichkeit und warf von Zeit zu Zeit einen flehenden Blick auf die Prinzeſſin, wie um ſie zu bitten, ihr zu Hilfe zu kommen.

Doch Joan's Schüchternheit und verletztes Gefühl machten ſie unfähig, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, ſo daß dieſes, einige wenige Aeußerungen der Gräfin Hameline abgerechnet, faſt ausſchließlich von dem Herzog allein geführt wurde, und zwar auf Koſten der jüngeren Gräfin von Croye, deren Schönheit den Stoff für ſeine Beredtſamkeit lieferte.

Auch darf die dritte Perſon, die unbeachtet gebliebene Schildwache, nicht vergeſſen werden; dieſer junge Mann, der ſeine ſchönen Träume wie Wachs vor der Sonne ſchmelzen ſah, als der Herzog in ſeinem warmen, leidenſchaftlichen Ton beharrte.

Endlich machte die Gräfin Iſabella eine kühne Anſtrengung, dieſer Situation, die ihr unangenehm und unerträglich wurde, ein ſchnelles Ende zu machen, um ſo mehr, als das Betragen des Herzogs der Prinzeſſin offenbar den tiefſten Schmerz bereitete.

So wendete ſich denn die junge Gräfin an die Prinzeſſin und ſagte beſcheiden, doch nicht ohne Feſtigkeit, die erſte Gnade, die ſie von ihr zu erbitten habe, wäre, Ihre Hoheit möchte es auf ſich nehmen, den Herzog von Orleans zu überzeugen, daß die Damen von Burgund, wenn ſie auch jenen von Frankreich an feinen Manieren und Geiſt nachſtünden, doch nicht ſo große Thörinnen ſeien, um an keinem andern Geſpräch als an hohlen Schmeicheleien Gefallen zu finden.

„Es betrübt mich, ſchöne Dame," ſagte der Herzog, jeder Antwort der Prinzeſſin zuvorkommend, „daß Ihr in einem und demſelben Satz die Schönheit der Damen von Burgund und die Aufrichtigkeit der Ritter Frankreichs angreiſt. Sind wir voreilig und allzu hitzig in dem Ausdruck unſerer Bewunderung, ſo iſt es nur, weil wir eben ſo lieben, wie wir kämpfen, weil wir unſer Herz nicht der kalten Ueberlegung öffnen und uns den Schönen eben ſo ſchnell unterwerfen, als wir die Tapferen ſchlagen."

„Die Schönheit unſerer Landsmänninnen," erwiderte die junge Gräfin mit ſtrengerem Ton, als ſie ihn bisher gegen ihren hochgeborenen Verehrer angewandt hatte, „iſt eben ſo wenig eines ſolchen Triumphes werth, als die Tapferkeit der burgundiſchen Ritter unfähig iſt, ihren Gegnern ſolche Triumphe zu gewähren."

„Ich achte Euren Patriotismus, Gräfin," ſagte der Herzog, „und will den letzten Theil Eurer Rede nicht angreifen, bis ein burgundiſcher Ritter ſich erbietet, eine Lanze mit mir zu brechen. Was aber die Ungerechtigkeit betrifft, mit der Ihr die Reize behandelt, die Euer Land hervorbringt, ſo appellire ich von Euch ſelbſt an Euch ſelbſt. Seht hierher," fuhr er fort und wies auf einen großen Spiegel, eine Gabe der venetianiſchen Republik, damals von höchſter Seltenheit und Werth, „ſeht hin und ſagt mir, welches Herz wäre im Stande, ſolchen Reizen zu widerſtehen?"

Unfähig, die Vernachläſſigung ihres Bräutigams länger zu ertragen, ſank die Prinzeſſin jetzt mit einem tiefen Seufzer in ihren Stuhl zurück, wodurch der Herzog mit einem Male aus dem Lande der Romantik zurückgeführt und die Gräfin Hameline beſtimmt wurde, zu fragen, ob Ihre Hoheit ſich unwohl fühle.

„Ein Stich fuhr plötzlich durch meinen Kopf,“ ſagte die Prinzeſſin mit einem ſchwachen Verſuch zu lächeln, „aber ich werde ſogleich wieder wohl ſein.“

Ihre zunehmende Bläſſe widerſprach dieſen Worten und veranlaßte die Gräfin Hameline nach Beiſtand zu rufen, da die Prinzeſſin offenbar einer Ohnmacht nahe war.

Der Herzog biß ſich in die Lippen, fluchte ſeiner Thorheit, die nicht im Stande war, ſeine Zunge im Zaum zu halten, und eilte dann, die Hofdamen der Prinzeſſin herbeizurufen, die ſich in dem anliegenden Gemach befanden, und als dieſelben haſtig mit den gewöhnlichen Mitteln herbeiliefen, blieb ihm als Gentleman und Ritter nichts übrig, als ſich ebenfalls um ſie zu bemühen und zu verſuchen, ſie ins Leben zurückzurufen.

Seine von Mitleid und Selbſtvorwürfen zärtlich gemachte Stimme beſaß die meiſte Macht, die arme Prinzeſſin wieder zu ſich zu bringen, und gerade in dem Augenblick, wo ſie aus ihrer Ohnmacht erwachte, trat der König ſelbſt in die Galerie.

Zwölftes Kapitel.

Der Politiker.

Als Ludwig in die Galerie trat, hatte er die Stirn in düſtere Falten gezogen, wie wir es, als ihm eigenthümlich, ſchon beſchrieben haben, und warf unter ſeinen buſchigen Augenbrauen einen ſcharf ſpähenden Blick ringsum, wobei ſeine Augen ſo klein, ſo wild und ſo durchdringend wurden, daß ſie denen einer gereizten Natter glichen, wenn ſie aufgeſcheucht aus dem Buſch, der ihr Verſteck bildete, hervorſchießt.

Als ſich der König durch dieſen raſchen Blick von der

Urſache der herrſchenden Aufregung überzeugt hatte, richtete er die erſten Worte an den Herzog von Orleans.

„Ihr hier, mein ſchöner Vetter?“ ſagte er, wendete ſich dann zu Quentin und fügte in ſtrengerem Tone hinzu: „Habt Ihr Euren Auftrag vergeſſen?“

„Vergebt dem jungen Mann, Sire,“ ſagte der Herzog, „er vernachläſſigte ſeine Pflicht nicht, doch hatte ich erfahren, daß die Prinzeſſin ſich hier in dieſer Galerie befinde —“

„Und ich bin überzeugt, Ihr ließet Euch nicht abweiſen in dem Verlangen, ihr Eure Huldigungen darzubringen,“ entgegnete der König, deſſen abſcheuliche Heuchelei ſich darin gefiel, den Herzog als leidenſchaftlich verliebt in ſeine unglückliche Tochter gelten zu laſſen; „und Ihr verführt alſo meine Gardiſten, allein was vergibt man nicht einem tapfern, galanten Ritter, der nur für ſeine Liebe lebt!“

Der Herzog hob den Kopf, als wolle er antworten, und dies in einer Weiſe, welche den Inhalt der königlichen Worte corrigiren ſollte. Aber die inſtinktive Ehrerbietung, um nicht zu ſagen Furcht vor Ludwig, in der er von Kindheit auferzogen worden war, feſſelte ſeine Zunge.

„Und iſt Joan krank,“ fuhr der König fort, „ſo laßt es Euch nicht kümmern, es wird bald vorübergehen. Bietet ihr Euern Arm, ſie in ihre Gemächer zu führen, während ich dieſe Damen in die ihrigen geleite.“

Der Ton, in dem dieſer Auftrag gegeben wurde, kam einem Befehl gleich. Orleans entfernte ſich alſo mit der Prinzeſſin durch eine Thür der Galerie, während der König, den Handſchuh von ſeiner Rechten ziehend, die Gräfin Iſabella und ihre Verwandte durch die entgegengeſetzte Thür nach ihren Gemächern geleitete.

Dort angelangt verbeugte er ſich tief und blieb eine Weile auf der Schwelle ſtehen, nachdem ſie in ihren Zimmern verſchwunden waren. Dann ſchloß er ruhig die Thür, durch die ſie ſich entfernt hatten, drehte den großen Schlüſſel um, zog ihn aus dem Schloſſe und ſteckte ihn in ſeinen Gürtel, als einen Schmuck, der ihm noch mehr einem alten Geizhals gleichen ließ, der nicht in Frieden leben kann, wenn er nicht den Schlüſſel ſeiner Schatzkammer bei ſich trägt.

Mit langſamen, bedächtigen Schritten und auf den Boden geheſteten Blicken ſchritt Ludwig dann auf Quentin Durward zu, der in Erwartung des königlichen Mißvergnügens dieſer Annäherung mit nicht geringer Sorge entgegenſah.

„Du haſt Unrecht gethan,“ ſagte der König ſeine Augen erhebend und ſie feſt auf denjenigen richtend, dem er bis auf zwei Schritte nahe gekommen war. „Du haſt ſchmählich Unrecht gethan und verdienſt den Tod. Sprich kein Wort der Vertheidigung! Was haſt du dich um Herzöge oder Prinzeſſinnen zu kümmern, was um irgend etwas, ausgenommen um meine Befehle?“

„Entſchuldigen Ew. Majeſtät, aber was konnte ich thun?“

„Was du thun konnteſt, wenn man mit Gewalt an dir vorbeidrang?“ fragte der König zornig. „Wozu dient die Waffe auf deiner Schulter? Du hätteſt ſie erheben müſſen, und falls der anmaßende Rebell ſich nicht augenblicklich zurückzog, hätte er auf der Stelle ſterben ſollen! — Geh — begib dich in jene Gemächer; in dem erſten findeſt du eine große Treppe, welche zu dem innern „Bailley“ führt. Dort findeſt du Oliver, ſchicke ihn zu mir und du gehſt in dein Quartier zurück — und ſo dir dein Leben lieb iſt, ſo zähme deine Zunge eben ſo, wie du vorhin deine Hand gezähmt haſt!“

Hoch erfreut, ſo gut davon zu kommen, allein in tiefſter Seele über die kaltblütige Grauſamkeit empört, die der König von ihm in Ausübung ſeiner Pflicht gefordert hatte, ſchlug Durward den bezeichneten Weg ein, eilte die Treppe hinab und theilte Oliver, der in dem Hofe unten wartete, den königlichen Wunſch mit.

Der ſchlaue Mann verbeugte ſich, ſeufzte und lächelte, als er mit noch ſanfterer und ſüßerer Stimme als gewöhnlich dem Jüngling gute Nacht bot; Quentin aber eilte ſeinem Quartier zu, während Oliver ſich zum König begab.

An dieſer Stelle werden die Memoiren, denen wir bei Zuſammenſtellung dieſer wahren Erzählung gefolgt ſind, unglücklicher Weiſe mangelhaft, denn da ſie hauptſächlich auf von Quentin Durward herrührenden Informationen beruhen, berichten ſie uns nicht den Inhalt des Geſpräches, das in ſeiner Abweſenheit zwiſchen dem König und ſeinem geheimen Rath ſtattfand.

Glücklicherweiſe enthält die Bibliothek von Hautlieu eine handſchriftliche Copie der Chronique scandaleuse von Jean von Troyes, die weit ausführlicher iſt, als die in Druck gekommene. Sie enthält zum Beiſpiel mehrere merkwürdige Notizen, von welchen wir vermuthen, daß ſie von Oliver hinzugefügt wurden, nachdem ſein Gebieter geſtorben war, und bevor er das Glück hatte, mit dem Strick belohnt zu werden, den er ſo lange ſchon verdient.

Dieſem Manuſcript konnten wir einen ſehr ausführlichen Bericht über das Geſpräch des unheimlichen Günſtlings mit Ludwig entnehmen, das ein ſcharfes Licht auf die Politik dieſes Fürſten wirft, — ein Licht, das wir ſonſt wol hätten entbehren müſſen.

Als Oliver die Rolandsgalerie betrat, fand er den König brütend auf dem Stuhl ſitzend, den ſeine Tochter erſt vor wenigen Minuten verlaſſen hatte. Da er die Gemüthsart des Königs genau kannte, ſchlich er ſich mit geräuſchloſen Schritten näher, und ſobald der Blick Ludwigs auf ihn gefallen war, zog er ſich ſchnell und beſcheiden zurück, als warte er ehrfurchtsvoll und demüthig, bis er gerufen werde, um zu hören oder zu ſprechen.

Die erſte Anrede des Königs war eine unangenehme.

„Alſo, Oliver, Eure feinen Pläne ſchmelzen wie Schnee vor dem Südwind! Ich bete zu unſerer heiligen Frau von Embrun, daß ſie nicht jenen Eishaufen gleichen, von welchen die ſchweizer Reiſenden ſolche Geſchichten erzählen, das heißt, das ſie nicht über unſere Köpfe herabſtürzen!“

„Ich habe mit Kummer vernommen, Sire, daß nicht Alles gut ſteht,“ antwortete Oliver.

„Nicht gut!“ rief der König aus, der ſich erhob und haſtig in der Galerie auf und ab ſchritt. „Schlecht ſteht es, Mann, und ſo ſchlecht als nur möglich. Das habe ich nun von deinen ſüßen, ſchwärmeriſchen Rathſchlägen, daß ich, — ich unter allen Menſchen der Beſchützer unglücklicher Frauenzimmer werden mußte! Ich ſage dir, Burgund rüſtet ſich und ſteht im Begriff ein Bündniß mit England zu ſchließen, und Eduard, dem zu Hauſe nicht die

Hände gebunden ſind, wird durch dieſes unglückliche Thor von Calais ſeine Heere über uns hereinſchwemmen. Stünden ſie allein, dann könnte ich ihnen entweder trotzen oder ſie beſänftigen — aber vereint — vereint — und mit der Unzufriedenheit und dem Verrath dieſes ſchurkiſchen Saint Paul! — Es iſt deine Schuld, Oliver, nur deine Schuld! Du rietheſt mir, dieſe Frauen aufzunehmen, mir die Dienſte dieſes verfluchten Zigeuners zu ſichern, der ihre Botſchaften befördern ſollte!"

„Mein hoher Herr," ſagte Oliver, „Ihr kennt meine Beweggründe. Die Beſitzungen der Gräfin liegen an der burgundiſchen und flanderiſchen Grenze — ihr Schloß iſt beinahe uneinnehmbar — ihre Rechte über die Nachbarſtaaten ſind derart, daß man durch ſie, wenn ſie von gehöriger Macht unterſtützt werden, Burgund in Athem halten kann — Alles liegt nur daran, die junge Dame mit Jemand zu verheirathen, der Frankreich wohlgeſinnt iſt."

„Es iſt — es iſt ein verlockender Köder," ſagte der König ſinnend, „und hätten wir es verbergen können, daß ſie ſich hier befindet, ſo wäre es uns auch möglich geweſen, für dieſe reiche Erbin eine Heirath zu ſtiften, die für Frankreich von hohem Nutzen werden müßte, — aber jener verdammte Zigeuner! — Wie konnteſt du mir ſolch einen heidniſchen Hund für eine Miſſion anempfehlen, die von ſo hoher Wichtigkeit und Bedeutung war!"

„Geruht Euch zu erinnern," ſagte Oliver, „daß Ew. Majeſtät ſelbſt es waren, welche ihm ſo viel Vertrauen ſchenkten, zu viel, — weit mehr, als ich Euch anempfahl. Er würde einen Brief treu genug den Verwandten der Gräfin überbracht haben, einen Brief, der ihnen anempfahl, ihr Schloß zu halten und ſchleunigen Entſatz verſprach. Ew. Majeſtät aber fühlten ſich verſucht, ſeine prophetiſche Kraft auf die Probe zu ſtellen, und dadurch kam er in den Beſitz von Geheimniſſen, durch deren Verrath an Herzog Karl er großen Gewinn ziehen mußte."

„Ich ſchäme mich deſſen, ich ſchäme mich wirklich — und doch, Oliver, ſagt man, dieſe heidniſchen Völker ſtammen von jenen weiſen Chaldäern ab, die es verſtanden, in den Geheimniſſen der Sterne zu leſen."

Wohlwiſſend, daß ſein Gebieter trotz ſeines Geiſtes und Scharfſinnes ſehr geneigt war, ſich von Wahrſagern, Aſtrologen und Propheten, kurz, von dem ganzen Geſchlecht der Schwarzkünſtler hintergehen zu laſſen, ja, daß er ſich einbildete, ſelbſt in jenen Künſten ziemlich erfahren zu ſein, wagte es Oliver nicht, auf dieſen Punkt näher einzugehen. So bemerkte er blos, der Zigeuner ſei in ſeinen eigenen Angelegenheiten jedenfalls ein ſchlechter Prophet geweſen, denn ſonſt hätte er es vermeiden müſſen, nach Tours zurückzukehren, und würde ſich dem ſo wohl verdienten Galgen entzogen haben."

„Es iſt oft der Fall," antwortete Ludwig feierlich, „daß jene Menſchen, die mit prophetiſcher Kraft ausgeſtattet ſind, nicht die Macht beſitzen, ſolche Ereigniſſe vorherzuſehen, in welchen ſie perſönlich intereſſirt ſind."

„Erlauben Ew. Majeſtät", wendete ſein Vertrauter ein, „das ſcheint mir ſo, als könne ein Menſch ſeine eigene Hand nicht bei dem Lichte der Kerze ſehen, die er in der Hand trägt, und das doch jeden andern Gegenſtand ſeiner Umgebung erhellt."

„Sage lieber, er könne ſeine eigenen Züge nicht mit Hilfe des Lichtes ſehen, das ihm die Geſichter Anderer zeigt," erwiderte Ludwig, „das iſt die treuere Erklärung dieſes Falles. — Doch hat dies nichts mit den jetzt vorliegenden Dingen zu thun, der Zigeuner hat ſeinen Lohn. — Friede ſei mit ihm! — Doch dieſe Damen! — Burgund bedroht uns nicht nur mit Krieg, weil wir ſie beherbergen, ſondern ihre Anweſenheit ſcheint auch meine eigenen Familienpläne kreuzen zu wollen. Mein edler Vetter von Orleans hat dieſes Mädchen kaum geſehen, und ſchon genügt ihr Anblick, ihn noch unfügſamer hinſichtlich ſeiner Verbindung mit meiner Tochter zu machen."

„Ew. Majeſtät," antwortete Oliver, „können die Damen von Croye nach Burgund zurückſchicken und dadurch Frieden mit dem Herzog ſchließen. Es gibt allerdings Menſchen, die eine ſolche Handlungsweiſe als unehrenhaft verſchreien würden, jedoch wenn die Nothwendigkeit ein ſolches Opfer fordern würde —"

„Wenn unſer Nutzen ein ſolches Opfer gebieten würde, Oliver, dann wollte ich es ohne Zaudern bringen,“ erwiderte der König. „Doch ich bin ein alter erfahrener Lachs, und habe nicht die Gewohnheit, den Angelhaken hinabzuſchlucken, weil an ihm ein Köder, „Ehre“ genannt, hängt. Doch ſchlimmer, als jenes Umgehen der Ehre, falls wir die Damen nach Burgund zurückſchicken, wäre, daß alle jene Vortheile fahren gelaſſen werden müßten, und dies nur darum, weil wir uns herbei ließen, ihnen ein Aſyl zu gewähren. Es würde mir das Herz brechen, müßte ich die Gelegenheit aufgeben, einen Feind Burgunds und einen Freund unſer ſelbſt in das Centrum dieſes Landes zu ſetzen, und zwar in die nächſte Nähe der unzufriedenen Städte von Flandern! — Nein, Oliver, ich kann nicht auf jene Vortheile verzichten, die der Plan, dieſes Mädchen mit einem Freund unſeres Hauſes zu vermählen, uns in ſichere Ausſicht ſtellt.“

„Ew. Majeſtät könnten ihre Hand einem vertrauten Freund reichen,“ ſagte Oliver nach einigem Nachdenken, „der ſich bereit erklärte, allen Tadel auf ſich zu nehmen und im Geheimen Ew. Majeſtät zu dienen, während Ihr ihn öffentlich verläugnen dürftet.“

„Und wo ſoll ich einen ſolchen Freund finden?“ fragte Ludwig. „Wenn ich ihre Hand einem unſerer aufſtändiſchen, rebelliſchen Edelleute gebe, würde ich ihn dadurch nicht unabhängig machen? Und iſt es nicht ſeit Jahren meine Politik, ſie von jeder Unabhängigkeit fern zu halten? — Dunois freilich — er und er allein könnte mein Vertrauen finden — er würde für die Krone Frankreichs kämpfen, in welcher Lage er ſich auch befände. Doch nein — Reichthum und Ehre bringen einen Wechſel in der innerſten Natur des Menſchen hervor — ich will ſelbſt Dunois nicht trauen!“

„Ew. Majeſtät können einen Andern finden,“ ſagte Oliver in ſeiner glätteſten Höflingsweiſe und einem noch einſchmeichelnderen Tone, als derjenige war, den er ſonſt dem Könige gegenüber anwendete, der ihm ziemlich viel Freiheit geſtattete; „Ew. Majeſtät können einen Andern finden, der ganz von Eurer Gnade und Gunſt abhinge, und eben ſo wenig ohne Euren Schutz zu leben vermöchte, als ohne

Sonne und Luft — einen Mann von Kopf, eher als einen Mann der That, — ein Mann, welcher —"

„Ein Mann, der dir gleicht, nicht wahr?" ſagte Ludwig. „Nein, Oliver, bei meiner Treu, dieſen Pfeil haſt du zu vorſchnell verſchoſſen! — Wiewol ich dich mit meinem Vertrauen beehre und dir geſtattete, von Zeit zu Zeit meine Lehensunterthanen zu unterdrücken — glaubſt du, du taugteſt deshalb dazu, der Gatte dieſes reizenden Geſchöpfes und überdies einer der vornehmſten Gräfinnen des Landes zu ſein? Du, — du, — von geringer Abkunft und noch geringerer Erziehung, du, deſſen höchſte Weisheit nichts Beſſeres iſt als Liſt, und deſſen Muth noch ſehr in Frage ſteht?"

„Ew. Majeſtät muthen mir eine Anmaßung zu, an der ich unſchuldig bin, wenn Ihr annehmt, daß ich meinen Blick ſo hoch erhebe."

„Es freut mich, das zu hören," antwortete der König, „und wahrlich, ich halte deinen Verſtand für um ſo geſünder, wenn du ſolche Träumereien verläugneſt. Aber mir däucht, deine Rede klang ſeltſam. — Doch zur Sache! Ich wage es nicht, dieſe Schöne mit einem meiner Unterthanen zu vermählen — ich wage es nicht, ſie nach Burgund zurückzuſchicken — ich wage es nicht, ſie nach England oder Deutſchland zu ſenden, wo ſie die Beute eines Menſchen werden könnte, der geneigter wäre, ſich mit Burgund zu verbinden, als mit Frankreich, und bereitwilliger, die ehrlichen Unzufriedenen in Gent zu entmuthigen, als ihnen jene heilſame Unterſtützung angedeihen zu laſſen, die Karl den Kühnen zwingen müßte, ſeine Tapferkeit zu zeigen, ohne ihn aus ſeinen Domänen herauszulocken. — Und ſie waren ſchon nahe daran, ihrer Laune der Empörung nachzugeben — beſonders dieſe Leute in Gent — ſo daß ſie allein, wenn ſie gut angefeuert und unterſtützt würden, meinem edlen Vetter für mehr als zwölf Monate gehörige Arbeit geben würden. Und mit der Stütze eines kriegeriſchen Grafen von Croye! — O, Oliver, ich kann dieſen Plan nicht ohne Widerſtreben fallen laſſen! — Kann dein fruchtbares Gehirn keinen Entwurf mehr zu Tage fördern?"

Oliver ſtand eine Weile in ſtummem Sinnen, dann antwortete er:

„Wie, wenn man eine Hochzeit zwiſchen Iſabella von Croye und dem jungen Adolph, dem Herzog von Gueldres, bewerkſtelligen könnte?“

„Wie?“ rief der König erſtaunt aus. „Sie, ein ſo holdes, liebliches Weſen, dem wahnſinnigen Menſchen opfern, der ſeinen eigenen Vater abſetzte, einkerkerte und ihn ſogar mit Mord bedrohte? — Nein, Oliver, nein — das wäre zu unausſprechlich grauſam, ſogar für mich und dich, die wir uns ſonſt ſo gut darauf verſtehen, nur unſern Zweck, den Frieden und das Wohl Frankreichs im Auge zu behalten, und uns wenig um die Mittel kümmern, durch die wir dieſe Zwecke erreichen. Ueberdies iſt er fern von uns und wird von dem Volk von Gent und Lüttich verachtet. Nein, nein, ich will nichts wiſſen von Adolph von Gueldres, denke an Jemand anders.“

„Meine Ideen ſind erſchöpft, Sire,“ ſagte der Rath. „Es fällt mir Niemand ein, der als Gatte der Gräfin von Croye Ew. Majeſtät Abſichten zu entſprechen vermöchte. Er muß ſo viele verſchiedene Eigenſchaften in ſich vereinigen, — muß ein Freund Ew. Majeſtät, ein Feind Burgunds ſein, — muß Politik genug beſitzen, um das Volk von Gent und Lüttich mit einander auszuſöhnen, Tapferkeit genug, um ſeine kleinen Domänen gegen die Macht des Herzogs zu vertheidigen, muß überdies von hoher Geburt ſein — darauf beharren Ew. Majeſtät — und um dem Allen die Krone aufzuſetzen, von höchſt trefflichem und tugendhaftem Charakter.“

„Nicht, doch, Oliver,“ ſagte der König. „Ich frage nicht ſo viel, das heißt nicht ſo ſehr viel nach dem Charakter. Aber mir däucht, Iſabella's Bräutigam ſollte etwas weniger von dem deutlich ausgeſprochenen Abſcheu der Welt verfolgt werden, als Adolph von Gueldres. — Aber da ich ſelbſt Jemand vorſchlagen muß — wie wäre es mit Wilhelm von der Marck?“

„Bei der heiligen Frau, Sire!“ erwiderte Oliver. „Ich kann mich nicht beklagen, daß Ew. Majeſtät einen zu ſtrengen Maßſtab an die moraliſche Vortrefflichkeit des glücklichen Mannes legen, wenn der „wilde Eber der Ardennen“ Euch genügen kann! — Von der Marck! — Ei, er iſt der berüchtigtſte Räuber und Mörder der ganzen Grenze — und tauſend Verbrechen wegen vom Papſt mit dem Bann belegt worden!“

„Wir wollen ihn von dieſem Spruch befreien, Oliver, — die heilige Kirche iſt barmherzig.“

„Er iſt beinahe ein Geächteter,“ fuhr Oliver fort, „und ſteht auch unter dem Bann des Reiches.“

„Wir wollen auch dieſen Bann löſen, Freund Oliver,“ fuhr der König in demſelben Tone fort. „Das kaiſerliche Cabinet wird Vernunft annehmen.“

„Und zugegeben auch, er ſei von edler Geburt,“ wendete Oliver abermals ein, „ſo hat er doch die Manieren, das Aeußere ſowol, als das Gemüth eines flämiſchen Metzgers. — Sie wird ihn niemals annehmen!“

„Irre ich mich nicht in ihm,“ ſagte Ludwig, „ſo wird ſeine Art der Werbung es ihr ſchwierig machen, eine Wahl zu treffen.“

„O, wie ſehr Unrecht hatte ich doch, als ich Ew. Majeſtät Vorwürfe machte, allzu anſpruchsvoll zu ſein! Bei meinem Leben! Adolph's Verbrechen ſind nur Tugenden gegen diejenigen des Wilhelm von der Marck! — Und dann, wie ſoll er mit ſeiner Braut zuſammenkommen? Ew. Majeſtät wiſſen wohl, daß er es nicht wagen darf, aus ſeinem eigenen Ardennenwald hervorzubrechen.“

„Dafür muß Sorge getragen werden,“ ſagte der König, „und vor Allem muß man die Damen insgeheim verſtändigen, daß man ſie nicht länger an dieſem Hof beherbergen kann, es ſei denn auf Koſten eines Krieges zwiſchen Frankreich und Burgund; daß ich daher — da es mir widerſtrebt, ſie meinem Vetter von Burgund auszuliefern — den Wunſch hege, ſie möchten meine Domänen insgeheim verlaſſen.“

„Sie werden begehren, nach England geführt zu werden,“ ſagte Oliver, „und dann werden wir ſehen, wie Iſabella mit einem Inſellord nach Flandern zurückkehrt, mit einem Lord, der ein hübſches, rundes Geſicht hat, lange braune Locken und fünftauſend Bogenſchützen hinter ſeinem Rücken.“

„Nein, nein,“ erwiderte der König. „Wir dürfen unſerm edlen Vetter von Burgund — du verſtehſt mich — nicht die Beleidigung anthun, dieſe Damen nach England entkommen zu laſſen. — Dies würde uns ſein Mißvergnügen eben ſo ſicher zuziehen, als ihr fernerer Aufenthalt bei uns. Nein, nein — nur der Sicherheit der Kirche allein können wir ſie anvertrauen, und das Aeußerſte, was wir zu thun vermögen, iſt, daß wir die Damen Hameline und Iſabella von Croye dazu bewegen, verkleidet und mit einem kleinen Gefolge abzureiſen und Zuflucht bei dem Biſchof von Lüttich zu ſuchen, der die ſchöne Iſabella für einige Zeit in den Schutz eines Kloſters ſtellen wird.“

„Und wenn dieſes Kloſter ſie vor Wilhelm von der Marck beſchützt, ſobald er um Ew. Majeſtät huldvolle Abſichten weiß, ſo habe ich mich ſehr in dem Manne geirrt.“

„Nun ja, es iſt wahr,“ antwortete der König. „Von der Marck hat Dank unſerer geheimen Geldſendungen eine hübſche Handvoll der gewiſſenloſeſten Soldateska um ſich vereinigt, die nur je Acht und Bann getroffen hat. Mit dieſem Gefolge gelingt es ihm auch, ſich in ſeinen Wäldern zu halten, ja ſogar ſich ſowol bei dem Herzog von Burgund, als dem Biſchof von Lüttich gefürchtet zu machen. Ihm fehlt nichts, als irgend eine Domäne, die er ſein Eigen nennen kann, und da dieſe Gelegenheit ſo günſtig iſt, ihm durch eine Heirath zu einer ſolchen zu verhelfen, ſo glaube ich — Pasques-dieu! — er wird Mittel und Wege finden, ſeine Braut zu gewinnen und zu freien, ſobald ihm nur ein leiſer Wink von uns zu Theil wird, — und dann haben wir dem Herzog von Burgund einen ſolchen Dorn in die Seite geſteckt, wie kein Wundarzt ihn ſo ſchnell aus ſeinem Fleiſch zu ziehen vermag: den Eber der Ardennen, den er ſchon mit dem Bann belegte, durch den Beſitz jener ſchönen Dame geſtärkt, überdies mit den Unzufriedenen Lüttich’s vereinigt, welche in ſolchem Fall wahrlich nicht zögern werden, ihn zu ihrem Anführer und Hauptmann zu erwählen — kurz, dann mag Karl der Kühne an einen Krieg mit Frankreich denken, wenn er will, oder vielmehr, er mag ſeine Sterne ſegnen, wenn Frankreich ihn nicht mit Krieg überzieht! — Wie gefällt dir dieſer Plan, Freund Oliver? He?"

„Ich bin ganz mit ihm einverſtanden," ſagte Oliver, „mit Ausnahme des Urtheilsſpruches, welcher dieſe ſchöne Dame dem wilden Eber der Ardennen zuerkennt. Bei der heiligen Jungfrau! abgeſehen von dem äußern Anſtrich iſt Triſtan, der Generalprofoß, ein weit paſſenderer Bräutigam für ſie!"

„Eben vorhin ſchlugſt du Meiſter Oliver, den Barbier, vor; aber ſowol Freund Oliver, als Gevatter Triſtan, ſind ganz ausgezeichnete Leute, wenn es ſich um Rathſchläge und Hinrichtungen handelt, aber nicht aus dem Stoffe, aus dem man Grafen drechſelt.

„Wißt Ihr nicht, daß die flämiſchen Bürger bei unſern Leuten um ſo mehr auf hohe Geburt ſehen, weil ſie ſelbſt keinen Adelsſtand beſitzen? — Der niedrige Pöbel verlangt immer einen adeligen Anführer. Jener Ked oder Cade, oder wie Ihr ihn nennt, in England, war nur dadurch im Stande, ſeine Pläne durchzuſetzen, daß er vorgab, er ſtamme von den Mortimers ab. Wilhelm von der Marck ſtammt aus dem Geblüt der Fürſten von Sedan, ſein Haus iſt eben ſo edel, wie das meinige. — Doch nun zum Geſchäft. — Ich muß dieſe Damen dazu überreden, unter ſicherem Geleit ſchnell und insgeheim aus meinem Lande zu entfliehen. Es wird ſich dies leicht machen laſſen, — es wird genügen, wenn wir ihnen das Schickſal in Ausſicht ſtellen, ſie Burgund zu überliefern. — Du jedoch mußt Mittel und Wege finden, Wilhelm von der Marck von ihren Bewegungen in Kenntniß zu ſetzen. — Dann ſteht es ihm frei, Ort und Zeit zu wählen, wo er ſeine Werbung am beſten anbringen und durchſetzen kann. Ich weiß eine Perſon, welche ſich dazu ſchickt, ſie zu begleiten."

„Darf ich fragen, wem Ew. Majeſtät einen ſo wichtigen Poſten anvertrauen wollen?" fragte Oliver.

„Jedenfalls einem Fremdling, davon kannſt du überzeugt ſein, Oliver," erwiderte der König. „Jemandem, der weder Verwandtſchaft, noch eigene Vortheile in Frankreich beſitzt, welche der Vollziehung meines Willens Hinderniſſe in den Weg werfen würden; Jemandem, der zu wenig von dieſem Lande und den Parteien, welche daſſelbe zerreißen, weiß, um mehr von meinem eigenen Zwecke zu ahnen, als ich ihm ſelbſt mittheilen will. — Mit einem Wort, ich beabſichtige den jungen Schotten, welcher Euch eben hierher geſchickt hat, zu dieſem Auftrag zu verwenden.“

Oliver ſchwieg erſt eine Weile mit einer Miene, welche deutlich den Zweifel ausdrückte, mit dem dieſe Wahl ihn erfüllte, dann ſagte er:

„Ew. Majeſtät haben dieſem fremden Burſchen ſchneller Euer Vertrauen geſchenkt, als Ihr es ſonſt zu thun pflegt.“

„Ich habe meine Urſache dazu,“ antwortete der König. „Du kennſt (er bekreuzte ſich andächtig) meine Verehrung des gebenedeiten heiligen Julian. In vorletzter Nacht verrichtete ich eben meine Gebete an dieſen gebenedeiten Heiligen, worin ich (da er der Schutzgeiſt der Reiſenden iſt) die demüthige Bitte an ihn ſtellte, meinen Haushalt mit Fremdlingen zu bereichern, die ſich am beſten dazu verwenden laſſen, unſerm Willen durch das ganze Königreich Geltung zu verſchaffen. Zum Lohn für dieſe treuen Dienſte gelobte ich dem guten Heiligen, ich wolle ſie in ſeinem Namen empfangen und befördern.“

„Und ſchickte Euch der heilige Julian dieſes langbeinige Frachtgut aus Schottland wirklich in Erwiderung Eurer Gebete?“

Obwol der Barbier, der wohl wußte, daß ſein Gebieter eben ſo viel Aberglauben beſaß, als es ihm an aller Religion fehlte, und daß nichts ſo leicht war, als ihn in dieſer Hinſicht zu verletzen, obwol er, wie ich ſagte, dieſe Schwäche des Königs kannte, und aus dieſem Grunde die eben angeführte Frage mit der mildeſten, einſchmeichelndſten Stimme äußerte, fühlte der König doch das Bittere heraus, welches in ihr lag, und betrachtete den kühnen Sprecher mit großem Mißfallen.

„Nicht mit Unrecht heißt du Oliver der Teufel, Burſche,“ ſagte er, „da du es wagſt, in einem Athem ſowol mit deinem Gebieter, als mit dem gebenedeiten Heiligen dein Spiel zu treiben. Ich ſage dir, wäreſt du mir um ein Haar weniger nothwendig, ſo ließe ich dich an jene

Eiche vor dem Schloß aufknüpfen, als warnendes Beiſpiel für alle diejenigen, welche heilige Dinge zu verhöhnen wagen! — Erfahre, du ungläubiger Sklave — kaum waren meine Augen geſchloſſen, ſo erſchien mir der heilige Julian, einen jungen Mann an der Hand führend, den er mir mit den Worten vorſtellte, es wäre ihm vom Schickſal beſtimmt, dem Schwert, dem Waſſer, dem Strang zu entgehen, und der Partei, welcher er ſich anſchließen werde, ſo wie jedem Unternehmen, bei dem er betheiligt wäre, Glück zu bringen. — Als ich am folgenden Morgen meinen gewöhnlichen Spaziergang unternahm, begegnete ich dieſem Jüngling, deſſen Ebenbild mir im Traum erſchienen war. Er entging in ſeinem Heimatsland bei dem Niedermetzeln ſeiner ganzen Familie allein dem Schwert, und hier iſt er in dem kurzen Zeitraum von zwei Tagen auf die merkwürdigſte Weiſe dem Tod des Ertrinkens und dem durch den Strang entgangen, und hat mir zudem, bei einer beſonderen Gelegenheit — wie ich dir ſchon einmal andeutete — den wichtigſten Dienſt geleiſtet. Darum betrachte ich ihn als mir vom heiligen Julian zugeſendet, damit er mir in den ſchwierigſten, gefahrvollſten und verzweifeltſten Unternehmungen dienen ſoll."

Als der König ſo ſprach, nahm er ſeinen Hut ab, wählte unter den Heiligenbildern, die ihn zierten, das des heiligen Julian, legte es vor ſich hin auf den Tiſch (wie er zu thun pflegte, wenn ein beſonderes lebhaftes Gefühl der Hoffnung oder der Reue durch ſeinen Sinn fuhr), kniete davor nieder und murmelte mit dem Anſchein tiefſter Andacht: „Sancte Juliane, adsis precibus nostris! Ora, ora pro nobis!“

Es war dies einer jener fieberhaften Anfälle abergläubiſcher Andacht, welche Ludwig bei derartigen außerordentlichen Gelegenheiten zu ergreifen pflegten, und welche dieſem geiſtreichſten Monarchen, der je die Zügel der Regierung in den Händen hielt, den Anſtrich eines Wahnſinnigen oder wenigſtens eines ſolchen Menſchen gaben, deſſen Geiſt durch ein nagendes Schuldbewußtſein geſtört iſt.

Während der König ſo beſchäftigt war, betrachtete ihn ſein Günſtling mit ſarkaſtiſcher Verachtung, die er kaum zu verbergen ſich bemühte.

Es gehörte überhaupt zu den Eigenthümlichkeiten dieſes Menſchen, daß er in dem Verkehr mit ſeinem Gebieter jene heuchleriſche Demüthigkeit und Unterwürfigkeit ganz ablegte, welche ſein Betragen Anderen gegenüber kennzeichnete. — Und glich ſein Weſen auch jetzt noch dem einer Katze, ſo war es in dem Augenblicke, wo dieſes Thier auf der Lauer liegt — wo es wachſam nur die günſtige Gelegenheit zum Sprunge erwartet.

Wahrſcheinlich war die Urſache dieſer Veränderung darin zu ſuchen, daß Oliver wohl wußte, ſein hoher Herr ſei ſelbſt ein viel zu durchtriebener Heuchler, um die Heuchelei Anderer nicht zu durchſchauen.

„So gleichen die Züge dieſes Jünglings wirklich jenen des Menſchen, der Euch im Traum erſchien?“ fragte Oliver jetzt.

„Sie gleichen ihnen auf ein Haar,“ erwiderte der König, deſſen Einbildungskraft, wie es bei abergläubiſchen Menſchen häufig geſchieht, ihn ſelbſt täuſchte. — „Ich ließ überdies von Galeotti ſein Horoſcop ſtellen und erfuhr durch ſeine Kunſt ſowol, als durch meine eigenen Beobachtungen, daß das Geſchick dieſes alleinſtehenden Jünglings in vielen Beziehungen mit mir unter gleicher Conſtellation ſteht.“

Was Oliver auch von den Beweggründen denken mochte, die von Ludwig mit ſolchem Eifer zur Vertheidigung dieſes Vorzuges angeführt wurden, den er einem unerfahrenen Jüngling ſchenkte, wagte er doch keine weiteren Einwürfe, denn er wußte, daß Ludwig während ſeines Aufenthalts in der Verbannung einen großen Theil ſeiner Muße auf die vermeintliche Wiſſenſchaft der Sterndeuterei verwendet hatte, und wie wenig er Sticheleien jeder Art vertrug, welche ſeine Geſchicklichkeit oder die Kunſt, in welcher er dieſe Geſchicklichkeit verwendete, verunglimpfen ſollten.

Er erwiderte alſo nur, er hoffe, der Jüngling würde ſich in Erfüllung der ſchwierigen Aufgabe, die der König ihm anvertrauen wolle, als treu erweiſen.

„Wir werden Sorge tragen,“ antwortete Ludwig, „daß ihm keine andere Wahl bleibt. Denn er ſoll in nichts eingeweiht werden, ausgenommen darin, daß er den Damen von Croye auf ihrer Reiſe nach der Reſidenz des Biſchofs von Lüttich als Begleiter dienen ſoll. Von dem wahrſcheinlichen Dazwiſchentreten Wilhelms von der Marck jedoch ſoll er ſo wenig wiſſen, als dieſe Damen ſelbſt. In dieſes Geheimniß ſoll überhaupt Niemand eingeweiht werden, als der Führer. Darum mußt du oder Triſtan einen Menſchen finden, der ſich für dieſen Zweck eignet."

„Beurtheile ich den jungen Mann aber nach ſeinem Aeußern und ſeinem Vaterland," wendete Oliver ein, „ſo wird er wahrſcheinlich zu den Waffen greifen, ſobald der wilde Eber ſie angreift, und den Hauern deſſelben mag er nicht ſo leicht entrinnen, als allen übrigen Gefahren."

„Sollten dieſe Hauer ihn zerreißen," ſagte Ludwig ruhig, „ſo kann der heilige Julian — ſein Name ſei geprieſen! — mir einen Erſatz für ihn ſchicken. — Es iſt eben ſo wenig daran gelegen, ob Jemand getödtet wird, der ſeine Pflichten erfüllt hat, als ob man die Flaſche zerbricht, nachdem der Wein ausgetrunken iſt. — Jetzt aber müſſen wir für ſchleunige Abreiſe der Damen ſorgen und nachher den Grafen von Crèvecoeur überreden, es ſei ohne unſer Mitwiſſen geſchehen. Wir hätten beabſichtigt, die beiden Gräfinnen wieder dem Schutz unſers edlen Vetters anzuvertrauen, ſeien aber durch ihre plötzliche Abreiſe unglücklicherweiſe daran verhindert worden."

„Wie aber, wenn der Graf von Crèvecoeur zu weiſe und ſein Gebieter zu argwöhniſch iſt, um dies zu glauben?" fragte Oliver.

„Heilige Mutter Gottes!" rief Ludwig aus, „wie arg wäre ſolcher Unglaube bei guten Chriſten! — Aber, Oliver, ſie ſollen uns glauben. Wir werden unſerm edlen Vetter, dem Herzog Karl, gegenüber, unſerm Benehmen eine ſolche Färbung geben, daß es ihm unmöglich wird, an unſerer Aufrichtigkeit zu zweifeln, er wäre denn noch ſchlimmer, als ein ungläubiger Heide. Ich ſage dir, ich bin ſo feſt überzeugt, dem Herzog Karl von Burgund in jeder Beziehung eine ſolche Meinung über mich beizubringen, wie mir ausgemacht ſcheint, daß ich mich getrauen wollte — ſo es ſich als nöthig erweiſt — um ſeine Zweifel zum Schweigen zu bringen, unbewaffnet auf meinem Pferd ſitzend, vor ſein Zelt zu reiten, ohne andere Schutzwache um meine Perſon, als die der heiligen Frau von Embrun!“

„Und ich,“ erwiderte Oliver, „der ſich auf die Führung keiner anderen Waffe verſteht, als auf die meines Raſirmeſſers, würde lieber einem ganzen Bataillon Schweizer entgegen marſchiren, als Ew. Majeſtät bei dieſem freundſchaftlichen Beſuch bei Karl von Burgund begleiten, wenn derſelbe ſo viele Urſache hat, an die Feindſchaft zu glauben, die Ew. Majeſtät gegen ihn hegen.“

„Du biſt ein Narr, Oliver,“ ſagte der König, „trotz deiner Anſprüche, als Weiſer gelten zu wollen. — Weißt du nicht, daß ein guter Politiker oft die größte Einfalt annehmen muß, ſo wie auch die Tapferkeit ſich häufig hinter angenommener Schwäche verbirgt? Erweiſt es ſich als nothwendig, ſo würde ich thun, wie ich geſagt habe — natürlich, wenn die Heiligen unſer Vorhaben ſegnen und die himmliſchen Geſtirne in ihrem Laufe eine ſolche Conjunction annehmen, die meinem Unternehmen Glück verſpricht.“

Mit dieſen Worten ſpielte König Ludwig XI. zum erſten Male auf den außerordentlichen Entſchluß an, den er ſpäterhin wirklich in Ausführung brachte, um ſeinen großen Nebenbuhler zu täuſchen, und worin er ſelbſt beinahe den Untergang gefunden hätte.

Jetzt verabſchiedete er ſeinen Rathgeber, und begab ſich gleich nachher in die Gemächer der Gräfinnen von Croye. Er hatte nur wenig Ueberredungskunſt anzuwenden, um dieſe Damen zu bewegen, ſeinen Hof zu verlaſſen — denn ſchon auf die erſte Andeutung hin, er würde vielleicht nicht im Stande ſein, ſie gegen den Herzog von Burgund zu beſchützen, waren ſie geneigt, die Reiſe anzutreten.

Schwieriger jedoch war es, ſie dazu zu beſtimmen, daß ſie Lüttich zu ihrem Zufluchtsort wählten. Sie baten den König inſtändigſt, ſie nach der Bretagne oder nach Calais geleiten zu laſſen, wo ſie unter dem Schutz des Herzogs der Bretagne oder des Königs von England ſo lange in Sicherheit bleiben könnten, bis der Herzog von Burgund ſein grauſames Verfahren gegen ſie aufgegeben haben würde.

Aber weder der eine, noch der andere der genannten Orte paßte für Ludwig's Plan, und endlich gelang es ihm, ſie für die Anſicht zu gewinnen, welche der Förderung ſeiner Zwecke dienlich war.

An der Macht des Biſchofs von Lüttich wäre nicht zu zweifeln, denn ſchon ſeine geiſtliche Würde verliehe ihm die Mittel, die Damen gegen alle Welt zu beſchützen. Andererſeits wäre ſeine weltliche Streitmacht, wenn auch nicht zahlreich, ſo doch genügend, ſeine Perſon und Jedermann, der ſich unter ſeinem Schutz befinde, zu vertheidigen. Die einzige Schwierigkeit lag darin, den kleinen Hof des Biſchofs ſicher zu erreichen. Dafür zu ſorgen verſprach aber der König, indem er das Gerücht ausſtreuen laſſen wollte, die Damen von Croye wären nächtlicher Weile von Tours entflohen, weil ſie fürchteten, dem burgundiſchen Abgeſandten ausgeliefert zu werden, und hätten ihre Flucht nach der Bretagne gelenkt. Ferner verſicherte er ſie, ihnen eine kleine Schutzwache zu geben, ſo wie Briefe an die Befehlshaber der Städte und Feſtungen, welche ſie paſſiren mußen, mit dem Befehl, ihrer Reiſe in jeder Weiſe Vorſchub zu leiſten. Obwol die Damen von Croye innerlich über die Unhöflichkeit und Unritterlichkeit zürnten, mit welcher Ludwig, der ihnen doch ein Aſyl an ſeinem Hofe zugeſichert hatte, ſie wieder forſchickte, wagten ſie es doch nicht, eine Einwendung gegen die ſchleunige Abreiſe zu erheben. Sie baten ſogar um die Erlaubniß, noch in dieſer Nacht aufbrechen zu dürfen.

Gräfin Hameline war eines Ortes ſchon lange müde, wo es weder bewundernde Höflinge, noch glänzende Feſte gab. Und Gräfin Iſabella hatte genug geſehen, um auf die Schlußfolgerung zu kommen, Ludwig XI. würde bei etwas größerer Verſuchung nicht anſtehen, ſie ihrem erzürnten Lehensherrn, dem Herzog von Burgund, auszuliefern. Ludwig ſelbſt endlich billigte um ſo lieber ihre ſofortige Abreiſe, als ihm Alles daran gelegen war mit dem Herzog Karl in Frieden zu bleiben, und er beſorgen mußte, Iſabellens Schönheit würde ſeinen Lieblingsplan zerſtören: die Hand ſeiner Tochter Joan ſeinem Vetter von Orleans zu geben.

Dreizehntes Kapitel.

Die Reiſe.

Man konnte ſagen, daß der junge Schotte von Abenteuern überſchwemmt wurde, wie von der Hochflut. Denn man berief ihn jetzt eilig zu ſeinem Hauptmann, dem Lord Crawford, wo er zu ſeiner größten Verwunderung auch den König antraf. Nach einigen einleitenden Worten über die Ehre und das hohe Vertrauen, welches man ihm erwieſe, und die Quentin mit der Furcht erfüllten, man wolle ihm abermals eine Wache anvertrauen, wie jene über den Grafen von Crèvecoeur, oder gar einen Dienſt, der ſeinen Empfindungen noch mehr widerſtrebte, hörte er nicht nur mit Befriedigung, ſondern mit Entzücken, daß man ihn dazu ausgewählt hatte, in Begleitung von drei unter ſeinem Befehl ſtehenden Soldaten und einem Führer die Gräfinnen von Croye an den kleinen Hof ihres Verwandten, des Biſchofs von Lüttich, zu geleiten, und zwar auf die ſicherſte und bequemſte, ſo wie die allergeheimſte Weiſe.

Er erhielt eine Papierrolle mit Andeutungen und Weiſungen für Weg, Ruheplätze und ſo weiter (zu letzteren waren nur unbedeutende Dörfer und einſame Klöſter gewählt), und allgemeine Vorſichtsmaßregeln, beſonders, ſobald ſie ſich der Grenze Burgunds nähern würden.

Es fehlte auch nicht an Inſtructionen, was er zu ſagen und wie er ſich zu benehmen habe, um die Rolle eines Hofmeiſters zweier engliſchen Damen von hohem Rang zu ſpielen, welche zu dem heiligen Martin von Tours wallfahrteten und auch die heilige Stadt Cöln beſuchen wollten, um die Reliquien der heiligen drei Könige aus dem Morgenlande zu verehren, welche anbetend nach Bethlehem gezogen waren; — denn unter dem Charakter frommer Pilgerinnen ſollten die Gräfinnen von Croye dieſe Reiſe machen.

Obwol Quentin Durward ſich ſelbſt nicht Rechenſchaft geben konnte über die große Freude, die ſein Herz durchſtrömte, ſo pochte dieſes doch laut vor Freude bei dem Gedanken, der Schönen von dem Thurm ſo nahe zu kommen, und noch dazu in einer Lage, welche ihm Anſpruch auf ihr Vertrauen gab, da ihr Schutz ſeinem klugen Benehmen und ſeiner Tapferkeit anvertraut war.

Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß es ihm gelingen werde, ſie glücklich durch alle Abenteuer ihrer Pilgerfahrt zu bringen; die Jugend ſchreckt nicht vor Gefahren zurück, und beſonders Quentin, furchtlos, frei und ſelbſtvertrauend aufgewachſen, dachte nur daran, ihnen zu trotzen.

Im Augenblick ſehnte ſich der Jüngling darnach, dem Zwange der königlichen Gegenwart entrückt zu werden, um ſich ganz jenem beſeligenden Gefühl hinzugeben, mit welchem dieſe unerwartete Nachricht ihn erfüllt hatte, und die ihn zu Ausbrüchen des Entzückens antrieb, welche in ſolcher Geſellſchaft unterdrückt werden mußten.

Aber noch war Ludwig nicht zu Ende mit ihm. Der vorſichtige Monarch mußte einen Rathgeber ganz anderen Gepräges als Oliver befragen, einen Rathgeber, von dem man annahm, er ſchöpfe ſeine Kenntniß aus der Conjunction und Conſtellation der himmliſchen Geſtirne — ſo wie die Menſchen im Allgemeinen der Meinung waren, Oliver nehme ſeine Rathſchläge aus der Hand des Teufels ſelbſt.

Von dem ungeduldigen Quentin begleitet, lenkte der Monarch alſo ſeine Schritte nach einem abgelegenen Thurm des Schloſſes Pleſſis, wo mit nicht geringer Pracht und Bequemlichkeit der berühmte Aſtrolog, Dichter und Philoſoph Galeotti Marti oder Martius oder Martivalle aus Narni in Italien einquartirt war, der Autor der berühmten Abhandlung „De vulgo Incognitis“,*) und der Gegenſtand der Bewunderung ſeines Zeitalters.

Galeotti hatte lange an dem Hofe des berühmten Matthias Corvinus, König von Ungarn, gelebt, von dem Ludwig ihn hinweggelockt hatte, weil er den ungariſchen Monarchen um die Rathſchläge und die Geſellſchaft eines Gelehrten beneidete, welcher ſo geſchickt war, die Beſchlüſſe des Himmels in den Sternen zu leſen.

Martivalle gehörte nicht zu den verwitterten, bleichen

---

*) Ueber Dinge, welche der Menſchheit im Allgemeinen unbekannt ſind.

Doctoren der myſtiſchen Gelehrſamkeit, zu jenen Ascetikern, deren Augen bei den mitternächtlichen Arbeiten am Schmelzofen trüb und blöde geworden waren, und die ihren armen Körper bis zum Skelett ausmergeln ließen, um die Nächte zur Beobachtung des Polarſterns zu durchwachen.

Dieſer Aſtrolog nahm Theil an allen Luſtbarkeiten des Hofes und hatte ſich, bevor er beleibt wurde, im Gebrauch der Waffen, ſo wie in allen kriegeriſchen Spielen und Leibesübungen ausgezeichnet. Darum hinterließ Janus Pannonius ein lateiniſches Epigramm, welches über einen Kampf zwiſchen Galeotti und einem berühmten Ringkämpfer handelte, aus dem Galeotti als Sieger hervorging. Die Gemächer dieſes kriegeriſchen und höfiſchen Weiſen waren weit glänzender ausgeſtattet, als alle diejenigen, die Quentin in dem königlichen Palaſt zu ſehen bekommen hatte, und ſowol die reiche Bildhauerarbeit ſeiner Bibliothek, als der in den Tapeten enthaltene Reichthum legten Zeugniß ab von dem feinen Geſchmack des gelehrten Italieners.

Eine Thür führte von ſeinem Studirzimmer in ſein Schlafgemach, eine zweite zu dem Thurm, der ihm als Obſervatorium diente.

Der in der Mitte der Stube ſtehende große Eichentiſch war mit einem reichen türkiſchen Teppich belegt, den der Aſtrolog nach der großen Schlacht von Jemcitza in dem Zelt eines Paſcha's erbeutete, nachdem er in einer Reihe mit dem tapferſten Ritter des Chriſtenthums, mit Matthias Corvinus gefochten hatte.

Eine reiche Sammlung mathematiſcher und aſtronomiſcher Inſtrumente von künſtlichſter Arbeit und reichſten Stoffen bedeckte die Tiſche. Sein Aſtrolabium von Silber war ein Geſchenk des Kaiſers von Deutſchland, und ſein elfenbeinerner, künſtlich eingelegter, mit Gold beſchlagener Jacobsſtab ein Zeichen der Werthſchätzung des regierenden Papſtes.

Außer dieſen Dingen befanden ſich auf dem Tiſche oder an den Wänden hängend noch eine Maſſe der verſchiedenartigſten Gegenſtände, unter anderen zwei vollſtändige Rüſtungen, ein Schuppenpanzer und ein Kettenpanzer, welche beide ihrer Größe nach den rieſigen Aſtrologen ſelbſt als ihren Eigenthümer verriethen; eine ſpaniſche Toledoklinge, ein ſchottiſches Schwert, ein türkiſcher Scimmitar, — Bogen, Köcher, Pfeile und andere Waffen, — muſikaliſche Inſtrumente der verſchiedenſten Arten — ein ſilbernes Crucifix — ein antiker Aſchenkrug — und mehrere kleine bronzene Penaten der alten Heiden mit einer Menge anderer, nicht genauer zu beſtimmender Artikel, von denen die meiſten den abergläubiſchen Gebräuchen jener Zeit zu dienen ſchienen. Die Bibliothek dieſes Sterndeuters bot ein eben ſo buntes Bild, wie ſein übriger Haushalt. Da gab es die ſeltenſten Handſchriften des claſſiſchen Alterthums neben dicken Foliobänden der chriſtlichen Gottesgelehrten und jener philoſophiſchen Weiſen, die ſich ganz der Ergründung der chemiſchen Wiſſenſchaften hingaben und ihre Jünger in die tiefſten Geheimniſſe der Natur einzuweihen verſprachen.

Manche der Schriften waren in morgenländiſchen Charakteren geſchrieben — andere verſteckten ihren Sinn oder Unſinn unter dem Schleier hieroglyphiſcher oder kabbaliſtiſcher Zeichen.

Das Gemach mit ſeiner buntgemengten Ausſtattung mußte auf die Phantaſie den lebhafteſten Eindruck machen, beſonders in einer Zeit, wo der Glaube an die geheimen Wiſſenſchaften noch allgemein gehegt wurde, und das Weſen und Aeußere des Mannes ſelbſt, der in einem großen Lehnſtuhl ſaß und damit beſchäftigt war, ein Muſterſtück der eben erfundenen Buchdruckerkunſt zu unterſuchen, konnte dieſen Eindruck nur erhöhen.

Galeotti Martivalle war ein großer ſtarker Mann, über das mittlere Menſchenalter hinaus, und die in ſeiner Jugend gepflegten Leibesübungen waren nicht im Stande geweſen, ſeine natürliche Anlage zur Corpulenz zu unterdrücken, die in den letzten Jahren noch durch die ſitzende Lebensweiſe und ſeine Neigung für die Freuden der Tafel gefördert wurde.

Seine etwas ſtarkmarkirten Geſichtszüge waren edel und würdevoll, ein langer ſchwarzer Bart wallte bis auf den Gürtel herab. Sein Anzug beſtand aus einem Schlafrock vom reichſten Genueſer Sammt mit weiten Aermeln, goldenen Schnüren und Zobelbeſatz. Ein breiter Gürtel von

Pergament hielt dieſen Schlafrock um die Mitte feſt und war mit ſcharlachrother Tinte mit den ſeltſamſten kabbaliſtiſchen Zeichen beſchrieben.

Galeotti erhob und verbeugte ſich vor dem König, aber mit der Miene eines Menſchen, der an ſolch hochgeſtellten Beſuch gewöhnt iſt, und der ſelbſt einem königlichen Machthaber gegenüber der Würde ſeiner eigenen Perſon nichts zu vergeben pflegt.

„Ihr ſeid beſchäftigt, mein Vater," ſagte der König, „und ſehe ich recht mit dieſer neumodiſchen Kunſt, mittelſt Maſchinen die Manuſcripte zu vervielfältigen. Iſt es möglich, daß Dinge ſolch mechaniſcher und irdiſcher Art einen Menſchen feſſeln, dem der Himmel ſeine Geheimſchrift offenbaret?"

„Mein Bruder, denn ſo muß der Bewohner dieſer Zelle ſelbſt den König von Frankreich nennen, wenn er ſich herbeiläßt, ihn als Schüler zu beſuchen," ſagte der Aſtrolog, „glaubt mir, denke ich über die Folgen dieſer Erfindung nach, ſo leſe ich in ihr eben ſo ſicher, als ich in der gegenſeitigen Stellung jener leuchtenden Himmelskörper die Geſchicke der Menſchen erkenne, die ſeltſamſten und gewaltigſten Umwandlungen, die ſie im Gefolge haben wird. — Wenn ich bedenke, wie langſam und geizig der Quell des Wiſſens ſich *uns* erſchloß, wie ſchwer es ſogar denjenigen wurde, von ihm zu koſten, die am glühendſten nach ihm durſteten — wie leicht er durch die Hand der Barbarei abgeleitet oder ganz verſchüttet werden konnte — kann ich da ohne Erſtaunen und Betroffenheit das Loos der kommenden Geſchlechter betrachten, auf welche die Erkenntniß ununterbrochen wie ein Landregen herabſtrömen wird, der das eine Land ſegnend befruchtet, das andere völlig überflutet, — das ganze Leben neu geſtaltet, neue Religionen gründet und umſtürzt, hier Königreiche ſtiftet und dort Königreiche zerſtört?!"

„Haltet ein, Galeotti!" ſagte Ludwig. „Werden ſich dieſe Veränderungen noch zu unſerer Zeit zutragen?"

„Nein, mein königlicher Bruder," erwiderte Martivalle, „man kann dieſe Erfindung mit einem jungen Baum vergleichen, der jetzt gepflanzt wird, aber erſt in ſpäteren Generationen eben ſo koſtbare und verhängnißvolle Früchte tragen wird, wie die des Paradieſes, nämlich die Erkenntniß des Guten und Böſen.“

Ludwig erwiderte nach einer kleinen Pauſe:

„Die Zukunft mag für das ſorgen, was ſie allein betrifft — wir gehören dieſem Zeitalter an und wollen unſere Sorgen auf dieſes allein beſchränken. Das Uebel jedes Tages iſt Laſt genug zu tragen! — Sage mir, biſt du weiter gekommen in dem Horoſkop, das ich dir zuſchickte, und von dem du mir weiteren Bericht abſtatten ſollteſt? Die Sache iſt dringend, ich habe darum den Betreffenden hierher gebracht, daß du deine Zauberkünſte anwenden kannſt nach Wahl und Belieben.“

Der Weiſe erhob ſich von ſeinem Stuhl, trat auf den jungen Soldaten zu, heftete ſein großes ſchwarzes feuriges Auge auf ihn, als wolle er ſeine Züge bis ins Geheimſte erforſchen, ja, bis in das Innerſte ſeiner Seele eindringen.

Erröthend und betroffen von einer ſolchen Prüfung eines Mannes, deſſen Erſcheinung eben ſo ehrwürdig, als gebieteriſch war, ſenkte Quentin ſeinen Blick zu Boden und hob ihn erſt dann wieder, als er dem herriſchen Geheiß des Aſtrologen folgte:

„Blick auf, und fürchte dich nicht! Reiche mir deine Hand!“

Als Martivalle Quentins Hand betrachtet hatte, wie die geheimnißvollen Künſte, denen er ſich ergeben hatte, es anbefahlen, führte er den König einige Schritte bei Seite.

„Mein königlicher Bruder,“ begann er, „die Phyſiognomie dieſes Jünglings im Verein mit den Linien ſeiner Hand beſtätigen auf die wunderbarſte Weiſe jenen Bericht, den ich auf ſein Horoſkop gegründet habe, ſo wie auf jenes Urtheil, das Ihr Euch ſelbſt durch Euren angeborenen Scharfſinn und mittels unſerer gelehrten Kunſt über ihn gebildet habt. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß dieſer Jüngling tapfer und glücklich ſein wird.“

„Und auch treu?“ fragte der König, „denn Tapferkeit und Glück gehen nicht immer mit der Treue Hand in Hand.“

„Und auch treu,“ entgegnete der Aſtrolog, „denn in ſeinem Blick und ſeiner Miene liegt Feſtigkeit und ſeine linea vitae iſt deutlich und tief markirt, was ſtets von einer treuen, unerſchütterlichen Anhänglichkeit an diejenigen ſpricht, die ihm wohl thun oder ihm ihr Vertrauen ſchenken, und doch —"

„Und doch? Was?" fragte der König, „was denkt Ihr, Vater Galeotti?"

„Die Ohren der Könige," ſagte der Weiſe, „gleichen dem Gaumen jener Patienten, die nicht fähig ſind, die Bitterkeit der Heilmittel zu ertragen, die zu ihrer Geneſung nothwendig ſind."

„Meine Ohren und mein Gaumen ſind nicht von ſo empfindlicher Art," ſagte Ludwig. „Laß mich alſo hören, welches dein nützlicher Rath iſt, und verſchlingen, was du für heilſame Medicin hältſt. Ich will weder gegen die Rauhigkeit deines Rathes, noch gegen den herben Geſchmack deiner Medicin Proteſt erheben. Ich bin nicht in Ueppigkeit und Schlemmerei aufgewachſen — meine Jugend habe ich unter Leiden und im Exil verlebt; meine Ohren ſind an bittere Rathſchläge gewöhnt, ſind alſo nicht ſo leicht zu beleidigen."

„So will ich offen ſprechen, Sire," erwiderte Galeotti. „Wenn irgend etwas in Eurer Miſſion liegt, was — kurz, was ein zartes Gewiſſen erſchrecken dürfte, dann — dann betraut dieſen Jüngling nicht damit — wenigſtens nicht, bevor einige Jahre der Uebung in Eurem Dienſt ihn eben ſo gewiſſenlos gemacht haben, als Andere."

„Und das iſt es, was auszuſprechen du ſo lange zauderteſt? Und konnteſt du wirklich glauben, daß mich ſolche Worte beleidigen würden?" fragte der König. „Ich weiß, daß es dir wohlbekannt iſt, wie die Pfade der königlichen Politik ſich leider nicht immer (wie die des Privatlebens) mit den abſtracten Maximen der Moral und Religion in Einklang bringen laſſen. Warum gründen wir Fürſten der Erde Kirchen und Klöſter? Warum unternehmen wir Pilgerfahrten, legen uns Buße auf und quälen uns mit frommen Uebungen, die alle andern Menſchen entbehren können — es ſei denn, weil das öffentliche Wohl, das Wohl unſerer Königreiche uns Maßregeln aufzwingen, die unſer Gewiſſen als Chriſten mit Kummer erfüllen? Doch der Himmel iſt gnädig, die Kirche hat ein frommes und bußfertiges Gemüth, und die Vermittelung unſerer heiligen Frau von Embrun, ſo wie die der übrigen Heiligen ſind wirkſam, ewig und allmächtig!“

Jetzt legte der König ſeinen Hut ab, kniete fromm vor den in ſeinem Hutband ſteckenden Heiligenbildern nieder und ſprach in feierlichem Tone:

„Sancte Huberte, Sancte Juliane, Sancte Martine, Sancte Rosalia, quotquot adestis, orate pro me peccatore!“

Hierauf ſchlug er ſich an die Bruſt, erhob ſich, nahm ſeinen Hut und fuhr fort:

„Seid verſichert, guter Vater, was auch in unſerer Miſſion von der von Euch angedeuteten Art ſein möge, ſo werden wir dieſen Jüngling nicht mit der Ausführung betrauen, und er ſoll nichts Derartiges von unſern Zwecken und Abſichten erfahren.“

„Darin werdet Ihr weiſe thun, mein königlicher Bruder,“ ſagte der Aſtrolog. „Auch läßt der Ungeſtüm des jungen Mannes Manches befürchten, — es iſt dies ein Gebrechen, welches mit dem ſanguiniſchen Temperament im Zuſammenhang ſteht.“

„Wird die nächſte Mitternacht eine Stunde ſein, in der man eine gefahrvolle Reiſe beginnen kann?“ fragte der König. „Hier iſt dein Ephemerides — du ſiehſt die Stellung des Mondes gegen den Saturn und daß Jupiter im Aufgang iſt — mir däucht, dies ſollte deiner Kunſt nach demjenigen Erfolg verſprechen, der eine Expedition in dieſer Stunde unternimmt.“

„Sie verſpricht demjenigen Erfolg, von dem dieſe Expedition ausgeht,“ erwiderte der Aſtrolog nach kurzem Nachſinnen. „Und dieſe Conſtellation verſpricht in der That den beſten Erfolg; doch däucht mir, daß die Stellung des Saturn demjenigen Gefahr droht, der in dieſer Expedition abgeſchickt wird. Daraus ſchließe ich nun, daß die Botſchaft für denjenigen, der ſie zu überbringen hat, eine gefährliche, ſogar eine verderbliche werden dürfte. Ich leſe in dieſer Conſtellation des Saturn und des Mondes Gewaltthat und Gefangenſchaft.“

„Gewaltthat und Gefangenſchaft für diejenigen, die auf die Expedition geſchickt werden,“ antwortete der König, „aber Erfolg für den Abſender — lautet es nicht ſo, mein gelehrter Vater?“

„Es lautet ſo,“ erwiderte der Aſtrolog.

Der König ſchwieg und deutete durch kein Zeichen darauf hin, in wie weit dieſe prophetiſche Rede ſeinen Plan beeinträchtigte, welcher, wie der Leſer ſchon weiß, dahin zielte, die Gräfin Iſabella von Croye in die Hände Wilhelms von der Marck auszuliefern, eines Edelmanns von hoher Geburt, der ſich jedoch durch ſeine Verbrechen bis zu einem Banditenführer erniedrigt hatte und ſeiner aufbrauſenden Gemüthsart und grauſamen Tapferkeit wegen berüchtigt war.

Jetzt zog der König ein Papier aus der Taſche und ſagte, bevor er es dem Aſtrologen einhändigte, in einem Tone, der einen entſchuldigenden Beiklang hatte:

„Gelehrter Galeotti, wundere dich nicht, wenn ich, der ich in dir einen Orakelſchatz beſitze, der koſtbarer iſt, als jeder andere jetzt lebende — den großen Noſtradamus nicht ausgenommen — wenn ich häufig das Verlangen fühle, mich in ſolchen Zweifeln und Schwierigkeiten deines Rathes und deiner Geſchicklichkeit zu bedienen, die jeden Fürſten quälen, der in ſeinem Lande mit Rebellion und überdies mit äußeren Feinden zu kämpfen hat, die ſowol mächtig, als unverſöhnlich zu ſein ſcheinen.“

„Als Euer Ruf mich beehrte, Sire,“ ſagte der Weiſe, „und ich den Hof von Buda mit jenem von Pleſſis vertauſchte, ſo geſchah es mit dem Entſchluß, meinem königlichen Beſchützer alle meine Dienſte zu Füßen zu legen, ſo weit meine Kunſt und meine unbedeutenden Gaben reichen würden.“

„Genug, guter Martivalle — ich bitte dich, überlege die Wichtigkeit der vorliegenden Frage genau!“

Jetzt entfaltete der König das Papier und las:

„Eine Perſon, die einen wichtigen Streit vor ſich hat, der entweder durch das Geſetz oder durch die Waffenmacht entſchieden werden muß, ſucht im Augenblick eine perſönliche Beilegung der Streitigkeiten durch eine perſönliche Zuſammenkunft mit ihrem Gegner. Sie wünſcht zu erfahren, welcher Tag zur Erfüllung dieſes Zweckes günſtig ſei; ferner, welches der wahrſcheinliche Erfolg einer ſolchen Unterhandlung ſein würde, und ob ihr Gegner geneigt ſei, das in ihn geſetzte Vertrauen mit Dankbarkeit und Freundlichkeit zu erwiedern, oder eher fähig wäre, die in ſolcher Art gebotenen Gelegenheiten und Vortheile zu mißbrauchen."

„Das iſt in der That eine wichtige Frage," ſagte Martivalle, als der König zu Ende war, „und ich muß deshalb erſt die Planeten befragen und werde Euch dann, wenn ich meine Forſchungen angeſtellt habe, Bericht erſtatten."

„Möge es ſo ſein, mein guter Vater der Wiſſenſchaften, und dann ſollſt du erfahren, was es heißt, den König von Frankreich zu verpflichten. — Wir ſind entſchloſſen, falls die Conſtellation der Geſtirne es uns nicht verbietet — und unſere geringe Weisheit führt uns zu der Annahme, daß ſie unſere Zwecke billigen — etwas in eigener Perſon zu wagen, um dieſem antichriſtlichen Krieg ein Ende zu machen."

„Möchten die Heiligen Ew. Majeſtät fromme Abſicht begünſtigen und Eure geheiligte Perſon ſchützen," ſagte der Aſtrolog.

„Habt Dank, gelehrter Vater." Damit legte der König eine kleine Geldbörſe auf einen der Foliobände, denn Ludwig, ſogar in ſeinem Aberglauben ökonomiſch, glaubte den Aſtrologen durch die ihm ausgeſetzte Penſion hinlänglich in ſeinen Dienſt gefeſſelt zu haben und ihm weniger Dankbarkeit und noch weniger Lohn ſchuldig zu ſein.

Nachdem Ludwig den Aſtrologen in gute Laune verſetzt hatte, wendete er ſich von ihm zu Durward.

„Folgt mir, wackerer Schotte," ſagte er, „Ihr, den das Schickſal gewählt hat, ein kühnes Abenteuer zu Ende zu führen. Ihr müßt Euch alſo bereit halten, ſobald die Glocke von der heiligen Martinskirche Zwölf ſchlägt, den Fuß in den Steigbügel zu ſetzen. Eine Minute früher oder ſpäter könnte den günſtigen Einfluß der Geſtirne, die Eurem Unternehmen lächeln, auf verderbliche Weiſe hemmen.“

Mit dieſen Worten verließ der König, von ſeinem jungen Gardiſten gefolgt das Gemach, und kaum hatten ſie ſich entfernt, als der Aſtrolog ganz anderen Gefühlen Ausdruck gab, als diejenigen waren, welche ihn in Anweſenheit des Königs zu beſeelen ſchienen.

„Der geizige Sklave!“ ſagte er, die kleine Börſe verächtlich in der Hand wiegend, denn er war ſtets Geld bedürftig, theils ſeiner großen Ausgaben wegen, theils aus Liebe zum Geld ſelbſt. „Der gemeine ſchmutzige Geſelle, — die Ehefrau jedes Matroſen würde mehr geben, um zu erfahren, ob ihr Gemahl ſicher über den Ocean zurückkehren wird!“

„Er will in die höheren Wiſſenſchaften eindringen! — Jawol, ſobald Füchſe und heulende Wölfe Muſiker werden! Er will die gewaltige Schrift des Firmamentes entziffern! — Jawol, wenn blinde Maulwürfe Adleraugen erhalten! — Post tot promissa. — Nach ſo vielen Verſprechungen — nachdem er mich von dem Hofe des freigebigen Matthias gelockt hat, wo Hunnen und Türken, Chriſten und Ungläubige, wo der Czar von Moskau und der Chan der Tartarei in ihren Gaben und Geſchenken an mich wetteiferten — bildet er ſich wirklich ein, ich würde noch länger in dieſem Schloß verweilen, wie ein Gimpel im goldenen Käfig, ſtets bereit zu ſingen, wenn er pfeift oder mir Futter vorſetzt? — Nein, nein — dem iſt nicht ſo — aut inveniam viam, aut faciam — dagegen will ich ein Mittel finden. Der Cardinal Balue iſt ſchlau und freigebig, — ich will dieſe Frage ihm vorlegen und es ſoll Sr. Eminenz eigene Schuld ſein, wenn die Sterne dann nicht ſo ſprechen, wie er es wünſcht!“

Wieder nahm er die verachtete Geldſumme in die Hand und wog ſie bedächtig.

„Wer weiß,“ murmelte er vor ſich hin, „es wäre möglich, — vielleicht befindet ſich irgend ein Juwel — eine koſtbare Perle in dieſer unſcheinbaren Hülle verborgen — man ſagte mir, er könne bis zur Verſchwendung freigebig ſein, wenn es ſeinem Intereſſe oder ſeiner Laune entſpricht!“

Er leerte den Inhalt der Börſe auf den Tiſch; doch enthielt ſie weder mehr noch weniger als zehn Goldſtücke. Seine Entrüſtung ſtieg auf das Höchſte.

„Glaubt er, ich würde um ſolch einen armſeligen Lohn die himmliſche Wiſſenſchaft ausüben, die ich mit dem armeniſchen Abte von Iſtrahoff ſtudirte, der vierzig Jahre lang nicht das Licht der Sonne erblickte, und dann mit dem Griechen Dubravius, von dem das Gerücht ſagt, er habe Todte auferweckt? — Oder hätte ich dazu den Scheik Ebu Hali in ſeiner Höhle in den Wüſten von Theben aufgeſucht? — Nein, beim Himmel — er, der dieſe hohe Kunſt geringſchätzt, ſoll durch ſeine eigene Unwiſſenheit zu Grunde gehen! — Zehn Goldſtücke! — Eine Bagatelle, die ich mich ſchämen müßte Toinette anzubieten, damit ſie ſich ein neues Buſentuch kaufe!“

Mit dieſen Worten ſteckte der entrüſtete Weiſe die Goldſtücke deſſenungeachtet in den großen von ſeinem Gürtel herabhängenden Lederſack, welchen Toinette und andere Freunde der Verſchwendung gewöhnlich ſchneller leerten, als der Philoſoph mit all ſeiner Kunſt im Stande war ihn zu füllen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Reiſe.

Quentin Durward vermied den ihm gegebenen Weiſungen zufolge jedes Geſpräch mit ſeinen Kameraden, beeilte ſich, einen ſtarken, aber einfachen Küraß nebſt paſſenden Arm- und Beinſchienen anzulegen und ſetzte einen Stahlhelm ohne Viſir auf ſeinen Kopf. Dazu kam noch ein hübſches Wamms von Gemsleder, das am Saum mit reicher Stickerei beſetzt war, wie die höheren Offiziere eines vornehmen Haushaltes es zu tragen pflegten.

Dieſen Theil ſeiner Ausrüſtung brachte Oliver in ſein Gemach, der ihn mit ſeinem freundlichen Lächeln und einſchmeichelnden Weſen davon in Kenntniß ſetzte, daß man ſeinen Onkel dazu berufen, die Wache zu übernehmen, wol zu dem Zweck, daß Quentin bei ſeiner Entfernung aus dem Schloß nicht mit Fragen rückſichtlich ſeiner geheimnißvollen Abreiſe beläſtigt werden ſolle.

„Ihr werdet bei Eurem Verwandten entſchuldigt werden,“ ſagte Oliver lächelnd, „und wenn Ihr wohlbehalten von der Ausübung dieſes angenehmen Auftrages zurückkehrt, ſo wird man Euch gewiß einer Beförderung für werth halten, in Folge deren Ihr es fernerhin niemals nöthig haben ſollt, Rechenſchaft über Euer Thun und Laſſen zu geben.“

So ſprach Oliver der Teufel, indem er in ſeinem Kopf die Möglichkeit erwog, wie der arme Jüngling, deſſen Hand er eben ſo freundlich drückte, in der Ausübung der ihm anvertrauten Miſſion den Tod oder doch ſchwere Gefangenſchaft finden könne.

Oliver fügte zu ſeinen freundlichen Worten noch eine kleine Geldbörſe hinzu, welche der König ihm ſchicke, damit er die nothwendigen Auslagen der Reiſe damit beſtreiten könne.

Einige Minuten vor zwölf Uhr Mitternacht begab ſich Quentin dem ihm gegebenen Befehl gemäß in den zweiten Hofraum, wo er unter dem Dauphinthurm ſtehen blieb, der, wie der Leſer weiß, augenblicklich zum Aufenthaltsort der Gräfinnen von Croye diente. An dieſem Ort fand er die Leute und Pferde, die ſein Gefolge bilden ſollten, und zwei mit Gepäck beladene Maulthiere. Einige Diener hielten noch für die Gräfinnen und eine treue Dienerin drei ſtattliche Zelter und für ihn ſelbſt ein Streitroß bereit, deſſen ſtahlbekleideter Sattel im Mondlicht glänzte.

Keiner der Anweſenden ſprach ein Wort. Die Männer ſaßen ſtumm und regungslos in den Sätteln, und Quentin erkannte bei dem ſchwachen Licht, daß ſie alle gerüſtet waren und Lanzen in den Händen hielten. Es waren ihrer drei. Einer von ihnen aber flüſterte Quentin zu, ihr Führer würde außerhalb Tours zu ihnen ſtoßen.

Aus dem Fenſter des Thurmes glitzerten Lichter und drang ein Geräuſch hervor, das verrieth, daß ſeine Bewohner geſchäftig Vorbereitungen trafen. Endlich öffnete ſich eine kleine Thür, welche von der Höhe des Thurmes nach dem Hofe herabführte, und ein in einen Mantel gehüllter Mann führte drei Damen in den Hof.

Dieſe Damen beſtiegen die für ſie bereit gehaltenen Zelter, ohne ein Wort zu ſprechen. Ihr Begleiter jedoch ſchritt ihnen voraus, indem er den kleinen Zug anführte und den Wachen, an denen ſie vorbeikamen, die Parole zurief.

So erreichten ſie endlich das Aeußere dieſer ſchrecklichen Wälle und Zinnen. Hier blieb der Mann, der ſie bisher geleitet hatte, ſtehen und ſprach in leiſem aber eifrigem Tone zu den beiden voranreitenden Damen.

„Der Himmel ſegne Euch, Sire,“ ſagte eine Stimme, welche Quentins Herz durchbebte, „und vergebe Euch, auch wenn Euer Zweck ein anderer iſt, als der, den Eure Worte ausdrücken. Sicher unter den Schutz des guten Biſchofs von Lüttich zu gelangen, iſt der innigſte Wunſch, den ich jetzt empfinde.“

Die Perſon, an die ſie dieſe Worte richtete, murmelte eine unhörbare Antwort und zog ſich durch das Thor zurück, während Quentin im Mondlicht den König zu erkennen glaubte, deſſen Beſorgniß um die Abreiſe ſeiner Gäſte ihn wahrſcheinlich angetrieben hatte, perſönlich zu erſcheinen, falls Bedenken von ihrer Seite oder Schwierigkeiten von Seiten der Wachen des Schloſſes dieſer Abreiſe ein Hinderniß in den Weg ſtellen würden.

Außerhalb des Schloſſes war es für die Reiter nothwendig, mit großer Vorſicht ihren Weg zu nehmen, um die zahlreichen Fallgruben und ähnliche Veranſtaltungen zu vermeiden, welche hier zur Beläſtigung der Fremden angebracht waren. Der Anführer jedoch kannte den Plan dieſes Labyrinthes ganz genau, und nach einer kurzen Viertelſtunde befand ſich die kleine Geſellſchaft außerhalb der Grenzen von Pleſſis-le-Parc und nicht weit von der Stadt Tours entfernt.

Der Mond, der nun ganz hinter den Wolken hervorgetreten war, ergoß ſein herrliches Licht über eine eben ſo herrliche Landſchaft. Man ſah die ſtolze Loire ihre majeſtätiſchen Fluten durch die reichſte Ebene Frankreichs wälzen und zwiſchen Ufern dahinrollen, welche von Thürmen und Terraſſen, von Oliven und Weingärten geſchmückt waren.

Nun erblickten die Reiſenden die Mauern von Tours, dieſer alten Hauptſtadt der Touraine, deren ſtattliche Thürme und Zinnen im Mondenlicht einen weißlichen Schimmer annahmen, während innerhalb ihres Umkreiſes ſich jener außerordentliche Bau erhob, den die Frömmigkeit des heilig geſprochenen Biſchofs Perpetuus ſchon im fünften Jahrhundert errichtete, und den der fromme Eifer Karl des Großen und ſeiner Nachfolger mit einer architektoniſchen Pracht ausſtattete, die ihn zu einer der herrlichſten Kathedralen Frankreichs machten.

Auch die Kirche des heiligen Gatien war ſichtbar, ſo wie die düſteren Umriſſe des Schloſſes, das in uralter Zeit dem Kaiſer Valentinian zum Aufenthaltsort gedient haben ſoll.

Selbſt die ſeltſame Lage, in der ſich unſer junge Schotte zur Zeit befand, minderte nicht das Erſtaunen und Entzücken, mit dem er — nur an die öde, wenn auch intereſſante Landſchaft ſeiner Gebirge, an die Armuth ſeines Heimatlandes gewöhnt — einen Anblick bewunderte, in dem Kunſt und Natur ihre reichſten Gaben vereinigt zu haben ſchienen.

Doch die Stimme der älteren Dame ſtörte ihn in ſeiner Betrachtung, als ſie jetzt mit ziemlich lauter Stimme, die wenig mehr von der Süßigkeit enthielt, mit der ſie den König anzureden pflegte, mit dem Führer des Trupps zu ſprechen begehrte.

Quentin ſpornte ſein Pferd und ſtellte ſich den Damen achtungsvoll vor, worauf die Gräfin Hameline ihn nach ſeinem Namen und ſeiner Stellung fragte. Er ſagte beides. Sie fuhr fort, ob er genau mit dem Weg bekannt ſei. Er antwortete, er könne ſich nicht genauer Kenntniß des Weges rühmen, ſei aber mit genügenden Inſtructionen verſehen und würde am erſten Halteort einen Führer finden, der in jeder Hinſicht fähig wäre, ihre Reiſe zu leiten. Einſtweilen ſollte der Reiter, der ſich eben zu ihnen geſellt hatte, bis zur erſten Station ihr Führer ſein.

„Und warum wählte man Euch für eine ſolche Pflicht, junger Mann?“ fragte die Dame. „Man ſagt mir, Ihr ſeiet derſelbe Jüngling, der kürzlich in der Galerie Wache hielt, in der wir mit der Prinzeſſin von Frankreich zuſammentrafen. Ihr ſcheint mir zu jung und unerfahren für ſolch einen Auftrag, ſeid überdies fremd in Frankreich und ſprecht die Sprache wie ein Ausländer.“

„Ich bin verpflichtet, den Befehlen des Königs zu gehorchen, Madame, doch kommt es mir nicht zu, dieſelben zu bekritteln.“

„Seid Ihr von edler Geburt?“ fragte die Dame.

„Das kann ich mit gutem Gewiſſen bejahen.“

„Und ſeid Ihr derſelbe,“ fiel die jüngere Dame ſchüchtern ein, „den ich ſah, als man mich in jenem Gaſthof zum König berief?“

Quentin bejahte, aber eben ſo leiſe — vielleicht eben ſo ſchüchtern, wie die junge Dame.

„Dann, liebe Couſine,“ ſagte Iſabella zu ihrer Verwandten, „dann müſſen wir unter der Begleitung dieſes jungen Edelmannes ſicher ſein. Er ſieht keineswegs aus, wie ein Menſch, dem man die Ausführung eines grauſamen, verrätheriſchen Planes gegen zwei hilfloſe Frauen anvertrauen würde.“

„Bei meiner Ehre, Madame,“ ſagte Durward, „bei dem Ruhm meines Hauſes und den Gebeinen meiner Ahnen! Niemals und um keinen Preis der Erde würde ich mich des Verrathes und der Grauſamkeit ſchuldig machen!“

„Ihr ſprecht gut, junger Mann,“ ſagte die Gräfin Hameline, „doch ſind wir es gewöhnt von dem König von Frankreich und ſeinen Dienern ſchöne Redensarten zu hören. Nur durch ſolche wurden wir verleitet, in Frankreich eine Zuflucht zu ſuchen, als wir mit weniger Gefahr als jetzt unter den Schutz des Biſchofs von Lüttich treten konnten, oder auch unter jenen des Wenzeslaus von Deutſchland, oder Eduards von England. Und was war das Ende aller Verſprechungen des Königs? Daß er uns in ſchmählicher Verborgenheit hielt, wie verbotene Waare, und zwar in einem gewöhnlichen Gaſthauſe. Und dies geſchah uns, welche — du weißt es, Marthon (dieſe Worte galten der Dienerin) — nur unter einem Baldachin Toilette zu machen pflegten, ſtets nur auf einem Dais*) von drei Stufen

---

*) Dais nannte man den erhöhten Theil jeder Halle, der zum Auf-

Platz nahmen und jetzt gezwungen waren, uns auf nacktem Fußboden ſtehend anzukleiden, als wären wir zwei Milchmädchen!"

Marthon gab zu, daß ihre Gebieterin die volle Wahrheit ſpreche.

„Wollte Gott, liebe Couſine," fiel Iſabella ein, „daß dies unſer ſchlimmſtes Leid geweſen wäre. Auf Staat und Prunk würde ich gerne Verzicht leiſten."

„Doch nicht auf paſſende Geſellſchaft," erwiderte die ältere Gräfin. „Auch ſie zu entbehren, wäre unmöglich."

„Ich möchte gern Alles entbehrt haben, Alles, meine Beſte," antwortete Iſabella mit einer Stimme, deren Ton tief in das Herz ihres jungen Führers und Beſchützers drang, „und ſehnte mich nach nichts, als nach einer ehrenvollen und ſicheren Zurückgezogenheit. Ich hatte nicht den Wunſch — Gott weiß es, daß ich nie den Wunſch hegte, noch jetzt hege — einen Krieg zwiſchen Frankreich und meinem heimatlichen Burgund zu entzünden, oder um meinetwillen Menſchenleben auf das Spiel zu ſetzen. Alles, was ich erwartete, war, mich in das Kloſter von Marmontier oder einen andern heiligen Ort zurückziehen zu dürfen."

„Dann ſprecht Ihr, wie eine Thörin, Iſabella," antwortete die ältere Dame, „und nicht wie die Tochter meines edlen Bruders. Es iſt ein Glück, daß noch Eine lebt, die den Geiſt des edlen Hauſes von Croye ererbt hat! Wie ließe ſich eine hochgeborne Dame von einer ſonnverbrannten Milchmagd unterſcheiden, es ſei denn, daß man für die eine Lanzen, für die andere Stöcke zerſplittert? — Ich ſage Euch, Mädchen, als ich in meiner Blüte ſtand, etwa in Eurem Alter, wurde der berühmte Waffengang in Haſlingham mir zu Ehren abgehalten. — Da waren vier Herausforderer, aber mehr als zwölf Angreifer. Das Turnier währte drei Tage und verurſachte den Tod von zwei fahrenden Rittern, den Bruch eines Rückgrates, eines Schlüſſelbeins, dreier Beine und zweier Arme, abgeſehen von leichten Fleiſchwunden, welche die Herolde nicht zu zäh-

---

enthaltsort der Vornehmen und Edlen dient, während die Dienerſchaft und Untergebenen ſich am andern Ende der Halle befanden.

len vermochten. — Ja, ſolcher Art wurden die Damen unſeres Hauſes ſtets geehrt. O, beſäßet Ihr nur Herz und Sinn Eurer edlen Ahnen, dann würdet Ihr an irgend einem Hof, wo Waffenthaten und das Lächeln holder Frauen geprieſen werden, Mittel finden, ein Turnier zu veranſtalten, in dem Eure Hand als höchſter Preis gälte, ſo wie es mit Eurer Urgroßmutter ſeligen Andenkens in dem Lanzenrennen zu Straßburg geſchah. Dann würdet Ihr natürlich die beſte Lanze Europa's für Euch gewinnen und die Rechte des Hauſes Croye eben ſo wol gegen die Unterdrückung Burgunds, als gegen die Politik Frankreichs vertheidigen können!"

„Aber," antwortete die junge Gräfin, „ich hörte von meiner alten Amme, daß, obwol der Rheingraf in dem großen Turnier zu Straßburg die beſte Lanze war und dadurch die Hand meiner Ahnfrau erhielt, dieſe Ehe dennoch keine glückliche war, indem er meine Urgroßmutter ſeligen Andenkens häufig mit rohen Worten und oft ſogar thätlich mißhandelt haben ſoll."

„Und warum ſollte er nicht?" ſagte die ältere Gräfin in ihrem ſchwärmeriſchen Enthuſiasmus für das Ritterthum. „Warum ſollten dieſe ſiegreichen Recken, gewohnt auf dem Kampfplatz Streiche zu führen, ihre Energie zu Hauſe einſchlafen laſſen? Ich wollte mich lieber tauſendmal täglich von einem Gatten ſchlagen laſſen, deſſen Arme von Rittern eben ſo gefürchtet werden, wie von mir, als das Weib eines Feiglings ſein, der es nicht wagt die Hand zu heben, ſei es gegen ſeine Frau, ſei es gegen ſeine Feinde!"

„Ich würde Euch um einen ſolchen tapferen Ehegatten nicht beneiden, ſchöne Tante," erwiderte Iſabella, „denn wenn auch gebrochene Rippen in einem Turnier wol am Platze ſind, ſo ſind ſie nichts weniger als paſſend in den Wohnzimmern zarter Damen."

„Nicht doch; Schläge ſind ja keine nothwendige Folge einer Verbindung mit einem waffenkundigen Ritter," erwiderte Hameline, „obwol es wahr iſt, daß unſer Ahnherr ſeligen Andenkens, der Rheingraf Gottfried, von ziemlich rauhen Sitten und dem Rheinwein ſehr ergeben war. Aber der *vollkommene* Ritter iſt unter Frauen ein Lamm, nur unter Lanzen ein Löwe. Denke an Thibault von Montigni. — Gott ſei mit ihm. — Er war die gütigſte Seele der Welt und hob nie die Hand gegen ſeine Dame. Aber bei Gott! er, der außerhalb ſeines Hauſes alle Feinde ſchlug, fand in ſeinen Mauern eine ſchöne Feindin, die ihn ſchlug. Nun, es war ſeine eigene Schuld. — Er war einer der Herausforderer bei dem Waffengang zu Haſlingham und benahm ſich daſelbſt mit einer Tapferkeit, daß er, falls es Gott und Eurem Großvater gefallen hätte, eine Dame von Montigni hätte erringen können, die ihn zarter behandelt haben würde!"

Die Gräfin Iſabella, welche Urſache hatte, dieſen Waffengang zu fürchten, da er ein Geſprächsthema war, über welches ihre Tante unerſchöpflich ſchien, ließ das Geſpräch fallen, und Quentin, der mit der natürlichen Höflichkeit eines wohlerzogenen Mannes fürchtete, die Damen durch ſeine Gegenwart zu ſtören, ritt vorwärts an die Seite ſeines Führers, als wolle er ihn hinſichtlich des Weges zu Rathe ziehen.

Die Damen verharrten ſchweigend oder in gleichgiltigen Geſprächen bis zum Tagesanbruch, und da ſie nun Stunden lang zu Pferd geſeſſen hatten, erkundigte ſich Quentin ungeduldig nach der Entfernung des nächſten Halteortes.

„Ich werde ihn Euch in einer halben Stunde zeigen," antwortete der Führer.

„Und dann überlaßt Ihr uns anderer Führung?" fragte Quentin.

„So iſt es, Herr Bogenſchütze," erwiderte der Mann, „meine Reiſen ſind immer kurz und zweckentſprechend."

Der Mond war längſt untergegangen und nun fingen die erſten Strahlen der jungen Sonne an im Oſten emporzutauchen und ſich in der Fläche eines kleinen Sees wiederzuſpiegeln, an deſſen Ufer unſere kleine Geſellſchaft eine Weile fortgeritten war.

Dieſer See lag in der Mitte einer großen Ebene, welche, obwol ſie mit einzelnen und in Gruppen ſtehenden Bäumen beſetzt war, doch eine Lichtung genannt werden konnte, auf der man einen genügenden Ausblick erhielt.

Jetzt warf Quentin einen Blick auf den Menſchen, neben dem er ritt, und erkannte unter dem Schatten eines breitrandigen Hutes jener Art, wie die ſpaniſchen Bauern ihn tragen (Sombrero) die drolligen Züge desſelben Petit-André, deſſen Finger erſt vor Kurzem in Gemeinſchaft mit denen ſeines heiteren Bruders Trois-Eſchelles ſich auf ſo unangenehme Weiſe mit ſeinem Hals beſchäftigt hatten. Von einem Abſchen getrieben, der nicht frei von Furcht war, (denn in ſeinem Heimatland wurden die Henker mit abergläubiſchem Entſetzen betrachtet) lenkte Durward ſein Pferd inſtinktmäßig zur Rechten und ſtieß ihm die Sporen in die Weichen, ſo daß es einen Satz machte, der ihn mindeſtens acht Fuß von ſeinem verhaßten Gefährten trennte.

„Hoho!“ rief Petit-André. „Bei unſerer heiligen Frau von Grève, dieſer junge Soldat erinnert ſich meiner noch! — Ei, Kamerad, ich will doch hoffen, daß Ihr mir keinen Groll nachtragt? — Hier zu Lande muß Jeder ſehen, wie er ſein Brod verdient. Auch braucht ſich kein Menſch zu ſchämen, je unter meinen Händen geweſen zu ſein. Denn ich nehme es in meiner Arbeit mit Jedem auf, der je ein lebendes Weſen an einen todten Baum knüpfte! — Zudem ſchenkte mir Gott die angenehme Gabe, trotz meines traurigen Berufs ein ſehr luſtiger Geſelle zu ſein. Ha, ha, ha! — Ich könnte Euch tauſend Späße und Witze erzählen, die ich zwiſchen dem Fuß der Leiter und dem Gipfel des Galgens riß, ſo daß ich, bei der heiligen Frau! oft genöthigt war, meine Aufgabe etwas allzu haſtig zu vollziehen, aus Furcht, mein Opfer würde früher vor Lachen ſterben und ſo der Gerechtigkeit entzogen werden.“

Mit dieſen Worten lenkte er ſein Pferd ebenfalls ſeitwärts, jedoch ſo, daß er wieder an die Seite des Schotten kam, und fuhr fort:

„Kommt, Herr Bogenſchütze, laßt keine Unfreundlichkeit zwiſchen uns aufkommen! Ich für meine Perſon thue meine Pflicht ohne böſe Hintergedanken und mit leichtem, fröhlichen Herzen, liebe meine Nebenmenſchen nie mehr als in dem Augenblick, wo ich mein kurzathmiges Halsband um ihren Nacken lege, wodurch ich ſie zum Ritter des heiligen Paribularius ſchlage, wie der würdige Vater Vocon el diablo (ſo hieß der Kaplan des Generalproſoßes) den Schutzheiligen des Proſoßamts zu nennen pflegt."

„Halte dich fern, elender Geſelle!" rief Quentin aus, als der Geſetzesvollſtrecker ſich ihm zu nähern ſuchte, „ſonſt müßte ich dich lehren, welcher Unterſchied zwiſchen Männern von Ehre und ſolch einem Geächteten exiſtirt, wie du einer biſt!"

„Seht einmal, wie heißblütig Ihr ſeid," antwortete der Burſche, „hättet Ihr geſagt Männer von Ehrlichkeit, ſo wäre doch ein Beigeſchmack von Wahrheit dabei — aber was Männer von Ehre betrifft, ſo habe ich faſt täglich mit ihnen zu thun, und das auf ſo vertrauliche Weiſe, wie ich neulich mit Euch beſchäftigt war. — Doch will ich Euch in Frieden laſſen und nicht weiter ſtören. Gern hätte ich Euch eine Flaſche Auvernat vorgeſetzt, um jede unfreundliche Erinnerung damit wegzuwaſchen, wahrſcheinlich aber verſchmäht Ihr meine Höflichkeit. — Gut, ſeid ſo rauh und abſtoßend, wie es Euch beliebt, edler Herr — ich ſtreite mich niemals mit meinen Kunden — mit meinen luſtigen Luftſpringern — meinen niedlichen Männchen Stehauf — mit meinen artigen Kinderchen. — Nein, nein — mag man über mich ſprechen, wie man will, ich bin ſtets bereit, Jedermann nach beſten Kräften meine Dienſte zu leiſten; und Ihr ſelbſt, feiner Herr, ſollt, wenn Ihr das nächſte Mal in die Hände Petit-André's fallt, ſehen, daß er es verſteht, eine Beleidigung zu verzeihen."

Bei dieſen Worten, die er mit bedeutungsvollem Augenzwinkern begleitete, ſchnalzte er mit der Zunge, wie um ſein träges Pferd anzutreiben, und begab ſich auf die entgegengeſetzte Seite des Weges, indem er es dem jungen Mann überließ, die boshaften Anſpielungen ſo gut hinabzuwürgen und zu verdauen, als ſein ſtolzer ſchottiſcher Magen es im Stande war.

Quentin fühlte ſich verſucht, den Burſchen ſo lange mit dem Schaft ſeiner Lanze zu bearbeiten, als dieſelbe Stand hielt. Doch zügelte er ſeine Leidenſchaft, indem er bedachte, daß eine Schlägerei mit ſolch einem Charakter an keinem Ort und zu keiner Zeit ehrenhaft ſein konnte, und daß ein Streit jeder Art bei dieſer Gelegenheit eine Vernachläſſigung ſeiner Pflicht wäre, die die gefährlichſten Folgen nach ſich ziehen konnte.

So verſchluckte er denn ſeine Wuth über die übelangebrachten profeſſionellen Späße des Herrn Petit-André, tröſtete ſich mit der Hoffnung, dieſelben ſeien nicht an die Ohren der Damen gedrungen, da ſie wol keineswegs dazu beigetragen hätten, den Eindruck, den er allenfalls auf ſie gemacht hatte, zu einem freundlicheren zu geſtalten.

Plötzlich wurde er aus dieſen Gedanken dadurch aufgeſchreckt, daß beide Damen gleichzeitig ausriefen:

„Seht Euch um, — ſeht Euch um, ums Himmels willen, ſeht Euch um und ſorgt für Euch ſelbſt und für uns! Wir werden verfolgt!“

Als Quentin ſchnell einen Blick zurückwarf, ſah er, daß zwei Bewaffnete ihnen folgten und zwar in ſolcher Haſt, daß ſie ſie bald eingeholt haben mußten.

„Es kann nur Jemand aus der Vogtei ſein — wahrſcheinlich einige Leute, die die Runde durch die Wälder machen. Und du,“ ſetzte er zu Petit-André gewendet hinzu, „ſieh nach, was es für Geſellen ſind.“

Petit-André gehorchte, blickte ſich um, wendete ſich dann wieder zu Quentin und ſagte:

„Dieſe Reiter, edler Herr, ſind weder Eure, noch meine Kameraden, weder Bogenſchützen, noch von den Leuten des Generalprofoßes, denn mir däucht, ſie tragen Helme mit herabgelaſſenem Viſir und auch Ringkragen. — Die Peſt über dieſe Dinger! es ſind die elendeſten Rüſtungsſtücke, die ich kenne; ich hatte oft eine volle Stunde mit ihnen zu thun, bevor ich ſie aufmachen konnte!“

„Edle Damen,“ ſagte Durward, ohne auf Petit-André zu achten, „ich bitte euch, vorauszureiten, — nicht ſo ſchnell, um zur Meinung Veranlaſſung zu geben, ihr wolltet die Flucht ergreifen, aber immerhin ſchnell genug, damit das Hinderniß, welches ich zwiſchen euch und jene Unbekannten legen will, euch auch von Nutzen ſei.“

Gräfin Iſabella ſah ihren Führer an und flüſterte dann ihrer Tante etwas zu; dieſe wandte ſich mit den Worten zu Quentin:

„Wir ſetzen Vertrauen in Euch und Euren Schutz, edler Bogenſchütze, und wollen lieber in Eurer Geſellſchaft jeder Gefahr trotzen, als mit jenem Mann vorausreiten, deſſen Mienen von ſchlechter Vorbedeutung zu ſein ſcheinen.“

„Es geſchehe, wie Ihr es wünſcht, edle Dame,“ antwortete der Jüngling. „Es ſind ihrer nur zwei, die uns verfolgen, und ſind es auch Ritter, wie ihre Rüſtung zeigt, ſo ſollen ſie doch, falls ſie Böſes im Schilde führen, erfahren, wie ein ſchottiſcher Edelmann in Gegenwart und zur Vertheidigung ſolch edler Damen, wie ihr es ſeid, ſeine Pflicht zu erfüllen vermag.“

Nachdem Quentin ſo geſprochen hatte, wendete er ſich an die unter ſeinem Befehl ſtehenden Gardiſten.

„Wer von euch,“ ſagte er, „will ſich mir anſchließen, und eine Lanze mit jenen Unbekannten brechen?“

Zwei von den Leuten ſchienen offenbar wenig Luſt dazu zu verſpüren, der dritte aber, ein gewiſſer Bertrand Guyot, ſchwor, er wolle es mit dieſen Geſellen aufnehmen und wären ſie auch Ritter von König Arthur's Tafelrunde.

Während er noch ſprach, kamen die beiden Ritter, denn dieſem Rang ſchienen ſie anzugehören, an Quentin und ſeinen tapferen Kameraden heran. Sie trugen eine prachtvolle Rüſtung von polirtem Stahl, jedoch ohne Abzeichen oder Wappen, an dem man ſie hätte erkennen können.

Als ſie näher kamen, rief der eine von ihnen Quentin zu:

„Macht uns Platz, Herr, wir wollen Euch ein Amt abnehmen, das ſich nicht für Euern geringen Rang und niedrige Stellung geziemt. Ihr werdet wohl daran thun, dieſe edlen Damen unſerem Schutz anzuvertrauen, da es uns beſſer ziemt, ſie zu geleiten, um ſo mehr, als wir wiſſen, daß ſie unter Eurer Obhut kaum anders gehalten ſind, als Gefangene.“

„Als Erwiederung auf eure Aufforderung wiſſet, ihr Herren,“ entgegnete Durward, „erſtens, daß ich eine Pflicht erfülle, die mir von meinem König übertragen wurde, und zweitens, daß die Damen, ſo unwürdig meine Perſon auch ſein mag, ſelbſt wünſchen, unter meinem Schutz zu verbleiben.“

„Still, Burſche!“ rief einer der Ritter, „wollt Ihr, ein herumwandernder Bettler, es wagen, Euch edlen Rittern zu widerſetzen?“

„Wol widerſetze ich mich dem,“ erwiderte Quentin, „was ich von euch nur ein dreiſtes und ungeſetzliches Begehren nennen kann, und gibt es einen Rangunterſchied zwiſchen uns, was ich noch nicht weiß, ſo iſt dies durch euer ungebührliches Betragen aufgehoben. Zieht euer Schwert oder greift zur Lanze, je nachdem es euch beliebt.“

Die Ritter wählten ſtumm das Letztere, denn ſie wendeten ihre Pferde etwa hundertundfünfzig Meter zurück, während Quentin mit einem Blick auf die Damen ſich tief verbeugte, die wie als Zeichen der Ermuthigung ihre Tücher ſchwenkten.

Durward rief ſeinem Kameraden zu, ſich zu betragen wie ein Mann, und ſetzte ſein Pferd in Galopp — einen Augenblick ſpäter ſtießen die vier Reiter in vollem Carriere aufeinander. Der Anprall war für den armen Gascogner ein verhängnißvoller; ſein Gegner hatte auf ſein Geſicht gezielt, das von keinem Viſir beſchützt wurde, ſo daß die Lanzenſpitze ihm durch das Auge ins Gehirn drang und er ſofort todt vom Pferd ſtürzte.

Quentin ſeinerſeits, obwol unter demſelben Nachtheil leidend, wußte ſich ſo gewandt im Sattel herumzuſchwingen, daß die feindliche Lanze nur leicht ſeine Wange ſtreifte und dann über ſeine rechte Schulter hinausfuhr, während ſeine eigene Waffe, den Gegner mitten auf die Bruſt treffend, dieſen in den Staub warf.

Quentin ſprang vom Pferd, um ihm den Helm abzunehmen, aber der andere Ritter (der vorhin kein Wort geſprochen hatte) ſah kaum das Mißgeſchick ſeines Gefährten, als er noch ſchneller zu Boden ſprang, als Quentin, ſich ſchützend vor ſeinen bewußtloſen Freund ſtellte und ausrief:

„Im Namen Gottes und des heiligen Martin! Beſteig dein Pferd, guter Burſche, und zieh mit deiner Weiberſchaar ab! — Ventre Saint Gris! Sie haben heute ſchon Unheil genug geſtiftet!“

„Mit Eurer Erlaubniß, Herr Ritter,“ ſagte Quentin, der den drohenden Ton, in dem dieſer Rath ertheilt wurde, nicht zu ertragen vermochte, „ich will erſt ſehen, mit wem ich es zu thun habe und erfahren, wer den Tod meines Kameraden zu verantworten hat.“

„Das zu erfahren, oder wieder zu erzählen, ſollſt du nicht erleben,“ antwortete der Ritter. „Zieh in Frieden, guter Geſelle. Waren wir Thoren, indem wir Euch in den Weg traten, ſo zogen wir dafür den Kürzeren. Denn du haſt mehr Böſes gethan, als dein Leben und das deiner ganzen Bande je gut machen könnte. — Nun, wenn du es willſt (denn Quentin hatte ſein Schwert gezogen und ſchritt drohend auf ihn zu), ſo nimm deinen Lohn!“

Mit dieſen Worten führte er einen ſo gewaltigen Streich über den Helm des Schotten, wie derſelbe ihn bis zu dieſem Augenblick (obwol dort aufgewachſen, wo gute Streiche zu Hauſe ſind) weder je gefühlt, noch geahnt hatte.

Dieſer Streich fiel wie ein Donnerkeil, durchdrang den Lanzenſchaft, den der junge Schotte zum Schutz ſeines Hauptes erhoben hatte, und traf den Helm, den er durchhieb und eben noch das Haar berührte, ohne eine Verletzung herbeizuführen.

Durward, betäubt, ſchwindelnd, und durch die Gewalt des Hiebes auf ein Knie niedergeſunken, war einen Augenblick lang der Barmherzigkeit des Ritters preisgegeben, aber Mitleid für Quentin, oder Bewunderung ſeines Muthes, oder reiner Edelmuth ließen dieſen davon abſtehen, ſeinen Vortheil weiter zu verfolgen, während Durward, der ſich ſchnell wieder geſammelt hatte, aufſprang und ſeinen Gegner mit der Miene eines Menſchen angriff, der entſchloſſen iſt, zu ſiegen oder zu ſterben, dabei aber die Geiſtesgegenwart bewahrt, der bei jedem tödtlichen Kampf unentbehrlich iſt.

Um ſich nicht wieder einem ſo entſetzlichen Schlag auszuſetzen, wie der eben nach ihm geführte es war, entfaltete er ſeine überlegene Gewandtheit, um ſeinem Gegner hart zuzuſetzen, der durch ſeine Rüſtung gehemmt, es ſchwer fand, ſich lange zu vertheidigen.

Vergebens rief dieſer großherzige Gegner Quentin laut zu, es exiſtire nun keine weitere Urſache zum Kampf zwiſchen ihnen, und es ſolle ihm leid thun, ihn verwunden zu müſſen.

Der junge Schotte, der nur auf die Eingebung ſeines leidenſchaftlichen Gemüthes horchte, welches ihn dazu antrieb, die Schmach ſeines Unterliegens zu rächen, fuhr fort, ſeinen Gegner anzugreifen, indem er ihm bald mit der Schneide, bald mit der Spitze ſeines Schwertes zu Leibe ging, dabei aber ſtets ein wachſames Auge auf die Bewegungen ſeines Gegners behielt, von deſſen weit überlegener Stärke er eben einen ſo ſchrecklichen Beweis gefühlt hatte, und den Streichen ſeiner furchtbaren Waffe durch behendes Rück- oder Seitwärtsſpringen zu entgehen ſuchte.

„Der Teufel hole dich, du halsſtarriger, anmaßender Geſell,“ murmelte der Ritter, „kannſt du dich wirklich nicht ruhig verhalten, bis du eins über den Kopf gekriegt haſt?“

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo änderte er ſeine Fechtweiſe, indem er eine Defenſivſtellung einnahm und ſich zu begnügen ſchien, die Streiche, die Quentin gegen ihn führte, blos zu pariren, anſtatt ſie zu erwiedern.

In dieſem Augenblick kam ein Reitertrupp heran, und der Ruf ertönte:

„Haltet ein, im Namen des Königs, haltet ein!“

Beide Kämpen blickten ſich um und Quentin ſah mit Erſtaunen an der Spitze des Truppes, der ihren Kampf eben unterbrochen hatte, ſeinen Vorgeſetzten Lord Crawford. Auch Triſtan l'Hermite mit zweien oder dreien ſeiner Untergebenen befand ſich unter den Reitern, die etwa zwanzig an der Zahl waren.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Führer.

Das Erſcheinen Lord Crawford's und ſeiner Mannſchaften machte dem Kampf ein ſofortiges Ende.

Der Ritter warf ſeinen Helm fort, überreichte dem alten Lord ſchnell ſein Schwert und ſagte:

„Crawford, ich ergebe mich Euch. — Doch kommt hierher — und leiht mir Euer Ohr — ein Wort um des Himmels willen! — Rettet den Herzog von Orleans!“

„Wie? Was? Den Herzog von Orleans?“ rief der ſchottiſche Befehlshaber aus. „Im Namen des böſen Geiſtes, wie kam das? Es wird Euch mit dem König für immer und ewig entzweien!“

„Stellt keine Frage,“ ſagte Dunois, denn kein anderer war es. „Es war meine Schuld. — Seht, er regt ſich. — Er kam blos hierher, um ſich jenes Mädchens zu bemächtigen und mich zu einem Ehemann zu machen — und nun ſeht die Folgen. Haltet Eure Soldaten zurück — kein Menſch ſoll ihn erblicken.“

Dunois öffnete nun das Viſir des Herzogs und ſprengte ihm Waſſer ins Geſicht, welches einer der Soldaten in ſeinem Helm vom nahen Teiche herbeibrachte.

Quentin ſtand unterdeß wie verſteinert da, — regnete es doch Abenteuer über ihn.

Die bleichen Geſichtszüge ſeines erſten Gegners zeigten ihm, daß er den erſten Prinzen von Geblüt in Frankreich zu Boden geworfen und ſich mit dem beſten Degen des Landes, mit dem berühmten Dunois, gemeſſen hatte. Es waren dies zwei gleich ehrenvolle Thaten. Ob ſie aber auch gute Dienſte für den König waren, daran konnte er allerdings zweifeln.

Der Herzog hatte ſich einigermaßen erholt, ſo daß er im Stande war, ſich zu ſetzen und dem, was zwiſchen Dunois und Crawford vorging, ſeine Aufmerkſamkeit zu leihen, als der Erſtere äußerte, er wolle allen Tadel auf ſeine Schultern nehmen, damit der Name des edlen Orleans nicht hereingezogen würde, der nur aus Freundſchaft für ihn dieſen tollen Streich gewagt habe.

Lord Crawford hörte mit zu Boden geſchlagenen Augen zu, ſeufzte von Zeit zu Zeit und ſchüttelte den Kopf. Endlich ſagte er, den Blick vom Boden erhebend:

„Du weißt, Dunois, daß ich ſowol deinet-, als auch deines Vaters wegen, gern bereit bin, dir einen Dienſt zu erweiſen —“

„Nicht um meinetwillen bitte ich,“ fiel Dunois ihm ſchnell in die Rede, „du haſt mein Schwert und ich bin dein Gefangener — was brauchſt du mehr? Ich ſpreche nur für dieſen edlen Prinzen, für die einzige Hoffnung Frankreichs, wenn es Gott gefallen ſollte, den Dauphin zu ſich zu rufen. Er kam nur hierher, um mir einen Dienſt zu erweiſen, um mein Glück zu gründen, — in einer Sache, die vom König einigermaßen begünſtigt worden war."

„Dunois," erwiderte Crawford, „hätte mir ein Anderer geſagt, daß du den edlen Prinzen in dieſe mißliche Lage brachteſt, um deine eigenen Zwecke zu fördern, ſo hätte ich ihn einen Lügner geſcholten. Aber auch jetzt noch, wo du ſelbſt es zugibſt, kann ich kaum an die Wahrheit deiner Worte glauben."

„Edler Crawford," nahm Orleans das Wort, der ſich gänzlich von ſeiner Ohnmacht erholt hatte, „Ihr gleicht Eurem Freund Dunois zu ſehr, um ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Wirklich war ich es, der ihn hierher zog, ganz gegen ſeinen Willen, ich, der ihn zu dieſem tollen abenteuerlichen Unternehmen verleitete. Seht mich Alle an, ihr Alle," fügte er hinzu, indem er ſich aufrichtete und zu den Soldaten wandte, „ich bin Ludwig von Orleans und Willens die Strafe meiner Thorheit ſelbſt zu erleiden. Ich hoffe, der König wird ſein Mißfallen *nur mir* zuwenden, wie die Gerechtigkeit es gebietet. — Da aber ein Prinz Frankreichs ſein Schwert keinem Menſchen ausliefern darf — ſelbſt nicht Euch, tapferer Crawford, — ſo lebe wohl, du treuer Stahl!"

Mit dieſen Worten zog er ſein Schwert aus der Scheide und warf es in den Teich. Es flog wie ein Blitzſtrahl durch die Luft und verſank in den Fluten, die ſich ſchnell wieder über ihm ſchloſſen.

Der Gefangene war von ſo hohem Rang und ſo allgemein geſchätztem Charakter, daß alle Anweſenden unentſchloſſen und erſtaunt ſtehen blieben, indem ſie ahnten, daß die Folgen dieſes tollkühnen Unternehmens, in Anbetracht der Abſichten, die der König hegte, wahrſcheinlich zu des Herzogs Untergang führen mußten.

Dunois war der Erſte, der das Wort ergriff und zwar in dem ſcheltenden Ton eines beleidigten Freundes.

„Ei, Ew. Hoheit hielten es für gut, Euer beſtes Schwert wegzuwerfen, heute an demſelben Tage, wo es Euch auch gefiel, des Königs Gunſt, ſo wie die Freundſchaft Eures Dunois wegzuwerfen!'

„Mein theuerſter Vetter," ſagte der Herzog, „niemals kann ich deine Freundſchaft verſchmähen. Immer aber muß ich der Wahrheit treu bleiben, wo es ſich um deine Sicherheit und meine Ehre handelt.“

„Ich möchte wiſſen, was Ihr mit meiner Sicherheit zu thun habt, mein fürſtlicher Vetter,“ antwortete Dunois mürriſch. „Was kümmert es Euch, um des Himmels willen, wenn es mir gefällt, mich hängen oder erdolchen zu laſſen, oder ins Waſſer werfen, oder mich lebendig in einem eiſernen Käfig gefangen halten, oder ſonſt mit mir vornehmen zu laſſen, was unſerm edlen König Ludwig beliebt, um ſich eines treuen Unterthans zu entledigen? O, Ihr braucht nicht die Stirne zu runzeln und auf Triſtan l'Hermite zu zeigen, ich ſehe den Schurken ſo gut, wie Ihr ihn ſeht, doch würde es ſo ſchlimm nicht mit mir geworden ſein. — Uebrigens liegt mir ſelbſt nichts an meiner Sicherheit, und was Eure Ehre betrifft — bei dem Erröthen der heiligen Magdalena! Ich glaube, die größte Ehre wäre es geweſen, dieſes Abenteuer zu vermeiden. Sind Ew. Hoheit nicht durch einen unbedeutenden ſchottiſchen Jungen aus dem Sattel geworfen worden?“

„Pſt! Pſt!“ ſagte Crawford, „betrübt Se. Hoheit nicht. Es iſt heute nicht das erſte Mal, daß ein ſchottiſcher Junge eine tapfere Lanze führt!“

„Ich will nicht das Gegentheil ſagen,“ erwiderte Dunois, „allein wäre Ew. Lordſchaft ſpäter erſchienen, ſo dürfte jetzt einer von Euren Bogenſchützen weniger athmen.“

„Mag ſein,“ antwortete Lord Crawford. „In dieſem klaffenden Helm erkenne ich Eure Handſchrift. — Einer von euch nehme ihn dem Jungen ab und gebe ihm eine Haube, die mit ihrer Stahlfütterung ſeinen Kopf beſſer ſchützen wird, als dieſes nutzloſe Stück Eiſen. — Und nun laßt mich Euch ſagen, Dunois, daß Eure Rüſtung auch einige Zeichen der ſchottiſchen Handſchrift an ſich trägt. — Doch, ich muß jetzt den Herzog von Orleans und Euch bitten, zu Pferd zu ſteigen und mich zu begleiten, da ich den Auftrag habe, Euch an einen andern Ort zu führen, als mein eigener Wille ihn beſtimmen möchte.“

„Darf ich nicht ein Wort mit jenen ſchönen Damen ſprechen, Lord Crawford?“ fragte der Herzog.

„Nicht eine Silbe!“ antwortete Lord Crawford, „ich bin Ew. Hoheit zu ergeben, um eine ſolch thörichte Handlung zu geſtatten.“

Hierauf wendete er ſich an Quentin und ſetzte hinzu:

„Ihr, junger Mann, habt Eure Pflicht gethan, geht und erfüllt den Auftrag, den man Euch anvertraute.“

„Mit Gunſt, Mylord,“ ſagte Triſtan in ſeiner gewöhnlichen brutalen Weiſe, „der Jüngling muß ſich einen andern Führer beſorgen, ich kann Petit-André nicht vermiſſen, da ich offenbar bald Arbeit für ſeine Hände bekomme.“

„Dieſer junge Mann,“ ſagte Petit-André vorreitend, „darf nur den Pfad verfolgen, der gerade vor ihm liegt, er wird ihn an den Ort führen, wo er den Menſchen findet, der ihm fernerhin als Führer dienen ſoll. — Ich möchte jetzt nicht um tauſend Ducaten von meinem Herrn fern ſein; ich habe Ritter und Knappen genug gehangen und reiche Bürgermeiſter dazu, — ſogar Grafen und Marquis haben meine Hände gefühlt, aber — hm —“

Er ſah den Herzog an, als wolle er ſagen:

„Ein Prinz von Geblüt! — Ha, ha, ha — Petit-André, dein Name wird in den Chroniken erwähnt werden!“

„Erlaubt Ihr Euren Knechten in ſolcher Gegenwart ſolche Sprache zu führen?“ fragte Crawford, Triſtan ſtreng anblickend.

„Warum weiſt Ihr ihn nicht ſelbſt zurecht?“ fragte Triſtan mürriſch.

„Weil deine Hand die einzige in dieſer Geſellſchaft iſt, die ihn ſchlagen kann, ohne ſich durch dieſe Berührung zu entehren!“

„Dann haltet Eure eigenen Leute in Ordnung und laßt mich für die meinen ſorgen,“ ſagte der Generalprofoß.

Lord Crawford ſchien eine heftige Erwiederung geben zu wollen, beſann ſich aber eines Beſſeren, wendete Triſtan den Rücken, forderte den Herzog und Dunois auf, rechts und links neben ihm zu reiten, machte den Damen ein Zeichen des Abſchiedes, und ſagte zu Quentin:

„Gott ſegne dich, mein Junge! Du haſt deinen Dienſt tapfer begonnen, obwol in einer unglücklichen Sache.“

Als ſie ſich entfernen wollten, hörte Quentin, wie Dunois dem Lord Crawford zuflüſterte:

„Führt Ihr uns nach Pleſſis?“

„Nein, mein unglücklicher und unüberlegter Freund,“ ſagte Crawford ſeufzend, „nach Loches!“

„Nach Loches!“ hallte es unſerem jungen Schotten wie Todtengeläute ins Ohr.

Man hatte ihm von Loches als von jenem Ort erzählt, an dem jene rohen, niedrigen Grauſamkeiten verübt wurden, mit welchen ſogar Ludwig XI. ſich ſcheute, ſeinen eigenen Wohnſitz zu beflecken und zu ſchänden.

Dieſe ſchreckliche Feſtung enthielt Kerker, ſo geheim, daß einige von ihnen nicht einmal dem Schließer bekannt waren; es waren dies gleichſam Gräber für Lebende, wo dieſe für ihre künftigen Tage nur Waſſer und Brod und das Einathmen einer verpeſteten Luft zu erwarten hatten.

An dieſem Schreckensort befanden ſich auch jene entſetzlichen Gefängniſſe, die man „Käfige“ nannte, weil der Unglückliche, der hier eingekerkert wurde, weder aufrecht ſtehen, noch ſich am Boden ausſtrecken konnte. — Dieſe Erfindung ſoll die Menſchheit dem Cardinal Balue zu „verdanken“ gehabt haben.

Kein Wunder, wenn dieſer grauenerregende Name und die Ueberzeugung, daran mitgewirkt zu haben, daß man zwei ſo hochgeſtellte Opfer dorthin bringen wolle, den jungen Schotten mit ſolcher Niedergeſchlagenheit erfüllten, daß er eine lange Weile mit auf die Bruſt herabgeſenktem Kopf und niedergeſchlagenen Blicken dahin ritt.

Als er wieder an der Spitze des kleinen Trupps ſtand, um den ihm bezeichneten Weg einzuſchlagen, ergriff die Gräfin Hameline die Gelegenheit zu folgender Anſprache:

„Irre ich nicht, edler Herr, ſo betrauert Ihr den Sieg, den Euer tapferer Arm in unſerer Vertheidigung erfochten hat?“

Der Ton, in dem die Dame dieſe Frage ſtellte, hatte einen Beiklang von Spott, doch beſaß Quentin Durward Beſcheidenheit und Anſtand genug, um freimüthig zu erwidern:

„Mich gereut nichts, was ich für euch, edle Damen, gethan habe. Vertrüge es ſich aber mit eurer Sicherheit, ſo wäre ich, meiner Treu, lieber durch das Schwert eines ſo berühmten Kriegers, wie Dunois, gefallen, als Urſache zu ſein, daß man dieſen Tapferen und ſeinen unglücklichen Gebieter, den Herzog von Orleans, verhaftete und ſie nach jenem entſetzlichen Gefängniß bringt.“

„Es war alſo wirklich der Herzog von Orleans!“ ſagte die ältere Dame zu ihrer ſchönen Nichte. „Ich erkannte ihn beim Gefecht, trotz der weiten Entfernung. Nun ſehet Ihr, liebe Nichte, was für Ausſichten ſich Euch geboten hätten, wenn der hinterliſtige, tückiſche Monarch uns erlaubt haben würde, an ſeinem Hofe zu erſcheinen. Denkt nur! — der erſte Prinz von Geblüt und der tapfere Dunois, deſſen Name nicht weniger berühmt iſt, als der ſeines heldenmüthigen Vaters! — Dieſer Jüngling hat allerdings ſeine Pflichten getreulich und muthig erfüllt, aber mir däucht, es wäre beſſer geweſen, wenn er in dieſem Kampf der Unterliegende geworden wäre, da ſeine unzeitige Bravour ſich zwiſchen uns und dieſen hochgeſtellten Befreier gedrängt hat!“

Mit edlem Unwillen und einer Energie, welche Quentin noch nicht an ihr bemerkt hatte, erwiderte jetzt Gräfin Iſabella von Croye:

„Wüßte ich nicht, edle Frau, daß Ihr nicht im Ernſt ſo ſprecht, ſo müßt' ich Euch herben Undankes gegen unſeren muthigen Vertheidiger und Beſchützer bezichtigen, dem wir zu höherem Dank verpflichtet ſind, als Euch klar zu ſein ſcheint. Wäre der tolle Anſchlag jener Herren von Erfolg gekrönt geweſen, hätten ſie unſere Schutzwache beſiegt — würden wir nicht jetzt ihre Gefangenſchaft theilen? — Ich, für meine Perſon, weihe unſerem gefallenen Beſchützer eine Thräne und werde heilige Seelenmeſſen für ihn leſen laſſen, der Ueberlebende aber,“ ſchloß ſie ſchüchtern, „wird meinen Dank nicht zurückweiſen.“

Wie der Jüngling ſich nun zu ihr wendete, um einige ſchickliche Worte anzubringen, bemerkte ſie, daß Blut von ſeiner Wange herabrieſelte und rief mit innigem Mitleiden aus:

„Heilige Jungfrau! er iſt verwundet! — Er blutet! —

O, ich bitte Euch, ſteigt ab und laßt mich Eure Wunde verbinden.“

Trotz Quentin's Betheuerungen, dieſe Schramme ſei zu unbedeutend, um Beachtung zu verdienen, nöthigte die junge Gräfin ihn doch, vom Pferd zu ſteigen, ſich auf einen Baumſtumpf zu ſetzen und den Helm abzunehmen, während die Gräfinnen von Croye, welche den Sitten jener Zeit gemäß etwas von der Heilkunſt verſtanden, das Blut ſtillten, die Wunde auswuſchen und mit dem Tuch der jüngeren Gräfin verbanden, um, wie ihre mediziniſchen Kenntniſſe es ihnen geboten, die Einwirkung der Luft von ihr abzuhalten.

Heut zu Tage empfangen die verliebten Ritter im Kampf für ihre Damen ſelten Wunden, und die Damen ihrerſeits kümmern ſich nicht um das Heilen derſelben. Dadurch entgeht Jedes von ihnen einer großen Gefahr. Diejenige, der die Männer entrinnen, wird allgemein anerkannt werden, und doch iſt die Gefahr, eine ſo leichte, unbedeutende Wunde zu pflegen, wie die Quentin's es war, in Wirklichkeit vielleicht nicht geringer, als die, ſie zu empfangen.

Wir haben ſchon geſagt, daß der Verwundete auffallend ſchön war, und als er ſeinen Helm, oder richtiger geſagt, ſeine Sturmhaube abnahm, quollen ſeine üppigen blonden Locken um ein Antlitz, deſſen jugendlicher Muth durch ein Erröthen der Beſcheidenheit und der Freude gemildert wurde.

Die Empfindungen der jungen Gräfin, als ſie das Tuch an die Wunde halten mußte, während ihre Tante aus ihrem Gepäck ein Heilmittel hervorſuchte, waren zwiſchen Verlegenheit und Zartgefühl getheilt — ſie empfand Mitleid für den Verwundeten und Dankbarkeit für ſeine treuen Dienſte, die ſeiner Schönheit in ihren Augen noch höheren Reiz verlieh.

Kurz, die Schickſalsgöttin ſchien dieſen Zufall herbeigeführt zu haben, um das geheime Einverſtändniß zu befeſtigen, welches durch viele unbedeutende, ſcheinbar zufällige Umſtände zwiſchen zwei Perſonen gegründet worden war, die, obgleich von ſo verſchiedenem Rang und Vermögen, einander doch ſo ähnlich waren in Jugend und

Schönheit, ſo wie in ihrer ſchwärmeriſchen, liebevollen Gemüthsart.

Kein Wunder daher, daß von dieſem Augenblicke an das Bild der Gräfin Iſabella, das ohnehin ſchon mit ſeinen Gedanken und Träumen verwoben war, die Oberherrſchaft in ſeinem Herzen führte, und daß das junge Mädchen — wenn ihre Gefühle auch nicht von gleicher Heftigkeit waren — doch inniger an ihren jungen Beſchützer dachte, dem ſie eben einen ſo zarten Dienſt geleiſtet hatte, als an die ganze Schaar hochgeborner Großen, die ſie ſeit zwei Jahren mit ihrer Freiwerbung beſtürmten.

Erinnerte ſie ſich nun gar an Campo-Baſſo, den unwürdigen Günſtling des Herzogs Karl, mit ſeiner Heuchlermiene, ſeiner niedrigen, verrätheriſchen Seele, ſeinem ſchiefen Nacken und dem ſchielenden Blick — ſo erſchien ihr ſein Aeußeres noch abſchreckender denn je, und ſie faßte den feſten Beſchluß, ſich durch keine Tyrannei beſtimmen zu laſſen, eine ſo verhaßte Verbindung einzugehen.

War es nun, daß die Gräfin Hameline Männerſchönheit eben ſo zu beurtheilen und zu bewundern verſtand, wie zur Zeit, als ſie fünfzehn Jahre weniger zählte (denn ſprechen die Chroniken wahr, ſo war die gute Gräfin jetzt mindeſtens fünfunddreißig Jahre alt) — oder war ſie der Meinung, ſie habe ihrem jungen Beſchützer weniger Gerechtigkeit widerfahren laſſen, als billig — jedenfalls fing er jetzt an, Gnade vor ihren Augen zu finden.

„Meine Nichte,“ begann ſie, „ſchenkte Euch ein Tuch für den Verband Eurer Wunde; ich will Euch eins geben als Lohn für Eure Tapferkeit und zur Ermuthigung ſolch ritterlichem Sinn treu zu bleiben.“

So ſprechend reichte ſie ihm ein blauweißes reichgeſticktes Tuch und zeigte auf die Decke ihres Zelters und die Federn ihres Reithutes, um ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß dieſe dieſelben Farben trugen.

Nach damaligen Gebräuchen gab es nur eine Art, in der eine ſolche Gabe in Empfang genommen werden durfte; in Uebereinſtimmung damit band Quentin das Tuch ſogleich um ſeinen Arm, aber ſein Dank zeigte mehr Verlegenheit und weniger Galanterie, als er vielleicht unter anderen Umſtänden und einer anderen Perſon gegenüber an den Tag gelegt haben würde — denn wie viel lieber wäre es ihm geweſen, das Tuch von ſeinem Arm flattern zu ſehen, welches die ihm durch Dunois' Schwert zugefügte Wunde verband.

Jetzt aber ſetzten ſie ihre Reiſe fort, indem Quentin neben den Gräfinnen ritt, in deren Geſellſchaft er ſtillſchweigend zugelaſſen wurde. Aber, von innerer Glückſeligkeit erfüllt, ſprach er nur wenig, weil er befürchten mußte, ſeine allzu lebhaften Empfindungen zu verrathen.

Die Gräfin Iſabella ſprach noch weniger, ſo daß das Geſpräch faſt nur von Lady Hameline fortgeführt wurde, welche nicht geneigt ſchien, es ganz erlöſchen zu laſſen; denn ſie erzählte Quentin — wie ſie ſagte, um den jungen Bogenſchützen in die Gebräuche des Ritterthums einzuweihen — auf das Ausführlichſte die Vorfälle beim Waffengang zu Haſlingham, bei dem die Siegespreiſe durch ihre Hand vertheilt worden waren.

Quentin — wie ich fürchte, wenig begeiſtert von der Schilderung jenes prächtigen Schauſpiels, oder von den heraldiſchen Abzeichen der deutſchen und flämiſchen Ritter, welche die Dame mit erbarmungsloſer Genauigkeit beſchrieb — begann zu beſorgen, ſie wären ſchon an dem Platz vorbei, wo ſie den beſtimmten Führer antreffen ſollten. — Es wäre dies ein bedenkliches Mißgeſchick geweſen, von dem ſich, falls es wirklich eingetroffen wäre, die ſchlimmſten Folgen befürchten ließen.

Während er noch ſchwankte, ob es beſſer ſei, Einen ſeines Gefolges zurückzuſchicken, um zu ſehen, ob es ſich in der That ſo verhielte, vernahm er den Klang eines Hornes, und als er nach der Richtung blickte, von der derſelbe herübertönte, ſah er einen Reiter eilig auf ſie zuſprengen.

Das kleine, zottige, ſchlecht zugerittene Pferd erinnerte Quentin an die heimatlichen Bergponies; doch beſaß dieſes hier zartere Glieder und ſchnellere Bewegungen bei demſelben Ausdauer verſprechenden Anſehen. Beſonders der bei den ſchottiſchen Ponies häufig plumpe Kopf war bei dieſem Thiere klein, hatte dünne Kinnbacken, große feuerſprühende

Augen, bebende Nüſtern und ſaß auf einem nicht zu kurzen ſchlanken Hals.

Die Erſcheinung des Reiters ſelbſt war eben ſo fremdartig, als die ſeines Thieres, da daſſelbe von den franzöſiſchen Pferden außerordentlich verſchieden war.

Obwol ſeine Füße in breiten, ſchaufelartigen Steigbügeln ruhten, die ſo kurz geſchnallt waren, daß ſich ſeine Kniee faſt in einer Höhe mit dem Sattelknopf befanden, wußte er ſein Pferd doch mit großer Gewandtheit zu lenken. Er trug einen kleinen rothen Turban, an dem eine beſchmutzte Feder mittelſt ſilberner Agraffe befeſtigt war; ſein Kaftan, von gleichem Schnitt mit demjenigen der Eſtratioten (einer Truppengattung, welche die Venetianer damals in den öſtlich von ihrem Meerbuſen gelegenen Provinzen aushoben), war von grüner Farbe und reich mit Gold verbrämt; die weiten weißen Beinkleider — nicht am reinſten — waren unter dem Knie zuſammengebunden und ließen die braunen Beine frei, welche unbekleidet waren, ausgenommen die verworren geſchlungenen Bänder, die ſeine Sandalen an die Füße befeſtigten. Sporen trug er nicht, da der Rand ſeiner Steigbügel ſo ſcharf war, daß er ſie dazu benutzte, ſein Pferd auf ſehr empfindliche Weiſe anzutreiben.

Von dem ſcharlachrothen Gürtel dieſes ſeltſamen Reiters hing rechts ein Dolch, links ein kurzer krummer mauriſcher Säbel herab; während das abgetragene Wehrgehäng, welches von ſeinen Schultern fiel, das Horn trug, welches ſein Herannahen angekündigt hatte.

Er hatte ein dunkles, zudem noch vom Wetter gebräuntes Geſicht mit ſpärlichem Bart und durchbohrenden ſchwarzen Augen, wohlgebildeten Mund und eben ſolche Naſe, und hätte für ſchön gelten können ohne die wirren ſchwarzen Haare und die ausgemergelte Geſtalt, die mehr der eines Wilden, als eines civiliſirten Menſchen glich.

„Es iſt wieder ein Zigeuner!“ ſagte eine der Damen zu der andern. „Heilige Maria — ſchenkt der König dieſem Auswurf immer noch ſein Vertrauen?“

„Wenn Ihr erlaubt,“ bemerkte Quentin, „ſo will ich dieſen Menſchen ausfragen und mich, ſo gut als möglich ſeiner Treue verſichern.“

Sowol die Damen von Croye, als Quentin Durward hatten in Kleidung und Erſcheinung dieſes Menſchen das Weſen und die Gebräuche jener herumwandernden Schaaren erkannt, mit welchem Trois-Eſchelles und Petit-André ihn beinahe verwechſelt hatten, und auch der junge Schotte fühlte natürliche Beſorgniß, einem Mitglied dieſes Vagabundengeſchlechts Vertrauen zu ſchenken.

„Kamſt du hierher, um uns zu ſuchen?“ war ſeine erſte Frage.

Der Fremde nickte.

„Zu welchem Zweck?“

„Euch zu dem Palaſt jenes Mannes von Lüttich zu führen.“

„Ihr meint den Biſchof?“

Wieder nickte der Zigeuner.

„Was für ein Zeichen kannſt du uns geben, damit wir dir glauben können?“

„Nur einen alten Spruch,“ antwortete der Zigeuner:

„Der Knappe den Eber erſchlägt,
Der Ritter die Ehr' davonträgt.“

„Das trifft zu — es iſt das richtige Erkennungszeichen,“ ſagte Durward, „führe uns, guter Burſche — ich werde ſogleich mehr mit dir beſprechen.“

Hierauf begab ſich Quentin an die Seite der Damen zurück und ſagte:

„Ich habe mich davon überzeugt, daß dies der Mann iſt, deſſen Eintreffen wir erwarteten, denn er gab mir das Loſungswort, das, wie ich glaube, nur dem König und mir bekannt iſt. Aber ich will ihn in ein Geſpräch verwickeln, um wo möglich zu ergründen, wie weit ihm zu trauen iſt.“

Sechzehntes Kapitel.

Der Vagabund.

Während Quentin dieſe kurze Unterhaltung mit den Damen führte, welche nothwendig war, um ſie davon zu überzeugen, daß dieſe ſeltſame Vermehrung ihrer Geſellſchaft wirklich jener Führer ſei, den ſie vom König zugeſchickt erhielten, bemerkte er, daß der Mann nicht nur den Kopf ſo weit zurückdrehte, als nur möglich, um nach ihnen hinzuſchielen, ſondern daß er mit einer affenartigen Behendigkeit ſeine ganze Figur im Sattel herumgedreht hatte, bis er beinahe ſeitwärts auf dem Pferde ſaß, offenbar in der einzigen Abſicht, ſie um ſo aufmerkſamer beobachten zu können.

Keineswegs erfreut über dies Manöver ritt Quentin auf den Zigeuner zu, der plötzlich ſeine natürliche Stellung auf dem Pferde wieder annahm, und ſagte:

„Mir däucht, Freund, Ihr werdet Euch als ſchlechter Führer erweiſen, wenn Ihr Eurem Pferd über den Schwanz, ſtatt über die Ohren ſeht.“

„Und wenn ich blind wäre,“ antwortete der Angeſprochene, „ſo könnte ich Euch deſſenungeachtet durch jeden Bezirk Frankreichs führen, ohne zu irren.“

„Und doch ſeid Ihr kein geborener Franzoſe,“ ſagte der Schotte.

„Der bin ich nicht,“ antwortete der Führer.

„Was für ein Landsmann ſeid Ihr denn?“ fragte Quentin.

„Ich gehöre keinem Lande an,“ entgegnete der Führer.

„Wie, keinem Land?“

„Keinem!“ antwortete der Zigeuner. „Ich bin ein Zingaro, ein Zigeuner, ein Egypter, oder wie die Leute uns in ihren verſchiedenen Sprachen nennen wollen. Aber ein Vaterland habe ich nicht.“

„Seid Ihr ein Chriſt?“ fragte der Schotte weiter.

Der Zigeuner ſchüttelte den Kopf.

„Hund!“ rief Quentin aus, denn in jenen Tagen herrſchte unter den Katholiken nur wenig Toleranz. „Beteſt du Mahomet an?“

„Nein,“ lautete die gleichgiltige und beſtimmte Antwort des Führers, der über die Heftigkeit des jungen Mannes weder erſtaunt noch beleidigt ſchien.

„So ſeid Ihr ein Heide, oder was ſonſt?“

„Ich gehöre keiner Religion an,“ antwortete der Zigeuner.

Durward fuhr zurück, denn obwol er von Sarazenen und Götzenanbetern gehört hatte, ſo war es ihm doch bisher noch nie in den Sinn gekommen, daß irgend ein Menſch exiſtiren könne, der ſich nicht zu einem oder dem andern Glauben bekenne.

Nach einer kleinen Weile fragte er ſeinen Führer, wo er gewöhnlich lebe und wohne.

„Ich wohne dort, wo ich mich eben zufällig aufhalte,“ erwiderte der Zigeuner. „Was Ihr Heimat nennt, das habe ich nicht, alſo auch kein zu Hauſe.“

„Wo bewahrt Ihr denn Euer Eigenthum?“

„Ausgenommen die Kleidung, die ich trage, und das Pferd, das ich reite,“ lautete die Antwort des ſeltſamen Menſchen, „beſitze ich kein Eigenthum.“

„Und doch ſeid Ihr koſtbar gekleidet und gut beritten,“ ſagte Durward. „Wovon ernährt Ihr Euch?“

„Ich eſſe, wenn ich hungrig bin, trinke, wenn ich durſtig bin, und habe keine andern Subſiſtenzmittel, als die, welche mir der Zufall in den Weg führt.“

„Und unter welchen Geſetzen lebt Ihr?“

„Ich bin Niemandem unterthan, außer, wenn es meinem Belieben oder meinem Vortheil paßt,“ ſagte der Zigeuner.

„Wer iſt Euer Führer? Wer befehligt Euch?“

„Der Vater unſeres Stammes — wenn ich ihm gehorchen will,“ ſagte der Führer. „Sonſt habe ich keinen Befehlshaber.“

„So fehlt es Euch an Allem, was andere Menſchen ihr Eigen nennen!“ ſagte der erſtaunte Quentin. „Ihr habt weder Geſetz, noch einen Häuptling, noch ſichere Subſiſtenzmittel, weder Haus, noch Heimat. Ihr beſitzt — der Himmel erbarme ſich Euer! — kein Vaterland, und — möge Euch der Himmel erleuchten und vergeben! — Ihr habt nicht einmal einen Gott! Was alſo iſt Euch geblieben, Euch, der Ihr weder Regierung, häusliches Glück, noch Religion kennt?“

„Mir bleibt die Freiheit!“ ſagte der Zigeuner. „Ich krieche vor Niemand in den Staub — gehorche Niemand — verehre Niemand; — ich gehe, wohin ich will — lebe, wie ich kann — und ſterbe, wenn meine Stunde kommt!“

„Aber ſeid Ihr nicht, wenn es dem Richter gefällt, einer augenblicklichen Hinrichtung ausgeſetzt?“

„Wenn auch, ich ſterbe dann nur etwas früher.“

„Und auch dem Gefängniß,“ fuhr der Schotte fort, „und wo bleibt dann Eure gerühmte Freiheit?“

„In meinen Gedanken,“ ſagte der Zigeuner, „welche durch keine Ketten gefeſſelt werden können, während die Euren, ſelbſt wenn Eure Glieder frei bleiben, durch Eure Geſetze und Euren Aberglauben, durch Eure traumhafte Anhänglichkeit an Eure Heimat, Eure phantaſtiſchen Anſichten über bürgerliche Politik in Feſſeln geſchlagen ſind. Ich und meinesgleichen, wir bleiben frei im Geiſt, wenn auch unſere Glieder Ketten tragen — bei Euch aber liegt der Geiſt in Feſſeln, wenn der Körper auch der größten Freiheit genießt.“

„Aber dieſe Freiheit Eurer Gedanken,“ entgegnete der Schotte, „erleichtert nicht das Gewicht der Ketten an Euren Gliedern.“

„Eine kurze Zeit kann auch das ertragen werden,“ antwortete der Zigeuner, „und kann ich in dieſer Friſt weder mich ſelbſt befreien, noch kommen meine Brüder zur Hilfe herbei, ſo kann ich doch ſterben, und der Tod iſt die vollkommenſte Freiheit!“

Auf dieſe Worte folgte eine lange Pauſe, die erſt durch Quentin wieder unterbrochen wurde.

„Euer Geſchlecht wandert über die Erde und doch gehört ihr keiner Nation Europa’s an — ſagt mir, woher ſtammt ihr? Welches iſt euer Urſprung?“

„Das kann ich Euch nicht ſagen,“ antwortete der Zigeuner.

„Wann werdet ihr das Königreich von eurer Gegenwart befreien und nach dem Lande zurückkehren, von dem ihr kamt?“ fragte der Schotte.

„Wenn der Schluß unſerer Pilgerſchaft gekommen iſt,“ erwiderte der Führer.

„Stammt ihr nicht von jenen Stämmen Iſraels ab, die über den großen Fluß Euphrat in die Gefangenſchaft geführt wurden?“ fragte Quentin, der nicht vergeſſen hatte, was ihm im Kloſter zu Aberbrothick gelehrt worden war.

„Wäre dem ſo, ſo würden wir ihren Glauben haben und ihre Ceremonien üben," antwortete der Zigeuner.

„Wie heißeſt du — ich meine, welches iſt dein wirklicher Name?" fragte Durward.

„Meinen wirklichen Namen kennen nur meine Brüder. Die Männer außerhalb unſerer Zelte nennen mich Hayraddin Maugrabin, das heißt Hayraddin der afrikaniſche Mohr."

„Du ſprichſt gar gut für Einen, der ſein Leben unter dieſen ſchmutzigen Horden verbracht hat," bemerkte der Schotte.

„Ich habe etwas von den Kenntniſſen dieſes Landes gelernt," ſagte Hayraddin. „Als ich noch ein kleiner Knabe war, wurde unſer Stamm durch die Jäger, welche Menſchenfleiſch nachjagen, gehetzt. Bei dieſer Gelegenheit drang ein Pfeil in den Kopf meiner Mutter und ſie ſtarb. Ich war in einen Mantel gehüllt auf ihren Rücken geknüpft, fiel mit ihr zu Boden und wurde von den Verfolgern genommen. Ein Prieſter befreite mich von den Bogenſchützen des Generalprofoßes und zog mich einige Jahre bei ſich auf."

„Und warum trenntet Ihr Euch von ihm?" fragte Durward.

„Ich hatte ihm Geld geſtohlen — gerade den Gott, welchen er anbetete," antwortete Hayraddin ſehr gleichmüthig. „Er ertappte und ſchlug mich — ich ſtieß ihm mein Meſſer in die Bruſt, floh in die Wälder und vereinigte mich wieder mit meinem Volk."

„Elender, ſo habt Ihr Euren Wohlthäter ermordet?"

„Warum beläſtigte er mich mit ſeinen Wohlthaten? — Der Zigeunerknabe war kein Haushund, um ſich unter ſeinen Streichen zu krümmen wegen eines Biſſen Fleiſches oder Brodes — er war der eingekerkerte junge Wolf, der bei der erſten Gelegenheit ſeine Ketten bricht, ſeinen Herrn zerreißt und in die Wildniß zurückflieht."

Nach einer neuen Pauſe fuhr Quentin, der ſich innig gedrungen fühlte, tiefer in den Charakter und die Zwecke ſeines verdächtigen Führers einzudringen, zu fragen fort:

„Iſt es wahr, daß Euer Volk in ſeiner Unwiſſenheit vorgibt in der Zukunft leſen zu können — eine Gabe, die

die gelehrteſten Philoſophen und Gottesgelehrten der beſſeren Geſellſchaft nicht erlangen konnten?“

„Wir behaupten es wirklich und das mit Recht!“

„Und wie wäre es möglich, daß eine ſo edle Gabe einem ſo verworfenen Geſchlecht zu Theil geworden iſt?“ fragte Quentin.

„Kann ich Euch das ſagen?“ erwiderte Hayraddin. „Ja, ich kann es in der That. Aber erſt dann, wenn Ihr mir erklärt, warum der Hund im Stande iſt, die Spur eines Menſchen zu verfolgen, während der Menſch, das edlere Thier, nicht die Macht beſitzt, jene des Hundes zu erkennen. Jene Kenntniſſe, die Euch ſo wunderbar erſcheinen, liegen inſtinktmäßig in unſerem Geſchlecht. Wir leſen in den Linien der Geſichtszüge und der Hand das künftige Schickſal derjenigen, die uns zu Rathe ziehen, mit der gleichen Sicherheit, mit der Ihr aus den Frühlingsblüten der Bäume auf die Frucht ſchließt, welche ſie im Herbſt tragen.“

„Ich zweifle an Eurer Kenntniß und fordere Euch auf, mir einen Beweis zu geben.“

„Thut es lieber nicht, Herr Knappe,“ ſagte Hayraddin, „ich kann Euch ſagen, daß Eure Göttin — mag Eure Religion ſein, welche ſie wolle — in dieſem Augenblick in unſerer Geſellſchaft reitet.“

„Still!“ rief Quentin erſtaunt aus, „kein Wort mehr, bei deinem Leben, außer in Antwort auf meine Fragen! — Kannſt du treu ſein?“

„Ich kann es — alle Menſchen können es,“ erwiderte der Zigeuner.

„Alſo — willſt du treu ſein?“

„Würdet Ihr mir mehr Glauben ſchenken, wenn ich einen Eid darauf leiſtete?“ fragte Mangrabin lächelnd.

„Dein Leben liegt in meiner Hand,“ ſagte der junge Schotte.

„Stoßt zu und ſeht, ob ich den Tod fürchte,“ antwortete der Zigeuner.

„Kann Gold dich zu einem treuen Führer machen?“ fragte Durward weiter.

„Wenn ich nicht ohne Gold ein ſolcher bin, nein!“ erwiderte der Heide.

„Was alſo kann dich bewegen?“ fragte der Schotte.

„Güte“, antwortete der Zigeuner.

„Soll ich dir ſchwören, dir Güte zu erweiſen, wenn du uns auf unſerer Pilgerſchaft als treuer Diener zur Seite ſtehſt?“

„Nein,“ erwiderte Hayraddin, „ein Schwur bei dieſer Gelegenheit hieße dieſes bequeme Gut verſchwenden. Ich bin ohnehin an Euch gebunden.“

„Wie?“ rief Durward erſtaunt aus.

„Denkt an die Bäume an den Ufern des Cher! Das Opfer, deſſen Körper Ihr abſchnittet, war mein Bruder Zamet Maugrabin.“

„Und doch finde ich dich im Verkehr mit denſelben Soldaten, die deinen Bruder zum Tode befördert haben?“ ſagte Quentin. „Denn Einer von ihnen war es, der mir ſagte, wo ich mit dir zuſammentreffen würde. — Wahrſcheinlich derſelbe, der jenen Damen Eure Dienſte als Führer verſchaffte.“

„Was kann ich thun?“ antwortete Hayraddin düſter. „Dieſe Leute behandeln uns, wie Schäferhunde ihre Heerden. Sie beſchützen uns eine Weile, jagen uns nach ihrem Belieben bald hierhin, bald dorthin, leiten uns aber doch ſchließlich zur Schlachtbank.“

Später hatte Quentin Gelegenheit zu erfahren, daß der Zigeuner in dieſer Hinſicht die Wahrheit ſprach, indem die Soldaten des Generalprofoßes, die dazu verwendet wurden, die das Königreich beläſtigenden Vagabunden auszurotten, mit denſelben im geheimen Verkehr ſtanden, ſich dadurch eine Zeitlang von der Ausübung ihrer Pflichten zurückhalten ließen, endlich aber doch damit ſchloſſen, ihre neuen Verbündeten an den Galgen zu bringen.

Es iſt das eine Art politiſcher Verbindung zwiſchen Dieben und Häſchern, welche der Ausübung ihrer gegenſeitigen Pflichten förderlich iſt — eine Verbindung, die in allen Ländern exiſtirt hat und unſerem eigenen keineswegs unbekannt iſt.

Durward trennte ſich jetzt von dem Führer und ſchloß ſich ſeinen übrigen Gefährten an, indem er wenig befriedigt war von Hayraddin's Charakter und wenig Zutrauen in die Dankbarkeitsbetheuerungen ſetzte, die dieſer Geſelle ihm gemacht hatte.

Er machte ſich jetzt daran, ſeine beiden Gardiſten zu erforſchen und entdeckte mit Mißvergnügen, daß ſie dumm und blöde und eben ſo untauglich waren, ihm mit Rath beizuſtehen, wie ſie ſich im Kampf unverläßlich und feig erwieſen hatten.

„Doch um ſo beſſer,“ ſagte Quentin zu ſich ſelbſt, indem ſein Muth in den Schwierigkeiten ſeiner Lage wuchs. „Um ſo beſſer! — Jene liebliche junge Dame ſoll nur mir allein Dank ſchulden. — Was eine Hand und ein Kopf thun können — mir däucht, das kann ich leiſten. Ich ſah meines Vaters Haus in Flammen ſtehen, ſah ihn und meine Brüder als Leichen in dieſen Flammen liegen — und ich, ich wich keinen Zoll breit, ſondern kämpfte wacker fort bis ans Ende. Jetzt bin ich zwei Jahre älter, und habe die beſte und ſchönſte Sache zu vertreten, die das Herz eines Mannes zu entflammen vermag!“

Quentin zeigte in der That während dieſer Reiſe ein ſolches Uebermaß von Aufmerkſamkeit, Wachſamkeit und Thätigkeit, daß man ſtaunen mußte über die Energie und Ausdauer eines ſo jungen, ziemlich unerfahrenen Mannes.

Sein liebſter Aufenthaltsort war natürlich an der Seite der beiden Damen, die ſeine zarte Sorge um ihr Wohl dankbar anerkannten und anfingen, in dem Tone einer vertrauten Freundſchaft mit ihm zu ſprechen, indem ſie offenbar großes Vergnügen an ſeiner Naivetät fanden. Doch duldete Quentin nicht, daß dieſer Zauber, der ſein Gemüth gefeſſelt hielt, ihn nachläſſig in ſeiner Pflicht werden ließ.

War er oft an der Seite der Gräfinnen, wo er ſich bemühte, den Kindern eines flachen Landes ſeine heimatlichen Berge, beſonders aber die Schönheiten von Glen-hou-lakin zu ſchildern, ſo ritt er doch eben ſo oft mit Hayraddin an der Spitze des Reitertrupps, fragte ihn über ihren Weg, über die Halteplätze und ſchrieb ſich ſeine Antworten feſt ins Gedächtniß, um feſtzuſtellen, ob er bei ſpäteren Kreuzfragen irgend einen Widerſpruch, irgend ein Zeichen von Verrätherei entdecken könne.

Und eben ſo oft fand man ihn eifrig bemüht, ſich die

Anhänglichkeit der beiden Gardiſten durch gütige Worte und kleine Geſchenke und Verſprechungen auf ſpätere Belohnung zu ſichern.

In dieſer Weiſe reiſten ſie über eine Woche auf unbekannten Neben- und Umwegen, und indem ſie die bevölkerten Gegenden ſo viel als möglich mieden, da ſie jeder großen Stadt ausweichen mußten.

In dieſem Zeitraum ereignete ſich nichts Merkwürdiges, obwol ſie zuweilen mit herumwandernden Zigeunern zuſammentrafen, von welchen ſie jedoch, da ſie unter der Leitung eines ihrer Stammesgenoſſen ſtanden, in keiner Weiſe behelligt wurden. Auch einzelne Soldaten, vielleicht auch Räuber, ließen ſich in der Nähe blicken, hielten die Geſellſchaft aber offenbar für zu ſtark, um ſie anzugreifen.

Ihre Halteplätze waren gewöhnlich die Klöſter, die meiſtentheils durch die Kloſterregeln verpflichtet waren, wandernde Pilger aufzunehmen und ihnen Gaſtfreundſchaft zu erweiſen, ohne ſie mit läſtigen Fragen über ihren Rang und Charakter zu beläſtigen.

Die Gräfinnen von Croye ſchützten gewöhnlich Müdigkeit als Entſchuldigung vor, ſich augenblicklich zur Ruhe zu begeben, und Quentin, der als ihr Haushofmeiſter handelte, ordnete alles Nöthige zwiſchen ihnen und ihren Gaſtgebern, und entfaltete dabei eine Schlauheit, die ſie vor jeder Unannehmlichkeit ſchützte, und eine Liebenswürdigkeit, die bei den Gaſtgebern ſtets den beſten Eindruck machte und zu dem herzlichſten Einvernehmen führte.

Nur ein Umſtand verurſachte Quentin beſondere Sorgen: es war dies der Charakter und die Nationalität ſeines Führers, der als ein Heide, als ein ungläubiger Vagabund, überdies den ſchwarzen Künſten huldigend, meiſtens an den heiligen Ruheorten, die die Geſellſchaft aufſuchte, als ein ſehr unpaſſender Gaſt betrachtet wurde und nur mit dem größten Widerſtreben auch nur in die Hofräume der Klöſter zugelaſſen wurde.

Es war dies ein ſehr ſchlimmer Umſtand, denn erſtens war es nöthig, einen Menſchen, der in das Geheimniß ihrer Expedition eingeweiht war, bei guter Laune zu erhalten, zweitens hielt Quentin es für unumgänglich nothwendig, Hayraddin ſtets aufmerkſam zu beobachten und ihn daran zu verhindern, mit irgend Jemand in geheimen Verkehr zu treten.

Dies wurde natürlich unmöglich, wenn man den Zigeuner außerhalb des Kloſters, in dem ſie Nachtlager nahmen, einquartierte und Durward konnte ſich des Gedankens nicht entſchlagen, daß Hayraddin ſelbſt ſich bemühte, ein ſolches Arrangement zu Wege zu bringen. Denn anſtatt ſich ſtill und ruhig in dem ihm angewieſenen Quartier zu verhalten, waren ſeine Geſpräche, ſeine luſtigen Streiche, ſeine Lieder für die jüngeren Brüder und Novizen ſo unterhaltend, wie für die älteren ſo unerbaulich, daß es in mehr als einem Fall aller Autorität, ja ſelbſt der ſtrengſten Drohung Quentin's bedurfte, ſeine unehrerbietigen und unzeitgemäßen Späße zu unterdrücken und ſeiner ganzen Beredtſamkeit der Geiſtlichkeit gegenüber, damit man dieſen heidniſchen Hund nicht ſchmählich vor die Thür warf.

Jedoch ſeinem gewandten Weſen, ſeiner Ueberredungskunſt gelang es, beide Parteien zu beſchwichtigen.

Aber am zehnten oder zwölften Tag ihrer Reiſe, als ſie Flandern betraten und ſich der Stadt Namur näherten, waren alle Bemühungen Quentin's, die Folgen zu verhindern, die das ſcandalöſe Betragen ſeines heidniſchen Führers nach ſich zog, ohne Erfolg.

Der Schauplatz war ein Franziskanerkloſter, deſſen Prior ſpäter in dem Geruch der Heiligkeit ſtarb. Nach mehr Bedenken, als die übrigen Geiſtlichen bisher gezeigt hatten, gelang es Quentin endlich, den Zigeuner in das Kloſter einzuſchmuggeln, wo man ihn in einem Anbau unterbrachte, den nur ein als Gärtner fungirender Laienbruder bewohnte.

Die Damen zogen ſich in ihr Gemach zurück, und der Prior, der zufällig einige entfernte Verwandte und Freunde in Schottland beſaß, und überdies ſtets mit Vergnügen zuhörte, wenn Ausländer von ihrer fernen Heimat erzählten, lud Quentin, deſſen Erſcheinung und Benehmen ihm zu gefallen ſchien, ein, in ſeiner eigenen Zelle eine kleine frugale klöſterliche Erfriſchung anzunehmen.

Der Schotte, der in dem Franziskanerpater einen Mann von Geiſt und Kenntniſſen entdeckte, vernachläſſigte dieſe Gelegenheit nicht, ſich mit dem Stand der öffentlichen Zuſtände in Lüttich bekannt zu machen, wovon ihm während der letzten zwei Tage Berichte zu Ohren gekommen waren, die ihn höchſt beſorgt machten für die Sicherheit der ihm Anvertrauten, da er ſogar an der Macht des Biſchofs zweifeln mußte, dieſelben zu beſchützen, wenn ſie wirklich erſt glücklich in ſeiner Reſidenz angekommen waren.

Die Antwort des Priors war nicht ſehr tröſtlich.

Er ſagte, das Volk von Lüttich beſtände aus wohlhabenden Bürgern, die wie der alte Jeshurun fett und gottlos geworden wären; — ſie wären hochmüthigen Herzens, eben ihrer Vorrechte und Reichthümer wegen; — ſie unterhielten verſchiedene Streitigkeiten mit dem Herzog von Burgund, ihrem Lehensherrn, mehrere Abgaben betreffend — ſie wären ſchon zu wiederholten Malen in offene Empörung ausgebrochen, was den Herzog, einen Mann von heftiger, heißblütiger Natur, in ſolchen Zorn brachte, daß er bei dem heiligen Georg geſchworen habe, er wolle beim nächſten Anlaß die Stadt Lüttich dem zerſtörten Babylon gleich machen, zu einem Schreckbild für alle Domänen Flanderns.

„Und dem Gerücht nach iſt er ein Fürſt, der wol im Stande iſt, einen ſolchen Schwur zu halten,“ ſagte Quentin, „die Männer von Lüttich werden ſich alſo wohl hüten, ihm einen ſolchen Anlaß zu geben.“

„Das wäre zu hoffen,“ erwiderte der Prior, „und die Gerechten im Lande bitten darum, ſie, denen es nicht lieb iſt, wenn das Blut ihrer Mitbürger wie Waſſer vergoſſen wird, und daß ſie zu Grunde gehen, bevor ſie ihren Frieden mit dem Himmel geſchloſſen haben. Der gute Biſchof iſt Tag und Nacht bemüht, den Frieden zu erhalten, wie es einem Diener der Kirche geziemt, denn es ſtehet geſchrieben: Beati pacifici! Außerdem —“

Hier ſeufzte der Prior tief und ſchwieg.

Quentin erwähnte, von welch großer Wichtigkeit es für die Damen, die er begleite, ſei, ſichere Nachricht über den inneren Zuſtand des Landes einzuziehen, und welche That chriſtlicher Barmherzigkeit es daher wäre, wenn der ehrwürdige Vater ihn über dieſen Punkt aufklären wolle.

„Es iſt ein Punkt,“ ſagte der Prior, „über den kein Menſch gerne ſpricht; denn derjenige, der Böſes von dem Mächtigen ſpricht, etiam in cubiculo, wird finden, daß der Wind ſeine Worte verräth. Jedoch um Euch, der Ihr ein guter Jüngling ſeid, und jenen Damen, die ſich offenbar auf einer heiligen Pilgerfahrt befinden, einen kleinen Dienſt zu erweiſen, der doch in meiner Macht ſteht, will ich offen mit Euch ſprechen.“

Jetzt ſenkte er die Stimme und blickte ſich vorſichtig um, als fürchtete er belauſcht zu werden.

„Das Volk von Lüttich wird zu ſeinen häufigen Meutereien insgeheim durch Männer Belials angereizt, die — wie ich zu Gott hoffe — lügneriſch behaupten, von unſerm allerchriſtlichſten König dazu beauftragt zu ſein, der dieſen Titel ſchlecht verdienen würde, wollte er wirklich den Frieden eines Nachbarſtaates auf ſo gewiſſenloſe Weiſe gefährden. Doch iſt es immerhin Wahrheit, daß diejenigen, welche die Unzufriedenheit in Lüttich ſchüren und in Flammen halten, ſeinen Namen mit großer Freiheit brauchen.“

„Ueberdies iſt hier zu Lande ein Edelmann von guter Abkunft und gutem Ruf in kriegeriſchen Dingen, im Uebrigen aber ſo zu ſagen ein lapis offensionis et petra scandali, ein Stein des Anſtoßes, in den Ländern von Flandern und Burgund, es iſt das Wilhelm von der Marck.“

„Wilhelm mit dem Bart genannt?“ ſagte der junge Schotte, „oder auch der wilde Eber der Ardennen?“

„Man nennt ihn ſo mit Recht, mein Sohn,“ erwiderte der Prior, „denn er iſt der wilde Eber des Waldes, deſſen Hufe Alles zertrampeln, deſſen Hauer Alles zerreißen! — Er hat eine Bande von mehr als tauſend Männern um ſich geſammelt, die gleich ihm Verſpötter aller bürgerlichen und geiſtlichen Autorität ſind; er hält ſich für unabhängig von dem Herzog von Burgund, und ernährt ſich und ſeine Soldaten durch Raub und Plünderung, mit denen er ohne Unterſchied Weltlichkeit und Geiſtlichkeit heimſucht. Imposuit manus in Christos Domini — er hat ſeine Hand nach den Geſalbten des Herrn ausgeſtreckt, ohne zu beachten, was da geſchrieben ſteht: „Taſte nicht an meinen Geſalbten und thue nicht Unrecht meinem Propheten.“ Selbſt in unſer Kloſter ſchickte er um Summen Goldes als Löſegeld für unſer Leben und jenes unſerer Brüder. Wir antworteten ihm mit einer lateiniſchen Schrift, die unſere Unfähigkeit darthat, ſeinem Verlangen zu entſprechen und mit dem Worte des Predigers: Ne moliaris amico tuo malum, cum habet in te fiduciam. Dennoch antwortete dieſer Gulielmus Barbatus, dieſer Wilhelm von der Marck, der eben ſo unbewandert in menſchlichen Kenntniſſen, wie in der Menſchlichkeit ſelbſt iſt, in ſeinem lächerlichen Jargon: Si non payatis brulabo monasterium vestrum.“ *)

„Ich will hoffen, mein guter Vater,“ ſagte Durward, „daß Ihr dieſes Küchenlatein verſtanden habt?“

„Ach, mein Sohn,“ erwiderte der Prior, „Furcht und Nothwendigkeit ſind ſtrenge Lehrer, und wir waren gezwungen, unſere ſilbernen Altargefäße einzuſchmelzen, um die Raubſucht dieſes grauſamen Menſchen zu befriedigen. Mag es ihm der Himmel ſiebenfach vergelten! Pereat improbus! Amen, amen, anathema esto!“

„Es wundert mich, daß der Herzog von Burgund dieſen Eber nicht aufs Korn nimmt, von deſſen verruchtem Treiben ich ſchon ſo viel gehört habe.“

„Ach, mein Sohn,“ erwiderte der Prior, „der Herzog iſt jetzt in Peronne, wo er die Anführer von Hunderten und Tauſenden ſammelt, um gegen Frankreich Krieg zu führen. Ja — während der Himmel zwiſchen die Herzen dieſer großen Fürſten Zwietracht ſäete, wird ihr Land von ſolchen kleinen Unterdrückern zerfleiſcht! — Aber der Herzog vernachläſſigt es in ſchlechter Stunde dieſen innern Krebs zu heilen. Denn dieſer Wilhelm von der Marck unterhält in letzter Zeit offenen Verkehr mit Rouslaer und Pavillon, den Anführern der Unzufriedenen Lüttichs, und es ſteht zu befürchten, daß er dieſelben bald zu einem verzweifelten Unternehmen aufgeſtachelt haben wird.“

„Aber der Biſchof von Lüttich,“ ſagte Quentin, „hat

---

*) Eine ähnliche Geſchichte erzählt man von dem Herzog von Vendome, der die klaſſiſche Ermahnung eines deutſchen Kloſterabtes mit einem gleichen Erguß von ſolchem Küchenlatein erwiderte.

noch Macht genug, dieſe unzufriedenen und empörten Geiſter zu beſänftigen — nicht wahr, guter Vater? — Eure Antwort auf dieſe Frage iſt von hoher Wichtigkeit für mich.“

„Der Biſchof, mein Sohn,“ erwiderte der Prior, „beſitzt ſowol das Schwert St. Peters, als deſſen Schlüſſel. Er beſitzt auch den Schutz des mächtigen Hauſes von Burgund, ſeine geiſtliche Autorität als Prälat und hat überdies eine gute Militärmacht zur Stütze hinter ſich. Dieſer Wilhelm von der Marck iſt in ſeinem Haus auferzogen und ihm durch viele Wohlthaten verpflichtet. Aber noch am Hofe des Biſchofs äußerte er ſein wildes blutdürſtiges Temperament und wurde eines Mordes wegen verbannt, den er an einem Anhänger des Biſchofs verübte. Von dieſem Augenblick an war er ſein beſtändiger, unerbittlicher Feind und hat jetzt, wie ich mit Kummer ſagen muß, ſeine Lenden gegürtet, um gegen ihn zu kämpfen.“

„So haltet Ihr die Lage des würdigen Prälaten für eine gefährliche?“ fragte Quentin in höchſter Beſorgniß.

„Ach, mein Sohn,“ ſagte der gute Franziskanerbruder, „wer lebt in dieſer Wüſtenei, der nicht in Gefahr wäre? Aber der Himmel verhüte, daß ich von dem ehrwürdigen Prälaten als von einem Menſchen ſpräche, der ſich in dringlicher Gefahr befindet. — Er hat einen großen Schatz, treue Rathgeber und tapfere Soldaten; auch ſagt ein Bote, welcher geſtern hier vorbei nach Oſten zog, der Herzog von Burgund habe dem Biſchof auf deſſen Anſuchen hundert Lanzen zur Unterſtützung zugeſchickt. Dieſe Verſtärkung iſt, im Verein mit dem zu jeder Lanze gehörenden Gefolge groß genug, Wilhelm von der Marck — ſein Name ſei verflucht! — in Reſpect zu halten! — Amen!“

Ihre Unterhaltung wurde in dieſem Augenblick durch den Sakriſtan unterbrochen, der mit zornbebender Stimme den Zigeuner anklagte, er habe ſich erlaubt, mit den jüngeren Kloſterbrüdern eitles, gottloſes Zauberſpiel zu treiben. Beim Abendeſſen nämlich hatte er berauſchende Tropfen in ihre Becher gegoſſen, die ſtärker waren, als der ſtärkſte Wein, ſo daß mehrere der jungen Männer wirklich ſeinem Genuß unterlagen. — Und ſie konnten an dem Sakriſtan ſelbſt, an ſeinem erhitzten Geſicht, an ſeiner ſchweren

Junge wahrnehmen, daß ſogar er, der von kräftigerer Conſtitution war, jener aufregenden Wirkung nicht ganz entgangen war.

Ferner hatte der Zigeuner weltliche, unzüchtige Lieder geſungen, den Strick des heiligen Franziskus verhöhnt, ſeine Wunder lächerlich gemacht, ſeine Anhänger Narren und Tagediebe genannt. Endlich hatte er ihnen ſogar aus den Linien der Hand wahrgeſagt und dem jungen Pater Chermabin verkündet, er werde von einer ſchönen Dame geliebt, die ihn zum Vater eines kräftigen Buben machen werde.

Der Pater Prior hörte dieſe Klagen eine Weile ſtillſchweigend mit an, als hätte ihn das Entſetzen ob ſolcher ſchändlicher Gräuel der Sprache beraubt. Erſt als der Sakriſtan geendet hatte, erhob er ſich, begab ſich in den Hof des Kloſters und befahl den Laienbrüdern — unter der Verſicherung, jeder Ungehorſam ſolle die härteſte Buße nach ſich ziehen — Hayraddin mit ihren Karrenpeitſchen und Beſenſtielen aus dem heiligen Bezirk zu vertreiben.

Dieſes Urtheil wurde auch in Quentin Durward's Beiſein vollzogen, welcher, ſo unangenehm der Vorfall ihm auch war, ſich doch ſagen mußte, daß ſeine Vermittelung unter vorliegenden Umſtänden nichts fruchten könne.

Allein, die an dem Sünder vollzogenene Strafe trug, trotz der ernſthaften Ermahnungen des Superiors, einen mehr lächerlichen, als ſchrecklichen Charakter.

Der Zigeuner rannte über den Hof — begleitet von dem Geſchrei vieler Stimmen und dem Geräuſch von Streichen, welche öfter die Luft, als ihn trafen — theils weil manche abſichtlich fehlgingen, theils weil er den anderen, ihm ernſtlich zugedachten, durch flinke, behende Bewegungen zu entgehen wußte. Die wenigen Schläge aber, welche wirklich auf ſeine Schultern und ſeinen Rücken fielen, nahm er ohne Widerſtand oder Klage hin.

Der Lärm und Tumult wuchs noch durch den Umſtand, daß die unerfahrenen Prügelknechte, zwiſchen welchen Hayraddin Gaſſen laufen mußte, eben ſo oft ſich ſelbſt gegenſeitig trafen, als ihn, bis der Prior dieſem unerquicklichen Auftritt endlich ein Ende machte, indem er die Seitenpforte öffnen ließ, worauf der Zigeuner im Nu durch dieſelbe fortgeſprungen war und im Mondenſchein das Weite ſuchte.

Während dieſes Auftritts beſtärkte ſich in Quentin ein Verdacht, der ihm ſchon früher aufgeſtiegen war.

Noch am ſelben Morgen hatte Hayraddin ihm eifrig verſichert, ſich in Zukunft beſcheidener und anſtändiger zu betragen, als es bisher geſchehen war, ſo oft ſie in einem Kloſter Aufnahme gefunden hatten. Und doch brach er ſein Verſprechen ſo ſchnell, und betrug ſich auf noch anſtößigere Weiſe als je zuvor.

Wahrſcheinlich ſteckte eine geheime Abſicht dahinter, denn was immer Hayraddin's Fehler waren, an Klugheit und Selbſtbeherrſchung fehlte es ihm, wenn er wollte, nie. War es nun nicht möglich, daß er geſonnen war, mit einem Gliede ſeiner eigenen Horde, oder mit ſonſt Jemand in Verkehr zu treten, was ihm bei Tage durch Quentin Durward's Wachſamkeit nicht gelingen wollte, und er daher auf dieſe Liſt verfallen war, um aus den Kloſtermauern zu kommen?

Kaum ſtieg dieſer Verdacht nochmals in Quentin's Seele auf, ſo hatte er auch ſchon mit der ihm eigenen raſchen Weiſe beſchloſſen, ſeinem ausgepeitſchten Führer heimlich zu folgen, um ſein Treiben zu beobachten.

Als der Zigeuner daher durch die Kloſterpforte entflohen war, erklärte Quentin dem Prior in Eile die Nothwendigkeit, ein wachſames Auge auf ſeinen Führer zu haben, und machte ſich ſogleich an deſſen Verfolgung.

Siebenzehntes Kapitel.

Der erſpähete Späher.

Als Quentin aus dem Kloſterthor trat, konnte er Hayraddin noch in der Ferne wahrnehmen, denn das Mondenlicht zeigte ſeine dunkle Geſtalt, wie er mit der Schnelligkeit eines durchgepeitſchten Hundes durch die Straße des kleinen Dorfes und dann über die jenſeits derſelben gelegene ebene Wieſe hinlief.

„Mein Freund läuft gar ſchnell,“ dachte der junge Schotte; „aber er müßte noch ſchneller laufen, wollte er dem flüchtigſten Fuß entkommen, der jemals die Haide von Glen-hou-lakin betrat.“

Da Quentin glücklicherweiſe weder Mantel, noch Rüſtung trug, ſo war er durch nichts gehindert, eine Schnelligkeit zu entfalten, die in ſeinem eigenen Lande ihres Gleichen nicht hatte, und mit der er den Zigeuner, trotz ſeines Vorſprunges, bald eingeholt haben würde.

Dies wollte Quentin aber nicht, da es ihm wichtiger dünkte, ſein Treiben zu beobachten, als es zu hemmen. In dieſer Abſicht beſtärkte ihn noch der Umſtand, daß der Zigeuner offenbar eine beſtimmte Richtung verfolgte, was deutlich verrieth, daß er nicht blos den Peitſchen der Kloſterbrüder entgehen, ſondern ein beſtimmtes Ziel erreichen wollte.

Er ſah ſich nicht einmal um — ſo daß Quentin ihm unbemerkt zu folgen vermochte.

Endlich, als der Zigeuner über die Wieſe gekommen war bis an einen kleinen Fluß, deſſen Ufer mit Weiden und Erlen bewachſen waren, blieb er ſtehen und ſtieß in ſein Horn — ein Ton, welcher aus einiger Entfernung mit einem Pfiff beantwortet wurde.

„Das iſt ein Stelldichein,“ dachte Quentin; „aber werde ich auch nahe genug kommen können, um zu hören und zu verſtehen, was hier verhandelt wird? — Bin ich nicht höchſt vorſichtig, ſo muß das Geräuſch meiner Fußtritte, ſo wie das Rauſchen der Zweige mich verrathen. — Beim heiligen Andreas! ich will an ſie heranſchleichen, als wären ſie Hirſche von Glen-Isla — ſie ſollen es erfahren, daß ich die edle Waidmannskunſt nicht erfolglos betrieb. Dort kommen die beiden Schatten zuſammen. — Ja, ja, es ſind ihrer zwei — werde ich von ihnen entdeckt, und hegen ſie feindſelige Abſichten, wie ſich kaum bezweifeln läßt, ſo habe ich die Uebermacht gegen mich und Gräfin Iſabella verliert ihren treuen Freund! — Nun — er wäre nicht werth ihr Freund zu heißen, wäre er nicht bereit zu ihrer Vertheidigung es mit einem ganzen Dutzend aufzunehmen. — Habe ich nicht mit Dunois die Klinge gekreuzt — mit dem tapferſten Ritter Frankreichs, und ſoll jetzt ſolche elende Wichte fürchten? Pah! — Mit Gottes und des heiligen Andreas Beiſtand will ich ihnen kühn Trotz bieten!“

Nachdem unſer Freund ſolche Entſchlüſſe gefaßt hatte, ſtieg er — durch ſein Jägerleben zur Vorſicht geſchult — behutſam in das Bett des kleinen Fluſſes, deſſen Tiefe wechſelte — (indem das Waſſer an einer Stelle kaum ſeine Füße bedeckte, dann wieder bis zu ſeinen Knieen reichte) — und ſchlich ſich ſo, von dem überhängenden Strauchwerk des Ufers verborgen, mit leichen Schritten, welche im Gemurmel des Waſſers unhörbar blieben, näher. (Wir ſelbſt ſchlichen uns einſt in gleicher Weiſe an ein Rabenneſt heran.)

In ſolcher Art gelang es dem jungen Schotten ſo nahe zu kommen, bis er die Stimmen der zwei Perſonen, welche die Gegenſtände ſeiner Beobachtung waren, hören konnte, wenn er auch die Worte noch nicht zu verſtehen vermochte.

Da er ſich jetzt unter den Zweigen einer üppigen Trauerweide befand, die ſich faſt bis auf die Oberfläche des Waſſers herabſenkten, ſo ergriff er einen der ſtärkſten Aeſte, an dem er ſich behende wie eine Katze in die Höhe ſchwang, wo er ſich, vor jeder Entdeckung ſicher, auf die mittelſten Aeſte ſetzte.

Von ſeiner jetzigen Stellung aus konnte er ſehen, daß die Perſon, mit welcher Hayraddin ſprach, von deſſen eigenem Stamm war, auch bemerkte er zu gleicher Zeit zu ſeinem Leidweſen, daß keine weitere Annäherung ihm dazu dienen könne, ihre Worte zu verſtehen, da ſie einer ihm unbekannten Sprache angehörten.

Die zwei Geſellen lachten häufig, und da Hayraddin Bewegungen machte, als wolle er ſich den gegen ihn geführten Streichen entziehen, und ſich ſchließlich die Schultern rieb, blieb Durward kein Zweifel, daß er die Prügelſcene erzählte, die ſeiner Flucht aus dem Kloſter vorangegangen war.

Plötzlich ertönte in der Ferne wieder ein Pfiff, der von Hayraddin durch einige Horntöne erwiedert wurde.

Gleich darauf erſchien ein großer, ſtarker Mann von militäriſchem Aeußern, deſſen Sehnen und Muskeln auffallend von dem kleinen, zartgliederigen Zigeuner abſtachen.

Er trug ein Wehrgehänge um die Schulter, von dem ein Schwert ihm heinahe quer über den Leib hing; durch die vielen Schlitze ſeines Beinkleides quollen Puffen von verſchiedenen Farben hervor, und dieſes Unterkleid ſelbſt war mindeſtens durch hundert kleine Bänder an ſein enges Büffelkoller angeneſtelt, auf deſſen rechtem Aermel das Abzeichen ſeines Gebieters, ein ſilberner Eberkopf glitzerte.

Der kleine Hut war verwegen ſeitwärts auf den Kopf geſtülpt, von dem dichtes krauſes Haar an beiden Seiten des breitknochigen Geſichtes herabfiel und ſich mit einem eben ſo dichten, ungefähr vier Zoll langen Bart vermengte.

Die ganze Erſcheinung dieſes Menſchen, der eine Lanze in der Rechten trug, war die jener deutſchen Abenteurer, die unter dem Namen „Lanzknechte“ bekannt waren, und zu jener Zeit einen großen Theil der Infanterie bildeten. Natürlich waren dieſe käuflichen Söldlinge eine wilde, raubſüchtige Schaar, und da unter ihnen die Sage ging, einem Lanzknecht ſei, ſeiner Verbrechen wegen, der Eingang in den Himmel verweigert worden, während die Hölle ihn ſeines ungeberdigen, meuteriſchen und ſubordinationswidrigen Betragens wegen nicht aufnehmen wollte, ſo handelten ſie ſo, als hofften ſie ſo wenig auf den Himmel, als ſie die Hölle fürchteten.

„Donner und Blitz!“ war ſein erſter Gruß, dann fuhr er in einem deutſch-franzöſiſchen Dialect, den wir nicht wiedergeben wollen, fort: „Warum laßt Ihr mich hier drei Nächte vergeblich lauern?“

„Ich konnte Euch nicht früher ſehen, Herr,“ erwiderte Hayraddin in ſehr höflichem Ton. „Es gibt da einen gewiſſen jungen Schotten, mit Augen, ſo ſcharf wie die einer Wildkatze, der alle meine Bewegungen beobachtet. Er hat ſchon Argwohn gegen mich gefaßt; würde er ſeinen Verdacht beſtätigt finden, ſo wäre ich auf der Stelle des Todes, und er würde die Frauen nach Frankreich zurückführen.“

„Zum Henker!“ rief der Lanzknecht aus. „Wir ſind unſer drei — wir wollen ſie morgen angreifen und die Weiber fortführen, ohne uns um Weiteres zu kümmern. Sagtet Ihr nicht, die zwei Knechte wären Memmen? — Nun, die könnt Ihr und Euer Kamerad zur Ruhe bringen, und der Teufel ſoll mich holen, wenn ich es nicht mit Eurer ſchottiſchen Wildkatze aufnehmen kann!“

„Ihr werdet da ein ſchweres Stück Arbeit finden,“ ſagte

Hayraddin, denn abgeſehen davon, daß wir ſelbſt nicht viel werth ſind im Kampf, ſo hat dieſer junge Burſche ſich ſchon mit dem beſten Ritter Frankreichs gemeſſen und ſich mit Ehren aus der Affaire gezogen — ich weiß, daß er den tapfern Dunois hart bedrängte.“

„Hagel und Sturmwetter! das ſpricht nur Eure Feigheit!“ fluchte der deutſche Soldat.

„Ich bin ſo wenig ein Feigling, wie Ihr,“ begann Hayraddin wieder, „aber das Kämpfen iſt eben mein Handwerk nicht. — Wollt Ihr den Vertrag halten, ſo wie wir ihn ausmachten, ſo iſt es gut — wenn nicht, ſo führe ich ſie ſicher in den Palaſt des Biſchofs. Dort kann Wilhelm von der Marck die Frauen leicht in ſeine Gewalt bringen, wenn er nur halb ſo ſtark iſt, als er vor einer Woche zu ſein vorgab.“

„Potztauſend,“ ſagte der Soldat, „wir ſind eben ſo ſtark und ſtärker. Doch hörte ich von hundert burgundiſchen Lanzen — das ſind, fünf Mann auf die Lanze gerechnet, fünfhundert Mann, ſeht Ihr. — Der Teufel ſoll mich holen, wenn dieſe Burſchen nicht mehr gelaunt ſind, uns zu ſuchen, als wir ihnen nachzujagen. Denn der Biſchof hat eine tüchtige Macht hinter ſich, — das hat er in der That.“

„Dann müßt Ihr Euch an dem Kreuz der heiligen drei Könige in den Hinterhalt legen, oder das Abenteuer ganz aufgeben.“

„Aufgeben? — Aufgeben? Dieſes Abenteuer mit der reichen Braut für unſeren edlen Herrn? — Zum Teufel, lieber will ich es mit der Hölle ſelbſt aufnehmen! — Bei meiner Seele, wir werden alle Prinzen und Herzöge, und auch den Schlüſſel zum Weinkeller beſitzen! — Dann wollen wir die verroſtete franzöſiſche Krone in Beſitz nehmen und unſer Leben nach Herzensluſt genießen, ſobald erſt der mit dem Bart an der Spitze der Dinge ſteht!“

„So beſteht dieſer Hinterhalt an dem Kreuz der drei Könige noch?“ fragte der Zigeuner.

„Mein Gott, ja! — Ihr könnt ihnen ſchwören, ſie dahin zu bringen, und liegen ſie einmal vor dem Kreuz auf ihren Knieen und ſind von ihren Pferden abgeſtiegen, wie alle Menſchen, ausgenommen ſolche heidniſche Geſellen, wie du einer biſt, es thun, dann fallen wir über ſie her und ſie ſind unſer.“

„Mag ſein, aber ich verſprach dieſes Stück nothwendiger Schurkerei nur unter einer Bedingung,“ bemerkte Hayraddin, „und werde es nie dulden, daß dieſem jungen Mann auch nur ein Haar gekrümmt werde. Schwört Ihr mir ſeine Sicherheit zu und zwar bei den drei Todten von Cöln, ſo will ich Euch ſchwören, und das bei den ſieben Nachtwandlern, daß ich Euch in allen anderen Stücken getreulich dienen will. Brecht Ihr dann Euren Eid, ſo ſollen dieſe ſieben Nachtwandler Euch ſieben Nächte hindurch zwiſchen Mitternacht und Morgen aus dem Schlafe wecken, in der achten aber Euch erdroſſeln und auffreſſen.“

„Aber Donner und Hagel, was macht Ihr für ein Weſen um das Leben dieſes Burſchen?“ fragte der Deutſche.

„Kümmere dich nicht darum, manche Menſchen finden Vergnügen daran, Kehlen abzuſchneiden, Andere daran, ſie ganz zu erhalten. — Schwört mir alſo, daß Ihr ſein Leben und ſeine Glieder ſchonen wollt, oder bei dem glänzenden Stern Aldeboran, dieſe Sache ſoll nicht weiter getrieben werden. — Schwört aber bei den drei Königen von Cöln — denn ich weiß, ein anderer Eid gilt Euch nichts.“

„Du biſt ein komiſcher Geſelle,“ ſagte der Lanzknecht, — „ich ſchwöre.“

„Noch nicht!“ fiel der Zigeuner ein, „wendet Euch um, tapferer Lanzknecht, dreht Euer Geſicht nach Oſten, damit die Könige Euch auch hören!“

Der Soldat legte in der ihm vorgeſchriebenen Weiſe den Eid ab, worauf Hayraddin erklärte, er wolle ſich zu geeigneter Zeit bereit halten und zwar an der bezeichneten Stelle, die kaum fünf Meilen entfernt war.

„Würde es aber nicht ſicherer ſein, ein Fähnlein Reiter an der entgegengeſetzten Seite des Gaſthofes bereit zu halten, welches ſie dort abfangen würde, falls ſie jenen Weg einſchlügen?“

Der Zigeuner überlegte dieſen Vorſchlag eine Weile und antwortete dann:

„Nein, — die Erſcheinung von Truppen in jener Gegend könnte die Garniſon von Namur in Allarm bringen, und das gäbe einen zweifelhaften Kampf, anſtatt einen ſicheren Erfolg. Ueberdies werden ſie an dem rechten Ufer der Maas wandern, denn ich kann ſie führen, wohin ich will, denn ſo ſchlau dieſer ſchottiſche Bergbewohner auch immer ſei, er hat bisher noch Niemand über ſeine Reiſeroute um Rath gefragt als mich allein. Jedenfalls hat man mich ihm als einen verläßlichen Freund bezeichnet, deſſen Wort kein Menſch in Zweifel zieht, bis er ihn ein bischen beſſer kennen gelernt hat."

„Hört mal, Freund Hayraddin," ſagte der Soldat, „ich möchte Euch etwas fragen. Ihr und Euer Bruder, ihr ſeid, wie Ihr mir ſchon oft erzählt habt, große Sterndeuter, das iſt Sterngucker und Geiſterſeher. — Nun, wie zum Henker kommt es dann, daß Ihr es nicht vorausgeſehen habt, Euer Bruder Zamet würde gehenkt werden?"

„Das will ich Euch ſagen," entgegnete Hayraddin. „Hätte ich wiſſen können, daß mein Bruder ſolch ein Narr ſein würde, dem Herzog Karl von Burgund König Ludwigs Worte zu verrathen, dann hätte ich ſeinen Tod ſo ſicher vorhergeſagt, als man für den Monat Juli ſchönes Wetter prophezeien kann. Ludwig beſitzt an dem Hof von Burgund ſowol Hände, als Ohren in ſeinen Dienſten, und Karls Räthe hören das franzöſiſche Gold eben ſo gern klirren, wie du den Henkel eines Biertopfes. — Doch leb' wohl jetzt, und vergiß nicht, dich zu gehöriger Zeit einzufinden — ich muß nun meinen jungen Schotten einen Bogenſchuß vor dem Thore der Höhle jener trägen Schweine erwarten, ſonſt glaubt er, ich ginge irgend einem Abenteuer nach, das ſeiner Reiſe nachtheilig iſt."

„Nehmt erſt einen Trunk zur Stärkung," ſagte der Lanzknecht, ihm eine Flaſche reichend. — „Doch ich vergeſſe, du biſt Beſtie genug, nur Waſſer zu trinken, wie alle dieſe niedrigen Knechte des Mahund und Termagund!"

„Du deinerſeits biſt ein Knecht des Weinfaſſes und der Flaſche," entgegnete der Zigeuner, „und darum wundert es mich nicht, daß man dir nur die blutdürſtige, gewaltthätige Rolle überträgt, das auszuführen, was beſſere Köpfe erſinnen. — Derjenige, der die Gedanken Anderer erfahren oder der ſeine eigenen verbergen will, darf keinen Wein genießen. — Doch was predige ich dir, deſſen Durſt ſo ewig iſt, wie die Sandwüſten Arabiens! Leb' wohl noch einmal — nimm deinen Kameraden Tuisco mit dir — ſein Erſcheinen in der Nähe des Kloſters könnte Verdacht erwecken."

Die beiden edlen Freunde trennten ſich, nachdem ſie ſich noch einmal das feſte Verſprechen gegeben hatten, bei dem Stelldichein am Kreuz der drei Könige zu erſcheinen.

Quentin wartete, bis ſie außer Geſichtsweite waren und kam dann mit klopfendem Herzen aus ſeinem Verſteck hervor und ein Schauder ergriff ihn, als er bedachte, welch dringender Gefahr er und ſeine ſchönen Schutzbefohlenen entronnen waren — das heißt, wenn ein Entrinnen aus dieſem ſchurkiſchen Plan noch möglich war.

Da er befürchtete, bei ſeiner Rückkehr ins Kloſter mit Hayraddin zuſammenzutreffen, machte er auf die Gefahr hin, ſchlechte rauhe Wege zu finden, einen weiten Umweg, der es ihm möglich machte, ſein Aſyl von der entgegengeſetzten Seite wieder zu erreichen, als jene, von der er es verlaſſen hatte.

Unterwegs überlegte er ernſtlich, was nun zu beginnen ſei. Als er zuerſt Hayraddin ſeine Verrätherei offenbaren hörte, hatte er den Entſchluß gefaßt, ihn gleich nach vollendeter Unterredung und ſobald ſeine Gefährten ſich entfernt hätten, niederzuſtechen, doch als der Zigeuner ein ſo tiefes Intereſſe an den Tag legte, ſein, Quentin's, Leben zu retten, erſchien es dieſem undankbar, Hayraddin das ſeinige zu rauben. Darum beſchloß er, ſein Leben zu ſchonen, ja, falls es ihm möglich wäre, ſogar ſeine Dienſte als Führer auch weiterhin anzunehmen, jedoch nur unter ſolchen Vorſichtsmaßregeln, die für die Sicherheit der ihm anvertrauten Damen Bürgſchaft geben konnten — dieſer Damen, deren Schutz und Wohl er ſein Leben widmete.

Doch wohin ſollte er ſich wenden? Die Gräfinnen von Croye konnten weder in Burgund, von wo ſie geflohen waren, Schutz finden, noch in Frankreich, aus dem ſie ſich gewiſſermaßen verbannt ſahen.

Die Heftigkeit des Herzogs Karl in dem einen Land war kaum furchtbarer, als die kalte und tyranniſche Politik des Königs Ludwig in dem andern.

Der beſte Plan, den Durward nach langem Ueberlegen erſinnen konnte, war, daß ſie jenen Hinterhalt vermeidend, den Weg nach Lüttich auf dem linken Ufer der Maas einſchlagen und ſich wie die Damen es urſprünglich gewollt, dem Schutz des vortrefflichen Biſchofs anvertrauen ſollten. An dem Willen des Prälaten, ſie zu beſchützen, konnte man nicht zweifeln, und wurde er von den burgundiſchen Kriegern unterſtützt, ſo beſaß er auch genügende Macht dazu.

Und waren auch die Gefahren, denen er durch die Feindſchaft Wilhelms von der Marck und die Unruhen in der Stadt Lüttich ausgeſetzt war, von drohender Art, ſo mußte er doch im Stande ſein, die Damen ſo lange zu beſchützen, bis ſie unter paſſender Begleitung nach Deutſchland geſchickt werden konnten.

Auch bildete Quentin ſich ein, der Tod oder die Gefangenſchaft, die König Ludwig ihm kaltblütig beſtimmt hatte, befreie ihn vollſtändig von ſeinen Pflichten gegen die Krone Frankreich. — Dieſen Pflichten zu entſagen war alſo ſein feſter Entſchluß.

Quentin dachte, der Biſchof müſſe Soldaten nöthig haben, und er ſelbſt könne durch die Vermittelung ſeiner ſchönen Freundinnen, die ihn jetzt (beſonders die ältere) mit großer Herablaſſung und Freundlichkeit behandelten, eine Befehlshaberſtelle erhalten, vielleicht ſogar den ehrenhaften und beglückenden Auftrag, die Damen von Croye an einen ſicherern Ort zu führen, als die Nachbarſchaft von Lüttich es war.

Ueberdies hatten die Damen, wenn auch nur ſcherzweiſe davon geſprochen, die Vaſallen der Gräfinnen ſelbſt um ſich zu verſammeln und, wie ſo viele in dieſen ſtürmiſchen Zeiten es thaten, ihr ſtarkes Schloß gegen Angreifer jeder Art zu vertheidigen. Bei ſolchen Gelegenheiten hatten ſie Quentin ſcherzhaft gefragt, ob er auch das gefährliche Amt ihres Seneſchalls übernehmen wolle, und als er dieſes Anerbieten voll Freude und Ergebenheit annahm, ihm in derſelben Weiſe erlaubt, zur Feſtſtellung dieſes Vertrages ihre ſchönen Hände zu küſſen.

Ja, er glaubte ſogar, die Hand der Gräfin Iſabella, eine der ſchönſten und kleinſten, der je ein Ritter eine ſolche Huldigung erwies, habe leicht gezittert, als ſeine Lippen einen Augenblick länger darauf verweilten, als die Höflichkeit es forderte, und daß eine leichte Röthe auf ihrer Wange, eine leichte Verlegenheit in ihren Blicken lag, als ſie ihm dieſe ſchöne Hand leiſe und ſanft entzog.

Dies Alles konnte zu etwas führen — und welcher tapfere Mann in Quentin's Alter würde nicht freudig ſolche Gedanken und Hoffnungen weiter ausgeſponnen haben?

Nachdem dieſer Punkt feſtgeſetzt war, mußte er ferner bedenken, wie weit er ſich noch der Führung des treuloſen Zigeuners vertrauen ſolle.

Seine erſte Abſicht, ihn gleich im Walde zu tödten, hatte er bekanntlich aufgegeben, entließ er ihn jedoch lebendig und nahm an ſeiner Stelle einen anderen Führer an, ſo hieß dies ſo viel, als den Verräther in das Lager Wilhelms von der Marck zurückſchicken, dem er natürlich alle ihre weiteren Pläne verrathen würde.

Einen Augenblick dachte Quentin daran, den Prior ins Vertrauen zu ziehen und die Bitte an ihn zu ſtellen, den Verräther ſo lange gewaltſam im Kloſter zurückzuhalten, bis ſie Zeit gehabt hatten, das Schloß des Biſchofs zu erreichen.

Nach weiterer Ueberlegung glaubte er jedoch, es nicht wagen zu dürfen, einem alten zaghaften Mann, einem Geiſtlichen dazu, der für die Sicherheit ſeines Kloſters eintreten mußte, und der ſchon bei Erwähnung des „wilden Ebers der Ardennen“ zitterte, einen ſolchen Vorſchlag zu machen.

Endlich hatte Durward einen Plan entworfen, auf den er ſich beſſer verlaſſen konnte, da ſeine Ausführung nur von ihm allein abhing.

Mit feſtem, kühnem Herzen, wenn auch ſich der Gefahr ſeiner Lage vollkommen bewußt, konnte man Quentin mit einem Mann vergleichen, der eine Bürde zu tragen hat, deren Laſt ihm wohlbekannt iſt, die aber weder ſeine Stärke, noch ſeine Ausdauer übertrifft.

Er hatte kaum ſeinen Plan endgiltig feſtgeſetzt, als er das Kloſter erreichte.

Als er leiſe an das Thor pochte, öffnete daſſelbe der Bruder Pförtner, der ihm mittheilte, die Brüder wären bis Tagesanbruch in der Kirche verſammelt, wo ſie zu Gott beteten, er möge ihrem Kloſter den Scandal vergeben, der an dieſem Abend in ſeinen Mauern ſtattgefunden hatte.

Der würdige Geiſtliche machte Quentin den Vorſchlag, ihre Andacht zu theilen, doch waren die Kleider des jungen Schotten ſo durchnäßt, daß er ſich genöthigt ſah, das Anerbieten zurückzuweiſen und dafür die Erlaubniß zu erbitten, an dem Küchenfeuer ſitzen zu bleiben, damit ſeine Kleidung am Morgen trocken ſei. War ihm doch ganz beſonders daran gelegen, daß der Zigeuner bei ihrem nächſten Zuſammenkommen nicht bemerkte, daß er während der Nacht das Kloſter verlaſſen habe.

Der Geiſtliche gewährte ihm dieſes Anſuchen nicht nur, ſondern erbot ſich auch, ihm Geſellſchaft zu leiſten, was Durward doppelt angenehm war, indem er betreffs der zwei Wege, die der Zigeuner in ſeinem Geſpräch mit dem Lanzknecht erwähnt hatte, nähere Erkundigungen einziehen wollte.

Der Geiſtliche, der bei manchen Gelegenheiten außerhalb des Kloſters zu thun hatte, war gerade die Perſönlichkeit, die ihm die beſte Auskunft geben konnte. Doch bemerkte er, die Damen, die Quentin begleite, müßten als Pilgerinnen jedenfalls den Weg am rechten Ufer der Maas einſchlagen, der an das Kreuz der Könige führe, wo die heiligen Ueberreſte Kaspars, Melchiors und Balthaſars (wie die katholiſche Kirche die Könige aus dem Morgenlande, die mit Ehrengaben nach Bethlehem kamen, nennt,) geruht hatten, als man ſie nach Cöln transportirt, und an welcher Stelle ſpäterhin durch ſie ſo viele großartige Wunder gewirkt worden waren.

Quentin erwiderte, die Damen hätten die Abſicht, mit größter Strenge und Pünktlichkeit an allen heiligen Stationen zu verweilen, und würden jedenfalls einen Beſuch am Kreuz machen, ſei es nun jetzt oder auf ihrer Rückkehr von Cöln. Doch wären Berichte an ihre Ohren gedrungen, der Weg am rechten Ufer des Fluſſes ſei zur Zeit durch die Soldaten des grauſamen Wilhelm von der Marck unſicher gemacht.

„Der Himmel verhüte, daß der wilde Eber der Ardennen ſein Lager wieder in ſolcher Nähe von uns aufſchlägt! Jedoch der breite Fluß bildet eine gehörige Schranke zwiſchen uns!“ rief Bruder Franziskus aus.

„Aber er wird keine Schranke zwiſchen dieſen Damen und jenen Marodeuren ſein, falls wir über den Fluß ſetzen und am rechten Ufer weiter wandern!“ fiel der Schotte ein.

„Der Himmel beſchützt ſeine Kinder,“ erwiderte der Geiſtliche. „Ich kann nicht glauben, daß die Könige der heiligen Stadt Cöln, welche es nicht dulden, daß ein Jude, oder auch nur ein Ungläubiger die Mauern jener Stadt betritt, zugeben werden, daß die Pilger, die zu ihnen wallfahrten, von ſolch einem abtrünnigen Hund geplündert oder mißhandelt werden, von ſolch einem Ketzer, der ſchlechter iſt als eine Horde heidniſcher Sarazenen und als alle zehn Stämme Iſraels obendrein!“

Wie groß auch das Vertrauen war, welches Quentin als ein guter Katholik auf den beſonderen Schutz der heiligen drei Könige ſetzen mußte, ſo dachte er doch daran, daß ſich, da die Pilgerfahrt nur eine politiſche Hülle ihrer Abſichten war, kaum erwarten ließ, ſie würden bei dieſer Gelegenheit wirklich den beſonderen Schutz der heiligen drei Könige genießen, während er in der Einfalt ſeines Glaubens ſich innerlich gelobte, in eigener Perſon zu den drei Königen von Cöln zu wallfahrten, ſobald er ſeine Schutzbefohlenen erſt in Sicherheit gebracht habe.

Um dieſes Gelöbniß in aller Feierlichkeit ablegen zu können, bat er den Geiſtlichen, ihn in eine der Kapellen zu führen, die ſich von dem Schiff der Kloſterkirche abzweigten, und wo er dann auf den Knieen liegend in wahrer ächter Andacht den Eid wiederholte.

Der Ton des entfernten Kirchengeſanges, die feierliche Stunde, welche er für dieſe fromme Handlung gewählt hatte, das düſtere Licht, das die matt glimmende Lampe vor dem Altar in dem kleinen gothiſchen Gebäude verbreitete — Alles verſetzte Quentin’s Gemüth in den Zuſtand, in dem es ſeine menſchliche Schwäche am tiefſten empfindet und am meiſten nach übernatürlichem Schutz ſucht, der in jeder Religion mit der Reue über begangene Sünden und dem Entſchluſſe künftiger Beſſerung ſo eng verbunden iſt.

Daß der Gegenſtand ſeiner Andacht ſo unpaſſend war, lag nicht in Quentin's Schuld, und da ſeine Abſicht ſo rein, ſein Glaube ſo treu war, ſo können wir nicht fürchten, daß die einzig wahre Gottheit, welche auf die Beweggründe, nicht auf die Form des Gebetes ſieht, und in deren Augen die aufrichtige Andacht eines Heiden mehr gilt, als die heuchleriſche Frömmelei eines Phariſäers, mit ungünſtigen Augen auf Quentin herabſah.

Nachdem er ſich und ſeine Gefährtinnen dem Schutz der Heiligen und der göttlichen Vorſehung befohlen hatte, zog Quentin ſich endlich zur Ruhe zurück.

Achtzehntes Kapitel.

Prophezeiungen.

Bei Tagesanbruch verließ der Schotte ſeine kleine Zelle, weckte die ſchläfrigen Knechte und ſorgte mit mehr als gewöhnlichem Eifer für die Vorbereitungen zur Reiſe. Er beſichtigte mit eigenen Augen das Geſchirr, die Sättel, ja ſogar die Hufeiſen der Pferde, damit durch keine Nachläſſigkeit irgend eine Störung der Reiſe hervorgerufen werde, die unter den vorliegenden Umſtänden eine gefährliche werden mußte.

Auch ließ er die Pferde in ſeiner Gegenwart füttern, um ſie für eine Tagereiſe zu kräftigen, ja, wenn es nöthig wäre, für eine ſchleunige Flucht. Dann erſt begab er ſich auf ſein Zimmer zurück, bewaffnete ſich mit ungewöhnlicher Sorgfalt und gürtete ſein Schwert um in der Vorausſicht naher Gefahr und mit dem feſten Entſchluß, das Aeußerſte zu wagen, um ihr zu entgehen.

Dieſe Gefühle gaben ſeiner Haltung eine Würde, welche die Damen von Croye noch nicht an ihm bemerkt hatten, obwol ſie an ſeiner Naivetät und Liebenswürdigkeit, an ſeinem ganzen zuvorkommenden Betragen, ſo wie an ſeinem Geſpräch das höchſte Vergnügen gewonnen hatten.

Er gab den Damen zu verſtehen, daß es an dieſem

Tage rathſamer wäre, ſich früher als ſonſt auf den Weg zu begeben, und ſie verließen das Kloſter bald nach dem Morgenimbiß — für welchen, ſo wie für die übrigen im Hauſe erhaltene Gaſtfreundſchaft die Damen dem Altar ein Opfer darbrachten, das im beſſeren Einklang mit ihrem Rang, als mit ihrem äußeren Weſen ſtand.

Doch erregte dies keinen Verdacht, da man ſie für Engländerinnen hielt und man ſchon in jener Zeit den Engländern große Reichthümer zuſchrieb.

Als ſie ihre Pferde beſtiegen, ſegnete der Prior ſie und beglückwünſchte Quentin über die Abweſenheit ſeines heidniſchen Führers. „Denn,“ ſagte der ehrwürdige Mann, „es iſt beſſer auf dem Wege ſtraucheln, als von einem Räuber oder Diebe geſchützt zu werden.“

Quentin theilte ſeine Meinung nicht ganz, denn wußte er auch, daß der Zigeuner gefährlich war, ſo war ihm doch bekannt, wie nothwendig ſeine Dienſte ihm waren. Kaum hatten ſie ſich etwa hundert Schritt von dem Kloſter entfernt, als Maugrabin auf ſeiner kleinen, lebhaften Stute ſitzend ſich ihnen anſchloß.

Der Weg führte ſie längs deſſelben Baches hin, wo Quentin die geheimnißvolle Unterredung des Zigeuners mit dem Lanzknecht belauſcht hatte, und Hayraddin hatte ſich noch nicht lange wieder mit ihnen vereinigt, als ſie unter demſelben Weidenbaum dahinzogen, der Durward Gelegenheit gegeben hatte, Zeuge deſſen zu werden, was zwiſchen ſeinem Führer und dem Lanzknecht vorgefallen war.

Die Erinnerung, die dieſer Platz erweckte, veranlaßte Quentin, ſofort ein Geſpräch mit ſeinem Führer zu beginnen, an den er bisher kein Wort gerichtet hatte.

„Wo haſt du ein Nachtquartier gefunden?“ fragte er.

„Das mag Eure Weisheit errathen, wenn Ihr meinen Kaftan anſeht,“ antwortete der Zigeuner, auf ſein Kleid zeigend, an dem noch Stroh- und Heufaſern hingen.

„Ein guter Heuſchober iſt ein vortreffliches und paſſendes Bett für einen Aſtrologen und ein viel beſſeres, als ein heidniſcher Verſpötter unſerer ehrwürdigen Religion und ihrer Prieſter verdient.“

„Jedenfalls behagte es meinem Klepper beſſer, als mir,“

ſagte Hayraddin, den Nacken ſeines Pferdes klopfend, „es fand Futter und Obdach zugleich. Die alten kahlköpfigen Narren jagten es ebenfalls ins Freie, als könnte das Pferd eines klugen Menſchen ein ganzes Kloſter von Eſeln mit Witz und Scharfſinn anſtecken. Es iſt nur ein Glück, daß der „Klepper“ meinen Pfiff kennt und mir folgt, wie ein treuer Hund, ſonſt hätten wir uns nie wieder gefunden, und Ihr Eurerſeits hättet lange nach Eurem Führer pfeifen können.“

„Ich habe dir mehr als ein Mal geſagt,“ ſagte Durward in ſtrengem Tone, „deine Zunge im Zaume zu halten, wenn du zufällig in Geſellſchaft ehrlicher Menſchen biſt, was dir jedenfalls ſelten im Leben begegnete, und glaube mir, hielte ich dich für einen eben ſo verrätheriſchen Führer, als ich dich als einen gottesläſterlichen, unwürdigen Heidenhund kenne, ſo würde mein Dolch längſt mit deinem ketzeriſchen Herzen Bekanntſchaft gemacht haben, obwol eine ſolche That eben ſo niedrig wäre, als das Schlachten eines Schweines!“

„Ein wilder Eber iſt einer Sau nahe verwandt,“ ſagte der Zigeuner, ohne vor dem ſtrengen Blick, den Quentin ihm zuwarf, zurückzubeben, und die Gleichgiltigkeit ſeines Tones und ſeiner Sprache im Geringſten zu ändern. „Es gibt viele Menſchen, welche ſowol Stolz und Vergnügen, als auch Nutzen darin ſuchen, ſie zu ſchlachten.“

Erſtaunt über dieſe Worte und unſicher, ob der Mann nicht mehr von ſeiner eigenen Geſchichte und ſeinen eigenen Empfindungen wiſſe, als er gerne geſprochen hörte, brach Quentin ein Geſpräch ab, in dem er Maugrabin nicht beſiegt hatte, und nahm ſeinen Platz neben den Damen wieder ein.

Wir haben ſchon bemerkt, daß ſich zwiſchen dieſen und ihm eine größere Vertraulichkeit entwickelt hatte.

Die ältere Gräfin behandelte ihn (nachdem ſie von ſeiner edlen Geburt in Kenntniß geſetzt worden war) wie einen Begünſtigten ihres Gleichen und obwol ihre Nichte ihre Werthſchätzung des jungen Beſchützers weniger offen zeigte, ſo glaubte Quentin doch zu bemerken, daß ſeine Geſellſchaft ihr keinesweges gleichgiltig ſei.

Nichts vermehrt die jugendliche Heiterkeit mehr, als die Gewißheit, gute Aufnahme zu finden, und ſo hatte Quentin im Anfang der Reiſe ſeine ſchönen Schutzbefohlenen ſowol durch die Lebhaftigkeit ſeines Geſpräches, als durch ſeine heimatlichen Geſänge und Erzählungen unterhalten, wobei ſeine Bemühungen, dieſe Erzählungen in ſeinem unvollkommenen Franzöſiſch vorzubringen, zu hundert kleinen Irrthümern und Mißverſtändniſſen Anlaß gaben, die ihm ſowol, als ſeinen Zuhörerinnen manchen Scherz bereiteten.

An dieſem Morgen aber ritt er ſchweigſam und ſtill neben den Damen dahin.

„Unſer junger Gefährte hat einen Wolf geſehen," ſagte die Dame Hameline, auf einen alten Aberglauben anſpielend, „und darum den Gebrauch ſeiner Zunge verloren.*)

„Sagtet Ihr, ich hätte einen Fuchs aufgeſpürt, ſo wäret Ihr der Wahrheit näher gekommen," dachte Quentin, ohne ſeine Meinung zu äußern.

„Seid Ihr unwohl, Signor Quentin?" fragte Gräfin Iſabella in einem Ton des Intereſſes, über den ſie ſelbſt erröthete.

„Er hat gewiß die Nacht zechend mit den luſtigen Mönchen durchwacht," ſagte Hameline, „die Schotten gleichen den Deutſchen, die all ihre heiteren Stunden beim Weine verleben und erſt mit wankenden Schritten Abends zum Tanz gehen und mit ſchmerzendem Kopf des Morgens zu ihrer Dame zurückkehren."

„Nicht doch, ſchöne Dame," ſagte Quentin, „ich verdiene Eure Vorwürfe nicht. Die guten Mönche brachten die ganze Nacht in Andachtsübungen zu, und was mich ſelbſt betrifft, ſo trank ich kaum einen Becher ihres dünnſten und gewöhnlichſten Weines."

„Dann war es die Schlechtigkeit dieſes Trunkes, die Euch die gute Laune raubte," bemerkte Gräfin Iſabella. „Seid guten Muthes, Signor Quentin, ſollten wir je mit einander mein altes Schloß Bracquemont beſuchen, ſo will

---

*) Vox duoque Moerim
Jam fugit ipsa; lupi Moerim videre priores.
Virgilii IX. ecloga.

ich ſelbſt Euer Mundſchenk ſein und Euch einen ſo guten Becher Wein reichen, wie ſeines Gleichen nie auf den Weinbergen Hochheims oder Johannisbergs wuchs.“

„Ein Glas Waſſer, edle Dame, von Eurer Hand —“

Quentin's Stimme zitterte und verſagte ganz. — Iſabella aber fuhr fort:

„Dieſer Wein wurde von meinem Urgroßvater, dem Rheingrafen Godfrey, in die tiefen Kellergewölbe von Bracquemont gelegt.“

„Der die Hand meiner Großmutter dadurch erwarb,“ fiel Gräfin Hameline ein, „daß er ſich bei dem großen Turnier bei Straßburg — wo zehn Ritter in den Schranken ihren Tod fanden — als tapferſter Ritter und Kämpe erwies. Doch dieſe Tage ſind vorüber und jetzt denkt Niemand daran, ſich für die Sache der Ehre in Gefahren zu ſtürzen oder der bedrängten Schönheit zu Hilfe zu kommen.“

Dieſe Rede, die in dem Ton einer modernen Schönen gehalten wurde, deren Reize ziemlich verblüht ſind, und die darum die rohen Sitten der Gegenwart tadelt, beantwortete Quentin dahin, es mangele noch nicht an jener Ritterlichkeit, welche Gräfin Hameline für ausgeſtorben zu halten ſcheine, und wäre ſie auch überall verſchwunden, ſo lebe ſie doch noch in dem Buſen aller ſchottiſchen Edlen.

„Hört ihn!“ ſagte Hameline. „Er will uns glauben machen, daß in ſeinem kalten, öden Vaterland jenes edle Feuer noch lebt, das in Frankreich und Deutſchand ausgeſtorben iſt! Der arme Jüngling iſt ſo parteiiſch für ſein Heimatsland, wie ein Schweizer, und wird uns bald von den Wein- und Olivenbergen Schottlands vorſchwatzen!“

„Nicht doch, edle Dame,“ ſagte Durward, „von Wein und Oel auf unſern Bergen kann ich wenig mehr ſagen, als daß unſere Schwerter die Macht beſitzen, uns dieſe reichen Erzeugniſſe von unſeren wohlhabenderen Nachbarn als Tribut zu erzwingen. Was jedoch die unbefleckte Ehre und Treue Schottlands betrifft, ſo muß ich jetzt eine Probe machen, wie weit Ihr ihnen trauen wollt.“

„Ihr ſprecht räthſelhaft — ſicherlich wißt Ihr um eine uns drohende Gefahr,“ ſagte Gräfin Hameline.

„Ich leſe es ſeit einer Stunde in ſeinen Augen!“ rief

Iſabella, die Hände zuſammenſchlagend aus. „O heilige Jungfrau, was wird aus uns werden!“

„Nichts Schlimmes, will ich hoffen,“ antwortete Durward, „und nun muß ich die Frage an euch ſtellen, edle Damen, könnt ihr mir vertrauen?“

„Euch vertrauen?“ ſagte Gräfin Hameline. „Gewiß. Doch wozu dieſe Frage und wie weit fordert Ihr dieſes Vertrauen?“

„Ich für meine Perſon,“ fiel Gräfin Iſabella ein, „traue Euch unbedingt und blindlings. Könnt Ihr uns täuſchen, Quentin, ſo will ich nirgends mehr Treu und Glauben ſuchen als im Himmel!“

„O, edle Damen,“ erwiderte Durward hocherfreut, „ihr laßt mir Gerechtigkeit widerfahren. Ich beabſichtige einen anderen Weg einzuſchlagen, indem ich auf dem linken Ufer der Maas bleibe und mich nach Lüttich wende, anſtatt bei Namur über den Fluß zu ſetzen. Ich weiche darin allerdings von den Befehlen des Königs Ludwig ab, ſo wie von den unſerem Führer gegebenen Inſtructionen. Doch hörte ich im Kloſter von Marodeuren am rechten Ufer der Maas und von burgundiſchen Soldaten, die von jener Seite nahen. Beides beunruhigt mich eurer Sicherheit wegen. Erlaubt ihr mir inſofern von eurer Reiſeroute abzuweichen?“

„Ich gebe Euch meine rückhaltsloſe Erlaubniß,“ antwortete die junge Dame.

„Couſine,“ ergriff Lady Hameline das Wort, „ich glaube eben ſo, wie Ihr, daß dieſer junge Mann uns wohl will. Doch überlegt es — wir handeln gegen die Inſtructionen des Königs Ludwig, gegen ſeine ſtrengſten Befehle.“

„Und warum ſollten wir ſeine Inſtructionen beachten?“ fragte Iſabella. „Ich bin nicht ſeine Unterthanin und er hat das Vertrauen, das ich in ihn ſetzte, mißbraucht. Ich will dieſem jungen Edelmann nicht die Unehre anthun, ſein Wort einen Augenblick gegen die Aufträge jenes liſtigen und ſelbſtſüchtigen Deſpoten auf die Wagſchale zu legen.“

„Gott ſegne Euch für dieſes Wort!“ rief der Jüngling freudig aus, „und verdiene ich Euer Vertrauen nicht, ſo ſoll ich in dieſem Leben von Pferden zerriſſen und jenſeits mit ewigen Qualen belegt werden!“

Mit dieſen Worten ſpornte er ſein Pferd und ritt an die Seite des Zigeuners vor.

Dieſer ſchien von merkwürdig gleichmüthigem und verſöhnlichem Temperament zu ſein. Sein Gedächtniß ſchien weder eine Beleidigung, noch eine Drohung länger als eine Secunde aufzubewahren, und jetzt ließ er ſich ſo ſorglos in ein Geſpräch mit Quentin ein, als hätten ſie kein unfreundliches Wort gewechſelt.

„Der Hund knurrt jetzt nicht,“ dachte der Schotte, „weil er ſpäter die Rechnung mit mir endgiltig abzuſchließen gedenkt, wo er Gelegenheit hat, mir an die Kehle zu ſpringen. Doch will ich verſuchen, ob ich einen Verräther nicht mit ſeinen eigenen Waffen ſchlagen kann!“

„Ehrlicher Hayraddin,“ ſagte er laut, „du biſt zehn Tage mit uns gereiſt, ohne uns eine Probe deiner Wahrſagekunſt zu geben, und doch liebſt du die Ausübung dieſer Kunſt ſo ſehr, daß du ſie in keinem Kloſter unterlaſſen konnteſt, in dem wir Aufenthalt nahmen, und ſelbſt auf die Gefahr hin, zum Lohn dafür dein Nachtquartier in einem Heuſchober zu finden.“

„Ihr habt noch nie nach einer Probe meiner Kunſt begehrt,“ ſagte der Zigeuner, „Ihr macht es, wie alle Andern, die ſich begnügen die Geheimniſſe zu verſpotten, die ſie nicht verſtehen.“

„So gebt mir jetzt einen Beweis Eurer Geſchicklichkeit,“ ſagte Quentin, zog den Handſchuh ab und hielt dem Zigeuner die Hand hin.

Hayraddin prüfte die Linien auf der Handfläche des Schotten mit ſorgſamen Augen und ſchenkte auch den kleinen Erhöhungen und Anſchwellungen an den Wurzeln der Finger tiefe Aufmerkſamkeit, bevor er ſprach.

Endlich ergriff er das Wort.

„Dieſe Hand,“ ſagte er, „ſpricht von erduldeten Strapazen und beſtandenen Gefahren. Ich leſe eine frühe Bekanntſchaft mit dem Schwertgriff und doch auch mit den Klammern eines Meßbuches darin.“

„Dieſe Dinge aus meiner Vergangenheit kannſt du irgendwo erfahren haben,“ ſagte Quentin, „ſage mir etwas von der Zukunft.“

„Dieſe von dem Venushügel ausgehende Linie, die nicht kurz abbricht, ſondern die Lebenslinie regelmäßig begleitet, verkündet ein ſicheres großes Glück durch eine Heirath, die Euch durch den Einfluß der Liebe unter die Reichſten und Mächtigſten erheben wird.“

„Derlei Verſprechungen macht Ihr Allen, die Euren Rath begehren,“ ſagte Quentin.

„Was ich Euch ſage, iſt ſo gewiß, als daß Euch in Kurzem eine große Gefahr droht. Ich ſchließe dies aus dieſer ſtarken blutrothen Linie, welche die Lebenslinie kreuzt, und entweder einen Schwertſtreich oder eine andere Gewaltthat anzeigt, von der Euch nur die Anhänglichkeit eines treuen Freundes erretten kann.“

„Die deine etwa,“ ſagte Quentin, entrüſtet darüber, daß der Menſch ſeine Leichtgläubigkeit ſo mißbrauchte und es verſuchte, ſeine Kunſt in ein gutes Licht zu ſtellen, indem er die Folgen ſeines eigenen Verrathes in den Linien von Quentin’s Hand zu leſen vorgab.

„Meine Kunſt,“ erwiderte der Zigeuner, „ſagt mir nichts, was ſich auf mich bezieht.“

„Dann ſind die Propheten meines Landes Euch an Kenntniſſen überlegen,“ ſagte Quentin, „denn ihre Geſchicklichkeit macht ſie auch mit denjenigen Gefahren bekannt, welche ſie ſelbſt bedrohen. Ich will dir einen Beweis davon geben. Die Gefahr, welche mich bedroht, liegt auf dem rechten Ufer — ich will ſie dadurch vermeiden, daß ich auf dem linken weiterreiſe!“

Der Führer hörte ihm mit einer Gleichgiltigkeit zu, die Quentin unter den obwaltenden Umſtänden nicht begreifen konnte.

„Erfüllt Ihr Euer Vorhaben,“ lautete die Antwort des Zigeuners, „ſo geht die gefährliche Kriſis von Euch auf mich über.“

„Sagtet Ihr nicht eben, Ihr wäret nicht im Stande, Euer eigenes Geſchick vorherzuſagen?“

„Nicht in der Art, in der ich es bei dem Euren vermochte,“ antwortete Hayraddin. „Doch bedarf es geringer

Bekanntſchaft mit dem Charakter Ludwigs von Valois, um vorauszuſagen, daß er Euren Führer hängen wird, weil es Euch beliebt, von dem Weg abzuweichen, den er Euch vorzeichnete.“

„Erreiche ich den Zweck meiner Reiſe und das Ziel derſelben glücklich und ſicher,“ ſagte Quentin, „ſo iſt das eine hinreichende Entſchuldigung für jenen kleinen Ungehorſam.“

„Das mag ſein,“ erwiderte der Zigeuner, „wenn Ihr überzeugt ſeid, daß der König daſſelbe Ende Eurer Pilgerfahrt im Auge hat, wie Ihr ſelbſt.“

„Und an welches andere Ende hätte er denken können?“ fragte Quentin, „und warum ſollte ich argwöhnen, er hege einen Hintergedanken?“

„Einfach deshalb,“ bemerkte der Zigeuner, „weil Alle, die dieſen allerchriſtlichſten König kennen, wiſſen, daß der Zweck, den er offen zugeſteht, ſtets derjenige iſt, den er am wenigſten erreichen will. Wenn unſer gnädiger Ludwig zwölf Abgeſandte fortſchickt, ſo wette ich meinen Hals darauf, bei elf von ihnen bleibt mehr auf dem Boden des Tintenfaſſes zurück, als die Feder in ihre Beglaubigungsſchreiben einzeichnete.“

„Ich kümmere mich nicht um deine niedrigen Verdächtigungen,“ antwortete Quentin. „Meine Pflicht iſt klar und gebieteriſch — ſie heißt mich dieſe Damen ſicher nach Lüttich bringen, und ich bin feſt überzeugt, ich erfülle dieſe Pflicht gewiſſenhaft, wenn ich die mir vorgeſchriebene Reiſeroute ändere und mich an die linke Seite des Fluſſes halte. Es iſt dies auch der directe Weg nach Lüttich. Wollten wir den Fluß überſchreiten, ſo würden wir zwecklos Zeit und Mühe verſchwenden — und warum ſollten wir das?“

„Vielleicht nur deshalb,“ ſagte Hayraddin, „weil Pilger (wofür dieſe Damen gelten wollen) gewöhnlich nicht ſo weit an der Maas hinabgehen, wie bis nach Lüttich, und man eine ſolche Reiſe der Damen für einen Widerſpruch mit ihrer angeblichen Beſtimmung halten wird.“

„Sollte man uns deswegen anklagen, ſo können wir ſagen, Beunruhigungen des gottloſen Herzogs von Gueldres, oder Wilhelms von der Marck, oder von den Lanzknechten und Écorcheurs, welchen wir am rechten Ufer ausgeſetzt waren, hätten uns gezwungen, auf das linke überzutreten.“

„Wie Ihr wollt, mein guter Herr,“ erwiderte der Zigeuner, „ich für meine Perſon bin eben ſo bereit, Euch links, als rechts von der Maas zu führen — bei Eurem Gebieter aber müßt Ihr Euch ſelbſt entſchuldigen.“

Die ſchnelle Einwilligung Hayraddin's in dieſe Aenderung überraſchte Quentin eben ſo ſehr, als ſie ihm angenehm war, denn er bedurfte ſeiner als Führer und hatte gefürchtet, ihn durch dieſe Hinderung ſeiner Verrätherthat aufs Aeußerſte zu erbittern. Den Zigeuner aus ihrer Geſellſchaft verbannen, würde übrigens das ſicherſte Mittel geweſen ſein, Wilhelm von der Marck, mit dem er in Verkehr ſtand, herbeizurufen. Blieb Hayraddin jedoch bei ihnen, ſo glaubte Quentin ihn davon abhalten zu können, weiteren Verkehr mit fremden Perſonen zu pflegen.

Die kleine Geſellſchaft ſchlug alſo den zur Linken der breiten Maas führenden Weg ein und ſetzte ihre Reiſe ſo ſchnell und glücklich fort, daß der nächſte Morgen ſie an das beabſichtigte Ziel brachte.

Hier fand es ſich, daß der Biſchof von Lüttich — wie er ſelbſt ſagte, wegen ſeiner Geſundheit, wahrſcheinlich aber um der Gefahr zu entgehen, von der zahlreichen meuteriſchen Bevölkerung der Stadt überfallen zu werden — ſeine Reſidenz in ſeinem Schloß Schönwald aufgeſchlagen hatte, das ungefähr eine Meile von Lüttich entfernt lag.

Als ſie ſich dieſem Schloß näherten, kehrte der Prälat eben mit einem langen Gefolge von der nahe gelegenen Stadt zurück, wo er die Meſſe geleſen hatte. Er befand ſich an der Spitze eines zahlreichen Zuges von Geiſtlichen, ſo wie von Civil- und Militärperſonen, der ſich an dem ſchönen Ufer des breiten Fluſſes hinſchlängelnd einen herrlichen Anblick bot, und ſich dann in das rieſige Portal des biſchöflichen Palaſtes verlor.

In der Nähe des Schloſſes angekommen, fanden unſere Reiſenden, daß der hohe Herr ſich in ſeinem feſten Schloſſe immer noch ſehr gefährdet und unſicher halten mußte. Biſchöfliche Soldaten hielten alle Wege und Eingänge des Schloſſes beſetzt, und dieſe kriegeriſchen Anzeichen in einer geiſtlichen Reſidenz mußten natürlich auffallen.

Die Damen von Croye wurden mit Quentin in die große Halle geführt, wo ihnen von Seiten des Biſchofs, der ihnen hier an der Spitze ſeines kleinen Hofſtaates entgegentrat, der herzlichſte Empfang zu Theil wurde.

Er geſtattete ihnen nicht, ſeine Hand zu küſſen, und der Kuß, den er auf ihre Stirnen drückte, zeugte eben ſo ſehr von der Galanterie eines Fürſten gegen ſchöne Frauen, als von der heiligen Zuneigung eines Hirten für die Schweſtern ſeiner Heerde.

Ludwig von Bourbon, der regierende Biſchof von Lüttich, war in der That ein großmüthiger und herzensguter Fürſt. Wenn ſein Lebenslauf ſich auch nicht immer in den ſtrengen Grenzen gehalten hatte, die ſein geiſtlicher Beruf ihm vorzeichnete, ſo verſtand er es doch, den freimüthigen, ehrenhaften Charakter des Hauſes Bourbon, von dem er abſtammte, in Anſehen zu erhalten.

In der letzten Zeit, ſeit der Prälat im Alter vorgerückt war, hatten ſeine Gewohnheiten ſich mehr dem angepaßt, was ſich für ein Mitglied des Clerus ziemte. Bei den benachbarten Fürſten war er als vornehmer geiſtlicher Würdenträger geachtet und geliebt, der, wenn ſein Charakter auch nicht übertrieben ascetiſch war, doch mit einer Liebenswürdigkeit auftrat, die den rebelliſchen Geiſt ſeiner wohlhabenden und aufſtändiſchen Unterthanen eher ermuthigte, als unterdrückte.

Der Biſchof war ſo innig mit dem Herzog von Burgund verbündet, daß der Letztere ſich beinahe in die Herrſchaft des Bisthums zu theilen ſchien, überdies bei jeder Gelegenheit die Partei ſeines Freundes mit Eifer und Energie ergriff.

Er pflegte ſtets zu ſagen, er betrachte Lüttich, als wäre es ſein Eigen, den Biſchof als ſeinen Bruder (was inſofern Berechtigung hatte, als die erſte Frau des Herzogs eine Schweſter des Biſchofs geweſen war), und derjenige der Ludwig von Bourbon zu nahe trete, bekäme es mit Karl von Burgund zu thun.

Dieſe Drohung würde in Anbetracht des Charakters und der Macht des Fürſten, der ſie ausſprach, überall von großer Wirkung geweſen ſein, ausgenommen in der reichen, unzufriedenen Stadt Lüttich, wo dem alten Sprichwort gemäß der Verſtand dem Gold Platz gemacht zu haben ſchien.

Der Prälat verſicherte den Damen von Croye ſeine eifrigſte Vermittelung bei dem Hofe von Burgund, die, wie er hoffe, um ſo wirkſamer ſein würde, als Campo-Baſſo in letzterer Zeit in der Gunſt des Herzogs verloren zu haben ſchien. Auch jeden Schutz, der in ſeiner Macht ſtünde, verſprach er ihnen, doch ſchien der Seufzer, mit dem er dieſe Zuſicherung gab, das Geſtändniß zu enthalten, ſeine Macht ſei zweifelhafter, als ſeine Worte ausdrücken wollten.

„In jedem Falle, meine geliebten Töchter,“ ſagte der Biſchof, „in jedem Fall wird Gott verhüten, daß ich das Lamm dem Gottloſen vorwerfe, oder ſolch edle Damen der Unterdrückung ruchloſer Menſchen überliefere. Ich bin ein Mann des Friedens, wenn auch mein Schloß jetzt von Waffenlärm erdröhnt. Seid aber überzeugt, ich will über eure Sicherheit wachen, wie über die meine, und falls die Dinge hier ſich noch ſchlimmer verwickelten — was unſere heilige Frau verhüte! — ſo wollen wir euch ein ſicheres Geleite nach Deutſchland beſorgen, denn ſelbſt nicht der Wille unſeres Beſchützers, des Herzogs von Burgund, ſoll uns zwingen, anders über euch zu verfügen, als ihr ſelbſt es wünſcht. Euren Wunſch, in ein Kloſter gebracht zu werden, können wir nicht erfüllen, denn ach, der Einfluß der Söhne Belials auf die Einwohner von Lüttich iſt ſo groß, daß wir außerhalb der Grenzen unſeres Schloſſes keinen Zufluchtsort wüßten, auf den unſere Autorität ſich ausdehnt. Hier aber ſeid ihr höchſt willkommen, und auch euer Gefolge ſoll die ehrenvollſte Aufnahme finden, beſonders dieſer Jüngling, den ihr mir ſo angelegentlich empfehlt, und dem wir ſpeciell unſeren Segen ertheilen wollen.“

Quentin ließ ſich auf die Kniee nieder, um den biſchöflichen Segen zu empfangen.

„Was euch ſelbſt betrifft,“ fuhr der Prälat fort, „ſo könnt ihr bei meiner Schweſter Iſabella, der Aebtiſſin von Trier wohnen, befindet euch alſo unter weiblichem Schutz an dieſem Hofe eines ſo lebensluſtigen Junggeſellen, wie der Biſchof von Lüttich es iſt.“

Er führte die Damen artig bis an die Gemächer ſeiner Schweſter, während ſein Haushofmeiſter für Quentin ſorgte und auch den übrigen Perſonen im Gefolge der Damen von Croye eine angemeſſene Unterkunft anwies.

Bei der Gelegenheit fiel es Quentin auf, daß die Anweſenheit des Zigeuners, die in den Klöſtern des Landes ſo viel Anſtoß erregt hatte, hier im Haushalt dieſes reichen Prälaten nicht einmal zu der flüchtigſten Bemerkung Anlaß gab.

Neunzehntes Kapitel.

Die Stadt.

Von Gräfin Iſabella getrennt, an deren Antlitz ſeine Blicke in den letzten Tagen wie an einem Magnet gehangen hatten, empfand Quentin eine ſeltſame Leere des Herzens, die er bisher in keinem der Wechſelfälle ſeines Lebens kennen gelernt hatte.

Der Umſtand, daß die Gräfinnen einen feſten Aufenthaltsort erreicht hatten, mußte natürlich ihrem engen und vertraulichen Verkehr ein Ende machen, denn unter welchem Vorwande hätten ſie, ſelbſt wenn ſie es gewünſcht hätten, einen jungen Knappen, wie Quentin, in ihrer Geſellſchaft behalten können?

Doch war der Schmerz der Trennung durch ſeine Unvermeidlichkeit weniger bitter, und Quentin’s ſtolzes Herz zuckte, als er ſich wie einen gewöhnlichen Poſtillon verabſchiedet ſah, ſobald ſeine Aufgabe erfüllt war, und ſeine Augen feuchteten ſich, während er über den Umſturz jener Luftſchlöſſer nachgrübelte, die er im Laufe ſeiner allzu intereſſanten Reiſe nur zu gerne gebaut hatte.

Er bemühte ſich eben, dieſe geiſtige Niedergeſchlagenheit abzuwerfen und ſchrieb einige Briefe an den Hof Ludwig’s, worin er die Ankunft der Damen von Croye in Lüttich meldete, als plötzlich eine Hand leicht auf ſeine Schulter ſchlug und er ſich umwendend den Zigeuner vor ſich ſtehen ſah.

Hayraddin, unſerem Freund niemals willkommen, war demſelben ſeit ſeiner Verrätherei noch verhaßter geworden, und ſo fragte Quentin ihn in ſchroffem Tone, wie er ſich die Freiheit herausnehmen könne, einen chriſtlichen Edelmann zu berühren.

„Einfach deshalb,“ erwiderte der Zigeuner, „weil ich zu wiſſen wünſchte, ob dieſer chriſtliche Edelmann außer Geſicht und Gehör auch ſein Gefühl verloren habe. Ich ſpreche ſeit fünf Minuten mit Euch, und Ihr ſtiert auf dieſes Papier, als beſäße es die Zauberkraft, Euch in eine Statue zu verwandeln und habe dieſe Wirkung ſchon zur Hälfte erfüllt.“

„Nun und was willſt du? Sprich ſchnell und verlaſſe mich dann ſofort!“

„Ich wünſche, was alle Menſchen wünſchen, obwol wenige es erhalten,“ erwiderte Hayraddin. „Ich wünſche das, was mir gebührt — meine zehn Goldkronen als Führerlohn.“

„Wie darfſt du dich erdreiſten, einen andern Lohn zu beanſpruchen als den, daß ich dein elendes Leben ſchone?“ rief Quentin zornig aus. „Ich weiß, es war deine Abſicht, die Damen unterwegs zu verrathen!“

„Aber ich *habe* ſie nicht verrathen,“ ſagte Hayraddin. „Hätte ich es gethan, ſo würde ich weder von Euch, noch von ihnen meinen Lohn fordern, ſondern von demjenigen, für den ihr Verweilen auf dem rechten Flußufer von Intereſſe und Vortheil war. Die Partei, der ich gedient habe, iſt diejenige, die mich bezahlen muß.“

„So nimm deinen Lohn und verſchwinde mit ihm,“ ſagte Quentin, indem er das Geld vorzählte. „Eile zum „Eber der Ardennen“ oder zum Teufel, aber komm' mir in Zukunft nicht vor die Augen, damit ich dich nicht vor der Zeit zur Hölle ſende!“

„Zu dem Eber der Ardennen?“ wiederholte der Zigeuner, deſſen Mienen mehr Erſtaunen verriethen, als je der Fall geweſen. „So war es keine leere Vermuthung, kein unbeſtimmter Argwohn, der Euch darauf beharren ließ, den Weg zu ändern? Wäre es möglich, gibt es in anderen Ländern wirklich eine Wahrſagekunſt, welche derjenigen unſerer wandernden Stämme überlegen iſt? — Der Weidenbaum, unter dem wir mit einander ſprachen, konnte nichts wieder erzählen, aber nein — nein — nein — Dummkopf, der ich war! — Ich habe es! — Ha, ich habe es! Die Weide an jenem Bach! — Ja, ich bemerkte es wohl, daß Ihr im Vorbeireiten nach ihr hinſchieltet. — Die Weide konnte freilich nicht ſprechen, aber ſie konnte Jemand verbergen, der Ohren hatte, um zu hören. In Zukunft will ich nur auf offener Ebene Rath halten, wo auch kein Diſtelſtrauch in der Nähe iſt, um einem Schotten Deckung zu gewähren. Ha, ha, ha! Der Schotte hat den Zigeuner mit ſeinen eigenen Waffen geſchlagen! — Doch wißt, Quentin Durward, indem Ihr meine Pläne vereiteltet, habt Ihr Euer eigenes Glück verſcherzt — ja, jenes Glück, von dem ich Euch aus den Linien Eurer Hand prophezeite — es wäre glänzend in Erfüllung gegangen, ohne Euren Eigenſinn.“

„Beim heiligen Andreas!“ rief Quentin aus, „deine Unverſchämtheit macht mich lachen — worin hätte deine vollendete Schurkerei mir von Nutzen ſein können? Daß du für mein Leben bateſt, hörte ich in der That, aber deine würdigen Verbündeten würden dieſes Verſprechen bald vergeſſen haben, wenn es zum Handgemenge kam. — Wozu dein Verrath dieſer Damen mir aber verholfen haben würde, ausgenommen zu Tod oder Gefangenſchaft, das iſt eine Sache, die mein kleiner Verſtand mir nicht zu erklären vermag.“

„Dann denkt nicht weiter daran,“ ſagte Hayraddin, „denn ich hege die Abſicht, Euch mit meiner Dankbarkeit zu überraſchen. Hättet Ihr meinen Lohn mir vorenthalten, ſo würde ich angenommen haben, wir ſeien quitt. Wie die Dinge aber ſtehen, bleibe ich noch Euer Schuldner wegen jener Angelegenheit an den Ufern des Cher.“

„Ich dächte, dafür hätte ich mich ſelbſt ſchon bezahlt, indem ich dich mit Schimpfworten und Flüchen belegte.“

„Harte oder freundliche Worte ſind nichts als leere Luft,“ ſagte der Zigeuner. „Ja, hättet Ihr mich geſchlagen, anſtatt zu drohen —“

„Ich dürfte mich noch verſucht fühlen, auch dieſe Art der Zahlung zu nehmen, wenn Ihr mich noch länger reizt!“

„Ich möchte es Euch nicht rathen. Eine ſolche durch vorſchnelle Hand gemachte Zahlung könnte die Schuldſumme überſteigen, wodurch für mich ein Guthaben bliebe — und ich bin nicht der Mann, der ſo etwas vergißt oder vergibt. — Doch nun lebt wohl, wenn auch nicht für lange — ich will mich den Damen von Croye empfehlen.“

„Du?“ rief Quentin verwundert aus. „Du ſollteſt vor die Damen gelaſſen werden, hier, wo ſie faſt wie Nonnen leben und unter dem Schutz einer edlen Aebtiſſin, der Schweſter des Biſchofs, ſtehen? Das iſt unmöglich!“

„Und doch wartet Marthon, um mich zu ihnen zu führen,“ antwortete der Zigeuner mit ſpöttiſchem Lächeln. „Vergebt mir alſo, wenn ich Euch verlaſſe.“

Mit dieſen Worten wendete er ſich um und machte einige Schritte nach der Thür, kam aber wieder zurück und ſagte in feierlichem, nachdrücklichem Ton:

„Ich kenne Eure Hoffnungen — ſie ſind kühn — doch nicht vergeblich, wenn ich Euch beiſtehe. Ich kenne Eure Befürchtungen — ſie ſollten Euch Vorſicht, nicht Zaghaftigkeit lehren. Jedes Weib kann genommen werden. „Graf“ iſt nur ein Beiname, der ſich eben ſo gut mit Quentin Durward verbinden läßt, wie Herzog mit Karl, oder König mit Ludwig.“

Der Zigeuner hatte die Halle verlaſſen, ehe Durward noch Zeit fand, etwas zu erwidern. Er folgte ihm ſogleich, doch ſchien Hayraddin beſſer als der Schotte mit den Corridoren des Hauſes bekannt, ſo daß ſein Verfolger ihn bald aus dem Geſicht verlor, nachdem er eine kleine Hintertreppe hinabgeſtiegen war. Immer noch folgte ihm Durward, obwol er kaum wußte, weshalb. Die Treppe führte ihn zu einer Thür, durch die man in den Garten gelangte, wo er den Zigeuner ſchnell durch einen kleinen Heckenweg dahineilen ſah. Der Garten war von zwei Seiten von den Nebengebäuden des Schloſſes umgeben, die andern beiden Seiten wurden von einer hohen mit Zinnen gekrönten Mauer eingefaßt.

Hayraddin ſchritt quer über den Garten nach einem kleinen Hinterpförtchen, das ſich in dem entgegengeſetzten Flügel des großen Gebäudes befand. Dort blickte er ſich um, winkte ſeinem Verfolger triumphirend mit der Hand, und Quentin ſah, daß Marthon wirklich das Pförtchen öffnete und den elenden Zigeuner einließ, wahrſcheinlich, um ihn in die Gemächer der Gräfinnen zu führen.

Quentin biß ſich zornig und entrüſtet auf die Lippen und machte ſich ſelbſt die ſchwerſten Vorwürfe, die Damen nicht mit der vollen Niederträchtigkeit Hayraddin's und ſeinen Plänen gegen ihre Sicherheit bekannt gemacht zu haben. Die anmaßende Weiſe, in der der Zigeuner ihm verſprochen hatte, ſeine Werbung zu begünſtigen, erhöhte noch ſeinen Zorn und Abſcheu, und es war ihm, als würde ſogar die Hand der Gräfin Iſabella profanirt, wenn er ſie durch eine ſolche Gönnerſchaft erreichen müßte.

„Aber es iſt Alles nur Lug und Trug," dachte er bei ſich ſelbſt — „ein elender Kunſtgriff dieſes Burſchen. Er hat ſich unter irgend einem falſchen Vorwand bei den Damen einzuſchleichen gewußt und gewiß auch mit irgend einer Nebenabſicht. Es iſt ein Glück, daß ich erfahren habe, wo ſie wohnen. Ich will Marthon beobachten und mir eine Unterredung mit den Damen ausbitten, wäre es auch nur, um ſie zu warnen. Doch iſt es wahrlich hart, daß ich eine Ausflucht gebrauchen muß, wenn *ſeinesgleichen* ſo leicht Zulaß findet! Aber ſie ſollen erfahren, daß ich, wenn auch aus ihrer Gegenwart verbannt, doch Iſabella's Sicherheit ſtets im Auge behalte."

Während der junge Liebende ſo dachte, näherte ſich ihm ein älterer Herr von dem Haushalte des Biſchofs und machte ihn mit größter Höflichkeit darauf aufmerkſam, dieſer Garten ſei nur für den perſönlichen Gebrauch des Biſchofs und für Gäſte des höchſten Ranges beſtimmt.

Quentin ließ ihn ſeine Rede zweimal wiederholen, bevor er ſie recht verſtand, dann ſchrak er aus ſeiner Träumerei auf, verbeugte ſich und eilte aus dem Garten, während jener Beamte ihm unter tauſend Entſchuldigungen folgte, bis Quentin kein beſſeres Mittel fand, ſich des Menſchen zu entledigen, als indem er ihm den Wunſch ausſprach, die nahe gelegene Stadt zu beſuchen, und ſich mit ſo ſchnellen Schritten in dieſer Richtung entfernte, daß jener überhöfliche Menſch endlich zurückbleiben mußte. Wenige Minuten ſpäter befand ſich Quentin innerhalb der Mauern der Stadt Lüttich, die damals eine der reichſten Städte Flanderns, folglich der ganzen Welt war.

Im Gemüth eines männlichen, ſchwungkräftigen Charakters behält die Melancholie, ſelbſt wenn ſie der Liebe entſpringt, nicht lange die Herrſchaft, ſondern weicht oft dem nächſten unerwarteten Eindruck, der unſere Sinne trifft, und flieht am ſchnellſten durch Ortsveränderung, oder unter dem Einfluß des geſchäftigen Lebens und Treibens einer großen Stadt.

Quentin's Aufmerkſamkeit war in wenig Augenblicken durch die Mannichfaltigkeit der neuen Eindrücke ſo ſehr gefeſſelt, daß er weder an die Gräfin Iſabella, noch an den Zigeuner weiter dachte.

Die hohen Häuſer — die ſtattlichen, wenn auch engen und düſteren Straßen — die prächtige Schauſtellung der reichſten Waaren und glänzendſten Rüſtungen in den Magazinen und Läden — die von geſchäftigen Bürgern und Arbeitsleuten wimmelnden Straßen — die rieſigen Laſtwagen, welche die Handelsgegenſtände für Export und Import transportirten, (der erſtere beſtand in Tuch, Waffen aller Art und Eiſenwaaren, der letztere aus allerlei Luxusartikeln) — alles dies vereinigte ſich zu einem ſo imponirenden Gemälde des Reichthums, der Pracht und Emſigkeit, wie Quentin es noch nie vor ſeinen Augen gehabt hatte.

Auch die zahlreichen Flußarme und Canäle, welche die Stadt in den verſchiedenſten Richtungen durchſchnitten, erregten ſeine Bewunderung, ſo wie die alte Kirche des heiligen Lambertus, die im achten Jahrhundert gegründet wurde.

Als er dieſen heiligen Ort verlaſſen hatte, bemerkte er endlich, daß er, der bisher mit rückhaltsloſer Neugierde Alles gemuſtert hatte, jetzt ſelbſt einen Gegenſtand der Aufmerkſamkeit für mehrere Gruppen wohlhabend ausſehender Bürger bildete, die ihn aufmerkſam beobachteten, indem ein Ziſcheln und Flüſtern durch ihre Reihen ging.

Die Zahl dieſer Gaffer vermehrte ſich ſchnell und alle

Blicke hefteten ſich auf Quentin mit dem Ausdruck des Intereſſes und der Neugierde, ja ſelbſt mit einem gewiſſen Grad des Reſpectes.

Endlich bildete er den Mittelpunkt einer anſehnlichen Menſchenmenge, die vor ihm zurückwich, als er ruhig weiter ſchritt, während die ihm Folgenden oder mit ihm Schritt Haltenden es auffällig vermieden, ihn zu drängen oder in ſeinen Bewegungen zu hindern. Aber ſeine Lage war zu läſtig, als daß er ſie noch länger hätte ertragen können, ohne ſich ihr zu entziehen, oder eine Erklärung zu ſuchen.

Quentin blickte um ſich und ſein Auge blieb auf einem behäbigen, unterſetzten Mann haften, den er, ſeinem Sammtmantel und Goldkette nach, für einen angeſehenen Bürger, vielleicht für eine Magiſtratsperſon hielt.

„Seht Ihr irgend etwas Beſonderes an mir?“ fragte Quentin, „irgend etwas, was die öffentliche Aufmerkſamkeit in ſo ungewöhnlichem Maße erregt, oder iſt es die ſeltſame Gewohnheit des Lütticher Volkes, ſich derart um Fremde zu drängen, die zufällig in ihre Stadt kommen?“

„Gewiß nicht, guter Herr,“ antwortete der Bürger, „wir ſind weder ſo neugierig, um ſolche Gebräuche zu üben, noch liegt etwas in Eurer Kleidung und Perſon, ausgenommen das, was unſerer Stadt höchſt willkommen iſt und was unſere Bürger mit Freude und Entzücken ſehen!“

„Eure Worte klingen überhöflich, würdiger Herr,“ ſagte Quentin, „aber beim Kreuz des heiligen Andreas! ich kann nicht errathen, was Ihr meint.“

„Euer Schwur, Herr, ſo wie Eure Sprache,“ erwiderte der Kaufmann, „überzeugen mich, daß unſere Vermuthung richtig iſt.“

„Bei meinem Schutzheiligen Quentin,“ ſagte Quentin, „ich verſtehe Euch weniger als je.“

„Nun ſchon wieder,“ bemerkte der Bürger mit bedeutungsvollem Augenzwinkern. „Doch ziemt es uns wahrlich nicht, das zu ſehen, was Ihr gern verbergen wollt. Warum aber ſchwört Ihr bei dem heiligen Andreas, wenn Ihr wollt, daß wir Euch nicht verſtehen ſollen — wir wiſſen, daß der gute Graf Saint Paul unſerer Sache wohlgeſinnt iſt.“

„Bei meinem Leben!“ rief Quentin aus. „Hier liegt ein Mißverſtändniß vor. Ich weiß nichts von Saint Paul.“

„Nun, nun, wir ſtellen Euch keine Fragen, obwol — hört — hört, ich will es Euch ins Ohr flüſtern, mein Name iſt Pavillon.“

„Und was kümmert mich das, Herr Pavillon?“ fragte Quentin.

„Ei nichts, — ich dachte nur, mein Name würde Euch davon überzeugen, daß Ihr mir vertrauen könnt. Hier iſt auch mein College Rouslaer.“

Rouslaer, ein corpulenter Bürger, deſſen runder Bauch wie eine Trommel vorragte, trat nun aus der Menge hervor, flüſterte ſeinen Nachbaren einige Worte zu und ſagte in vorwurfsvollem Ton:

„Ihr vergeßt, werther College, der Platz hier iſt zu frei und offen — dieſer Herr wird ſich in Euer oder mein Haus zurückziehen und ein Glas Rheinwein mit Zucker trinken, dann werden wir mehr von unſerem guten Freund und Alliirten hören, dem wir aus ehrlichen flämiſchen Herzen ergeben ſind.“

„Ich habe keinerlei Nachricht oder Neuigkeit für euch,“ ſagte Quentin ärgerlich, „ich will auch keinen Rheinwein trinken, und bitte euch nur, als Männer von Amt und Würde, dieſe müßige Menge auseinander zu ſprengen und einem Fremden zu erlauben, eure Stadt unbeläſtigt zu verlaſſen, wie er ſie betrat.“

„Nun denn, Herr, wenn Euch ſo viel an Eurem Incognito gelegen iſt,“ ſagte Rouslaer, „und das uns gegenüber, die wir doch Vertrauensmänner ſind, ſo laßt mich Euch doch fragen, warum Ihr das Abzeichen Eurer Partei tragt, wenn Ihr in Lüttich unbekannt bleiben wolltet?“

„Was für ein Abzeichen und was für eine Partei?“ fragte Quentin. „Ihr ſeht wie ehrwürdige Männer und Bürger aus, aber bei meiner Seele, ihr ſeid entweder ſelbſt verrückt oder wollt mich verrückt machen!“

„Sapperment!“ ſagte der andere Bürger, „Ihr könntet den heiligen Lambertus zum Fluchen verleiten. Ei, wer trägt denn Mützen mit dem Kreuz des heiligen Andreas und der Lilie, wenn nicht die ſchottiſchen Bogenſchützen des Königs Ludwig?“

„Und angenommen, ich ſei ein Bogenſchütze der ſchottiſchen Garde, warum iſt es denn ein Wunder, wenn ich das Abzeichen derſelben trage?“

„Er hat es zugeſtanden — er hat es zugeſtanden!“ ſagten Rouslaer und Pavillon, ſich zu den verſammelten Bürgern wendend, triumphirend die Arme ſchwenkend, Quentin die Hände entgegenſtreckend und mit ganzem Geſicht lachend und grinſend. „Er hat es zugeſtanden, er iſt ein Bogenſchütze von des Königs Garde — der Garde Ludwigs, des Beſchützers der Freiheiten von Lüttich!“

Nun erhob ſich in der Menge ein allgemeines Geſchrei und Quentin konnte die einzelnen Rufe verſtehen:

„Lang lebe Ludwig von Frankreich! — Lang lebe die ſchottiſche Garde! — Lang lebe der tapfere Bogenſchütze! — Hoch unſere Freiheiten! — Hoch unſere Privilegien! — Wir wollen ſie, oder den Tod! — Keine Steuern, keine Abgaben! — Lang lebe der tapfere Eber der Ardennen! — Nieder mit Karl von Burgund und Verderbniß den Bourbonen!“

Betäubt von dem Lärm, der bald von einer, bald von anderer Seite erſcholl, fand Quentin dennoch Zeit, eine Muthmaßung über die Urſache dieſes Tumults und einen Plan für ſein ferneres Verhalten zu faſſen.

Er hatte vergeſſen, daß einer ſeiner Kameraden nach dem Kampf mit Orleans und Dunois ſeinen Helm auf Lord Crawford’s Befehl mit einer ſtahlgefütterten Mütze vertauſcht hatte, wie ſie die ſchottiſchen Gardiſten trugen.

Daß ein ſolcher Gardiſt, der ſtets nah um Ludwigs Perſon war, in den Straßen einer Stadt erſchien, deren Unzufriedenheit durch geheime Agenten dieſes Königs noch aufgeſtachelt worden war — dies deuteten die Bürger von Lüttich offenbar dahin, Ludwig habe ſich entſchloſſen, ihre Sache öffentlich zu unterſtützen. Und ſo wurde das Erſcheinen eines einzelnen Bogenſchützen zu einer Bürgſchaft augenblicklicher und thatkräftiger Unterſtützung des Königs erhoben, — ja ſo weit, daß ſeine Hilfstruppen wahrſcheinlich ſchon in dieſem Augenblick durch das eine oder das andere Stadtthor im Einrücken begriffen ſeien.

Quentin ſah bald, daß es für ihn unmöglich ſei, die Leute von dieſer Anſicht zurückzubringen, ja, daß jeder Verſuch, dieſe Menſchen eines Anderen zu belehren, nur ihn ſelbſt in Gefahr bringen müſſe. Er ſah keinen anderen Ausweg, als ſich geduldig in ſein Schickſal zu fügen, bis er Gelegenheit fände, dieſer Narrenbande zu entkommen.

Dieſen Beſchluß faßte er, während die Menge ihn nach dem Stadthauſe zu drängte, wo die Räthe der Stadt ſich verſammelten, um die Nachrichten anzuhören, die Quentin gebracht haben ſollte, und ihn mit einem prächtigen Bankett zu bewirthen.

Trotz ſeines Abwehrens, das man blos übertriebener Beſcheidenheit zuſchrieb, ſah er ſich von allen Seiten gefeiert und geehrt. Seine beiden Freunde, welche Schöppen oder Syndici zu ſein ſchienen, hatten ſich ſeiner Arme bemächtigt. Ihnen voraus ſchritt der Vorſteher der Fleiſcherinnung, Nickel Block, den man ſchnell aus dem Schlachthaus herbeigeholt hatte, und ſchwang ſein Tod drohendes, mit Blut beflecktes Beil mit einer Begeiſterung, die nur der Branntwein in ihm erweckt haben konnte.

Hinter ihnen kam die große, hagere, knochige, ſehr betrunkene und ſehr patriotiſche Geſtalt des Claus Hammerlein, Präſident der Eiſenarbeiter, und mindeſtens tauſend ungewaſchene Arbeiter ſeiner Claſſe ſchloſſen ſich ihm an, während Weber, Seiler, kurz, Handwerker jeder Gattung und jeden Berufes von allen Seiten herbeiſtrömten, um ſich dem Zug anzuſchließen; ein Entkommen ſchien Quentin alſo total unmöglich.

In dieſer Verlegenheit wendete er ſich bald rechts zu Rouslaer, bald links zu Pavillon, indem er ihnen begreiflich zu machen verſuchte, er habe ganz zufällig dieſe Mütze der ſchottiſchen Gardiſten aufgeſetzt, als ſeinem eigenen Helm ein Unglück paſſirt ſei, er bedauere, daß dieſer Umſtand und die ſchnelle Klugheit der Lütticher, die aus ihm ſofort auch ſeinen Stand und den Zweck ſeiner Anweſenheit eriethen, öffentlich bekannt geworden ſei; dann ließ er noch die Andeutung fallen, wenn man ihn jetzt auf das Stadthaus führe, werde er genöthigt ſein, den verſammelten Magiſtratsräthen Dinge zu offenbaren, welche er, den Weiſungen ſeines Königs nach, nur den Ohren ſeiner vortrefflichen Freunde, der Mynheers Pavillon und Rouslaer anvertrauen ſolle.“

Dieſer letzte Wink übte eine zauberhafte Wirkung auf die beiden Bürger, die angeſehenſten Anführer ihrer aufſtändiſchen Mitbürger aus, welche, wie alle Demagogen dieſer Sorte, die Leitung jeder Angelegenheit in ihrer eigenen Hand behielten.

Schnell waren ſie nun damit einverſtanden, Quentin Durward möge Lüttich auf einige Zeit verlaſſen, um bei Nacht in die Stadt zurückzukehren und in Rouslaers Haus, welches an dem Stadtthor lag, welches Schönwald gerade entgegengeſetzt war, ſich insgeheim mit ihnen beſprechen.

Quentin ſtand nicht an, ihnen zu ſagen, er wohne zur Zeit im biſchöflichen Palaſt — unter dem Vorwand, Depeſchen vom franzöſiſchen Hof gebracht zu haben, obwol ſein wirklicher Auftrag (wie ſie richtig errathen hätten) an die Bürger von Lüttich ſei; und dieſer Schleichweg, Verhandlungen anzuknüpfen, ſtimmte, ſo wie Rang und Stand der Perſon, von welcher man annahm, ſie ſolle dieſe Verhandlungen führen, ſo gut mit König Ludwigs Charakter überein, daß Quentin’s Angaben weder Zweifel, noch Erſtaunen erregten.

Faſt augenblicklich, nachdem dieſe Verſtändigung erzielt war, hatte das Drängen der Menge ſie vor Pavillon’s Haus gebracht, welches in einer der Hauptſtraßen lag, aber rückwärts mittels eines Gartens und einer großen Gerberei an die Maas ſtieß — denn der patriotiſche Syndicus war ein Fellhändler oder Kürſchner.

Pavillon wollte den vermeinten Abgeſandten des Königs natürlich in ſeinem Hauſe bewillkommnen, und als ſie hier ſtehen blieben, wunderte die Menge ſich auch nicht darüber, ſondern feierte den guten Mynheer Pavillon mit einem kräftigen „Vivat!“ als er mit ſeinem ausgezeichneten Gaſt hinter der Thür verſchwand.

Quentin vertauſchte ſchleunigſt ſeine auffallende Mütze gegen die eines Kürſchners und warf einen Mantel über ſeine Kleider.

Pavillon verſah ihn überdies mit einem Geleitsſchein, mit dem er die Stadtthore frei paſſiren und nach ſeinem Belieben zu jeder Stunde des Tages und der Nacht nach Lüttich zurückkehren konnte; endlich übergab er ihn der Führung ſeiner Tochter, eines freundlichen, hübſchen flämiſchen Mädchens, mit der Weiſung, wie ſie ihn zu leiten habe, und begab ſich dann zu ſeinem werthen Collegen zurück, mit dem vereint er das Verſchwinden des königlichen Abgeſandten ſo gut als möglich vor ſeinen Freunden im Stadthaus zu erklären wußte.

Es iſt uns nicht möglich, die von dieſen beiden Herren vorgebrachten Lügen wortgetreu hier anzuführen, aber es gibt keine leichtere Aufgabe, als Menſchen zu täuſchen, deren vorgefaßte Vorurtheile die halbe Arbeit ſchon ſelbſt gethan haben, ehe der Betrüger ſein Werk noch begonnen hat.

Kaum hatte der ehrenwerthe Syndicus ſich entfernt, als ſeine Tochter Trudchen — mit manchem Erröthen und manchem verſtohlenen Lächeln (was ſich bei den roſigen Wangen und kirſchrothen Lippen, bei der durchſichtigen Haut und den großen blauen Augen allerliebſt machte) — den ſchönen Fremden durch die Alleen ihres väterlichen Gartens an das Waſſer führte und ihn hier in ein Boot ſteigen ließ, das zwei ſtämmige Flamländer in ihren Pumphoſen, Pelzmützen und knöpfenbeladenen Jacken ſo ſchnell in Bereitſchaft geſetzt hatten, als ihre niederländiſche Natur es zugab.

Da das reizende Trudchen nur deutſch ſprach, ſo konnte Quentin ſeiner Dankbarkeit auf keine andere Weiſe Ausdruck geben, als durch einen Kuß auf eben dieſe Kirſchenlippen, der (ohne Quentin's Liebe zu der Gräfin Iſabella Abbruch zu thun) in Ehren gegeben und in Ehren genommen wurde — denn Jünglinge von Geſicht und Geſtalt unſeres jungen ſchottiſchen Bogenſchützen, waren bei dem Lüttiche Bürgerſtand eine gar ſeltene Erſcheinung.*)

---

*) Man könnte ſich geneigt fühlen, Quentin Durward's Abenteuer in Lüttich für übertrieben und unwahrſcheinlich zu halten, aber es iſt merkwürdig, was für unbedeutende Umſtände den öffentlichen Geiſt in

Als die Kürſchnergeſellen das Boot durch die trägen Wellen der Maas und an den Befeſtigungswerken der Stadt vorbeiruderten, blieb Quentin Zeit genug zur Ueberlegung, wie er, in den biſchöflichen Palaſt Schönwald zurückgekehrt, ſein Abenteuer in Lüttich berichten ſolle; und da es ihm in gleichem Maße widerſtrebte, irgend Jemand, der ihm, wenn auch durch ein Mißverſtändniß, ſein Vertrauen geſchenkt hatte, zu verrathen, wie die aufſtändiſche Bewegung der Stadt dem gaſtfreundlichen Prälaten zu verſchweigen, ſo beſchloß er endlich, ſich auf einen allgemeinen Bericht ſeiner Erlebniſſe zu beſchränken, welcher den Biſchof zur Vorſicht mahnen mußte, ohne daß Quentin eine Perſon ſeiner Rache bezeichnete.

Er verließ ſein Boot etwa eine halbe Meile außerhalb der Stadt, wo er ſeine Ruderer, zu deren großer Zufriedenheit, mit einem Goldſtück belohnte. Allein, ſo klein der Raum auch war, der ihn jetzt noch von Schönwald trennte, ſo hatte die Schloßglocke doch ſchon zum Mittageſſen geläutet, und Quentin erkannte auch, daß er dem Schloß von entgegengeſetzter Seite des Haupteinganges nahte, und der Weg rings um daſſelbe eine weitere Verſpätung zur Folge haben müßte.

Darum ſchritt er geradewegs auf den ihm nächſten Flügel zu und entdeckte bei ſeinem Näherkommen, daß er eine zinnengekrönte Mauer vor ſich hatte, von der ein Hinterpförtchen nach dem Schloßgraben führte, in dem ein Boot angekettet lag, welches er, wie er dachte, zu ſeiner Ueberfahrt benutzen könne, indem er den Schiffer zu ſich herüber rief.

Als er ſich in dieſer Hoffnung dem Rande des Waſſergrabens näherte, öffnete ſich die Hinterpforte und ließ einen Mann heraus, welcher in das Boot ſprang, ſich an

---

Momenten des Zweifels und der Ungewißheit zuweilen beeinfluſſen können! — Unſere Leſer werden ſich erinnern, daß zur Zeit, wo die Niederländer ſich gegen das franzöſiſche Joch empören wollten, ihr Freiheitsdurſt plötzliche Nahrung durch die Ankunft eines Mannes in Uniform der britiſchen Freiwilligen erhielt, deſſen Erſcheinen ſie — obwol er eine Privatperſon war — als Bürgſchaft für Englands Unterſtützung auslegten.

die andere Seite ruderte und dann das Fahrzeug mit einer langen Stange nach dem Landungsplatz zurückſtieß.

Mit Erſtaunen erkannte der junge Schotte in dieſer Perſon den Zigeuner, der (er war eine ziemliche Strecke von Durward entfernt gelandet), ohne Durward zu bemerken oder zu erkennen, den Weg nach Lüttich einſchlug.

Dieſer Vorfall forderte den jungen Bogenſchützen zu neuem Nachdenken auf. War dieſer vagabundirende Heide die ganze Zeit über bei den Damen von Croye geweſen, und welche Gründe konnten dieſe Gräfinnen veranlaſſen, ihm eine ſolche Gnade und Auszeichnung zu erweiſen?

Von ſolchen Gedanken gepeinigt, war Durward noch feſter entſchloſſen, eine Erklärung mit den Damen herbeizuführen, ſowol um ſie mit Hayraddin's Verrätherei, als mit der bedrohten Lage bekannt zu machen, in der ſich ihr Beſchützer, der Biſchof, durch den meuteriſchen Geiſt ſeiner Stadt Lüttich befand.

Unter ſolchen Gedanken hatte er das Hauptthor des biſchöflichen Palaſtes erreicht und fand in der großen Halle die hier zum Mittageſſen verſammelten Perſonen (nämlich den Biſchof ſelbſt mit ſeinem geiſtlichen Gefolge, ſeinen Hausbeamten und die Gäſte, die nicht unter der letzten Adelsſtufe ſtanden) ſchon um die Tafel ſitzend.

Jedoch war am oberen Ende der Tafel ein Sitz neben dem biſchöflichen Hauskaplan frei gelaſſen worden, der Quentin mit dem alten Collegienſcherz bewillkommnete: Sero venientibus ossa! indem er ſeinen Teller eifrig mit Leckerbiſſen füllte, als wolle er dieſem Scherz jeden Schimmer der Thatſächlichkeit nehmen, die, wie Quentin's Landsleute ſagen, einen Scherz entweder des ſcherzhaften Charakters beraubt oder ihn mindeſtens zu einem unziemlichen macht.*)

Um nicht ſchlechter Manieren und der Ungezogenheit beſchuldigt zu werden, beſchrieb Quentin Durward in der Kürze den Tumult, der in der Stadt ausgebrochen war, als man entdeckte, daß er der ſchottiſchen Bogenſchützengarde des Königs Ludwig angehöre, und bemühte ſich der

---

*) „Ein wahrer Scherz iſt kein Scherz mehr“, lautet das ſchottiſche Sprichwort.

Sache eine heitere Wendung zu geben, indem er ſchloß, ein fetter Bürger und deſſen hübſches Töchterlein hätten ihn mit Mühe und Noth dem Menſchengewühl entzogen.

Aber die Erzählung war von zu großer Wichtigkeit für die Geſellſchaft, um ihr Geſchmack an einem Scherz zu laſſen. Meſſer und Gabeln, ja ſelbſt die Weinbecher blieben unberührt, ſo lange Quentin erzählte, und als er zu Ende war, herrſchte feierliches Schweigen, welches endlich von dem Haushofmeiſter gebrochen wurde, der mit trauriger Stimme ſagte:

„Ich wollte zu Gott, wir bekämen dieſe hundert burgundiſchen Fähnlein ſchon zu Geſicht!“

„Warum gebt ihr dieſem Vorfall ſolche Wichtigkeit?“ ſagte Quentin. — „Ihr habt hier eine Menge in der Kriegführung wohl geübte Soldaten, und eure Gegner ſind nur der Plebs einer aufrühreriſchen Stadt, der Ferſengeld geben wird, ſobald er geordnete Truppen erblickt.“

„Ihr kennt die Lütticher nicht!“ ſagte der Kaplan. „Man kann von ihnen ſagen, daß ſie, nicht einmal die Genter ausgenommen, das wildeſte, unbändigſte Volk Europa’s ſind! Der Herzog von Burgund züchtigte ſie ſchon zweimal für ihre wiederholten Meutereien gegen ihren Biſchof, hat zweimal ihre Privilegien beſchränkt, ihnen ihr Banner weggenommen und ſich ſelbſt Rechte verliehen, welche ſonſt über eine freie Reichsſtadt nicht ausgeübt werden durften. — Ja, das letzte Mal ſchlug er ſie unter argem Blutvergießen in der Nähe von Saint Trou, wo Lüttich ſechzigtauſend Mann verlor, die theils durch das Schwert umkamen, theils bei der Flucht ertranken. Schließlich weigerte ſich der Herzog — um ſie an jedem ferneren Aufſtand zu hindern — durch irgend eins der Thore in die Stadt einzuziehen, ſondern ließ die Stadtmauer vierzig Klafter breit einreißen und zog durch dieſe Breſche mit herabgelaſſenem Viſir, die Lanze eingelegt, an der Spitze ſeiner Ritter als Sieger in Lüttich ein. Und man rieb es den Lüttichern damals gehörig unter die Naſe, daß ſie es nur der Vermittelung des Herzogs Philipp des Guten — des Vaters des Herzogs Karl — zu verdanken hatten, daß Letzterer, der ſich damals Graf von Charalois nannte, ihre

Stadt nicht der Plünderung Preis gab. Gott beſſere ſolche Zuſtände! — Aber ich fürchte, zwiſchen einer ſo leidenſchaftlichen Bevölkerung und einem ſo leidenſchaftlichen Herrſcher wird es noch viel blutige Arbeit geben; und ich wünſchte mein gütiger und vortrefflicher Herr ſäße auf einem ſicherern, würdigeren Biſchofsſtuhl, denn ſeine Mitra iſt nicht mit Hermelin, ſondern mit Dornen beſetzt. — Ich ſagte Euch dies, Herr Fremdling, um Euch davon zu unterrichten, daß Schönwald — wenn nicht Geſchäfte Euch hier feſthalten — ein Ort iſt, dem jeder vernünftige Menſch ſchleunigſt den Rücken wenden ſollte. Eure Damen ſind derſelben Meinung, fürchte ich, denn ſie haben einen ihrer Reitknechte mit Briefen an den franzöſiſchen Hof zurückgeſchickt, welche ihm wahrſcheinlich anzeigen ſollen, daß ſie ein ſichereres Aſyl aufſuchen wollen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Brief.

Der Kaplan, der beſonderes Gefallen an Quentin's Geſellſchaft zu finden ſchien, oder vielleicht von dem Wunſch erfüllt war, weitere Berichte von ihm zu erhalten, führte ihn in das anſtoßende Gemach, deſſen Fenſter nach dem Garten führten, und als er bemerkte, daß der Blick ſeines Gefährten gar eifrig nach jenem Ort ſchielte, machte er ihm den Vorſchlag, hinabzugehen, um die ſeltſamen ausländiſchen Sträucher zu bewundern, die der Biſchof hier hatte pflanzen laſſen.

Quentin entſchuldigte ſich und erzählte dabei ſeine Vertreibung aus dem Garten am Morgen. Der Kaplan lächelte und ſagte:

„Es iſt wahr, man hatte wirklich vor langer Zeit ein Verbot gegen das Betreten dieſes Gartens erlaſſen, der für des Biſchofs perſönlichen Gebrauch beſtimmt iſt. Doch geſchah dies zu einer Zeit, wo unſer ehrwürdiger Vater noch ein junger Geiſtlicher von kaum mehr als dreißig Jahren war, und wo viele ſchöne junge Damen dieſes Schloß aufſuchten, um hier geiſtlichen Zuſpruch und Troſt zu finden, und dieſe Damen, deren Gewiſſen ihnen ſolche Qualen verurſachte, und die man gewöhnlich in jenen Gemächern einlogirte, die jetzt von der edlen Aebtiſſin bewohnt werden, mußten in der That einen abgeſonderten Platz haben, wo ſie gegen jeden profanen Blick geſchützt, die friſche Luft genießen konnten.“

Der Kaplan lächelte bei dieſen Worten und ſetzte dann wieder in ernſterem Tone hinzu:

„In den letzten Jahren jedoch iſt dieſes Verbot, wenn es auch nicht thatſächlich aufgehoben wurde, doch in Vergeſſenheit gerathen, und nur zuweilen erinnert ſich noch einer der alten Hausbeamten ſeiner Exiſtenz. Gefällt es Euch, ſo wollen wir hinabgehen und uns überzeugen, ob dieſer Platz von Geſpenſtern heimgeſucht iſt, oder nicht.“

Was konnte Quentin angenehmer ſein, als der Vorſchlag, jenen Garten zu betreten, durch welchen er Mittel zu finden hoffte, entweder den Gegenſtand ſeiner Neigung zu Geſicht zu bekommen oder gar ſelbſt mit ihm in Verkehr zu treten.

Als Durward mit ſeinem neuen Freund den Garten betrat, glich der Kaplan einem irdiſchen Philoſophen, der nur mit weltlichen Dingen beſchäftigt iſt, während Quentin’s Augen, wenn ſie auch nicht wie die eines Aſtrologen den Himmel ſuchten, doch nach den Fenſtern und Altanen empor ſahen, die die innere Front des alten Gebäudes ſchmückten.

Während dieſer Beſchäftigung hörte der junge Liebende nur mit halbem Ohr die Herzählung der verſchiedenen Pflanzen, Sträucher und Kräuter an, die ſein ehrwürdiger Führer ſeiner Aufmerkſamkeit beſonders empfahl, indem er bemerkte, dieſe Pflanze ſei ihrer Seltenheit wegen, jene ob ihrer Heilkraft, und wieder eine andere wegen ihres auserleſenen Geruches merkwürdig.

Quentin mußte ſich jedoch immerhin den Anſchein geben, als ſchenke er dem gelehrten Botaniker ſeine Aufmerkſamkeit, was ihm ſo ſchwierig wurde, daß er ſowol den Pflanzenkenner, wie das ganze Pflanzenreich zum Teufel wünſchte.

Endlich erlöſte ihn der Ton einer Glocke, welche den Kaplan zu irgend einer Amtspflicht berief, von dieſer Qual.

Der ehrwürdige Mann erging ſich erſt in vielen unnöthigen Entſchuldigungen, daß er gezwungen ſei, ſeinen jungen Freund ſchon zu verlaſſen und ſchloß mit der angenehmen Verſicherung, er könne bis zur Abendeſſenszeit im Garten ſpazieren gehen, ohne befürchten zu müſſen, das Mißvergnügen des Prälaten zu erregen oder geſtört zu werden.

„Dieſer Platz wird ſo ſelten von irgend Jemand beſucht,“ ſchloß er ſeine Rede, „daß ich hier zu ſtudiren und meine Andachtsübungen vorzunehmen pflege. Auch meine Predigten werden hier entworfen. Ich bin eben im Begriff eine ſolche in unſerer kleinen Kapelle zu halten, — wenn Ihr derſelben anwohnen wollt. — Man ſagt, ich hätte einiges Talent — doch der Ruhm und die Ehre gebühren nur Gott allein.“

Quentin entſchuldigte ſich mit heftigen Kopfſchmerzen für dieſen Abend, wo er hoffe, in der freien Luft Erholung zu finden, und endlich überließ der wohlmeinende Prieſter unſern jungen Freund ſich ſelbſt.

Man kann ſich leicht denken, mit welchem Eifer er jetzt jedes Fenſter, jede kleine nach dem Garten führende Oeffnung des Hauſes muſterte, von denen er annehmen konnte, daß ſie zu den Gemächern der Gräfinnen gehörten.

Am längſten beſchäftigte er ſich mit der kleinen Thür und den in ihrer Nähe angebrachten Fenſtern, durch die Marthon Hayraddin, wie er glaubte, in die Gemächer der Gräfinnen geführt hatte.

Doch nichts ereignete ſich, was die Worte des Zigeuners beſtätigen oder ihnen hätte widerſprechen können, bis die Dämmerung anbrach, und jetzt glaubte Quentin ſein allzu langes Verweilen in dem Garten dürfte Mißvergnügen oder Argwohn erwecken.

Eben als er den Entſchluß gefaßt hatte, ſich zurückzuziehen und zum letzten Mal unter den Fenſtern, die ſolche Anziehungskraft für ihn hatten, vorbeikam, hörte er über ſich einen leiſen vorſichtigen Ton, wie ein Huſten, welches ſeine Aufmerkſamkeit erregen, die jedes andern Menſchen aber vermeiden wollte.

Als er in freudiger Ueberraſchung aufblickte, öffnete ſich ein Fenſterflügel und eine weibliche Hand ließ ein Zettelchen fallen, das auf einen Rosmarinbuſch fiel, der an der Mauer wuchs.

Die Vorſicht, die die Unbekannte angewandt hatte, um dieſen Brief herabzuwerfen, befahl gleiche Vorſicht bei dem Nehmen und Leſen deſſelben. Der Garten, der, wie ſchon erwähnt, auf zwei Seiten von dem Gebäude umſchloſſen war, konnte natürlich von den Fenſtern vieler Zimmer aus überblickt werden. Doch befand ſich an dem einen Ende deſſelben eine Grotte von Felsſtücken, die der Kaplan vorher dem jungen Schotten genauer gezeigt hatte. Das Billet an ſich reißen, es in ſeiner Bruſt verbergen und in jene Grotte eilen, war das Werk eines einzigen Augenblickes. Dort öffnete er das koſtbare Blatt, indem er in Gedanken das Andenken der Mönche von Aberbrothick ſegnete, denen er es zu verdanken hatte, daß er jetzt im Stande war, den Inhalt des Billets entziffern zu können.

Die erſte Zeile enthielt den Rath: „Leſt dies im Geheimen!“ Der weitere Inhalt lautete:

„Was Eure Augen zu kühn verrathen haben, das iſt von den meinigen vielleicht allzu voreilig verſtanden worden. Doch ungerechte Verfolgung macht ihre Opfer kühn, und ich thue beſſer mich der Dankbarkeit eines Menſchen anzuvertrauen, als mich der Verfolgung ſo vieler auszuſetzen. Der Tempel des Glückes erhebt ſich auf einem ſchroffen Felſen, aber muthige Männer fürchten ſich nicht ihn zu erklimmen. Wollt Ihr etwas für eine Perſon thun, welche ſelbſt viel wagt, ſo kommt bei Anbruch des morgenden Tages in dieſen Garten und tragt eine blau-weiße Feder auf Eurer Mütze — doch erwartet keine weiteren Mittheilungen. Man ſagt, die Sterne hätten Euch für Großes beſtimmt und mit Dankbarkeit begabt. Lebt wohl — ſeid treu, entſchloſſen und kühn, und zweifelt nicht an Eurem Glück!“

Eingeſchloſſen in dieſem Brief befand ſich ein Siegelring mit dem Wappen des Hauſes Croye.

Die erſte Empfindung Quentin’s war lautes Entzücken, Stolz und Freude, die ihn bis in den Himmel erhoben, — der Entſchluß Alles zu wagen und ſollte er den Tod dabei finden, um die tauſend Hinderniſſe zu überwinden, die zwiſchen ihm und dem Ziele ſeiner Wünſche ſtanden.

In dieſer Verzückung, wo er unfähig war, einen anderen Gedanken zu faſſen, als den an ſein neues Glück und die tröſtliche Verheißung zukünftiger Größe, zog er ſich in ſein Zimmer zurück, um dort das koſtbare Billet immer wieder zu leſen und den nicht weniger koſtbaren Ring tauſendmal an die Lippen zu drücken.

Doch kann ein ſolch überſpannter Zuſtand nicht lange währen, und plötzlich drang ſich ihm der Gedanke auf, daß die Freimüthigkeit dieſes Geſtändniſſes weniger Zartgefühl ſeitens der Dame verriethe, als ſich mit dem ſchwärmeriſchen Gefühl der Anbetung vertrug, mit dem er die Gräfin Iſabella bis jetzt betrachtet hatte.

Kaum aber erwachte dieſer Gedanke, den er für einen läſterlichen hielt, in ihm, als er ihn ſchnell zu unterdrücken verſuchte.

Kam es ihm zu — ihm, dem Begünſtigten, — ihm, um deſſentwillen ſie von ihrer Höhe herabſtieg, ſie eben dieſer Herablaſſung wegen zu tadeln, die ihn doch ermächtigte, ſeine Blicke zu ihr zu erheben. Ja, waren es nicht eben ihre hohe Geburt und ausgezeichnete Stellung, die ſie gewiſſermaßen zwangen, die gewöhnlichen Regeln zu brechen, die jeder andern Dame gebieten, ihre Empfindungen zu verbergen, bis ihr Geliebter das erſte Wort geſprochen hat?

Plötzlich aber ſtieg ihm ein anderer weit peinlicherer Gedanke auf. War nicht Hayraddin in den Gemächern der Dame geweſen — vielleicht ſtundenlang? — Wenn Quentin dann der Andeutungen gedachte, in welchen der Zigeuner verrathen hatte, er beſitze ſelbſt eine Art Einfluß auf Quentin Durward's Geſchick, wäre es nicht möglich, daß all dies nur von jenem verhaßten Wicht ausging? War dies aber der Fall, konnte es nicht möglich ſein, daß der Schurke dieſen Plan nur dazu entworfen hatte, um Iſabella aus dem Schutz des würdigen Biſchofs zu locken?

Solche Gedanken jagten ſich in Quentin's Geiſt, als er ſich ſchlaflos auf ſeinem Lager wälzte.

In der erſten Morgenſtunde erſchien er im Schloßgarten und zwar mit einer Feder der angegebenen Farbe auf ſeiner Mütze, doch nahm man ungefähr zwei Stunden lang keinerlei Notiz von ſeiner Anweſenheit. Endlich hörte er einige Lautentöne — das Fenſter über dem Hinterpförtchen (durch das Hayraddin Einlaß gefunden hatte) öffnete ſich, Iſabella erſchien in all ihrer jungfräulichen Schönheit, grüßte ihn gütig, aber ſchüchtern, erröthete bei ſeinem leidenſchaftlichen, bedeutungsvollen Blick, ſchloß das Fenſter wieder und verſchwand.

Die Authenticität des Briefes war nun feſtgeſtellt, das Weitere mußte abgewartet werden, wenn Quentin auch keine Ahnung hatte, was eigentlich geſchehen ſolle.

Für den Augenblick drohte jedenfalls keinerlei Gefahr. Die Gräfin befand ſich in einem befeſtigten Schloß unter dem Schutz eines geehrten Fürſten. — Der junge Schotte fand alſo keinerlei Veranlaſſung irgend etwas zu unternehmen, bevor die Damen ſelbſt ihm weitere Befehle ertheilt haben würden. Doch ſollte er früher, als er glaubte, Arbeit bekommen.

Es war die vierte Nacht nach ſeiner Ankunft in Schönwald, als Quentin Maßregeln traf, am nächſten Morgen ſeinen Reitknecht an den Hof König Ludwigs zu ſchicken und zwar mit Briefen an ſeinen Onkel und Lord Crawford, worin er auf den Dienſt in Frankreich verzichtete, weil er nicht geſinnt ſei, ſich ferner ſolchen Verräthereien auszuſetzen, wie ſie mittels Hayraddin gegen ihn geplant waren. Als ſeine Briefe geſchrieben, verſiegelt und jenem Reitknecht übergeben waren, legte er ſich zu Bett und träumte all die roſenfarbenen Träume eines verliebten ſchwärmeriſchen Jünglings, der ſeine Liebe erwiedert glaubt.

Dieſe Träume jedoch nahmen bald einen anderen ſchrecklicheren Charakter an.

Er ging mit Gräfin Iſabella an einem großen ſpiegelglatten Teich dahin. Er ſprach mit ihr von ſeiner Liebe, ohne ſich irgend welcher Schranken bewußt zu ſein, die zwiſchen ihnen lagen. Iſabella hörte lächelnd und erröthend zu — ſo wie es ſich nach dem Inhalt des Briefes, den er ſchlafend und wachend auf dem Herzen trug, von ihr erwarten ließ.

Plötzlich aber änderte ſich der Sommer in Winter, —

die Ruhe in Sturm; der Wind heulte, die empörten Wellen des Teiches ſchäumten, als ob die Dämonen des Waſſers und der Luft im Kampfe mit einander lägen. Die Schritte der Liebenden wurden bald durch das ſteigende Waſſer gehemmt, und der zunehmende Sturmwind warf ſie ungeſtüm an die Bäume an — — Der Träumer erwachte.

Er erwachte. Aber waren auch die Umſtände jener Viſion verſchwunden, um der Wirklichkeit Platz zu machen, ſo tönte doch das Geräuſch, das den Traum wahrſcheinlich hervorgerufen hatte, noch in ſeinen Ohren fort.

Quentin's erſter Impuls trieb ihn an, ſich aufzuſetzen und auf dieſe Töne zu horchen, worauf es ihm klar wurde, daß ſie nicht von der Wuth des Elementes, ſondern von dem Zorn der Menſchen herrührten.

Er war mit einem Satz aus dem Bett ans Fenſter geſprungen, dieſes aber führte in den Garten, wo Alles ruhig war, obwol jener Lärm nach dem Oeffnen des Fenſters noch deutlicher zu ihm drang und wie er jetzt erkennen konnte, davon herrührte, daß das Schloß von einer zahlreichen und entſchloſſenen Menge belagert und angegriffen ſei.

Er warf ſich eilig in ſeine Kleider und Rüſtung, als an ſeine Thüre gepocht wurde.

Da Quentin nicht augenblicklich Antwort gab, ſo wurde die Thür von Außen gewaltſam geöffnet und der Zigeuner Hayraddin Maugrabin trat ein. Er trug eine Lampe in der Hand.

„Das Horoſkop Eures Geſchickes,“ ſagte er ohne weiteren Gruß in energiſchem Ton zu Durward, „hängt nun an der Entſcheidung einer Minute.“

„Hund!“ rief Quentin aus. „Wir ſind von Verrath umgeben, und wo Verrath iſt, da haſt du deine Hand im Spiele!“

„Ihr ſeid wahnſinnig,“ antwortete Maugrabin. „Ich verrathe nie Jemand, außer um Nutzen daraus zu ziehen, und wozu ſollte ich Euch verrathen, Euch, deſſen Sicherheit mir mehr Vortheile bringen kann, als ſein Untergang! Hört mir einen Augenblick zu und nehmt Vernunft an. Die Bürger von Lüttich ſind in Aufruhr, Wilhelm von der Marck ſteht an ihrer Spitze. Gäbe es hier Mittel, Widerſtand zu leiſten, ſo würden ſeine Wuth und ſeine Macht dieſelben bald beſiegt haben. — Doch gibt es deren faſt keine. Wollt Ihr die Gräfin und Eure eigenen Hoffnungen retten, ſo folgt mir — ich fordere es im Namen derjenigen, die Euch einen Siegelring mit drei eingravirten Leoparden ſandte."

„Zeigt mir den Weg!" ſagte Quentin ſchnell. „Bei dieſem Namen angerufen, trotze ich jeder Gefahr!"

„Ich werde es ſo veranſtalten, daß es gar keine Gefahr gibt, ſo lange Ihr Eure Hand nur vom Kampf zurückhalten könnt, wo es Euer eigenes Intereſſe nicht gilt. Denn — was iſt Euch im Grunde daran gelegen, ob der Biſchof, wie man ihn nennt, ſeine Heerde ſchlachtet, oder die Heerde ihn? — Ha, ha, ha! — Folgt mir, doch mit Vorſicht und Geduld — bändigt Euren wilden Muth und vertraut meiner Klugheit — dann iſt meine Schuld bezahlt und Ihr habt eine Gräfin zur Gattin. — Folgt mir!"

„Ich folge dir," ſagte Quentin, ſein Schwert ziehend, „doch ſo wie ich das geringſte Zeichen von Verrätherei entdecke, nimmt dein Kopf von deinem Rumpf Abſchied."

Da der Zigeuner ſah, daß Quentin vollſtändig bewaffnet und gerüſtet war, ſo eilte er, ohne noch ein Wort zu verlieren, vor ihm die Treppe hinab und hinaus in den Garten.

Hier war Alles ſtill; kaum aber hatte Quentin den Raſenplatz betreten, als der Lärm auf der entgegengeſetzten Seite des Schloſſes ſich mit hundertfältiger Gewalt erneute und er die verſchiedenen Schlachtrufe vernahm: „Lüttich! Lüttich! — Sanglier! Sanglier!" die von den Angreifern ausgingen, während die ſchwächeren Rufe: „Für unſere heilige Frau und den Biſchof!" von den Soldaten des Biſchofs herrührten, die jetzt zur Vertheidigung des Schloſſes all ihre Kräfte aufboten.

Doch ſo kriegeriſch Quentin auch geſinnt war, jetzt intereſſirte der Kampf ihn weit weniger, als das Schickſal der Gräfin Iſabella von Croye, das, wie er fürchtete, ein ſchreckliches ſein müſſe, wenn es ihm nicht gelang, ſie vor der Gewalt des grauſamen, ausſchweifenden Freibeuters zu bewahren, der ſchon die Thore des Schloſſes ſprengte.

Dies verſöhnte ihn auch mit der Hilfe des Zigeuners, ſo wie ein Menſch in der Todeskrankheit keine Medicin zurückweiſt, würde ſie ihm auch von Quackſalbern oder Schwindlern angeboten, und er folgte ihm mit der Abſicht durch den Garten, ſich ſo lange ſeiner Führung zu überlaſſen, bis er Verrath wittere, worauf er ihm den Dolch ins Herz ſtoßen oder das Haupt abſchlagen wollte.

Hayraddin ſelbſt ſchien ſich wohl bewußt zu ſein, daß ſein Leben nur an einem Haar hinge, denn er unterließ ſeine gewöhnlichen Spott- und Stichelreden, und ſchien ſich geſchworen zu haben, jetzt nur Beſcheidenheit, Muth und Thatkraft zu zeigen.

Auf ein Zeichen von ihm erſchienen an einer Thür zwei in ſchwarze Schleier gehüllte Frauen, wie die Bewohnerinnen der Niederlande ſie damals trugen und noch heute tragen. Quentin bot ſeinen Arm der einen von ihnen, die ſich zitternd an ihn klammerte, und ſich mehr von ihm forttragen ließ, als ſie ihm folgte. Der Zigeuner, die zweite Dame führend, lenkte ſeine Schritte nach einem Pförtchen in der Gartenmauer, und draußen fanden ſie in dem Schloßgraben ein kleines Boot in Bereitſchaft liegen.

Während ſie in dieſem über das Waſſer ſetzten, verkündeten die vom Kampfplatz herüberdringenden Töne die bald bevorſtehende Einnahme des Schloſſes, und Quentin konnte ſich nicht enthalten auszurufen:

„Hätte ich nicht den heiligſten Eid geleiſtet, nur meiner jetzigen Pflicht zu leben, ſo eilte ich zurück, um den gaſtfreundlichen Biſchof zu beſchützen und einige dieſer Schufte zum Schweigen zu bringen, deren Sinn nur nach Meuterei und Plünderung ſteht.“

Bei dieſen Worten drückte die Dame ſeinen Arm, als wolle ſie ihn darauf aufmerkſam machen, daß ſeine Ritterlichkeit andere Thaten zu leiſten habe, als die Vertheidigung des Schloſſes Schönwald; der Zigeuner aber ſagte:

„Das nenne ich in der That ächt chriſtlichen Wahnſinn! In die Schlacht ſtürmen zu wollen, wenn Liebe und Glück gebieten die Flucht zu ergreifen! — Vorwärts, vorwärts

— beeilt euch, ſo ſehr ihr könnt, in jenem Weidendickicht ſtehen Pferde für uns bereit.“

„Es ſind nur zwei,“ ſagte Quentin, der die Thiere im Mondenſchein ſtehen ſah.

„Mehr konnte ich nicht auftreiben, ohne Verdacht zu erregen,“ erwiderte der Zigeuner. „Uebrigens ſind es genug. Ihr müßt nach Tongres reiten, bevor die Wege unſicher werden. Marthon wird bei den Weibern meines Stammes bleiben, mit welchen ſie ſeit langer Zeit bekannt iſt. Wißt, ſie iſt eine Tochter unſeres Volkes und verweilte nur darum unter euch, um unſeren Zwecken zu dienen.“

„Wie?“ rief die Gräfin erſtaunt aus, indem ſie die Verſchleierte betrachtete. „Das iſt nicht meine Couſine?“

„Nein, es iſt nur Marthon,“ ſagte Hayraddin. „Vergebt mir dieſen kleinen Betrug. Ich wagte es nicht, dem wilden Eber der Ardennen beide Damen von Croye zu rauben.“

„Elender!“ rief Quentin entrüſtet. „Aber es iſt nicht — es darf noch nicht zu ſpät ſein — ich will zurück, um Lady Hameline zu retten!“

„Hameline,“ flüſterte die Dame mit zitternder Stimme, „hängt ja an deinem Arm, um dir für ihre Befreiung zu danken.“

„Ha — was! — Was iſt das?“ rief Quentin, indem er ſich von ihr befreite und dabei weniger Sanftmuth anwendete, als er ſonſt gegen eine Dame von ſo hohem Rang gezeigt haben würde. „So iſt Lady Iſabella zurückgeblieben! — Lebt wohl! — Lebt wohl!“

Als er ſich umwendete, um nach dem Schloß zu eilen, packte ihn Hayraddin.

„Nicht doch — hört mich — hört mich — Ihr rennt dem Tod in die Arme. — Warum zum Teufel trugt Ihr auch die Farbe der Alten? — Ich will mein Lebenlang nichts mehr mit blau-weißer Seide zu thun haben. Aber ſie beſitzt faſt eine eben ſo große Mitgift — Juwelen und Gold — und auch Anſprüche auf die Grafſchaft!“

Indem er dieſe abgeriſſenen Sätze hervorbrachte, bemühte er ſich, Quentin mit Gewalt zurückzuhalten, der endlich die Hand an den Dolch legte, um ſich zu befreien.

„Nun, wenn es ſo ſteht,“ ſagte Hayraddin, ihn loslaſſend, „ſo geht, und der Teufel, wenn es einen gibt, ſei mit Euch!“

Kaum von ſeinem Griff befreit flog der Schotte wie der Blitz nach dem Schloſſe zurück.

Hayraddin aber wendete ſich zu der Gräfin Hameline, die getheilt zwiſchen Scham, Furcht und Enttäuſchung zu Boden geſunken war.

„Hier waltet ein Mißverſtändniß,“ ſagte er. „Steht auf, edle Dame, und folgt mir. Ich will Euch, bevor der Morgen tagt, einen galantern Gatten verſchaffen, als dieſen rothwangigen Jungen, und ſollte einer nicht genügen, ſo könnt Ihr zwanzig haben.“

Lady Hameline war ſo heftig in ihren Leidenſchaften, als ihr Verſtand ſchwach und eitel war. Sie konnte, wie viele Menſchen, ganz gut durch die gewöhnlichen Lagen des Lebens kommen, war aber in einer Kriſis, wie dieſe, zu allem Andern unfähig, als zu jammern und zu klagen. Sie nannte Hayraddin einen Dieb, einen elenden Sklaven, einen Betrüger und Mörder.

„Nennt mich Zigeuner,“ erwiderte er ruhig, „ſo habt Ihr mit einem Worte Alles geſagt.“

„Ungeheuer! Ihr ſagtet mir, unſere Vereinigung ſtünde in den Sternen geſchrieben und ließt mich einen Brief ſchreiben — o, ich Unglückſelige!“

„Und in den Sternen geſchrieben ſtand ſie auch,“ erwiderte Hayraddin, „inſofern beide Parteien einverſtanden waren. — Aber bildet Ihr Euch ein, irgend eine Conſtellation der Geſtirne könne einen Mann zwingen, gegen ſeinen Willen zu heirathen? — Eure verdammten chriſtlichen Galanterien und Schwindeleien mit Bändern und Abzeichen haben mich getäuſcht — und ich glaube, der junge Mann zieht ein junges Küchelchen einem alten Huhn vor, das iſt Alles. — Steht auf und folgt mir, und bedenkt es, ich dulde weder Thränen, noch Ohnmachten.“

„Ich rege keinen Fuß!“ ſagte die Gräfin hartnäckig.

„Beim Himmel, *Ihr müßt!*“ rief Hayraddin aus. „Ich ſchwöre es Euch bei Allem, an was Thoren und Narren glauben. Ihr habt es mit Einem zu thun, der ſich kein Gewiſſen daraus macht, Euch nackt auszuziehen, an einen Baum zu binden und Eurem Schickſal zu überlaſſen.“

„Nicht doch,“ ſagte Marthon dazwiſchen tretend, „du darfſt ſie nicht mißhandeln. Ich trage ein Meſſer bei mir ſo gut wie du, und weiß es zu gebrauchen. Sie iſt ein gutes Weib, wenn auch eine Närrin. — Und Ihr, Madame, ſteht auf und folgt uns. Es iſt ein Mißverſtändniß vorgefallen, aber tröſtet Euch damit, Euer Leben gerettet zu haben. In jenem Schloß gibt es jetzt gar Viele, die allen ihren Reichthum dafür hingeben würden, hier an unſerem Platz zu ſein.“

Während Marthon ſo ſprach, drang vom Schloß her ein Siegesgeſchrei, in das ſich einzelne Ausrufe des Entſetzens und der Verzweiflung miſchten.

„Hört, Lady, hört das, und dankt Eurem Gott, daß Ihr Eure quiekende Stimme nicht in jenem Concert mitwirken zu laſſen braucht,“ ſagte Hayraddin. „Doch glaubt mir, ich werde redlich für Euch Sorge tragen, und die Sterne ſollen ihr Wort halten und Euch einen wackeren Gatten verſchaffen.“

Die Gräfin Hameline überließ ſich wie ein gehetztes, vom Schreck und Ermattung erſchöpftes Wild der Leitung ihrer Führer, und ließ ſich von ihnen bringen, wohin ſie wollten. Ja, ihre Niedergeſchlagenheit war ſo groß, daß das würdige Paar, welches ſie halb führte, halb trug, ſein Geſpräch fortſetzte, ohne von ihr verſtanden zu werden.

„Ich hielt deinen Plan immer für wahnſinnig,“ ſagte Marthon. „Wenn du die jungen Leute zuſammengebracht hätteſt, dann allerdings könnte ihre Dankbarkeit uns großen Nutzen und feſten Fuß in ihrem Schloß verſchafft haben; aber wie wäre es denkbar, daß ein ſo ſchöner junger Menſch dieſe alte Närrin heirathen würde!“

„Rizpah,“ ſagte Hayraddin, „du haſt den Namen einer Chriſtin getragen und in den Zelten dieſes thörichten Volkes gelebt, bis du einen Theil ihrer Narrheit angenommen haſt. Wie konnte ich mir einbilden, er würde wegen einem Dutzend Jahre mehr oder weniger Bedenken erheben, wo die Vortheile der Verbindung ſo augenfällig ſind?“

„Auch weißt du, daß wir Jene nie zu einem ſo kühnen

Betragen hätten bewegen können, als dieſe Gräfin hier, die uns jetzt in den Armen liegt, wie ein Mehlſack. Auch mochte ich den Burſchen gut leiden, und hätte ihm gerne einen Dienſt erwieſen. Verheirathete ich ihn mit dieſer Alten, ſo war ſein Glück gemacht, verband ich ihn aber mit Iſabella, ſo hetzte ich Wilhelm von der Marck, ſo wie Burgund und Frankreich gegen ihn, die alle aus ihrer Hand Vortheil ziehen wollen. Und da der Reichthum dieſes einfältigen Frauenzimmers hauptſächlich in Gold und Juwelen beſteht, ſo würden wir einen hübſchen Antheil davon erhalten haben. Doch die Bogenſehne iſt zerriſſen, und der Pfeil von ſeinem Ziel abgewichen. Nun müſſen wir dieſe Frau hier los werden — wir wollen ſie zu Wilhelm mit dem Bart bringen. Hat er ſich erſt ſeiner Gewohnheit nach beim Zechgelage gütlich gethan, ſo weiß er eine alte Gräfin nicht mehr von einer jungen zu unterſcheiden. Komm, Rizpah — bleib' guten Muthes; noch hat das helle Geſtirn Aldeboran Einfluß auf das Geſchick der Kinder der Wüſte."

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Die Erſtürmung.

Die überrumpelte und erſchrockene Garniſon des Schloſſes Schönwald hatte ſich doch eine Weile gegen die Angreifer vertheidigt. Aber die ungeheure Menſchenmenge, die aus der Stadt Lüttich hervorſtrömte und wie Bienenſchwärme herbeieilte, vereitelte alle ihre Bemühungen und ließ ihren Muth erlahmen.

Auch wohnte unter den Vertheidigern, wenn nicht Verrath, ſo doch Unzufriedenheit — einige riefen, man ſolle ſich ergeben, und andere verließen ihren Poſten und verſuchten es aus dem Schloſſe zu entweichen. Ein großer Theil warf ſich von den Wällen in den Graben, und was hier dem Ertrinken entging, warf die unterſcheidenden Abzeichen von ſich und rettete ſein Leben, indem es ſich in das bunte Gemenge der Angreifer verlor.

Wol gab es mehrere, die von Anhänglichkeit für den Biſchof erfüllt, ſich um ihn ſammelten und den Thurm vertheidigten, in dem er Zuflucht geſucht hatte.

Aber die Feinde hatten ſchon die Höfe und unteren Stockwerke des Gebäudes in Beſitz und durcheilten jetzt das große Haus, um die Beſiegten zu verfolgen und Beute zu ſuchen, und einer von ihnen warf ſich mit ſolchem Ungeſtüm in das Kampfgewühl, als ſuche er den Tod, dem alle andern entrinnen wollten. — Es war Quentin Durward, und wer ihn in jener entſetzensvollen Nacht ſah, ohne ſeine Abſicht zu kennen, mußte ihn für einen Wahnwitzigen halten, derjenige aber, der von ſeinen Beweggründen unterrichtet war, ihm die Heldenkrone reichen.

Als der Jüngling ſich Schönwald wieder näherte, ſtieß er auf mehrere Flüchtlinge, die dem Walde zueilten und ihm natürlich wie einem Feind aus dem Wege gingen, da er von der entgegengeſetzten Richtung kam als ſie.

Näher gekommen, ſah er die Männer von den Wällen in den Graben ſpringen und Andere von den Siegern über die Zinnen hinabſtürzen. Aber ſein Muth erlahmte keinen Augenblick.

Jenen kleinen Kahn aufzuſuchen, blieb keine Zeit — er warf ſich alſo in das Waſſer, und zwar an einer Stelle, wo das Ufer mit dem Schloß durch eine kleine Zugbrücke in Verbindung ſtand, die jetzt in die Höhe gezogen war. Es fiel ihm ſchwer, unter den vielen mit den Wellen Kämpfenden hindurch zu kommen. Endlich aber gelang es ihm, die herabhängende Kette der Zugbrücke zu erwiſchen, ſich an ihr aus dem Waſſer zu ſchwingen und dann die Plattform zu erklimmen, von der die Brücke herabhing.

Während er mit Händen und Füßen an der Kette emporkletterte, eilte ein Lanzknecht mit blutbeflecktem Schwert auf ihn zu und ſchwang ſeine Waffe.

„Was ſoll's Burſche?“ ſagte Quentin in gebieteriſchem Tone. „Iſt das die Art und Weiſe, in der Ihr einem Kameraden beiſteht? Gebt mir Eure Hand!“

Der Soldat gehorchte, wenn auch nicht ohne Zaudern, und half ihm auf die Plattform, worauf der Schotte, ohne ihm Zeit zu weiterer Ueberlegung zu laſſen, in demſelben befehlenden Tone fortfuhr:

„Eile zu dem weſtlichen Thurm, wenn du reiche Beute finden willſt, dort iſt die Schatzkammer des Prieſters!“

Sofort ertönte von allen Seiten der Ruf: „Zum Thurm! Die Schatzkammer iſt dort!“ und wie eine Heerde hungriger Wölfe eilten alle nach der entgegengeſetzten Richtung, als diejenige war, in der Quentin vordringen wollte, und wenn es ſein Leben koſten ſollte.

Indem er eine Haltung annahm, als gehöre er zu der ſiegreichen Partei, drang er in den Garten und eilte quer über denſelben weg. Da ſtürzten drei Männer auf ihn zu, die drohend die Lanze ſchwangen und den Ruf ausſtießen: „Lüttich! Lüttich!“

Er nahm eine Vertheidigungsſtellung an und erwiderte: „Frankreich! Frankreich! Ein Freund für Lüttich!“

„Hoch Frankreich!“ riefen die drei Bürger und eilten an ihm vorüber.

Derſelbe Ruf erwies ſich auch als Talisman, die Lanzen einiger Leute Wilhelms von der Marck von ihm abzuhalten, die ihm im Garten entgegenkamen und mit dem Rufe „Sanglier!“ auf ihn eindrangen.

Mit einem Wort, Quentin begann zu hoffen, ſein vermeintlicher Charakter als Abgeſandter des Königs Ludwig könne ihn ſicher durch die Schrecken dieſer Nacht bringen.

Als er den Seitenflügel, wo Iſabella wohnte, erreichte, ſchauderte er vor dem Anblick, der ſich ihm hier bot. Die kleine Seitenthüre, an der die Gräfin Hameline und Marthon kurz vorher zu ihm getreten waren, war jetzt von mehreren Leichnamen blockirt.

Zwei derſelben ſchleppte er haſtig bei Seite und wollte eben über den dritten hinwegſchreiten, um in das Gebäude einzudringen, als der vermeintliche Todte ihn am Mantel feſt hielt und ihn beſchwor, ihm aufzuhelfen.

Quentin war eben im Begriff, ſich von der läſtigen Abhaltung zu befreien, als der am Boden Liegende fortfuhr:

„Ich erſticke hier in meiner Rüſtung! — Ich bin der Syndicus Pavillon von Lüttich. Seid Ihr für uns, ſo will ich Euch bereichern, ſeid Ihr für die Gegenpartei, ſo will ich Euch beſchützen. Aber, ums Himmels willen, laßt mich nicht hier ſterben, wie ein erſticktes Schwein!“

Quentin ahnte ſogleich, daß dieſer Würdenträger ihm fernerhin noch von Nutzen ſein könne, wenn es ihm gelang, Iſabella aufzufinden, und er ſich mit ihr zurückziehen wollte. Er hob den Syndicus auf und erkundigte ſich, ob er verwundet ſei.

„Verwundet bin ich nicht — wenigſtens nicht, daß ich wüßte,“ antwortete der Bürger, „aber ſehr außer Athem.“

„So ſetzt Euch auf dieſen Stein und verſchnauft Euch, ich kehre ſogleich zu Euch zurück.“

„Für wen ſeid Ihr?“ fragte der Bürger, ihn noch zurückhaltend.

„Für Frankreich!“ antwortete Quentin, der ſich bemühte los zu kommen.

„Wie, ſeid Ihr nicht mein prächtiger, junger Bogenſchütze?“ fragte der Syndicus. „Wahrlich, wenn ich in dieſer ſchrecklichen Nacht einen Freund finden mußte, ſo will ich ihn jetzt nicht verlaſſen. Geht, wohin Ihr wollt, ich folge Euch, und könnte ich einige der tapferen Burſchen unſerer Gilde zuſammenbekommen, ſo wäre ich wol im Stande, Euch zu helfen. Aber die ſind alle verſtreut, wie ein Sack Erbſen. — O, es iſt eine furchtbare Nacht!“

Während er ſprach, keuchte er mühſam hinter Quentin her, der ſich bemühte, einigermaßen langſamer zu gehen, um den Syndicus nicht zu verlieren, deſſen Schutz ihm von hoher Wichtigkeit werden konnte.

Am oberen Ende der Treppe gelangte er in ein mit Kiſten und Koffern gefülltes Vorzimmer, wo ſich deutliche Spuren einer ſtattgehabten Plünderung zeigten. Eine auf dem Kamin ſtehende Lampe warf ein ſchwaches Licht auf einen todten oder bewußtloſen auf dem Teppich liegenden Mann.

Sich von Pavillon befreiend, wie ein Hund ſich von der Koppel ſeines Führers losreißt, ſprang Quentin durch die nächſten Gemächer, deren letztes das Schlafzimmer der Damen von Croye geweſen zu ſein ſchien. — Nirgends war eine lebende Seele zu ſehen.

Der junge Schotte rief Iſabellens Namen, erſt leiſe, dann lauter — und dann mit einem ſo mächtigen Ton der Verzweiflung, daß die Wände bebten, — doch keine Antwort kam.

Er rang die Hände, raufte ſich das Haar und ſchlug ſich verzweiflungsvoll vor die Stirn. Endlich verrieth ihm ein ſchwacher Lichtſchimmer, der durch eine ſchmale Ritze in der dunklen Eichentäflung des Zimmers fiel, ein geheimes Cabinet, und dieſes näher zu unterſuchen, war Quentin's nächſte Aufgabe.

Er entdeckte wirklich bald, daß ſich hier eine geheime Thür befände, doch gelang es ihm nicht, ſie zu öffnen. Ohne Rückſicht auf den Schaden, den er ſich zufügen konnte, rannte er mit aller Gewalt und der ganzen Wucht ſeines Körpers auf die Thür zu, und ſeine mit einem Hoffnungsſtrahl gemengte Verzweiflung gab ihm ſolche Kräfte, daß er den Eingang in ein kleines Gebetzimmer erzwang, wo ihm eine weibliche Geſtalt zu Füßen ſank.

Er hob ſie ſchnell auf und, o Freude! es war diejenige, die er ſuchte — es war Gräfin Iſabella!

Er preßte ſie an ſeine Bruſt — er beſchwor ſie, Muth zu faſſen, — ſie ſei unter dem Schutz eines Mannes, der Herz und Willen beſitze, ſie gegen eine Armee zu vertheidigen.

„Durward!“ rief ſie aus, als ſie ſich endlich geſammelt hatte. „Seid Ihr es wirklich? — Dann bleibt mir noch Hoffnung! Ich hatte ſchon gedacht, alle Freunde hätten mich meinem Schickſal überlaſſen. — Verlaßt Ihr mich nicht mehr?“

„Niemals — niemals!“ rief Quentin. „Was auch geſchehen möge — welche Gefahren auch auf Euch hereinſtürmen mögen, ich will Euer Schickſal theilen, — wenigſtens ſo lange theilen, bis es wieder ein glückliches iſt.“

„Das iſt in der That ſehr rührend,“ ſagte eine rauhe, keuchende Stimme hinter ihm. „Ein Liebeshandel, ſehe ich — und wahrhaftig, mir thut das zarte Geſchöpfchen ſo leid, als wäre es mein eigenes geliebtes Trudchen!“

„Ihr müßt mehr thun, als uns bemitleiden,“ ſagte Quentin, ſich zu dem Sprecher wendend, „Ihr müßt uns beſchützen, Mynheer Pavillon. Seid überzeugt, dieſe Dame wurde meinem Schutz von Eurem Verbündeten, dem König von Frankreich, anvertraut, und ſeid Ihr mir nicht behilflich, ſie gegen jede Beleidigung und Gewaltthat zu vertheidigen, ſo verliert Eure Stadt die Gunſt Ludwigs von

Valois. Hauptſächlich aber muß ſie vor Wilhelm von der Marck bewahrt werden.“

„Das wird ein ſchwieriges Stück Arbeit ſein,“ ſagte Pavillon, „denn dieſe Schelme von Lanzknechten ſind wie beſeſſen darauf, Dirnen zu rauben. Doch ich will mein Beſtes thun. Kommt in das nächſte Zimmer, dort wollen wir Rath halten. Ich will aus dem Fenſter ſehen, vielleicht kommen mir einige meiner tapfern Jungen von der Kürſchnerzunft zu Geſicht — auf die kann ich mich verlaſſen. — Erſt aber helft mir dieſe Rüſtung ablegen — ich habe ſie ſeit der Schlacht bei Saint Trou*) nicht mehr getragen und ich bin ſeitdem um ſechzig Pfund ſchwerer geworden.“

Von dem ſchweren eiſernen Panzer befreit, athmete der ehrliche Pavillon neu auf, der als er denſelben anſchnallte, mehr ſeinen Eifer für die Sache von Lüttich im Auge hatte, als ſeine Kraft und Geſchicklichkeit. Später ſtellte es ſich auch heraus, daß der würdige Magiſtratsbeamte ziemlich gegen ſeinen Willen von der Volksmenge mitgeſchleppt und vorwärts geſtoßen worden war, bis er endlich hier unter den Fenſtern der Gemächer der Damen von Croye erſchöpft zu Boden ſank. Hier bekam er außer ſeinem Panzer noch die Laſt zweier Leichname zu tragen, die, von den Lanzknechten niedergeſtoßen, auf ihn fielen. Der Arme wäre vielleicht erſtickt, wäre Quentin ihm nicht zu Hilfe gekommen.

Dieſelbe Hitze des Temperamentes, die Pavillon zu einem ſolchen feurigen Politiker machte, hatte ihm doch im gewöhnlichen Leben ſeine Gutmüthigkeit gewahrt.

Er forderte Quentin auf, Sorge für die arme hübſche Jungfrau zu tragen, und nach dieſer höchſt unnöthigen Ermahnung ſchrie er zum Fenſter hinaus: „Lüttich! Lüttich!“

Einige ſeiner Anhänger und Freunde kamen auf den Ruf herbei und als noch mehrere ſich hinzugeſellten, hielten ſie unter dem Fenſter Wache, aus dem ihr Anführer ſeine Befehle herabſchrie, und beſetzten auch das Hinterpförtchen.

---

*) Die Inſurgenten von Lüttich kämpften dieſe Schlacht gegen den Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, als er noch Graf von Charalois war, und wurden geſchlagen.

Im Kampf ſchien jetzt eine Ruhepauſe eingetreten zu ſein — beſſer geſagt, jeder Widerſtand hatte ein Ende genommen — und die Anführer der verſchiedenen Claſſen der Sieger ergriffen Maßregeln, um jeder weiteren Plünderung ein Ziel zu ſetzen.

Die große Glocke des Schloſſes rief zu einer militäriſchen Berathung, und ihre eiſerne Zunge theilte der Stadt Lüttich mit, daß die Inſurgenten Schönwald erobert hatten. Als Antwort auf dieſe Freudenkunde begannen auch alle Glocken jener Stadt zu läuten, und ihre fernen, dumpfen Töne ſchienen zu rufen: „Heil den Siegern!“

Pavillon hätte eigentlich jetzt das Haus verlaſſen ſollen, doch begnügte er ſich damit, — ſei es um an der Seite derjenigen zu bleiben, die er unter ſeinen Schutz genommen hatte, ſei es aus Rückſicht auf ſeine perſönliche Sicherheit — einen Boten nach dem andern abzuſenden, um ſeinen Lieutenant Peterkin Geislaer zu ſich rufen zu laſſen.

Endlich kam Peterkin, der Mann, dem Pavillon bei allen wichtigen Angelegenheiten privaten und politiſchen Charakters das höchſte Vertrauen zu ſchenken pflegte.

Er war ein kräftiger unterſetzter Mann, mit einem viereckigen Geſicht, dichten ſchwarzen Augenbrauen, die von ſeinem Eigenſinn und ſeiner Widerſpenſtigkeit ſprachen, und trug ein büffelledernes Wamms, ein breites Schwert an der Seite und eine Hellebarde in der Hand.

„Peterkin, mein beſter Lieutenant, das war ein glorreicher Tag — eine glorreiche Nacht, ſollte ich ſagen; ich will hoffen, daß du endlich zufrieden biſt,“ rief Pavillon dem Nahenden entgegen.

„Ich bin damit zufrieden, daß Ihr es ſeid,“ lautete die Antwort des Lieutenants, „obwol ich nicht gedacht hätte, Ihr würdet den Sieg, wie Ihr es nennt, damit feiern, hier in dieſer Mauſefalle zu bleiben, wenn man Eurer im Rath bedarf.“

„Aber bedarf man meiner auch?“ fragte der Syndicus.

„Ei, gewiß! Ihr ſollt die Rechte der Stadt Lüttich vertheidigen, die in größerer Gefahr ſind, als je!“ antwortete der Lieutenant.

„Papperlapapp, Peterkin,“ antwortete ſein Vorgeſetzter, „du haſt immer etwas zu murren und zu brummen.“

„Zu brummen? Nicht doch,“ ſagte Peterkin, „was anderen Leuten gefällt, das gefällt mir auch. Ich wünſche nur nicht, wir tauſchten König Storch gegen König Klotz aus, wie in jener Fabel Aeſops.“

„Ich kann nicht begreifen, was Ihr ſagen wollt,“ meinte der Syndicus.

„Nun dann will ich's Euch ſagen, Meiſter Pavillon. Dieſer Bär oder Eber wird in Schönwald ſein Lager aufſchlagen, und wahrſcheinlich ein eben ſo ſchlechter Nachbar für unſere Stadt werden, wie der alte Biſchof, wenn nicht ein noch ſchlimmerer. Er hat jetzt die ganze Angelegenheit in ſeine Hand genommen, und zweifelt nur noch, ob er ſich Fürſt oder Biſchof nennen laſſen ſoll. Und es iſt eine Schande, mit anzuſehen, wie ſie den alten Mann behandelt haben!“

„Das werde ich nicht erlauben, Peterkin,“ rief Pavillon aufbrauſend. „Die Biſchofsmütze war mir verhaßt, aber nicht der Kopf, der ſie trug! Wir ſtehen zehn gegen einen im Feld, und wollen ſolche ſchmähliche Dinge nicht unter uns dulden.“

„Ja, zehn gegen einen im Feld, aber nur Mann gegen Mann im Schloß. Zudem nimmt der Fleiſcher Nickel Block und der ganze Plebs der Vorſtädte Partei für Wilhelm von der Marck. Theils, weil ſie Saus und Braus lieben (denn er hat alle Weinfäſſer aufſchlagen laſſen), theils weil ſie von jeher neidiſch gegen uns geſinnt ſind, ob der Vorrechte, die wir genießen.“

„Peter,“ ſagte Pavillon, „wir wollen ſofort in die Stadt zurück. Ich bleibe nicht länger in Schönwald.“

„Aber die Zugbrücken ſind aufgezogen,“ ſagte Geislaer, „die Thore verſchloſſen und von dieſen Lanzknechten bewacht. Wollten wir verſuchen, uns gewaltſam Bahn zu brechen, ſo würden dieſe Burſchen, bei denen der Krieg eine Alltagsbeſchäftigung iſt, übel mit uns umſpringen, da wir nur an Feſttagen kämpfen.“

„Warum aber hat er die Thore beſetzen laſſen?" fragte der beunruhigte Bürger. „Und wie kommt es ihm zu, ehrliche Männer zu Gefangenen zu machen?"

„Wie kann ich das ſagen?" erwiderte Peter. „Man ſpricht von den Damen von Croye, die während des Sturmes aus dem Schloſſe entflohen ſind. Erſt das brachte den Mann mit dem Bart vor Wuth außer ſich, und jetzt iſt er zudem vom vielen Trinken halb von Sinnen."

Der Syndicus warf einen troſtloſen Blick auf Quentin und ſchien zu keinem Entſchluß kommen zu können.

Durward, der kein Wort von dem Geſpräch verloren hatte, fühlte ſich ſehr beunruhigt, erkannte aber deſſenungeachtet ſofort, daß ihre Sicherheit einzig und allein davon abhing, daß er ſeine Geiſtesgegenwart bewahrte und Pavillon's Muth aufrecht erhielt.

„Ich muß mich ſchämen, Mynheer Pavillon," begann er, „zu ſehen, daß Ihr bei ſolcher Gelegenheit noch zaudern könnt. Geht kühn zu Wilhelm von der Marck und begehrt freien Auszug aus dieſem Schloß für Euch, Euren Lieutenant, Euren Knappen und Eure Tochter. Ich wüßte keinen Vorwand, unter dem er Euch gefangen halten könnte."

„Für mich und meinen Lieutenant — gewiß, das heißt, für mich und Peter; aber — aber wo iſt mein Knappe?"

„Der bin ich für den Augenblick," erwiderte der junge Schotte.

„Ihr?" rief der Bürger aus. „Seid Ihr nicht ein Abgeſandter des Königs Ludwig von Frankreich?"

„Das iſt wahr, aber meine Botſchaft iſt an den Magiſtrat von Lüttich — und nur in Lüttich ſelbſt will ich ſie ausrichten. Würde ich dieſe meine Eigenſchaft vor Wilhelm von der Marck bekennen, ſo wäre ich gezwungen, Verhandlungen mit ihm anzuknüpfen und wahrſcheinlich von ihm zurückgehalten werden. Darum müßt Ihr mich insgeheim unter der Eigenſchaft Eures Knappen aus dem Schloſſe ſchmuggeln."

„Gut, mein Knappe — aber Ihr ſpracht auch von meiner Tochter, und die befindet ſich, ſo viel ich weiß, in meinem Haus in Lüttich, wo ich von ganzem Herzen und ganzer Seele wünſchte ſelbſt zu ſein."

„Dieſe Dame hier wird Euch Vater nennen,“ ſagte Durward, „ſo lange wir an dieſem Orte weilen.“

„Und mein ganzes Leben lang!“ rief die Gräfin aus, dem Bürger zu Füßen fallend und ſeine Kniee umklammernd. „Der Tag ſoll nie erſcheinen, an dem ich Euch nicht ehren, lieben und für Euch beten will, wie eine Tochter für ihren Vater, wenn Ihr mir nur in dieſem entſetzensvollen Augenblick beiſteht! — O, ſeid nicht ſo hartherzig. — Denkt, wenn Eure eigene Tochter vor einem Fremdling knieen und ihn um ihr Leben und ihre Ehre bitten müßte! — Denkt daran und gewährt mir den Schutz, den Ihr Eurer Tochter unter ſolchen Verhältniſſen wünſchen würdet!“

„Wahrlich,“ ſagte der gute Bürger, von dieſer rührenden Anrede bewegt, „wahrlich, Peter, ich glaube, dieſes hübſche Mädchen ſieht meinem lieben Trudchen etwas ähnlich — es fiel mir gleich anfangs auf. — Und dieſer hübſche Jüngling hier, der ſtets einen Rath bereit hat, hat Aehnlichkeit mit Trudchens Liebſten — ich wette einen Groſchen, Peter, wir haben hier ein Liebespaar vor uns, und es wäre Sünde, daſſelbe nicht beſchützen zu wollen.“

„Ja, in der That, es wäre eine Schande und Sünde,“ erwiderte Peter, der trotz ſeines düſteren Aeußeren ein höchſt gutmüthiger Flamländer war und jetzt mit dem Aermel ſeines Wammſes ſich die Augen trocknete.

„Gut, ſo ſoll ſie meine Tochter ſein,“ begann Pavillon wieder, „und wenn meine Kürſchnergeſellen die Tochter ihres Syndicus nicht gehörig in Schutz nehmen wollen, ſo will ich daheim ihnen das Handwerk legen. — Doch hört, wenn man mich fragt, ſo muß ich doch wiſſen, wie antworten, und wenn man mich nun fragt, was meine Tochter bei dieſem Gemetzel zu ſuchen hatte?“

„Was hatten all die andern Weiber von Lüttich hier zu thun, die uns nach dem Schloſſe folgten?“ ſagte Peter. „Sie hatten keinen andern Grund dazu, als den, daß es gerade der Platz war, an dem ſie am wenigſten zu thun hatten, und unſer Jungfer Trudchen iſt eben ein bischen weiter mitgelaufen, als die Andern. — Das iſt Alles!“

„Vortrefflich geſprochen!“ ſagte Quentin, „bleibt nur kühn, edler Mynheer Pavillon, und befolgt den Rath Eures Lieutenants, dann habt Ihr ohne viele Mühe eine der edelſten Thaten gethan, die ſeit den Tagen Karl des Großen geübt wurde! — Kommt, ſchöne Dame, hüllt Euch dicht in dieſen Schleier, faßt guten Muth, in wenig Minuten ſeht Ihr Euch in Freiheit und Sicherheit. — Geht jetzt, edler Herr,“ fügte er zu Pavillon gewendet hinzu.

„Halt, halt! — Wartet noch einen Augenblick,“ ſagte Pavillon, „mein Herz warnt mich — dieſer Wilhelm von der Marck iſt ein Wütherich — ſowol dem Charakter, als dem Namen nach ein wilder Eber. — Wie nun, wenn dieſe junge Dame eine jener Gräfinnen von Croye wäre? — Wie nun, wenn er ſie erkennt und in Wuth geräth?“

„Und wäre ich wirklich eine jener unglücklichen Frauen,“ ſagte Iſabella, ſich wieder vor ihm auf die Kniee werfend, „könntet Ihr mich deswegen in dieſem Augenblick der Verzweiflung im Stiche laſſen? — O, wäre ich wirklich Eure Tochter — oder die Tochter des ärmſten Bürgers!“

„O, wir ſind nicht ſo arm, gar nicht ſo arm, als Ihr glaubt,“ ſagte der Syndicus.

„Vergebt mir, edler Herr,“ begann die unglückliche junge Gräfin wieder.

„Wir ſind auch nicht edel,“ ſagte der Syndicus, „nur ein einfacher Bürger von Lüttich, der ſeine Wechſel auf die Minute bezahlt — doch das thut hier nichts zur Sache. — Wolan, ſagt es, ſagt, daß Ihr eine Gräfin ſeid, und ich will Euch dennoch beſchützen.“

„Ihr ſeid verpflichtet, ſie dennoch zu beſchützen, und wäre ſie eine Herzogin,“ fiel Peter ein, „denn Ihr habt Euer Wort gegeben.“

„Ihr habt Recht, Peter, ganz Recht,“ ſagte der Syndicus, „es iſt ſo Sitte bei uns in Holland — ein Mann, ein Wort! — Und nun ans Werk. — Wir müſſen uns von Wilhelm von der Marck verabſchieden — hm — Mein Herz pocht doch ganz eigenthümlich, wenn ich an ihn denke, und wenn ich ihm aus dem Wege gehen könnte, — Wahrlich, ich habe nicht den Muth, es zu wagen.“

„Wie wäre es denn, wenn Ihr mit Euren Leuten an das Thor eiltet und einen Verſuch machtet, die Wache zu überwältigen?“ fragte Quentin.

Gegen dieſen Vorſchlag erhob auch Peter die Stimme, und endlich beſchloſſen unſere Freunde, ſich kühn in die große Halle des Schloſſes zu begeben, wo der wilde Eber der Ardennen ſein Zechgelage hielt, und ihn zu bitten, dem Syndicus von Lüttich mit ſeiner Begleitung freien Abzug aus dem Schloſſe zu gewähren, eine Bitte, die kaum abgeſchlagen werden konnte. Der gute Rathsherr aber ſtöhnte und ächzte, und ſagte zu Peter:

„Seht, das kommt davon, wenn man ein zu muthiges und weiches Herz hat. Ach, Peterkin, wie theuer kommt mich mein Muth und meine Menſchenliebe zu ſtehen, und was werde ich vielleicht für dieſe Tugenden zu dulden haben, bevor der Himmel uns aus dieſem verdammten Schloß Schönwald befreit!“

Als ſie über den Hof gingen, der noch mit Todten und Sterbenden bedeckt war, flüſterte Quentin der an ſeinem Arm hängenden, zitternden Iſabella zu, Muth zu faſſen, und erinnerte ſie daran, daß ihre Sicherheit beſonders von ihrer Feſtigkeit und Geiſtesgegenwart abhänge.

„Nicht von meiner,“ ſagte ſie, „wol aber von Eurer, — von Eurer allein. — O, entrinne ich nur dieſer Schreckensnacht, niemals will ich vergeſſen, wer mein Retter war. Ich flehe Euch nur noch um eine Begünſtigung an, flehe darum bei der Ehre Eurer Mutter, bei dem Andenken Eures Vaters!“

„Was könntet Ihr von mir fordern, was ich Euch verweigern würde?“ fragte Quentin.

„Stoßt mir lieber den Dolch ins Herz, als mich gefangen in die Hände dieſer Ungeheuer gerathen zu laſſen!“

Quentin’s Antwort beſtand nur darin, daß er die Hand der jungen Gräfin warm an ſein Herz drückte. Sie ſtützte ſich auf ihren jungen, tapferen Begleiter, und folgte Pavillon und deſſen Lieutenant in die gefürchtete Halle.

Das laute Jauchzen und Schreien hier glich eher dem Höllenlärm einer Horde unterirdiſcher Dämonen, die ein Triumphgeheul über den Sturz des Menſchengeſchlechtes anſtimmen, als den Tönen ſterblicher Weſen, die eine kühne That feiern.

Nur die Verzweiflung gab Iſabella Kraft, ſich aufrecht zu erhalten, Durward wurde von ſeinem natürlichen Muth belebt. Pavillon und ſein Lieutenant jedoch machten aus der Noth eine Tugend und traten ihrem Schickſal entgegen, wie gebundene Opferlämmer, für die es kein Entrinnen gibt.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Zecher.

Man kann ſich kaum eine ſchrecklichere Veränderung denken, als jene war, welche in der Schloßhalle ſtattgefunden hatte, ſeit Quentin dort ſeine Mittagsmahlzeit zu ſich genommen hatte. Und dieſe Veränderung war ganz darnach angethan, das Elend des Krieges in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt zu malen. — Iſt die Kriegsfurie überall und unter allen Umſtänden eine der entſetzlichſten Geißeln, die die Menſchheit heimſuchen können, ſo trifft dies da noch mehr zu, wo der Kampf von jener unbarmherzigen Soldateska, den käuflichen Söldlingen eines barbariſchen Zeitalters, ausgeübt wird — von Menſchen, die ſowol durch Gewohnheit, als in Folge ihres Berufes, mit aller Grauſamkeit und Blutdürſtigkeit der Kriegskunſt vertraut worden ſind, während es ihnen an jedem Patriotismus und an dem romantiſchen Geiſt der Ritterlichkeit ganz und gar gebricht.

An Stelle des anſtändigen, etwas ceremoniöſen Mahles, bei welchem noch vor wenig Stunden bürgerliche und geiſtliche Würdenträger geſeſſen hatten, und wo das leichteſte Scherzwort nur im Flüſterton vorgebracht wurde, und auch beim Gebrauch der Becher ein Decorum herrſchte, welches faſt an Heuchelei grenzte — war jetzt eine Scene der wildeſten, lärmendſten Ausſchweifung getreten, wie Satan ſelbſt in ſeinem Höllenreich keine tollere hätte feiern können.

An der Spitze der Tafel ſaß auf dem Thron des Biſchofs und in deſſen Ornat, das eilig herbeigebracht worden war, der gefürchtete Eber der Ardennen ſelbſt, der dieſen ſchrecklichen Namen mit Recht verdiente, und ſo gern trug, daß er ſich bemühte, die Bezeichnung durch ſeine Thaten von Tag zu Tag immer mehr zu rechtfertigen.

Sein Kopf war entblößt, doch trug er den Reſt ſeiner wuchtigen und glänzenden Rüſtung, welche er überhaupt ſelten ablegte.

Um ſeine Schultern hing ein Mantel aus dem Fell eines wilden Ebers, deſſen Hufe und Hauer verſilbert waren. Der Kopf deſſelben war ſo zugerichtet, daß, wenn der Ritter ihn in voller Rüſtung über ſeinen Helm oder ſeinen entblößten Kopf zog, wie es jetzt der Fall war, er ihm ganz das Ausſehen jenes zähnefletſchenden Ungeheuers gab — und doch brauchte das Antlitz, welches unter dieſer ſcheußlichen Maske hervorblickte, kaum noch dieſen geborgten Schrecken, um ſeinen natürlichen Ausdruck noch furchtbarer zu machen, als er es ohnehin war.

Der obere Theil von Wilhelm von der Marck's Geſicht ſtrafte indeß ſeinen Charakter beinahe Lügen, denn obwol ſein Haar den rauhen und wilden Borſten jenes Thieres glich, deſſen Fell er trug, ſo entſprachen doch die offene, hohe und freie Stirn, die breiten rothen Backen, die großen, feurigen, hellen Augen und die adlerförmige Naſe einem tapferen, großmüthigen Sinn. Doch die Wirkung dieſer Züge ſeines Antlitzes war allmählich dadurch beeinträchtigt worden, daß ſeine Heftigkeit und Unbändigkeit ſowol, als ſeine Unmäßigkeit und Ausſchweifung dieſen von Natur aus angenehmen Zügen einen Stempel aufgedrückt hatten, der jeden Menſchenkenner von Wilhelm von der Marck zurückſcheuchen mußte.

So waren die Muskeln ſeiner Wangen und jene, die ſich um die Augen ziehen, beſonders aber die letzteren, durch ſeine Unmäßigkeit angeſchwollen; niedrige Leidenſchaften hatten die Augen ſelbſt getrübt, den Theil derſelben, der weiß ſein ſollte, geröthet, und dem ganzen Geſicht eine erſchreckliche Aehnlichkeit mit jener Beſtie gegeben, welcher zu gleichen der furchtbare Baron ſich angelegen ſein ließ.

Seltſamer Weiſe aber bemühte ſich Wilhelm von der Marck — obwol er in vielen Beziehungen den Charakter des wilden Ebers mit Vorliebe annahm und ſich dieſes Namens zu freuen ſchien — dasjenige durch die Länge und Ueppigkeit ſeines Bartes zu verhüllen, was ihm urſprünglich zu jenem Beinamen verholfen hatte.

Es war dies der ungewöhnlich dicke und häßlich hervorragende Oberkiefer, der im Verein mit den langen, vorſtehenden Schneidezähnen ihm jene Aehnlichkeit mit der Thierwelt gab, die nebſt ſeiner Gewohnheit in den Wäldern der Ardennen zu jagen, ihm den Namen „der Eber der Ardennen“ verſchafft hatte.

Allein dieſer große, graugeſprenkelte, ungepflegte Bart verbarg eben ſo wenig das Abſchreckende ſeiner Züge, als er deren brutalen Ausdruck mildern konnte.

Rings um den Tiſch ſaßen die Offiziere und Soldaten mit den Bürgern der Stadt Lüttich gemengt, von welch' letzteren die meiſten den niedrigſten Claſſen angehörten. Unter denſelben befand ſich Nickel Block, der Metzger, welcher neben Wilhelm von der Marck ſitzend ſich durch ſeine aufgeſchlagenen Hemdärmel auszeichnete, welche die bis zum Ellenbogen mit Blut befleckten Arme freiließen, während ſein ebenfalls bluttriefendes Beil neben ihm auf dem Tiſche lag.

Die meiſten der Soldaten trugen in Nachahmung ihres Anführers lange und ungepflegte Bärte, und hatten das Haar nach aufwärts gekämmt und gebürſtet, um ihrem Geſicht einen furchtbaren Ausdruck zu geben, und jetzt, wo ſie theils durch das Triumphgefühl, theils durch das lange Zechgelage berauſcht waren, war ihr Anblick ein eben ſo abſcheulicher, als ſchreckenerregender.

Die Reden, welche ſie führten, die Lieder, die ſie ſangen, waren ſo voller Frivolität, Gemeinheit und Läſterung, daß Quentin Gott dankte, daß ihre Zunge ſchon zu ſchwer geworden war, um die Worte deutlich ausſprechen zu können und ſie ſeiner Gefährtin verſtändlich zu machen.

Es ſoll nur noch erwähnt werden, daß die Bürger der beſſeren Claſſe, die an dieſem abſcheulichen Zechgelage Theil nahmen, durch ihre bleichen Geſichter und ihre angſterfüllten Mienen zeigten, wie ſehr dieſe Art der Unterhaltung ſie anwiderte, und wie ſehr ſie ihre Kameraden fürchteten. Andererſeits ſahen diejenigen, die von geringerer Erziehung und roherem Charakter waren, in dieſen Exceſſen der Soldaten nur das Uebermaß eines tapferen Gemüthes, und ſie bemühten ſich, denſelben Ton anzuſtimmen, wie jene, indem ſie einen Becher nach dem andern leerten, um ihrer Stimme Kraft und Ausdauer zu verleihen — kurz, einem Laſter fröhnten, welches den Niederlanden zu allen Zeiten eigen war.

Die Vorbereitungen für dieſes Feſtmahl waren eben ſo ungeordnet geweſen, als die Geſellſchaft ſelbſt.

Das ſämmtliche Silbergeſchirr des Biſchofs, ja ſogar die dem Kirchendienſt geweihten Geräthe (denn der Eber der Ardennen ſcheute keine Anklage der Gottesläſterung) waren mit zinnernen und thönernen Krügen, Lederflaſchen und Trinkgefäßen der gewöhnlichſten Art gemengt.

Noch ein ſchrecklicher Umſtand bedarf der Erwähnung, das Uebrige wollen wir gern der Einbildungskraft des Leſers überlaſſen.

Einer der Soldaten des Ebers der Ardennen, der ſich von der Tafel ausgeſchloſſen fand (ein Lanzknecht, der ſich durch ſeinen Muth und ſeine Bravour bei der Erſtürmung des Schloſſes hervorgethan hatte), ließ ſich in trunkener Laune verleiten, einen großen Silberbecher zu ergreifen und mit den Worten wegzuſchleppen, er nehme ihn als Erſatz für ſeinen Antheil an dem Verluſt des Feſtmahles.

Bei dieſem Scherz, der dem Charakter der Anweſenden ſo angemeſſen war, lachte der Anführer, daß er ſich die Seiten halten mußte; als jedoch ein anderer, weniger ausgezeichneter Kriegsmann denſelben Scherz verſuchen wollte, fand Wilhelm es für angezeigt, dieſem Vorgehen, welches den Tiſch bald ſeiner ganzen Laſt beraubt hätte, ein Ziel zu ſetzen.

„Halt, Donner und Blitz!“ rief er aus. „Wer es nicht wagt, ein Mann zu ſein, wenn er dem Feind gegenüber ſteht, darf unter ſeinen Freunden nicht zu dreiſt werden wollen. Wie, du feigherzige Memme! — Du, der ſo lange zauderte, bis das Thor geöffnet und die Brücke niedergelaſſen war, als Conradin Horſe den Weg durch den Graben und über die Mauern erzwang — willſt du dich hier hervorthun? — Knüpft ihn hier an das Fenſterkreuz auf — er ſoll mit ſeinen Füßen den Takt ſchlagen, während wir einen Becher leeren auf ſeine glückliche Reiſe in die Hölle.“

Das Urtheil war kaum geſprochen, als es auch ſchon vollzogen war — einen Augenblick ſpäter zappelte der Arme im letzten Todeskampfe, ſein Leichnam hing noch von dem eiſernen Fenſterkreuz herab, als Quentin mit ſeiner Begleitung die Halle betrat, und der bleiche Mondſchein warf ſeinen matten Schatten auf den Fußboden der Halle.

Als man den Syndicus Pavillon ankündigte, nahm dieſer eine ſo gefaßte und würdevolle Haltung an, als es ihm möglich war, warf einen erſchrockenen Blick auf den entſetzlichen Gegenſtand am Fenſter, dann auf die ganze wilde Scene ringsum und dabei ſank ihm das Herz wieder, und kaum hörte er die Ermahnung Peters, der ihm mit zitternder Stimme ins Ohr flüſterte:

„Muth gefaßt, Meiſter, oder es iſt um uns geſchehen!“

Der Syndicus bewahrte ſeine Würde, ſo gut es gehen wollte, in einer kurzen Anſprache, worin er die Geſellſchaft zu dem großen Sieg, den die Soldaten Wilhelms von der Marck und die guten Bürger von Lüttich errungen hatten, beglückwünſchte.

„Ja, ja,“ antwortete der Eber der Ardennen in höhniſchem Tone. „Wir haben das Wild endlich zum Schuß gebracht, nicht wahr? Aber holla, Herr Bürgermeiſter, Ihr erſcheint wie Mars mit der Schönheit an der Seite, wer iſt dieſe Dame? — Den Schleier fort — heute Abend darf kein Weib ihre Schönheit ihr eigen nennen!“

„Es iſt meine Tochter!“ antwortete Pavillon, „Es iſt meine Tochter, edler Anführer, und ich bitte Euch um Vergebung dafür, daß ſie den Schleier vorgezogen hat, — allein ſie hat den drei heiligen Königen ein ſolches Gelöbniß abgelegt.“

„Dieſes Gelöbniſſes will ich ſie ſofort entbinden!“ rief Wilhelm von der Marck aus. „Denn hier mache ich mich mit einem Schlag dieſes Schlächtermeſſers ſelbſt zum Biſchof von Lüttich, und ich bin überzeugt, ein lebender Biſchof iſt drei todte heilige Könige werth.“

Ein Schauder und ein Murmeln des Unwillens lief durch die Gäſte, denn die Bürger ſowol, als einige der Soldaten beteten die Könige von Cöln, wie man ſie nannte, an, wenn ſie auch ſonſt nichts achteten.

„Nicht doch, ich beabſichtige keine Läſterung dieſer heiligen Majeſtäten, ich bin nur entſchloſſen, Biſchof zu werden," ſagte Wilhelm von der Marck. „Ein Fürſt, der ſowol weltliche, als geiſtliche Macht beſitzt, der die Gewalt hat, zu binden und zu löſen — ein ſolcher Fürſt paßt am Beſten für eine Bande von Verworfenen, wie ihr es ſeid, die bei Niemand ſonſt Abſolution finden können. — Doch kommt näher, edler Bürgermeiſter, ſetzt Euch an meine Seite, Ihr ſollt ſogleich Zeuge ſein, wie ich für meine eigene Beförderung Sorge zu tragen weiß. — Bringt unſern heiligen Vorgänger hierher auf ſeinen Ehrenſitz!"

Jetzt entſtand allgemeiner Aufruhr. Pavillon jedoch, welcher den ihm angebotenen Ehrenſitz höflich ablehnte, nahm am andern Ende der Tafel Platz, während ſeine Begleiter ſich dicht hinter ihm hielten, einer Schafheerde nicht unähnlich, wenn ein fremder Hund in der Nähe iſt, vor dem ſie zittert und ſich hinter den alten Leithammel zurückzieht, dem ſie ſeines Anſehens und ſeines Amtes halber mehr Muth zutrauet, als ſich ſelbſt. Neben ihm ſaß ein hübſcher junger Mann, wie es hieß ein natürlicher Sohn des wilden Ebers, der für denſelben eine große Zuneigung und Vorliebe an den Tag legte.

Die Mutter dieſes Jünglings war von dem wilden Häuptling in einem Anfalle der Trunkenheit oder Eiferſucht durch einen unglücklichen Schlag getödtet worden, und dieſes ihr Loos hatte ihrem Geliebten ſo heftige Gewiſſensbiſſe gemacht, als er deren zu fühlen fähig war, und erklärte zum Theil ſeine Zuneigung für den Waiſenknaben.

Quentin, welcher dieſen Zug aus dem Leben des Anführers von dem alten Prieſter erfahren hatte, ſtellte ſich ſo nahe als möglich zu dem Jüngling, entſchloſſen, denſelben entweder als eine Geiſel, oder als Schutz zu benutzen, falls alle anderen Rettungsmittel vergeblich wären.

Noch ſtand Alles in geſpannter Erwartung auf die Ausführung des gegebenen Befehls harrend, und einer von Pavillon's Begleitern flüſterte eben Peter zu:

„Nannte unſer Syndicus dieſes Frauenzimmer da nicht eben ſeine Tochter? — Ei, ſie kann aber nicht Trudchen ſein — iſt ganz unmöglich! Dieſes ſchmucke Frauenzim=

mer iſt mindeſtens um zwei Zoll größer — und da ſieht unter ihrem Schleier eine ſchwarze Locke hervor — beim heiligen Michael, Ihr könntet eben ſo gut eine ſchwarze Kuh eine weiße nennen!“

„Still, ſtill!“ rief Peter mit ſchneller Geiſtesgegenwart aus. „Was ſchadet es Euch, wenn unſer Gebieter Luſt hat, ein Stück Wild aus dem Park des Biſchofs zu ſtehlen? Kommt es dir oder mir zu, den Spion gegen ihn zu ſpielen oder den Verräther?“

„Das will ich nicht, Bruder,“ erwiderte der Andere, „obwol ich niemals gedacht hätte, daß er in ſeinem Alter zum Wildieb werden könne. — Aber Sapperment — das nenne ich mir eine ſchüchterne Taube! — Sieh, wie ſie ſich dort auf ihren Sitz zuſammenkauert und hinter den Rücken aller Leute verſteckt, um dem Blick des wilden Ebers zu entgehen. — Doch halt, was haben ſie mit dem armen alten Biſchof vor?“

Während er noch ſprach wurde Ludwig von Bourbon, der Biſchof von Lüttich, durch die brutalen Soldaten in die Halle ſeines eigenen Palaſtes geſchleppt. Sein wirres Kopf- und Barthaar, der zerriſſene Anzug bezeugten, welchen Mißhandlungen er ſchon ausgeſetzt geweſen war.

Quentin konnte es nur für einen glücklichen Zufall anſehen, daß die Gräfin Iſabella, deren Gefühle ſie vielleicht verrathen haben würden, wenn ſie ihren Gönner und Beſchützer in einem ſolchen Elend erblickt hätte, an einer Stelle ſaß, wo ſie weder hören, noch ſehen konnte, was am oberen Ende der Halle vorging. Ueberdies ſtellte Quentin ſich ſelbſt noch vor ſie, um es ihr unmöglich zu machen, etwas zu ſehen oder ſelbſt geſehen zu werden.

Der nun folgende Auftritt war kurz, aber ſchrecklich. Als der unglückliche Prälat vor den Stuhl Wilhelms von der Marck gebracht wurde, zeigte er, der ſich in ſeinem früheren Leben nur durch die Gutmüthigkeit und Sorgloſigkeit ſeines Charakters ausgezeichnet hatte, in dieſem Unglück eine Würde und ein Selbſtſtbewußtſein, welches dem edlen Geſchlecht, dem er entſproſſen, Ehre machte.

Sein Blick war gefaßt und unerſchrocken, ſeine Geberden, ſobald die rauhen Hände, welche ihn hierher geſtoßen hatten, von ihm ablieſsen, edel, ſein ganzes Weſen glich dem eines alten Adeligen und eines chriſtlichen Märtyrers. — Das feſte Auftreten ſeines Gefangenen, die Erinnerung an die früheren von ihm empfangenen Wohlthaten machten ſogar auf Wilhem von der Marck einen ſo heftigen Eindruck, daß er unentſchloſſen zu werden ſchien, den Blick zu Boden ſchlug und erſt nachdem er einen großen Becher Wein hinabgeſtürzt hatte, die frühere Dreiſtigkeit in Blick und Weſen wieder annehmen konnte, worauf er den unglücklichen Biſchof anſprach:

„Ludwig von Bourbon,“ ſagte der grauſame Anführer, indem er tief Athem holte, die Fäuſte ballte, die Zähne aufeinander biß und in jeder Weiſe ſeine natürliche Wildheit noch mehr aufzuſtacheln und zu unterhalten ſtrebte, „Ludwig von Bourbon, ich habe deine Freundſchaft geſucht und du haſt die meinige zurückgewieſen. Was gäbeſt du wol jetzt darum, anders gehandelt zu haben? — Nickel Block halte dich bereit!“

Der Metzger ſtand auf, ergriff das neben ihm liegende, blutbefleckte Schlachtmeſſer, ſchlich ſich hinter Wilhelm von der Marck's Stuhl und hielt die Waffe mit ſeinem entblößten ſehnigen Arm in die Luft erhoben.

„Sieh dieſen Mann an, Ludwig von Bourbon,“ fuhr Wilhelm von der Marck fort. „Welche Bedingungen haſt du mir jetzt zu bieten, um der Gefahr dieſer Stunde zu entgehen?“

Der Biſchof warf einen düſteren, aber unerſchrockenen Blick auf den furchtbaren Geſellen, der jeden Augenblick bereit ſchien, den Willen des Tyrannen zu erfüllen, und ſagte dann mit Feſtigkeit:

„Höre mich, Wilhelm von der Marck und ihr Alle, ihr guten Menſchen, wenn ſolche hier anweſend ſind, hört die einzigen Bedingungen, welche ich dieſem Räuber anzubieten habe! — Wilhelm von der Marck, du haſt eine kaiſerliche Stadt zum Aufruhr gereizt — haſt den Palaſt eines Fürſten des deutſchen Reiches angegriffen und erſtürmt, ſeine Leute erſchlagen, ſeine Güter geplündert, ſeine Perſon mißhandelt! Dafür biſt du dem Bann des Reiches verfallen — dafür haſt du verdient, für geächtet und vogelfrei erklärt zu werden. Aber du haſt noch mehr gethan, als all dies und haſt mehr verdient, als irdiſche Rache. — Du biſt in das Heiligthum des Herrn eingebrochen, haſt Hand gelegt an einen Kirchenvater, haſt das Haus Gottes mit Blut und Plünderung überzogen, wie ein kirchenſchändender Böſewicht."

„Biſt du zu Ende?" fragte Wilhelm von der Marck, den Biſchof heftig unterbrechend und mit den Füßen ſtampfend.

„Nein," antwortete der Prälat, „ich bin noch nicht zu Ende, denn ich habe die Bedingungen noch nicht genannt, welche du von mir hören wollteſt."

„So ſprich weiter," ſagte Wilhelm von der Marck, „und wehe deinem grauen Haupt, wenn deine Bedingungen nicht mehr meinen Beifall haben, als deine lange Vorrede!"

Mit dieſen Worten warf er ſich wieder in den Seſſel zurück, preßte die Lippen aufeinander und knirſchte mit den Zähnen, bis der Schaum von den Lippen floß, wie von den Hauern des wilden Thieres, deſſen Namen er trug.

„Bis jetzt nannte ich deine Verbrechen," fuhr der Biſchof mit ruhiger Würde fort, „höre nun die Bedingungen, die ich als ein milder Fürſt und chriſtlicher Diener Gottes, der jede perſönliche Beleidigung und Mißhandlung zu vergeſſen und zu vergeben weiß, dir anbiete. Lege deinen Commandoſtab nieder und entſage deiner Befehlshaberſtelle, gib deine Gefangenen frei — erſtatte die Beute zurück — vertheile was du ſonſt an Gütern beſitzeſt unter diejenigen, welche du zu Wittwen und Waiſen gemacht haſt. — Kleide dich ſelbſt in Sack und Aſche — greife zum Pilgerſtab und ziehe barfuß nach Rom, dann wollen wir ſelbſt bei dem heiligen Papſt Vermittler für dich ſein."

Während Ludwig von Bourbon dieſe Bedingungen nannte und zwar in ſo entſchiedenem Tone, als ſäße er noch auf ſeinem Biſchofsſtuhl und als kniee der Uſurpator als Bittender zu ſeinen Füßen, erhob ſich der Tyrann langſam von ſeinem Stuhl, indem die Erſtarrung ſeiner erſten Ueberraſchung allmählich der Wuth Platz machte, bis er bei den letzten Worten des Biſchofs einen Blick auf den Metzger warf und dann den Finger hob, ohne ein Wort zu ſprechen.

Der Elende ſchlug zu, als arbeitete er in ſeinem Beruf an der Schlachtbank, und der ermordete Biſchof ſank ohne einen Schmerzenslaut an dem Fuß ſeines eigenen Biſchofsſtuhls zu Boden.

Die Lütticher, auf eine ſo entſetzliche Kataſtrophe nicht vorbereitet und bisher in der Erwartung, das Geſpräch würde mit einem freundſchaftlichen Vergleich enden, ſprangen auf und erhoben insgeſammt einen Schrei der Rache und des Abſcheues.

Wilhelm von der Marck aber erhob ſeine entſetzliche, jeden Tumult übertönende Stimme, ſchüttelte die geballte Fauſt und ſeine ausgeſtreckten Arme und rief:

„Was nun, ihr Schweine von Lüttich, die ihr euch im Schlamm der Maas wälzt? — Wagt ihr es, euch dem Eber der Ardennen entgegenzuſtellen? Auf denn, Eberbrut, (mit dieſem Ausdruck bezeichneten Andere ſowol, als er ſelbſt ſeine Soldaten) weiſt dieſen flämiſchen Säuen eure Hauer!"

Bei ſeinem Befehl erhoben ſich alle ſeine Anhänger und da ſie mit ihren Verbündeten noch in bunter Reihe ſaßen und offenbar auf eine ſolche Scene vorbereitet waren, ſo hatte Jeder in einem Augenblick ſeinen nächſten Nachbar an der Kehle gepackt, während die Rechte einen breiten Dolch ſchwang, der im Lampenlicht und Mondenſchimmer funkelte. Jeder Arm war erhoben, aber keiner ſtieß zu — denn die Opfer waren zu heftig überraſcht, um Widerſtand zu leiſten, und vielleicht hatte Wilhelm von der Marck ſeine Verbündeten nur in Schrecken jagen wollen.

Aber Quentin Durward, der muthig und entſchloſſen war, weit über ſeine Jahre hinaus, gab der Scene eine neue Wendung. Er folgte dem Beiſpiel der Soldaten des wilden Ebers, ſprang auf Karl Eberſohn, den Sohn des Anführers, los, hatte ihn mit Leichtigkeit überwältigt, hielt dem Jüngling die Schwertſpitze an die Kehle und rief aus:

„Spielt Ihr ſo, dann ſeht, wie ich ebenfalls mitſpielen will!'

„Halt! Haltet ein!" rief Wilhelm von der Marck aus. „Es iſt ein Scherz, nur ein Scherz geweſen! Meint Ihr, ich wollte meinen guten Freunden und Verbündeten der Stadt

Lüttich ans Leben gehen? — Soldaten, laßt eure Gefangenen los — ſchafft dieſen Leichnam fort (dabei ſtieß er den Leichnam des Biſchofs mit dem Fuße), der dieſen Aufruhr unter Freunden veranlaßt hat, und laßt uns jede Bitterkeit mit einem friſchen Becher Wein erſäufen!"

Jeder gab ſeine Beute los und Bürger und Soldaten ſahen ſich ſtarr an.

Dieſen Augenblick wußte Quentin Durward zu benutzen.

„Hört mich, Wilhelm von der Marck, und ihr, Bürger und Einwohner der Stadt Lüttich, hört mich — Ihr aber, junger Herr, bleibt ſtehen (denn der Knabe Karl verſuchte es, ſich ſeinem Griff zu entwinden), Euch ſoll kein Leid geſchehen, es wäre denn, daß noch ein ſolch derber Scherz ſich ereignete."

„Wer biſt du, im Namen des Teufels!" rief der erſtaunte Eber der Ardennen aus. „Wer biſt du, der es wagt, uns in unſerem eigenen Lager Trotz zu bieten und eine Geiſel wegzunehmen? Uns, die wir nur gewohnt ſind, Geiſeln zu nehmen, nicht aber ſolche zu geben?"

„Ich bin ein Diener des Königs Ludwig von Frankreich," ſagte Quentin, „ein Bogenſchütze ſeiner ſchottiſchen Leibgarde, wie meine Sprache und mein Kleid Euch ſchon geſagt haben könnten. Ich kam hierher, um Zeuge Eurer Thaten zu ſein, und ſehe mit Erſtaunen, daß ſie die eines Heiden ſind, nicht die eines Chriſten — die eines Wahnwitzigen, nicht die eines Menſchen, der im Beſitz ſeiner Vernunft iſt. Die Truppen des Herzogs werden bald gegen Euch im Anzug ſein, und wünſcht Ihr Hilfe von Frankreich, ſo müßt Ihr Euch in anderer Weiſe betragen."

„Was euch betrifft, ihr Männer von Lüttich, ſo laßt euch rathen, augenblicklich in eure Stadt zurückzukehren, und ſetzt man eurer Entfernung ein Hinderniß in den Weg, ſo nenne ich diejenigen, welche dieſes Hinderniß bereiten, Feinde meines Gebieters, des gnädigen Königs von Frankreich!"

„Frankreich und Lüttich! — Frankreich und Lüttich!" riefen Pavillon's Anhänger und mehrere andere Bürger, die bei Quentin's dreiſter Rede neuen Muth faßten. „Frankreich und Lüttich! — Lang lebe der tapfere Bogenſchütze! — Wir leben und ſterben mit ihm!“

Wilhelms von der Marck Auge funkelte, er griff nach dem Dolch, als wolle er ihn dem verwegenen Sprecher ins Herz ſtoßen. Als ſein Auge aber umher blickte, las er etwas in den Mienen ſeiner Soldaten, was ſelbſt er reſpectiren mußte.

Einige von ihnen waren Franzoſen, Alle aber wußten, daß der Eber der Ardennen von Frankreich insgeheim Unterſtützung an Geld und Soldaten erhielt — viele von ihnen waren ſelbſt durch die ſo eben verübte frevelhafte That aufs Aeußerſte erbittert.

Der Name des Herzogs von Burgund, von dem man mit Sicherheit erwarten konnte, daß er die Greuelthaten dieſer Nacht blutig rächen werde; das unkluge Betragen Wilhelms, mit den Lüttichern Streit anzufangen und dem Monarchen von Frankreich Trotz zu bieten, machten einen ſehr ſchlechten Eindruck auf die Gemüther der Anweſenden, wenn ſie auch in jenem Augenblick nicht im vollen Beſitz ihrer Sinne waren.

Wilhelm von der Marck mußte ſelbſt einſehen, daß weitere Gewaltthätigkeiten ſogar von ſeiner eigenen Bande nicht mehr unterſtützt werden dürften. Darum milderte er die Schrecklichkeit ſeiner Blicke und Mienen, indem er erklärte, er hege durchaus keine böſen Abſichten gegen ſeine guten Freunde, die Lütticher Bürger, welche alle Befugniß hätten, das Schloß zu verlaſſen, ſobald es ihnen beliebe, obwol er gehofft hätte, ſie würden, um ihren Sieg zu feiern, dieſe eine Nacht mit ihm durchzechen.

Mit einer Ruhe, die zu ungewöhnlich an ihm war, um natürlich zu ſein, fügte er hinzu, daß er bereit ſei, am nächſten Tage, oder wann ſie es wollten, ſich mit ihnen wegen Theilung der Beute und der weiteren Maßregeln zu ihrer Vertheidigung zu verſtändigen. Jetzt hoffe er, der ſchottiſche Bogenſchütze werde ſein Feſt dadurch ehren, daß er dieſe eine Nacht im Schloß Schönwald verweile.

Dieſen Vorſchlag wies jedoch der junge Schotte zurück, indem er ſagte, er müſſe ſich nach Pavillon richten, denn an dieſen ſich anzuſchließen, laute ſein Befehl.

„Wenn Ihr von meinem Entſchluſſe abhängt,“ ſagte Pavillon ſchnell und laut, „ſo werdet Ihr Schloß Schönwald ohne einen Augenblick der Zögerung mit mir verlaſſen, und kommt Ihr nur in meiner Begleitung hierher zurück, ſo werdet Ihr dieſe Räume ſobald nicht wieder ſehen.“

Den letzten Theil ſeiner Rede murmelte der wackere Bürger mit leiſer Stimme vor ſich hin, weil er es nicht wagte, ſeine Gefühle laut zu äußern, wenn er ſie auch nicht ganz und gar unterdrücken konnte.

„Haltet euch dicht an mich, meine wackeren Geſellen,“ rief er ſeinen Begleitern zu, „wir wollen uns ſo ſchnell wie möglich aus dieſer Diebshöhle fortmachen!“

Die meiſten Lütticher der beſſeren Claſſen ſchienen ähnlicher Anſicht zu ſein, und ſie hatten kaum eben ſo viel Freude bei der Einnahme Schönwalds gezeigt, als jetzt bei der Ausſicht, glücklich wieder herauszukommen.

Man ließ ſie das Schloß verlaſſen, ohne ihnen den mindeſten Widerſtand entgegenzuſetzen, und Quentin fühlte ſich glücklich und erleichtert, als er dieſen ſchrecklichen Mauern den Rücken wendete.

Jetzt wagte er es zum erſten Male, ſeit ſie die Halle betreten hatten, die junge Gräfin anzuſprechen und ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

„Ich bin wohl,“ antwortete ſie haſtig, „ganz wohl — haltet Euch nicht mit Fragen auf — laßt uns keinen Augenblick in eitlen Worten verlieren! — Laßt uns fliehen! — Laßt uns fliehen!“

Bei dieſen Worten bemühte ſie ſich ihre Schritte zu beſchleunigen, aber es gelang ihr dies ſo ſchlecht, daß ſie vor Erſchöpfung umgeſunken wäre, hätte Quentin ſie nicht aufgefangen.

Der junge Schotte nahm ſeine ſüße Laſt mit der Zärtlichkeit einer Mutter, die ihr Kind vor Gefahr rettet, in die Arme, und als ſie ihren Arm um ſeinen Nacken ſchlug — jeden anderen Gedanken unterdrückend, als den einen der Flucht — da gab er ſich zufrieden mit allen überſtandenen Gefahren dieſer Nacht, die einen ſolchen Schluß gefunden hatten.

Der ehrliche Bürgermeiſter ſeinerſeits wurde von ſeinem treuen Rathgeber Peter und einem anderen ſeiner Untergebenen unterſtützt und vorwärts gezogen und ſo erreichten ſie in athemloſer Haſt das Ufer des Fluſſes, nachdem ſie unterwegs mehrern Gruppen von Bürgern begegnet waren, welche ſich eifrig nach den Ereigniſſen der Belagerung erkundigten, ſo wie nach der Wahrheit gewiſſer Gerüchte, es ſei zwiſchen den Siegern ſelbſt Uneinigkeit und Zwiſt entſtanden.

Man entzog ſich dieſer Neugierde, ſo gut man konnte, und Peter verſchaffte der kleinen Geſellſchaft endlich ein Boot und mit ihm die Gelegenheit, einiger Ruhe zu pflegen, die am willkommenſten für die junge Gräfin war, welche noch immer regungslos in den Armen ihres Befreiers lag, und für den würdigen Bürgermeiſter, der nach einer langen Dankrede an Quentin ſich wieder ſeinem treuen Lieutenant zuwendete und ſich in langen Redeſtrömen über den Muth und die Güte des Schotten, ſo wie über die überſtandenen Gefahren dieſer Nacht ausließ.

„Peter, Peter,“ ſagte er, „beſäße ich nicht ein tapferes Herz, ſo hätte ich niemals den Muth gehabt, mich dagegen aufzulehnen, den zwanzigſten Bürgerpfennig zu entrichten, wo doch die ganze übrige Welt ſo bald und ſo demüthig nachgab. — Wahrlich, ein weniger tapferes Herz würde mich nicht in jene Schlacht von Saint Tron geführt haben, wo ein feindlicher Soldat mich in einen Graben warf, wo ich liegen mußte, bis der Kampf vorbei war. — Und heute Nacht, Peter, verführte mich auch nur mein Muth, meine Rüſtung anzuſchnallen, die mir bald das Leben gekoſtet hätte, wenn dieſer tapfere junge Edelmann mir nicht beigeſtanden hätte, deſſen Handwerk der Krieg iſt, wozu ich ihm von Herzen Glück wünſche. — Ei, und was nun meine Gutmüthigkeit anbelangt, Peter, ſo hat die mich ganz zu Grunde gerichtet — hat mich zum armen Mann gemacht — das heißt, ſie hätte mich zum armen Mann gemacht, wenn ich nicht noch dafür Sorge trüge, mein eigenes Auskommen in dieſer böſen Zeit zu finden. — Und der Himmel allein weiß, in welche Angelegenheiten mein gutes Herz mich noch bringen wird mit dieſen Damen und Gräfinnen und anvertrauten Geheimniſſen, die mich, ſo viel ich weiß, noch mein halbes Vermögen koſten können, wenn nicht gar den Hals.“

Quentin ergriff nun ebenfalls das Wort, indem er ihm die heilige Verſicherung gab, jede Gefahr und jeder Schade, der ihm durch die unter ſeinem Schutz ſtehende junge Dame erwachſen könnte, ſollten dankbar belohnt und erſetzt werden.

„Beſten Dank — beſten Dank, mein junger Herr Bogenſchütze,“ erwiderte der Bürger. „Wer hat Euch aber geſagt, daß ich nach einer Vergütung verlange? Ich erfülle nur die Pflichten eines Ehrenmannes und beklage mich einzig und allein darüber, daß wackere Menſchen in ſolche Verlegenheit kommen können. — Aber ich darf doch wahrlich mit meinem getreuen Peter darüber ſprechen, daß meine Verluſte und die Gefahren, welchen ich ausgeſetzt bin, mich einigermaßen betrüben.“

Quentin erſah aus dieſen und ähnlichen Reden, daß ſein guter Freund zu jener zahlreichen Claſſe von Wohlthätern gehörte, die ihren Lohn für geleiſtete Freundſchaftsdienſte darin ſuchen, daß ſie ſich weitſchweifig über die Wichtigkeit derſelben auslaſſen und ſchwieg darum ſtill.

Im Innern aber war es Pavillon, als habe er an Achtung eingebüßt, indem er es zuließ, daß der junge Fremde bei dem im Schloß Schönwald ſtattgehabten Auftritt die entſcheidende Rolle übernahm. Daher kam denn auch ſein Unmuth, dem er jetzt durch Murren und mannichfache Vorwürfe Luft zu machen verſuchte.

Das Boot war inzwiſchen mit der kleinen Geſellſchaft an dem Garten des Syndicus angelangt, und nachdem derſelbe von Peter geſtützt ans Land geſtiegen war, ſchien der erſte Tritt auf ſeinem eigenen Grund und Boden alle Regungen von Eiferſucht und verletzter Eitelkeit zu verſcheuchen und der unzufriedene, mürriſche Demagoge war mit einem Male in einen freundlichen, liebenswürdigen und gaſtfreien Wirth umgewandelt.

Pavillon rief laut nach ſeinem Trudchen, das auch ſogleich herbeigeeilt kam, denn in dieſer verhängnißvollen Nacht hatten ſich nur wenig Menſchen in den Mauern Lüttichs einem ruhigen Schlaf hingegeben. Sie erhielt die

Weiſung, aufs Beſte für die ſchöne, faſt beſinnungsloſe Fremde zu ſorgen und während ſie die Reize der Unbekannten bewunderte und ihr Unglück bemitleidete, erfüllte Gertrude die Pflichten der Gaſtfreundſchaft, ſo ſpät es auch war und ſo ermüdet ihr Vater zu ſein ſchien, mit dem Eifer und der Liebe einer beſorgten Schweſter.

Dem Syndicus gegenüber konnte Quentin nur mit Mühe das Anerbieten zurückweiſen, noch eine Flaſche köſtlichen Weines zu leeren, und vielleicht hätte er dennoch nachgeben müſſen, wäre nicht die Hausfrau erſchienen, welche Pavillon's Rufen nach den Kellerſchlüſſeln herbeigeführt hatte.

Sie war ein kleines, lebhaftes, wohlbeleibtes Frauchen, das zu ihrer Zeit hübſch geweſen ſein mochte. Seit einigen Jahren jedoch zeichnete ſie ſich durch eine ſpitze rothe Naſe, eine ſchrille Stimme und den entſchiedenen Grundſatz aus, der Syndicus, der ſich außerhalb des Hauſes ſo großen Anſehens zu erfreuen habe, müſſe dafür daheim unter gehöriger Zucht ſtehen.

Kaum hatte ſie erfahren, worüber ihr Mann mit ſeinem Gaſte ſtritt, ſo erklärte ſie kurzweg, der Erſtere habe nicht nöthig, noch mehr zu trinken, da er augenſcheinlich ſchon viel zu viel getrunken habe. Dann drehte ſie ihm, ohne ſein Begehren nach den Kellerſchlüſſeln irgendwie zu beachten, ganz ungenirt den Rücken zu und führte Quentin Durward in ein ſauberes, nett eingerichtetes Gemach, wo er die Nacht zubringen ſollte und mehr Bequemlichkeiten fand, als je in ſeinem Leben; denn die reichen Flamländer übertrafen zu jener Zeit nicht nur die armen Schotten, ſondern ſelbſt die Franzoſen in allen Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Flucht.

Obwol die Nerven des jungen Schotten durch die Aufregung des verfloſſenen Tages, durch den Wechſel zwiſchen Freude und Furcht, Zweifel und Beſorgniß, und anderen heftigen Leidenſchaften auf das Aeußerſte gereizt und angeſpannt waren, ſo hatte er doch in derſelben Zeit ſo viele Strapazen durchgemacht, daß er augenblicklich in tiefen Schlaf verfiel, der bis Tagesanbruch fortwährte, wo ſein würdiger Wirth mit ſorgenvollen Blicken in ſein Zimmer trat.

Er ſetzte ſich neben das Bett ſeines Gaſtes und ließ ſich weitſchweifig über die häuslichen Pflichten des Eheſtandes, beſonders aber über die Macht und Oberherrſchaft aus, welche der Ehemann in allen Meinungsverſchiedenheiten ſeiner Frau gegenüber behaupten muß.

Quentin horchte ihm nicht ohne Beſorgniß zu, denn er wußte genug von den Leiden und Freuden des Eheſtandes, um zu wiſſen, daß Eheleute gleich anderen kriegführenden Mächten häufiger dann ein Te Deum ſingen, wenn es ſich darum handelt eine Niederlage zu verbergen, als wenn es gilt einen Sieg zu feiern. So machte er ſich daran, tiefer in dieſe Sache einzudringen, indem er erwähnte, er hoffe ihre Ankunft habe für die gute Hausfrau und Gattin ſeines geſchätzten Wirthes nicht allzu viel Unbequemlichkeit im Gefolge gehabt.

„Unbequemlichkeit? — Nein!“ antwortete der Bürgermeiſter. „Man kann keinen Haushalt ſtets auf alle Ereigniſſe ſo vorbereitet finden, wie den meiner guten Mutter Mabel — ſie iſt immer glücklich, ihre Freunde zu ſehen, hat immer ein hübſch zubereitetes Mahl für ſie bereit und einen Segensſpruch für den Tiſch. — Es gibt kein zweites Weib auf dieſer Erde, welches ſo gaſtfreundlich wäre, als das meinige. — Es iſt nur Schade, daß ihre Laune etwas ſeltſam und eigenthümlich iſt.“

„Kurz, unſer Aufenthalt iſt ihr ungelegen,“ ſagte der Schotte, aus dem Bett ſpringend und ſich haſtig ankleidend. „Wüßte ich nur, daß Gräfin Iſabella nach dem Schrecken der letzten Nacht ſich kräftig genug fühlt, weiter zu reiſen, ſo wollen wir dies Ungemach nicht noch dadurch vermehren, daß wir uns länger hier aufhalten.“

„Das iſt es ja gerade,“ ſagte Pavillon, „was die junge Dame ſelbſt Mutter Mabel ſagte, und ich wünſchte, Ihr hättet die Röthe geſehen, welche ſich bei dieſen Worten über ihr Geſicht ergoß. — Ein Milchmädchen, das fünf Meilen weit gegen den Winterwind Schlittſchuh laufen muß, um den Marktplatz zu erreichen, iſt eine Lilie im Vergleich dazu — es wundert mich wahrlich nicht, wenn Mutter Mabel ein wenig eiferſüchtig wird — das arme, gute Geſchöpf!"

„So hat Gräfin Iſabella ſchon ihr Gemach verlaſſen?" fragte der Jüngling, ſich noch mehr als zuvor in ſeiner Toilette beeilend.

„Ja," erwiderte Pavillon, „und ſie erwartet ungeduldig Euer Erſcheinen, um den Weg feſtzuſetzen, welchen Ihr einſchlagen wollt — da ihr Beide doch ſchon entſchloſſen ſeid, weiter zu reiſen. — Aber ich hoffe, ihr werdet bis nach dem Frühſtück hier verweilen?"

„Warum ließt Ihr mich das Alles nicht früher wiſſen?" fragte Durward ungeduldig.

„Gemach — gemach!" ſagte der Syndicus. „Ich habe es Euch zu frühe geſagt, bemerke ich, wenn es Euch in eine ſolche Aufregung verſetzt. — Doch hätte ich noch mehr Speiſe für Eure Ohren, wenn ich wüßte, daß Ihr mir mit Geduld zuhören würdet."

„Sprecht, würdiger Herr, ſprecht ſo ſchnell als Ihr könnt — ich höre mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit."

„Wolan," fuhr der Bürgermeiſter fort, „ich habe Euch ein Wort zu ſagen, welches Trudchen betrifft. Sie trennt ſich ſo ungern von Eurer feinen Dame, wie von einer geliebten Schweſter, und für ihr Wohl beſorgt, hält ſie es für dringend nothwendig, daß ihr eine Verkleidung für eure Reiſe wählt. Man erzählt ſich nämlich in unſerer Stadt von zwei Gräfinnen von Croye, die in Begleitung eines ſchottiſchen Bogenſchützen der franzöſiſchen Leibgarde unter Pilgerkleidern verborgen, das Land durchziehen. — Man erzählt ſich ferner, die eine von ihnen ſei verfloſſene Nacht von einem Zigeuner nach Schloß Schönwald geführt worden, kurze Zeit nachdem wir daſſelbe verlaſſen hatten. Dieſer Zigeuner theilte Wilhelm von der Marck mit, Ihr hättet gar keinen Auftrag an ihn ſelbſt oder an das Volk von Lüttich, ſondern hättet die junge Gräfin von Croye entführt und reiſtet jetzt als ihr Geliebter mit ihr weiter. Alle dieſe Nachrichten kamen uns und den übrigen Rathsherren brühwarm von Schönwald zu, und dieſe, meine

Mitbürger, ſind nun in der größten Verlegenheit, was ſie thun ſollen. Iſt Wilhelm von der Marck unſerer Anſicht nach auch wirklich allzu hart mit dem guten alten Biſchof umgeſprungen, ſo gibt man ſich doch im Allgemeinen der Meinung hin, er hätte im Grunde genommen ein ganz gutes Herz — natürlich wenn er nicht voll getrunken iſt — und er ſei der einzige Menſch auf der Welt, der die nothwendigen Eigenſchaften beſitzt, uns gegen Karl von Burgund anzuführen. — Und ſo wie die Sachen ſich jetzt geſtaltet haben, bin ich ſelbſt ſo ziemlich der Meinung, daß wir uns nicht ganz mit ihm überwerfen dürfen, da wir ſchon zu weit gegangen ſind, um noch zurücktreten zu können.“

„Ich muß geſtehen, daß der Rath Eurer Tochter Gertrud ſehr vernünftig iſt,“ erwiderte Quentin, ſich aller Vorwürfe enthaltend, die, wie er einſah, doch nicht im Stande geweſen wären, den Entſchluß zu ändern, welchen der würdige Magiſtratsbeamte in Uebereinſtimmung mit den Vorurtheilen ſeiner Partei und dem Willen ſeiner Ehefrau gefaßt hatte. „Ja, Eure Tochter hat Recht — wir müſſen uns ſogleich und zwar verkleidet auf den Weg machen. Jedoch darf ich wol hoffen, daß wir auf Eure Verſchwiegenheit bauen dürfen, ſo wie darauf, daß Ihr uns die Flucht erleichtern wollt.“

„Das könnt Ihr, und was ich thun kann, ſoll von ganzem Herzen geſchehen,“ erwiderte der ehrliche Syndicus, der ſein eigenes Betragen ſelbſt nicht tadellos fand, und gern eine Gelegenheit ergriff, daſſelbe einigermaßen wieder gut zu machen. „Ich werde es nicht ſo leicht vergeſſen, daß ich Euch bei dem Kampf in der letzten Nacht mein Leben zu verdanken habe, denn Ihr wart es, der mir jenen vermaledeiten Harniſch aufſchnallen und auch ſpäter aus der andern noch ſchlimmeren Klemme half. — Denn jener Eber der Ardennen und ſeine ganze Brut ſahen mir mehr wie Teufel aus, als wie Menſchen. — Kurz, baut auf mich, ich bleibe Euch ſo treu, wie die Schwertklinge dem Griff, wie unſere Schwertfeger zu ſagen pflegen. — Doch ich ſehe, Ihr ſeid jetzt fertig, kommt und folgt mir, ich will Euch einen Beweis davon geben, wie großes Vertrauen ich Euch ſchenke.“

Pavillon führte ſeinen jungen Freund jetzt nach ſeiner Geſchäftsſtube, wo er alle ſeine Geldgeſchäfte abzumachen pflegte, und nachdem er die Thür ſorgfältig verſchloſſen und einen ängſtlich forſchenden Blick ringsum geworfen hatte, zog er einen Schlüſſel hervor und öffnete einen geheimen Wandſchrank in einer Ecke des Zimmers, in welchem ſich mehrere eiſerne Geldkaſten befanden. Dieſe letzteren ſchloß er auf, ſetzte ſie vor Quentin hin und forderte denſelben auf, ungenirt ſo viel daraus zu entnehmen, als er brauche, um die nothwendigen Reiſeauslagen für ſich und ſeine Gefährtin zu beſtreiten.

Da Quentin das Geld, welches er bei ſeiner Abreiſe von Pleſſis erhalten hatte, faſt ganz ausgegeben hatte, ſo ließ er ſich nicht lange bitten und nahm dem würdigen Syndicus einen großen Stein vom Herzen, als er ſich zweihundert Gulden von ſeinen Schätzen wegnahm, denn dieſer würdige Herr betrachtete dieſes freiwillige Darlehen als eine Entſchädigung für den Bruch der Gaſtfreundſchaft, zu dem er durch häusliche und bürgerliche Rückſichten gezwungen war.

Nachdem der reiche Flamländer ſeinen Schatz ſorgfältig wieder verſchloſſen und verriegelt hatte, begleitete er Quentin in das Wohnzimmer, wo ſie Iſabella von Croye körperlich und geiſtig gekräftigt, wenn gleich noch ſehr bleich, in der Kleidung eines flamländiſchen Mädchens aus dem Mittelſtande fanden.

Auch Trudchen befand ſich in dem Gemach und beſchäftigte ſich eifrig damit, den Anzug der Gräfin zu ordnen und ihr gute Rathſchläge zu ertheilen, wie ſie ſich betragen müſſe, um ihre Verkleidung glücklich durchzuſetzen.

Als der junge Schotte eintrat, reichte Iſabella ihm ihre ſchöne weiße Hand, und als er ſie ehrerbietig an die Lippen führte, ſagte ſie in ſanftem, mildem Ton:

„Herr Quentin, wir müſſen dieſe unſere wackeren Freunde wieder verlaſſen, ſonſt müßte ich auch über ſie und ihr Haus das Elend bringen, das mich ſeit dem Tode meines Vaters unabläſſig verfolgt. Wechſelt auch Ihr Eure Kleider und begleitet mich — ausgenommen Ihr wäret es müde, Euch einer Unglücklichen noch weiter anzunehmen.“

„Ich? — Ich ſollte es müde ſein, in Eurer Begleitung zu reiſen?“ rief Quentin aus. „Ich will Euch folgen bis ans Ende der Welt! Aber Ihr — Ihr, theure Lady Iſabella — werdet Ihr den drohenden Gefahren auch gewachſen ſein? — Erinnert Euch der Schrecken der verfloſſenen Nacht!“

„Um des Himmels willen, ruft mir dieſe Schreckensſcenen nicht in das Gedächtniß zurück!“ rief die junge Dame ſchaudernd aus. „Ich gedenke ihrer, wie der Bilder eines ſchrecklichen, wirren Traumes! Doch ſagt, iſt der edle Biſchof glücklich entkommen?“

„Ich hoffe er iſt in Freiheit,“ ſagte Quentin, Pavillon einen Wink gebend, der ſprechen wollte, wahrſcheinlich, um die entſetzliche Begebenheit zu erzählen.

„Können wir uns nicht zu ihm geſellen? Hat er eine genügende Streitmacht um ſich geſammelt?“ fragte die junge Dame.

„Nein, ſeine einzige Hoffnung iſt auf den Himmel geſetzt,“ erwiderte der Schotte. „Doch wohin Ihr Euch auch wenden wollt, ich ſtehe an Eurer Seite, entſchloſſen, Euch zu führen und zu vertheidigen, bis zu meinem letzten Athemzug!“

„Ich muß erſt Alles überlegen — überdenken,“ ſagte Iſabella, und ſetzte nach einer kleinen Pauſe hinzu:

„Am liebſten würde ich Zuflucht in einem Kloſter ſuchen, müßte ich nicht fürchten, daß es ſich gegen meine Verfolger als eine nur allzu ſchwache Schranke erweiſen dürfte.“

„Hm, hm,“ bemerkte der Syndicus, „ein Kloſter möchte ich Euch in dem Bezirk von Lüttich nicht anrathen. Denn der Eber der Ardennen iſt — obwol ein tapferer Anführer, treuer Bundesgenoſſe und Gönner unſerer Stadt — doch von gar rauhen Sitten und achtet weder Mönchs- noch Nonnenklöſter. Man ſagt ſogar, es gäbe in ſeinem Gefolge etwa zwanzig Nonnen, das heißt geweſene Nonnen.“

„Macht Euch ſchnell bereit, Durward,“ begann Iſabella, den Syndicus unterbrechend, „denn es ſcheint, ich muß mich Eurer Treue und Ehre anvertrauen.“

Kaum hatten der Syndicus und Quentin das Zimmer verlaſſen, als Iſabella mehrere Fragen hinſichtlich des einzuſchlagenden Weges an Gertrud ſtellte, bis die letztere ausrief:

„Ihr ſetzt mich in Erſtaunen, edle Dame! — Ich habe oft ſchon von männlicher Feſtigkeit gehört, die Eure aber ſcheint mir ſtärker, als die jedes anderen Sterblichen!“

„Meine liebe Freundin,“ antwortete die Gräfin, „die Nothwendigkeit übt ihren Einfluß auf mich — ſie iſt die Mutter des Muthes ſowol, als der Erfindungskraft. Noch vor kurzer Zeit würde ich vielleicht beim Anblick eines einzigen Bluttropfens in Ohnmacht gefallen ſein — jetzt aber habe ich Blut in Strömen um mich fließen ſehen und blieb doch bei Sinnen, hielt doch mein Bewußtſein aufrecht. — Glaubt ja nicht, daß dies eine leichte Aufgabe war,“ fügte ſie hinzu, und ihre Hand, die ſie auf Gertrud's Arm gelegt hatte, zitterte, obwol ſie mit feſter Stimme ſprach: „Die kleine Welt in mir gleicht einer von tauſend Feinden beſtürmten Garniſon, welche nur durch die tapferſte Entſchloſſenheit ſich behaupten kann. Wäre meine Lage um ein Haar weniger gefahrvoll, als ſie es iſt — wüßte ich nicht, daß meine einzige Ausſicht, einem ſchrecklicheren Schickſal, als dem Tod zu entgehen, darin liegt, daß ich meine Selbſtbeherrſchung, meine ganze Faſſung bewahre — dann, Gertrud, würde ich in deine Arme ſinken und meinen kummererfüllten Buſen durch einen Thränenſtrom erleichtern, wie er noch nie aus einem brechenden Herzen hervorging.“

„O, thut es nicht, edle Dame!“ rief die mitempfindende Gertrud aus. „Faßt Muth — betet Euren Roſenkranz — vertraut Euch dem Schutz des Himmels an, und gewiß, hat Gott je einem Sterblichen am Rande des Abgrundes einen Befreier zugeſchickt, ſo muß dieſer kühne und verwegene junge Ritter Euch zur Hilfe geſandt ſein. Noch ein zweiter iſt bereit,“ fügte ſie tief erröthend hinzu, „für den ich ſelbſt einiges Intereſſe empfinde — verrathet mich nicht meinem Vater — ich habe meinen Freier Hans Glover beauftragt, Euch an der öſtlichen Pforte zu erwarten und ihm geſagt, er ſolle mein Antlitz nie wieder ſehen, außer wenn er mir Bericht bringen könne, daß er Euch ſicher aus dieſem Bereich fortgeführt habe.“

Nur mit einem herzlichen Kuß konnte die junge Gräfin dem gutherzigen, freundlichen Bürgermädchen ihren Dank ausdrücken, welches lächelnd ſagte:

„Wahrlich, gelingt es zwei verliebten Mädchen und ihren ergebenen Freiern nicht, eine Verkleidung und eine Flucht zu arrangiren, dann muß die Welt ſich bös geändert haben!“

Ein Theil dieſer Rede rief lebhaftes Roth auf die bleichen Wangen der Gräfin zurück, welches durch Quentin's plötzliches Erſcheinen nicht gemindert wurde.

In Peters Feiertagsanzug erſchien er jetzt in der Kleidung eines Flamländers der beſſeren Klaſſe. Der Vertraute des Syndicus bewies die lebhafte Theilnahme, die er für den jungen Schotten empfand, durch die Bereitwilligkeit, mit der er ſich von dieſem Anzug trennte, indem er gleichzeitig feierlich ſchwor, aus ihm ſolle kein Menſch etwas herausbringen, was die jungen Leute verrathen könne, und würde man ihn auch übler bearbeiten, als er und ſeine Geſellen ein Kuhfell in ihrer Werkſtatt.

Mutter Mabel hatte für zwei kräftige Pferde geſorgt, da ſie der Gräfin und ihrem Begleiter alles Gute wünſchte, ſobald nur ihr eigenes Haus und ihre Familie von den Gefahren befreit waren, welche der Aufenthalt dieſer jungen Dame bei ihnen über ſie herbeiführen konnte. Mit großer Befriedigung ſah ſie daher die junge Geſellſchaft aufſteigen und fortreiten, indem ſie ihnen noch ſagte, ſie würden ihren Weg nach dem öſtlichen Thor dadurch am ſicherſten finden, wenn ſie Peter im Auge behielten, der in jener Richtung ihnen vorausſchreiten ſolle, ohne durch irgend ein Zeichen zu verrathen, daß er zu ihnen gehöre oder mit ihnen in Verbindung ſtände.

Kaum waren ihre Gäſte verſchwunden, ſo ergriff Mutter Mabel die Gelegenheit ihrem Trudchen eine lange Predigt über die Thorheit des Romanleſens zu halten, durch welche die leichtfertigen Damen des Hofes ſo kühn und abenteuerlich geworden wären, daß ſie, anſtatt ſich zu redlichen Hausfrauen auszubilden, lieber wie fahrende Ritterfräulein durch die Welt zögen in keiner beſſeren Begleitung, als der eines müßigen Knappen, liederlichen Pagen oder räuberiſchen Bogenſchützen aus fremden Landen — ein Vorgehen, welches ihre Geſundheit ſchädigen, ihr Vermögen ſchmälern und ihren guten Ruf auf ewig untergraben müßte.

Gertrud hörte Alles ſchweigend und ohne Erwiderung an. Erwägt man jedoch ihren Charakter, ſo muß man zweifeln, ob ſie jenen praktiſchen Nutzen aus dieſer langen Rede zog, den ihre Mutter beabſichtigte.

Die Reiſenden hatten inzwiſchen das öſtliche Thor der Stadt erreicht, nicht ohne durch eine Menſchenmenge dringen zu müſſen, die glücklicherweiſe zu ſehr mit den politiſchen Ereigniſſen dieſer Stunde beſchäftigt war, um einem Paar Aufmerkſamkeit zu ſchenken, deſſen Aeußeres ſo wenig in die Augen fiel.

An den Wachen kamen ſie mittels eines ihnen von Pavillon beſorgten Paſſirſcheines vorüber, der auf den Namen ſeines Collegen Rouslaer lautete. Sie verabſchiedeten ſich von Peter Geislaer mit einigen kurzen, aber herzlichen Glückwünſchen.

Gleich darauf geſellte ſich ein kräftiger junger Mann, der einen ſchönen Schimmel ritt, zu ihnen. Er gab ſich als Hans Glover, den Freiersmann Trudchen Pavillon's, zu erkennen. Der junge Mann hatte ein ehrliches flämiſches Geſicht, allerdings nicht von der geiſtreichſten Art, welches mehr Frohſinn und gute Laune, als Verſtand verrieth, und die Gräfin konnte ſich des Gedankens nicht enthalten, daß er kaum für die hübſche, edelmüthige Gertrud paſſe. Jedenfalls ſchien er von dem lebhaften Wunſch beſeelt zu ſein, unſeren Freunden zu helfen, denn nachdem er ſich ehrfurchtsvoll vor ihnen verbeugt hatte, fragte er die Gräfin in flämiſcher Sprache, wohin er ſie geleiten ſolle.

„Führt mich in die nächſte Stadt an den Grenzen von Brabant,“ erwiderte ſie.

„So habt Ihr bereits ein Ziel Eurer Reiſe gewählt?“ fragte Quentin, indem er ſein Pferd dem Zelter Iſabellens näherte und franzöſiſch ſprach, was ihr Führer nicht verſtand.

„Gewiß,“ erwiderte die junge Dame, „denn in meiner jetzigen Lage müßte es mir ſchlimmen Nachtheil bringen, würde ich meine Reiſe verlängern, und ſollte ihr Ziel auch ein ſtrenges Gefängniß ſein.“

„Ein Gefängniß?“ rief Quentin aus.

„Ja, mein Freund, ein Gefängniß. Doch will ich dafür Sorge tragen, daß Ihr es nicht theilen ſollt.“

„O, ſprecht nicht von mir,“ ſagte Quentin. „Weiß ich Euch nur erſt in Sicherheit, ſo kümmert mein eigenes Schickſal mich wenig.“

„Sprecht nicht ſo laut und lebhaft,“ erwiderte Iſabella, „es muß unſern Führer überraſchen — Ihr ſeht, er iſt uns ſchon vorangeritten.“ Und in Wahrheit, der gutmüthige Flamländer, der das Sprichwort im Auge behielt: „Man ſoll Jeden ſo behandeln, wie man ſelbſt behandelt zu werden wünſcht“, hatte es ſich bei Quentin's erſter Annäherung an die junge Dame angelegen ſein laſſen, ſie von der Laſt eines unwillkommenen Dritten zu befreien.

„Ja,“ fuhr die Dame fort, die ſich nun überzeugt hatte, daß ſie nicht belauſcht und nicht beobachtet werden konnten, „es iſt meine Pflicht, Euch, meinen Freund, meinen Beſchützer — warum ſollte ich mich ſchämen, Euch ſo zu nennen? — es iſt meine Pflicht, Euch zu ſagen, daß ich den Entſchluß gefaßt habe, in mein Vaterland zurückzukehren und mich der Gnade des Herzogs von Burgund zu übergeben. Der Rath, mich ſeinem Schutz zu entziehen, um mich unter denjenigen des falſchen und liſtigen Ludwig von Frankreich zu ſtellen, war vielleicht wohlgemeint, jedenfalls aber irrig.“

„So ſeid Ihr entſchloſſen, die Braut des Grafen von Campo-Baſſo, dieſes unwürdigen Günſtlings des Herzogs Karl zu werden?“

Dieſe Worte ſprach Quentin mit einer Stimme, die deutlich ſeine inneren Qualen verrieth, wenn er ſich auch bemühte, einen gleichgiltigen Ton anzunehmen.

„Nein, Durward, nein,“ erwiderte Iſabella, „niemals wird eine Tochter des Hauſes Croye dieſe verhaßte Bedingung annehmen, ſei die Macht Burgunds auch noch ſo groß! Möge er meine Länder und meine Lehensgüter zurücknehmen, möge er mich ſelbſt in ein Kloſter einſperren — es iſt dies das Schlimmſte, was ich von ihm zu erwarten habe — und doch wollte ich noch Schlimmeres freudig ertragen, als meine Hand dieſem Campo-Baſſo reichen!“

„Noch Schlimmeres?“ rief Quentin aus. „Und was wäre noch ſchlimmer, als Euch beraubt und eingekerkert zu ſehen? O, bedenkt es, ſo lange noch Gottes freie Luft Euch umweht, ſo lange noch Jemand an Eurer Seite iſt, der ſein Leben daran ſetzen will, Euch nach England, Deutſchland oder Schottland zu führen, wo Ihr überall edelmüthige Beſchützer finden werdet! — O, faßt nicht ſo vorſchnell den Entſchluß, Eurer Freiheit freiwillig zu entſagen, der edelſten Gabe, die der Himmel uns geſchenkt hat! Wie ſchön ſagt ein Dichter meines Heimatlandes:

„Wie ſchön iſt die Freiheit, ſie erweitert die Bruſt,
Die Freiheit erhöht jede Luſt!
Das Glück iſt die Freiheit! Sie macht uns frei
Von Kummer und Sorge und Sklaverei.“

Iſabella horchte mit ſchwermüthigem Lächeln auf dieſes Lob der Freiheit und antwortete dann:

„Die Freiheit iſt nur für den Mann — das Weib muß immer einen Beſchützer ſuchen, da die Natur es unfähig geſchaffen hat, ſich ſelbſt zu vertheidigen — und wo ſoll ich einen finden? — In dem wollüſtigen Eduard von England? In dem trunkſüchtigen Wenceslaus Deutſchlands, oder in Schottland? O, Durward, wäre ich Eure Schweſter, könntet Ihr mir ein Obdach in einer jener Gebirgsſchluchten verſprechen, welche Ihr ſo gerne beſchreibt, könnte ich dort aus Barmherzigkeit oder für die wenigen Juwelen, die ich noch gerettet habe, Aufnahme finden — dann könnte ich ein ſorgenloſes, glückliches Leben führen und vergeſſen, für welche Beſtimmung ich geboren wurde. Könntet Ihr mir den Schutz einer ehrwürdigen Frau jenes Landes zuſichern — irgend eines Großen, deſſen Herz treu iſt, wie ſein Schwert, dann in der That unter ſolchen Ausſichten, dann lohnte es das Wagniß, noch weiter und immer weiter zu wandern.“

Als die Gräfin Iſabella dieſes Zugeſtändniß ausſprach, lag eine ſolche Zärtlichkeit in ihrer bebenden Stimme, daß Quentin's Herz vor Freude pochte. Er zögerte einen Augenblick, bevor er antwortete, weil er ſchnell überlegte, wo und unter welchen Umſtänden er ihr in Schottland eine Zufluchtsſtätte bieten könnte. Doch mußte er ſich die traurige Wahrheit geſtehen, daß es eben ſo grauſam, als niedrig von ihm wäre, ſie zu einer Reiſe nach einem Land zu beſtimmen, wo er nicht die geringſte Macht oder Mittel beſaß, ihr ſicheren Schutz zu gewähren.

„Edle Dame,“ begann er endlich, „ich würde ſchmählich meine Ehre und meinen Rittereid verrathen, wollte ich zugeben, daß Ihr Pläne auf den Gedanken bauen könnt, ich hätte die Macht, Euch in Schottland noch weiteren Schutz zu verſchaffen, als den meines eigenen Armes. Ich weiß kaum, ob mir verwandtes Blut in den Adern eines einzigen Menſchen fließt, der jetzt in meiner Heimat lebt. Der Ritter von Innerquharity ſtürmte unſer Schloß um Mitternacht und vernichtete Alles, was meinen Namen trug. Wäre ich wieder in Schottland, ſo ſind meine Feinde zahlreich und mächtig, während ich vereinzelt und ſchwach daſtehe, und wünſchte der König auch mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſo dürfte er es nicht wagen, einem Häuptling, der über fünfhundert Reiter gebietet, zu trotzen, um das Unrecht, welches einem einzigen, unbedeutenden Menſchen widerfahren, gut zu machen.“

„Ach,“ ſagte die Gräfin, „ſo gibt es keinen Winkel dieſer Erde, der frei iſt von jeder Unterdrückung, da ſie eben ſo ſehr in jenen einſamen Bergen hauſt, die der Habgierde doch viel weniger Verführungen bieten, als unſere reichen, von Ueberfluß ſtrotzenden Niederlande?“

„Es iſt Wahrheit, eine traurige Wahrheit, die ich nicht zu läugnen wage,“ ſagte der Schotte, „daß unſere feindlichen Clans oft blos der Befriedigung ihres Rachegelüſtes und ihres Blutdurſtes wegen gegenſeitig Henkerdienſte aneinander verſehen, und Ogilvies und ſeines Gleichen veranſtaltet dieſelben Gräuelſcenen in Schottland, wie von der Marck und ſeine Räubergeſellen in dieſem Lande.“

„Nichts mehr von Schottland alſo,“ ſagte Iſabella in einem Tone wirklicher oder angenommener Gleichgiltigkeit, „nichts mehr von Schottland. Ich erwähnte es ohnehin nur ſcherzweiſe, um zu ſehen, ob Ihr es wirklich wagen würdet, mir das zerrüttetſte Königreich Europa’s als Zufluchtsort vorzuſchlagen. Ich wollte blos Eure Aufrichtigkeit prüfen und ſehe mit Freude, daß ich ihr vertrauen darf, ſelbſt in einem Fall, wo Eure Parteilichkeit ſo ſehr im Spiel iſt. Ich will alſo an keinen andern Schutz denken, als an den des Herzogs Karl, dem ich mich ergeben will.“

„Und warum wollt Ihr nicht lieber in Eure eigenen Länder zurückkehren, in Euer eigenes feſtes Schloß, wie es in Eurer Abſicht lag, als Ihr noch in Tours weiltet?“ fragte Quentin. „Warum nicht die Vaſallen Eures Vaters um Euch ſammeln und einen Vertrag mit Burgund ſchließen, als Euch ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben? Es gibt gewiß manches tapfere Herz, das gern für Eure Sache ſtreiten wird. Jedenfalls kenne ich Einen, der als Beiſpiel vorangehen und ſein Leben für Euch opfern will.“

„Ach,“ erwiderte die Gräfin, „jener Plan, eine Erfindung des ſchlauen Ludwig, der, wie Alles, was von ihm ausgeht, mehr ſeinen Vortheil, als den meinigen bezweckte — dieſer Plan iſt jetzt unausführbar, weil der doppelte Verräther Zamet ihn an Burgund verrathen hat, worauf mein Verwandter eingekerkert und meine Schlöſſer beſetzt wurden. Jetzt würde jeder Verſuch meinerſeits meine Unterthanen der Rache des Herzogs Karl ausſetzen, und warum ſollte ich noch mehr Blutvergießen veranlaſſen, als ohnehin meiner unbedeutenden Perſon wegen ſchon ſtattgefunden hat? Nun, ich will mich als pflichtgetreue Vaſallin meinem Herrſcher unterwerfen, es ihm anheim ſtellen, in Allem, ausgenommen in der Freiheit, ſelbſt über meine Hand zu verfügen. Ich will dies um ſo lieber thun, als ich überzeugt bin, daß meine Tante, die Grfiän Hameline, welche mir zuerſt zur Flucht rieth, jetzt gewiß ſchon dieſen klugen und ehrenhaften Schritt gethan hat.“

„Eure Tante?“ ſchrie Quentin, durch ihre Worte an Ereigniſſe erinnert, die der jungen Gräfin unbekannt waren und durch die ſchnelle Aufeinanderfolge der gefährlichſten und aufregendſten Scenen ganz aus ſeinem Gedächtniß verſchwunden waren.

„Ja gewiß, meine Tante, die Gräfin Hameline von Croye. — Wißt Ihr etwas von ihr?“ fragte Gräfin Iſabella. „Ich hoffe ſie ſteht jetzt unter dem Schutz des burgundiſchen Banners. Ihr ſchweigt? Wißt Ihr etwas von ihr?“

Die letzte mit äußerſter Beſorgniß vorgebrachte Frage nöthigte Quentin, der jungen Gräfin etwas von dem Schickſal ihrer Tante mitzutheilen. Er erwähnte, er ſei berufen worden, bei ihrer Flucht von Schönwald behilflich zu ſein — ſprach von der ſpäteren Entdeckung, als ſie den Wald erreicht hatten — und erzählte endlich von ſeiner Rückkehr nach dem Schloß. Hingegen ſagte er nichts von den Abſichten, in welchen Gräfin Hameline das Schloß Schönwald offenbar verlaſſen hatte und eben ſo wenig von dem Gerücht, ſie ſei Wilhelm von der Marck in die Hände gefallen.

Sein Zartgefühl hielt ihn ab, von dem Erſten zu ſprechen, und Rückſicht auf die Gefühle ſeiner Gefährtin, das Zweite zu erwähnen, jetzt, in einem Augenblick, wo es all ihrer Stärke und Faſſung bedurfte, um ſie aufrecht zu erhalten.

Seine Geſchichte aber, wenn er ſie auch kürzte, und die beunruhigendſten Einzelheiten unterdrückte, machte doch einen lebhaften Eindruck auf die junge Gräfin, die, nachdem ſie eine Weile ſchweigend dahingeritten war, endlich im Tone kalten Mißvergnügens ſagte:

„So habt Ihr meine unglückliche Verwandte im einſamen Walde verlaſſen, der Gnade dieſes elenden Zigeuners und einer verrätheriſchen Dienerin anheimgeſtellt? — O arme Tante! Und du lobteſt ſtets die Treue und Ergebenheit dieſes Jünglings!“

„Hätte ich anders gehandelt, Gräfin,“ ſagte Quentin, nicht ohne Urſache über dieſe Auslegung ſeiner Aufopferung beleidigt, „welches würde dann das Schickſal derjenigen geweſen ſein, deren Dienſt ich mich ausſchließlich geweiht habe? Hätte ich die Gräfin Hameline von Croye nicht unter der Obhut von Menſchen zurückgelaſſen, die ſie ſich ſelbſt als Rathgeber und Beſchützer wählte, ſo wäre Gräfin Iſabella jetzt die Braut Wilhelms von der Marck, des wilden Ebers der Ardennen.“

„Ihr habt Recht,“ ſagte Gräfin Iſabella, wieder ihre gewöhnliche Stimme annehmend. „Und ich, welche von Eurer Ergebenheit den höchſten Nutzen ziehe, habe Euch ſchmählich Unrecht gethan. — Doch, meine unglückliche

Tante! — Und jene elende Marthon, die ihr Vertrauen genoß und es doch ſo wenig verdiente — ſie war es, welche die elenden Brüder Zamet und Hayraddin Maugrabin mit meiner Tante bekannt machte, welche durch ihre vorgeblichen Kenntniſſe in der Aſtrologie und Wahrſagekunſt einen ſo großen Einfluß auf ſie gewannen! Sie war es, die dieſen Einfluß ſo ſehr zu kräftigen wußte, daß ſie den Sinn meiner Tante mit Illuſionen über Ehebündniſſe und Liebesangelegenheiten erfüllte, welche das Alter meiner Tante eben ſo unwahrſcheinlich, als unpaſſend machte. Ich bin überzeugt, daß wir von Anfang an durch Ludwig von Frankreich auf dieſe Weiſe umgarnt wurden, um uns dazu zu beſtimmen, an ſeinem Hofe Zuflucht zu ſuchen, oder beſſer geſagt, uns in ſeine Macht zu begeben. — Aber dann, nach dieſer voreiligen That unſererſeits, wie unedel, wie unritterlich, wie unköniglich betrug ſich dieſer Ludwig von Valois gegen uns! — Das könnt Ihr mir bezeugen, Quentin Durward! — Doch ach, meine Tante! — Welches glaubt Ihr, wird ihr Schickſal ſein?"

In der Abſicht, Hoffnungen zu erregen, welche er kaum theilen konnte, antwortete Durward:

„Der Geiz jener Leute überwiegt alle anderen Leidenſchaften. Marthon ſchien als Lady Hameline's Beſchützerin auftreten zu wollen, und zudem läßt ſich nicht einſehen, welchen Zweck dieſe Elenden haben könnten, die Gräfin zu mißhandeln oder gar zu ermorden, wo ſie doch ein reiches Löſegeld erlangen konnten, falls ſie ſie am Leben ließen."

Um die Gedanken der Gräfin Iſabella von dieſen betrübenden Umſtänden abzulenken, erzählte Quentin ihr freimüthig von Hayraddin's Verrätherei, welche er in der Nacht bei Namur entdeckt hatte und welche das Reſultat eines Einverſtändniſſes zwiſchen dem König und Wilhelm von der Marck zu ſein ſchien.

Iſabella ſchauderte vor Entſetzen, faßte ſich aber bald wieder und ſagte:

„Ich ſchäme mich und habe arg geſündigt, daß ich mich ſo weit vergaß, an dem Schutz der Heiligen zu verzweifeln, und es nur für einen Augenblick möglich hielt, daß ein ſo grauſamer und entehrender Plan in Erfüllung gehen konnte, ſo lange es noch im Himmel ein barmherziges Auge gibt, das auf menſchliches Elend herabſieht. Doch ſehe ich jetzt deutlich ein, warum dieſe heuchleriſche Marthon ſich ſtets bemühte, Zwietracht und kleinliche Eiferſucht zwiſchen mir und meiner armen Tante zu ſäen. Niemals aber ließ ich mir einfallen, daß ſie meine gute Tante ſo weit bringen könnte, mich in den Gefahren Schönwalds zurückzulaſſen, während ſie ſelbſt flüchtete!“

„So ſprach Lady Hameline nie mit Euch von ihrer beabſichtigten Flucht?“

„Nie,“ erwiderte die Gräfin. „Sie deutete nur auf Mittheilungen hin, welche Marthon mir machen ſollte. Aufrichtig geſagt war der Kopf meiner armen Tante durch das geheimnißvolle Geſchwätz jenes elenden Hayraddin, der an jenem Tage eine lange und geheime Unterredung mit ihr hatte, ſo verſtört worden, daß ſie kaum mehr wußte, was ſie that — nur in räthſelhaften Andeutungen mit mir ſprach, Andeutungen, die — die — die mir die Luſt raubten, wegen näherer Erklärung in ſie zu dringen. Und doch war es grauſam von ihr, mich allein in jenem Schloſſe zurückzulaſſen.“

„Ich bin überzeugt, Lady Hameline kann von dieſer liebloſen Abſicht freigeſprochen werden,“ ſagte Quentin. „Denn in der Aufregung des Augenblicks und bei der Dunkelheit der Nacht war ſie gewiß überzeugt, von ihrer Nichte begleitet zu werden, wie ich ſelbſt von Marthon's Kleidung und Betragen getäuſcht, der Meinung war, beide Damen von Croye vor mir zu ſehen, beſonders aber ſie,“ ſetzte er mit leiſer, aber feſter Stimme hinzu, „ohne welche ich das Schloß Schönwald um keinen Preis der Erde verlaſſen hätte.“

Iſabella ſenkte den Kopf und ſchien den Nachdruck, mit welchem Quentin dieſe Worte geäußert hatte, nicht zu beachten.

Doch wendete ſie ihm ihr Antlitz wieder zu, als er anfing, von König Ludwigs Politik zu ſprechen, und durch ihre gegenſeitigen Mittheilungen gelangten ſie bald zu der Gewißheit, die zwei Zigeunerbrüder ſeien nebſt ihrer Mitſchuldigen, Marthon, Werkzeuge dieſes ränkeſchmiedenden

Monarchen geweſen, wenn auch Zamet, der ältere Bruder, es mit der ſeinem Geſchlecht eigenen Treuloſigkeit verſucht hatte, doppeltes Spiel zu ſpielen, wofür ihn dann auch die gebührende Strafe ereilte.

In dieſer Stimmung gegenſeitigen Vertrauens vergaßen die Reiſenden ſowol die Seltſamkeit ihrer eigenen Lage, als die Gefahren des Weges, und blieben mehrere Stunden unterwegs, indem ſie zur nothwendigen Erfriſchung ihrer Pferde nur in abgelegenen Dörfern oder Bauerngehöften anhielten, wohin Hans Glover ihnen den Weg zeigte. Dieſer wackere Mann erwies ſich in jeder Hinſicht (nicht nur darin allein, daß er ſie ungeſtört ihren Unterredungen überließ) als ein eben ſo treuer, als umſichtiger Begleiter.

Die künſtliche Schranke, welche die beiden Liebenden (denn ſo dürfen wir ſie jetzt nennen) getrennt hatte, ſchien durch ihre eigenthümliche Lage gefallen, oder doch momentan beſeitigt zu ſein; denn konnte die Gräfin ſich höheren Ranges rühmen, und war ſie durch ihre Geburt zu einem viel größeren Reichthum berechtigt, als der Jüngling, der ſich ſeine Einkünfte durch das Schwert erwerben mußte — ſo galt ſie in dieſem Augenblick eben ſo arm als er, und ſchuldete Sicherheit, Leben und Ehre einzig und allein ſeiner Geiſtesgegenwart, Tapferkeit und Aufopferung.

Sie ſprachen allerdings nicht von Liebe, denn obwol das junge Mädchen, deſſen Herz von Dankbarkeit und Vertrauen überfloß, eine ſolche Erklärung vergeben haben würde, ſo hätte Quentin Durward, deſſen Zunge ſowol durch ſeine natürliche Schüchternheit, als durch ritterliches Ehrgefühl gefeſſelt wurde, es für ſeiner unwürdig gehalten, ihre Lage zu mißbrauchen und etwas zu ſagen, was ihn dem Verdacht ausſetzen könne, er wolle ſelbſtſüchtige Vortheile daraus ziehen.

Alſo: ſie ſprachen nicht von Liebe, aber Jeder von ihnen empfand ſie; ſie befanden ſich alſo in einer Lage, wo die Gefühle gegenſeitiger Zuneigung eher errathen, als bekannt werden, eine Lage, deren ſüße Hoffnungen und bange Zweifel oft die ſeligſten Stunden eines Menſchenlebens ausmachen und eben ſo oft bittere Enttäuſchungen, allen Schmerz einer vernichteten Hoffnung und unerwiederten Liebe nach ſich ziehen.

Um zwei Uhr Nachmittag wurden die Reiſenden durch ihren Führer erſchreckt, welcher ihnen mit bleichem Geſicht und entſetzter Miene berichtete, ſie würden von einem Trupp der „ſchwarzen Reiter“ des Wilhelm von der Marck verfolgt.

Dieſe Soldaten, oder vielmehr Banditen, waren in Niederdeutſchland ausgehoben und glichen in jeder Hinſicht den Lanzknechten, ausgenommen darin, daß die Erſten als leichte Reiterei dienten.

Um den Namen „ſchwarze Reiter“ zu erwerben und ihre Feinde mit Entſetzen zu erfüllen, ritten ſie Rappen und beſtrichen ihre Waffen und ganze Rüſtung mit ſchwarzer Farbe, wobei auch Hände und Geſichter häufig genug beſudelt wurden. In wilder Grauſamkeit und loſen Sitten wetteiferten dieſe „ſchwarzen Reiter“ mit ihren Kameraden zu Fuß: den Lanzknechten.

Als Quentin den Kopf umwendete, erblickte er auf dem eben zurückgelegten Weg eine dichte Staubwolke und einen kleinen Trupp Reiter, der ſchnell auf ſie zuſprengte.

Sich wieder ſeiner Gefährtin zuwendend, ſagte er:

„Theuerſte Iſabella, mir bleibt keine Waffe, als mein Schwert, aber da ich nicht mehr für Euch kämpfen kann, ſo will ich wenigſtens mit Euch fliehen. Könnten wir jenen Wald erreichen, der uns dort entgegenwinkt, bevor dieſe Reiter uns eingeholt haben, ſo finden wir ſicher Mittel, ihnen zu entrinnen.“

„So ſei es, mein einziger Freund,“ ſagte Iſabella, ihr Pferd in Galopp ſetzend, „und du, guter Burſche,“ fügte ſie zu Hans Glover gewendet hinzu, „ſchlage einen andern Weg ein und bleibe nicht länger bei uns, um unſer Unglück und unſere Gefahren zu theilen!“

Der ehrliche Flamländer ſchüttelte den Kopf und antwortete, von ſeinen großmüthigen Gefühlen beeinflußt:

„Nein, nein, nein, das geht nicht!“ worauf er ſich an ſie anſchloß und mit ihnen ſo ſchnell als möglich dem Wald zuritt, während die „ſchwarzen Reiter“ eilig hinter ihnen her kamen.

Trotzdem die Pferde der Flüchtlinge aufs Aeußerſte ermattet waren, ſo konnten ſie doch ihre unbewaffnete Laſt leichter tragen, und waren darin im Vortheil über die Roſſe der Verfolger, und ſchon waren unſere Freunde dem Wald bis auf eine Viertelmeile nahe gekommen, als ein kleiner Reitertrupp unter dem Banner eines Ritters aus dem Dickicht hervorbrach, um ihnen den Weg zur Flucht abzuſchneiden.

„Sie tragen eine glänzende Rüſtung,“ ſagte Iſabella, „es ſind gewiß Burgunder. Aber mögen ſie ſein, wer ſie wollen, wir müſſen uns ihnen ergeben, es iſt das jedenfalls rathſamer, als in die Hände jener ſchändlichen Böſewichter zu fallen, die uns verfolgen.“

Einen Augenblick ſpäter, nachdem ſie das oben erwähnte Banner näher betrachtet hatte, rief ſie aus:

„Ich erkenne das geſpaltene Herz, es iſt das Banner des Grafen von Crèvecoeur, eines edlen Burgunders — ihm will ich mich ergeben.“

Quentin ſeufzte, doch welch anderes Auskunftsmittel blieb ihnen noch, und wie glücklich würde es ihn vor einem kurzen Augenblick gemacht haben, Iſabella in Sicherheit zu ſehen, wäre es auch unter ſchlimmeren Umſtänden.

In wenig Minuten hatten ſie den Reitertrupp Crèvecoeur’s erreicht und die Gräfin begehrte mit dem Anführer zu ſprechen, der mit ſeinen Leuten auf das Herankommen der ſchwarzen Reiter zu warten ſchien. Als er ſie jetzt mit Zweifel und Ungewißheit anſah, nahm ſie das Wort:

„Edler Graf, Iſabella von Croye, die Tochter Eures alten Waffengefährten, des Grafen Reinhold von Croye, ergibt ſich Euch und bittet um Euren Schutz für ſie und ihre Begleiter.“

„Er ſoll dir werden, ſchöne Muhme, und wäre es gegen ein ganzes Heer — mit Ausnahme meines Lehnsherrn von Burgund. Doch iſt jetzt keine Zeit zum Schwatzen. Jene elenden Geſellen dort haben angehalten, als ſeien ſie geneigt, den Kampf mit uns aufzunehmen. — Beim heiligen Georg! ſie haben wirklich die Frechheit, gegen das Banner von Crèvecoeur vorzudringen! — Wie, ſollten dieſe elenden Wichte es wirklich wagen? Damian, meine Lanze!

Entrollt das Banner — legt Eure Lanzen ein — Crèvecoeur, zur Befreiung!“

Dieſen Kriegsruf ausſtoßend und von ſeinen Bewaffneten gefolgt, galoppirte er ſchnell vorwärts, um die ſchwarzen Reiter anzugreifen.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Die Uebergabe.

Das Scharmützel zwiſchen den ſchwarzen Reitern und den burgundiſchen Bewaffneten dauerte kaum fünf Minuten, ſo ſchnell wurden die erſteren durch die Ueberlegenheit der letzteren in Ausrüſtung, militäriſchem Geiſt und dem Zuſtand ihrer Pferde in die Flucht geſchlagen; aber in noch kürzerer Zeit kam der Graf von Crèvecoeur, nachdem er ſein blutbeſpritztes Schwert an der Mähne ſeines Pferdes abgewiſchte hatte, bevor er es wieder in die Scheide ſteckte, an den Waldesſaum zurück, wo Iſabella als Zuſchauerin des Kampfes verweilt hatte.

Ein Theil ſeiner Leute folgte ihm, während die Anderen dem fliehenden Feinde nachſprengten.

„Es iſt eine Schmach,“ ſagte der Graf, „daß die Waffen von Rittern und Edelleuten ſich mit dem Blut dieſer brutalen Schweine beflecken müſſen. Es iſt das ein rauher Willkomm in Eurer Heimat, meine ſchöne Couſine, aber herumwandernde Prinzeſſinnen müſſen auf ſolche Abenteuer gefaßt ſein. Auch kam ich zu rechter Zeit, denn ſeid überzeugt, die ſchwarzen Reiter haben ſo wenig Reſpect vor der Grafenkrone, als vor dem Kopftuch einer Bauerndirne, und ich glaube, Euer Gefolge iſt nicht zu langem Widerſtand ausgerüſtet.“

„Edler Graf,“ ſagte Iſabella, „laßt mich ohne weitere Einleitung wiſſen, ob ich eine Gefangene bin, und wohin Ihr mich zu führen gedenkt.“

„Ihr wißt, thörichtes Mädchen,“ antwortete der Graf, „wie ich dieſe Frage beantworten würde, hinge es von meinem Willen ab. Aber Ihr und Eure Tante, die Eheſtifterin und Heirathsjägerin, ihr habt in der letzten Zeit ſo ſchlimmen Gebrauch von euren Flügeln gemacht, daß ich fürchte, Ihr müßt Euch jetzt darein ergeben, ſie eine Weile im Käfig ruhen zu laſſen."

„Was mich betrifft, ſo wird meine Pflicht — und es iſt eine traurige! — abgethan ſein, ſobald ich Euch an den Hof des Herzogs in Peronne gebracht habe. Um das zu thun, iſt es nothwendig, daß ich den Befehl dieſer Recognoscirungstruppe meinem Neffen Stephan übertrage, während ich mit Euch nach Peronne eile, wo Ihr wahrlich eines Vermittlers bedürfen werdet — ich will nur hoffen, daß der junge Sauſewind ſeine Pflichten ordentlich erfüllt."

„Erlaubt, werther Onkel," fiel Graf Stephan ein, „zweifelt Ihr an meiner Fähigkeit, die Bewaffneten anzuführen, ſo bleibt lieber ſelbſt an ihrer Spitze und ich will der Führer und Diener der Gräfin Iſabella von Croye ſein."

„Wahrlich, mein Neffe, es wäre das eine herrliche Verbeſſerung meines Planes," antwortete ſein Onkel. „Aber mir däucht, ich beharre beſſer auf meinem Vorſatz. Bedenkt es alſo, daß Ihr hier nicht die Aufgabe habt, dieſe ſchwarzen Schweine zu hetzen und zu ſchlachten, wofür Ihr vorhin einen Beruf zu haben glaubtet, ſondern Nachrichten über das, was in der Umgegend von Lüttich vorgeht, zu ſammeln, und zu erforſchen, ob die wilden Gerüchte, die zu uns gedrungen ſind, Wahrheit enthalten. Etwa zwanzig meiner Leute ſollen mir folgen, die übrigen mit meinem Banner unter Eurer Führerſchaft bleiben."

„Einen Augenblick noch, Ritter von Crèvecoeur," ſagte Iſabella; „wenn ich mich ſelbſt auch als Gefangene ergebe, ſo laßt mich wenigſtens für die Sicherheit derjenigen ſorgen, die mir in meinem Mißgeſchick als Freunde zur Seite ſtanden. Geſtattet dieſem guten Burſchen, meinem redlichen Führer, unverletzt in ſeine Geburtsſtadt Lüttich zurückzukehren."

„Mein Neffe ſoll dieſen guten Burſchen bewachen," ſagte Crèvecoeur, nachdem er einen forſchenden Blick auf Glover's breites, ehrliches Geſicht geworfen hatte, „er ſcheint wirklich nichts Böſes im Sinn zu haben. So mag Stephan ihn eine Strecke weit geleiten und ihn dann in Freiheit ſetzen."

„Vergeßt nicht, der lieben Gertrud meine freundlichſten Grüße zu bringen," ſagte die Gräfin zu ihrem bisherigen Führer, zog eine Perlenſchnur unter ihrem Schleier hervor und ſetzte hinzu:

„Und bittet ſie, dies als Erinnerung an ihre unglückliche Freundin zu tragen."

Der ehrliche Glover nahm die Perlenſchnur und küßte mit aufrichtiger Ergebenheit, wenn auch mit bäueriſchem Ungeſchick die ſchöne Hand, die ſeine eigenen Mühen und Gefahren auf ſo zarte Weiſe zu belohnen wußte.

„Hm, was ſoll's nun?" fragte der Graf. „Habt Ihr noch ein ferneres Anliegen an mich, ſchöne Couſine? Es iſt Zeit, uns auf den Weg zu machen."

„Nur das eine," erwiderte die Gräfin, „daß Ihr dieſen jungen Edelmann freundlich beſchützen wollt."

„Hm," murmelte Crèvecoeur, denſelben forſchenden Blick auf Quentin werfend, mit dem er vorhin Glover gemuſtert hatte, offenbar aber mit einem weniger günſtigen Erfolg, denn indem er die Verlegenheit der Gräfin nachahmte, wiederholte er ſein „hm, hm", und ſetzte dann hinzu:

„Ja — jawol — das iſt eine Klinge von anderem Stahl — und bitte, meine ſchöne Couſine, was hat dieſer junge — dieſer *ſehr* junge Herr gethan, um Eure gütige Vermittelung zu verdienen?"

„Er rettete meine Ehre und mein Leben!" ſagte die Gräfin, die vor Groll und Scham erröthete.

Auch Quentin erröthete, aber vor Entrüſtung — jedoch war er klug genug einzuſehen, daß es die Dinge nur verſchlimmern würde, wenn er ſeinen Gefühlen jetzt Luft machen wollte.

„Ehre und Leben? — hm," ſagte der Graf wieder, „mir däucht, Couſine, es wäre eben ſo gut geweſen, Ihr hättet Euch gar nicht in die Verlegenheit gebracht, dieſem ſehr jungen Herrn ſo ſehr verpflichtet zu werden. Doch genug davon. Dieſer junge Mann mag in unſerem Gefolge bleiben, wenn ſein Stand es ihm erlaubt, und ich will dann dafür ſorgen, daß ihm nichts zu Leid geſchieht — aber das Amt, Eure Ehre und Euer Leben zu beſchützen, will ich in Zukunft ſelbſt übernehmen und für ihn eine paſſendere Beſchäftigung finden, als diejenige, den Leibpagen eines fahrenden Ritterfräuleins zu ſpielen.“

„Herr Graf,“ begann Durward, der nicht länger zu ſchweigen vermochte, „ich will Euch nicht der Gefahr ausſetzen, noch länger in geringſchätzigen Ausdrücken von einem Fremden zu ſprechen, die Euch ſpäter gereuen dürften. — Erlaubt mir alſo, Euch zu ſagen, daß ich Quentin Durward bin, ein Bogenſchütze der ſchottiſchen Leibgarde des Königs Ludwig von Frankreich, in welche, wie Ihr wol wiſſen werdet, nur Edelleute und Männer von Ehre aufgenommen werden.“

„Ich danke Euch für dieſe Nachricht, und küſſe Eure Hände, Herr Bogenſchütze der ſchottiſchen Leibgarde,“ erwiderte Crèvecoeur in demſelben ſpöttiſchen Ton. „Seid ſo gütig, mit mir an die Spitze des Truppes zu reiten.“

Als Quentin auf Befehl des Grafen, der die Macht, wenn nicht das Recht hatte, ihm jetzt Vorſchriften zu machen, vorwärts ritt, bemerkte er, daß Iſabella ſeinen Bewegungen mit einem ängſtlichen, theilnahmsvollen Blick folgte, mit einem Blick, in welchem faſt Zärtlichkeit lag, und der das Waſſer in ſeine Augen lockte. Doch erinnerte er ſich daran, daß er ſich als Mann zeigen müſſe vor dieſem Crèvecoeur, der unter dem ganzen Ritterthum Frankreichs und Burgunds gewiß der Erſte war, den eine treue Liebesgeſchichte zu etwas Anderem, als zu einem Hohnlachen bewegen konnte.

Er beſchloß daher, deſſen Anſprache nicht abzuwarten, ſondern das Geſpräch in einem Ton zu eröffnen, der ſeine Anſprüche auf ehrenvolle Behandlung verrathen ſolle.

„Graf von Crèvecoeur,“ ſagte er mit feſter Stimme, „darf ich Euch fragen, ob ich in Freiheit bin oder mich als Euern Gefangenen betrachten muß?“

„Ein ſchlaue Frage,“ erwiderte der Graf, „die ich für den Augenblick nur mit einer andern beantworten kann. — Glaubt Ihr, daß Frankreich und Burgund mit einander in Krieg oder in Frieden leben?“

„Das, Herr Graf,“ erwiderte der Schotte, „das müßt Ihr gewiß beſſer wiſſen, als ich. Ich bin vom Hofe Frankreichs fern und habe ſeit längerer Zeit keine Nachrichten erhalten.“

„Seht Ihr nun,“ ſagte der Graf, „wie leicht es iſt eine Frage zu ſtellen und wie ſchwer ſie zu beantworten? Bin doch ich ſelbſt, der ich eine ganze Woche und noch länger in Peronne war, nicht im Stande, dieſes Räthſel zu löſen, und doch hängt von der Löſung deſſelben der oben erwähnte Punkt ab, Herr Knappe, ob Ihr ein Gefangener oder ein freier Mann ſeid, und darum muß ich Euch für den Augenblick als den erſteren betrachten. — Habt Ihr jedoch wirklich meiner edlen Verwandten ſo große Dienſte geleiſtet, und ſeid Ihr aufrichtig in Euren Antworten auf die Fragen, die ich Euch ſtellen werde, dann ſoll es nur Euer Gewinn ſein.“

„Ob ich der Gräfin von Croye irgend welche Dienſte leiſtete,“ erwiderte Quentin, „das kann ſie ſelbſt am Beſten beantworten, und an ſie muß ich Euch alſo in dieſer Angelegenheit verweiſen. Ueber meine Antworten könnt Ihr ſelbſt urtheilen, ſobald Ihr mir Eure Fragen geſtellt habt.“

„Hm, — ziemlich hochmüthig,“ murmelte der Graf vor ſich hin, „wahrſcheinlich ein Burſche, der das Liebeszeichen einer Dame auf ſeiner Mütze trägt und glaubt einen hochtrabenden Ton annehmen zu müſſen, um dieſe koſtbare Reliquie von Seide und Flitter in Ehren zu halten. — Wolan, Herr,“ ſagte er laut, „ich hoffe es wird Eurer Würde keinen Eintrag thun, wenn Ihr mir antwortet, wie lange Ihr ſchon um die Perſon der Gräfin Iſabella von Croye ſeid.“

„Graf von Crèvecoeur,“ ſagte Durward, „beantworte ich Fragen, die in einem faſt beleidigenden Tone geſtellt werden, ſo geſchieht es nur, damit mein Schweigen Euch nicht auf Ideen bringe, welche einer Dame nachtheilig ſein könnten, einer Dame, der wir Beide Ehrerbietung ſchulden. Ich diente der Gräfin Iſabella als Begleiter, ſeit ſie Frankreich verließ, um ſich nach Flandern zurückzuziehen.“

„O, o!“ rief der Graf aus. „Seit ſie von Pleſſis-les-Tours entfloh? — Ihr, ein Bogenſchütze der ſchottiſchen Garde, habt ſie natürlich auf ausdrücklichen Wunſch des Königs begleitet?“

So wenig Quentin ſich auch dem König von Frankreich verpflichtet glaubte, der, indem er die Gräfin Iſabella von Wilhelm von der Marck überfallen ließ, wahrſcheinlich darauf gerechnet hatte, der junge Schotte würde bei ihrer Vertheidigung fallen, ſo hielt er ſich doch lange nicht für berechtigt, das Vertrauen, das Ludwig in ihn geſetzt hatte, oder in ihn geſetzt zu haben ſchien, zu täuſchen; darum beantwortete er die Andeutung des Grafen dahin, es genüge, wenn ſein Vorgeſetzter mit ſeinem Unternehmen einverſtanden ſei; er hätte nicht nöthig gehabt, noch weitere Befehle einzuziehen.

„Das genügt — genügt vollkommen,“ ſagte der Graf. „Wir wiſſen, daß der König ſeinen Offizieren nicht geſtattet, die Bogenſchützen ſeiner Leibgarde in die Irre auszuſenden, um als Paladine den Zügel fahrender Damen zu halten, es ſei denn, er ſolle damit irgend einem politiſchen Zwecke dienen. Es wird hinfort für den König Ludwig ſchwer ſein, die kühne Behauptung aufzuſtellen, er wiſſe nichts um die Flucht der Damen von Croye aus Frankreich, da ſie von einem ſeiner eigenen Leibgardiſten begleitet wurden! — Und wohin, Herr Bogenſchütze, wolltet Ihr Eure Reiſe wenden?“

„Nach Lüttich, Herr Graf,“ antwortete der Schotte, „wo die Damen ſich unter den Schutz des verſtorbenen Biſchofs ſtellen wollten.“

„Des verſtorbenen Biſchofs?“ rief Graf von Crèvecoeur erſtaunt aus. „So iſt Ludwig von Bourbon todt? — Kein Wort ſeiner Krankheit drang zu den Ohren des Herzogs. — Woran ſtarb er?“

„Er ſchläft in einem blutigen Grabe, Mylord, das heißt, wenn ſeine Mörder ſeine Ueberreſte überhaupt begraben haben.“

„Ermordet?“ rief Crèvecoeur wieder aus. „Heilige Mutter Gottes! — Junger Mann, was Ihr da ſagt, iſt unmöglich!“

„Ich ſah mit meinen eigenen Augen die Gräuelthat verüben und noch manche andere.“

„Ihr ſaht es — und ſprangt dem guten Prälaten nicht zu Hilfe,“ rief der Graf aus, „rieft nicht das ganze Schloß gegen ſeine Mörder auf? — Weißt du nicht, daß ſchon das Anſehen einer ſolchen That, ohne ſie zu hindern, eine Gottesläſterung iſt?“

„Es ſei kurz geſagt, Mylord,“ erwiderte Durward. „Bevor dieſe That verübt wurde, iſt das Schloß von dem blutdürſtigen Wilhelm von der Marck mit Hilfe der aufſtändiſchen Bürger erſtürmt worden.“

„Eure Nachricht trifft mich wie ein Donnerſchlag!“ rief Crèvecoeur. „Lüttich im Aufſtand! — Schönwald genommen! — Der Biſchof ermordet! — Kein Unglücksbote brachte je eine ſo ſchwere Laſt von Leiden! — Sprecht — Wußtet Ihr von dieſem Angriff — von dieſem Aufſtand — von dieſem Mord? — Sprich — du biſt einer von Ludwigs vertrauten Bogenſchützen, und er iſt es, der dieſen ſchmerzlichen Pfeil zugeſpitzt hat! — Sprich oder ich laſſe dich von wilden Pferden zerreißen!“

„Und laßt Ihr mich wirklich zerreißen, Graf, ſo könnt Ihr mir nichts entreißen, was eines ächten ſchottiſchen Edelmannes unwürdig wäre. Ich weiß von dieſen Schurkereien ſo wenig als Ihr, war ſo wenig ein Theilnehmer derſelben, daß ich ihnen bis zum letzten Blutstropfen Widerſtand geleiſtet hätte, würde ich die geringſten Mittel beſeſſen haben, meiner Neigung zu folgen. Aber was konnte ich thun? — Es waren ihrer Hunderte und nur ich allein gegen ſie; ſo mußte ſich meine ganze Sorge darauf beſchränken, Gräfin Iſabella zu retten und das gelang mir zum Glück. Wäre ich jedoch, als dieſe ſcheußliche That geſchah, nahe genug geweſen, ſo würde ich den alten Mann gerettet oder doch gerächt haben, jedenfalls ſprach ich meinen Abſcheu laut genug aus, um weitere Gräuelthaten zu verhindern.“

„Ich glaube dir, Jüngling, du haſt weder das Alter, noch die Gemüthsart, um mit ſolch blutiger Arbeit betraut zu werden, ſo tauglich du auch ſein magſt, den Knappen ſchöner Damen abzugeben. — Doch ach! der gütige, hochherzige Prälat. — In dem Schloß ermordet zu werden, wo er ſo oft mit chriſtlicher Barmherzigkeit und fürſtlicher Großmuth fremde Pilger und Reiſende beherbergte — und das von einem Elenden, von einem Ungethüm — von dieſem Ausbund der Grauſamkeit und Blutdurſt! —

Von Demjenigen, der in derſelben Halle großgezogen wurde, wo er ſeine Hände mit dem Blut ſeines Wohlthäters beſudelte! Aber ich kenne Karl von Burgund nicht — ja, ich müßte ſogar an der Gerechtigkeit des Himmels verzweifeln, käme die Rache nicht eben ſo plötzlich, grauſam und blutig, wie dieſe Schurkenthat an Scheußlichkeit nicht ihres Gleichen hat! Und findet ſich kein Anderer, der den Mörder verfolgt —“ hier hielt er inne, dann ergriff er ſein Schwert, ließ den Zügel fahren, klopfte ſich mit beiden eiſenbekleideten Händen auf die Bruſt, daß ſeine Rüſtung klirrte, ſtreckte die Arme dann wie beſchwörend zum Himmel empor, und fuhr feierlich fort: „Ich, — ich, Philipp Crèvecoeur von Cordès, gelobe es Gott, dem heiligen Lambertus und den heiligen drei Königen von Cöln, an wenig irdiſche Angelegenheiten mehr zu denken, bis ich volle Rache an den Mördern des guten Ludwig von Bourbon genommen habe, wo immer ich ſie finden mag, im Feld oder Wald, — in Stadt oder Land — im Gebirg oder in der Ebene — am Hofe des Königs oder in der Kirche Gottes! — Dieſem Schwur verpfände ich Länder und Beſitz, Freunde und Anhänger, Leben und Ehre. So helfe mir Gott, der heilige Lambertus von Lüttich und die drei Könige von Cöln!“

Nachdem der Graf von Crèvecoeur dieſen Eid abgelegt hatte, ſchien ſein Geiſt einigermaßen von dem überwältigenden Kummer und dem Staunen erleichtert zu ſein, mit welchen ihn die Erzählung der in Schönwald ſtattgehabten entſetzlichen Tragödie erfüllt hatte, und er fragte Durward genauer nach den Einzelheiten dieſes unſeligen Vorfalles, worauf der Schotte, keineswegs geſonnen, das Rachegelüſt, welches der Graf gegen Wilhelm von der Marck unterhielt, zu unterdrücken, ihm eine genaue Schilderung der Schreckensſcenen in Schönwald gab.

„Aber dieſe blinden, treuloſen, unbeſtändigen Beſtien, — dieſe Lütticher!“ rief der Graf aus, „daß ſie ſich mit dieſem Räuber und Mörder verbinden konnten, um ihren angeſtammten, geſetzlichen Herrn zu tödten!“

Durward theilte ihm hierauf mit, daß die Lütticher, wenigſtens die beſſeren Klaſſen derſelben, ſo ſchnell ſie auch zur Empörung gegen ihren Biſchof bereit waren, doch, ſoweit ihm bekannt ſei, nicht die Abſicht hatten, Wilhelm von der Marck's Gräuelthat zu unterſtützen, ſondern dieſelbe im Gegentheil verhindert haben würden, wenn es in ihrer Macht gelegen hätte.

„Sprecht nicht von dieſem treuloſen, unbeſtändigen, plebejiſchen Pöbel," ſagte Crèvecoeur. „Wenn ſie ſich gegen einen Fürſten bewaffneten, der keinen andern Fehler hatte, als den, für eine Bande ſolch undankbarer Sklaven ein viel zu gütiger und nachſichtiger Herr zu ſein — wenn ſie gegen ihn zu den Waffen griffen, ſein friedliches Haus ſtürmten, was konnten ſie dann ſonſt beabſichtigen, als Mord? — Wenn ſie ſich mit dieſem wilden Eber der Ardennen verbanden, mit dem elendeſten Mordgeſellen Flanderns, was ſonſt konnten ſie bezwecken, als Mord, von dem er ſich nährt? Und war es nicht Eurer eigenen Erzählung nach ein Arm dieſes elenden Pöbels, der die That ſelbſt verübte? — Ich hoffe die Stunde zu erleben, wo ihre flammenden Häuſer mir leuchten ſollen, ihre Canäle mit Wogen ihres Blutes angefüllt zu ſehen ſind! — O, welch edlen, großmüthigen, hochherzigen Menſchen haben ſie auf ſo feige Weiſe hingeſchlachtet! — Andere Vaſallen empörten ſich unter dem Druck der Steuerlaſt — die Lütticher aber aus Uebermuth, der von ihrem Ueberfluß, ihrem Reichthum genährt wurde."

Wieder ließ er die Zügel ſeines Streitroſſes fahren und rang die Hände. Quentin ſah, daß dieſer Kummer noch durch die bittere Erinnerung an den Verkehr, die Freundſchaft mit dem Hingeſchiedenen erhöht wurde, und ſchwieg darum aus Achtung vor Gefühlen, für die er keine Linderung hatte.

Der Graf von Crèvecoeur jedoch kehrte immer und immer wieder zu dieſem Gegenſtand zurück, fragte Quentin nach jeder Einzelheit der Ueberrumpelung Schönwalds, ſo wie des Todes des Biſchofs und fragte dann plötzlich, als erinnere er ſich einer Sache, die ſeinem Gedächtniß ganz entfallen war, was aus Gräfin Hameline geworden ſei, und warum ſie ihre Nichte nicht begleite.

„Nicht etwa, als betrachtete ich ihre Abweſenheit als einen Verluſt für die Gräfin Iſabella," ſetzte er in geringſchätzigem Tone hinzu. „Denn obwol ſie ihre Verwandte und im Ganzen eine wohlmeinende Frau iſt, ſo hat doch der Hof von Cocagne noch keine ſolch' phantaſtiſche Närrin groß gezogen, und ich bin feſt überzeugt, daß ihre Nichte, die ich ſtets als ein beſcheidenes, anſtändiges Mädchen kannte, nur von ihr, dieſer albernen, ſchwärmeriſchen, eheſtiftenden, heirathsſüchtigen Närrin, zu der Thorheit verleitet wurde, von Burgund nach Frankreich zu fliehen."

Was waren das für Worte für das Ohr eines ſchwärmeriſch Liebenden! — Und doch wäre es lächerlich von ihm geweſen, das zu verſuchen, was er unmöglich durchſetzen konnte, nämlich den Grafen durch Waffengewalt zu überzeugen, daß er der Gräfin Iſabella, dieſer unvergleichlichen Perle, Unrecht thue, wenn er ſie ein „beſcheidenes, anſtändiges Mädchen" nenne, Eigenſchaften, die ſich eher der ſonnverbrannten Tochter eines Bauern zuſchreiben ließen, welche das Ochſengeſpann antreibt, während ihr Vater den Pflug führt.

Und dann — ſie unter der Herrſchaft, der höchſten Leitung jener einfältigen, romantiſchen Tante zu glauben! — Für dieſe Verleumdung hätte er den Grafen am liebſten in den Staub geworfen, aber die offene, obwol ſtrenge Phyſiognomie des Grafen von Crèvecoeur, die tiefe Verachtung, welche er für jene Gefühle zu empfinden ſchien, die Quentin's Buſen ſo mächtig erfüllten, ſchüchterte dieſen ein, nicht etwa aus Furcht vor dem Waffenruhm des Grafen — dieſe Gefahr würde ſein Verlangen, einen Kampf mit demſelben zu beſtehen, noch erhöht haben — ſondern aus Furcht, ſich lächerlich zu machen, aus Furcht vor dem Spott — jener Waffe, welche die Enthuſiaſten jeder Art am meiſten fürchten und die durch ihre Herrſchaft über ſolche Gemüther oft der Thorheit eine Schranke ſetzt, aber auch eben ſo oft das Edle unterdrückt.

Unter dem Einfluß dieſer Beſorgniß, ſich zum Gegenſtand des Hohnes und Spottes zu machen, beſchränkte Durward ſeine Antwort auf einen verwirrten Bericht über die Umſtände, unter welchen Gräfin Hameline vor dem Sturm des Schloſſes Schönwald entflohen war.

Konnte er doch dieſe Erzählung nicht verſtändlicher und deutlicher machen, ohne dieſe nahe Verwandte Iſabellens der Lächerlichkeit Preis zu geben und ſich ſelbſt als den Gegenſtand ihrer Sehnſucht und Erwartung zu verrathen.

Er ſchloß ſeine höchſt verwirrte, unzuſammenhängende Erzählung damit, daß das Gerücht zu ihm gedrungen ſei, Gräfin Hameline ſei in die Hände Wilhelms von der Marck gefallen.

„Ich hoffe beim heiligen Lambertus, daß er ſie heirathet!“ rief Crèvecoeur, „wie er es ihrer Geldſäcke wegen höchſt wahrſcheinlich thun wird, ſo wie es ſich erwarten läßt, daß er ihr eins über den Kopf verſetzt, ſobald er dieſe Geldſäcke in ſicherer Verwahrung oder — geleert hat!“

Hierauf ſtellte der Graf noch ſo viele Fragen über das Betragen der beiden Damen während der Reiſe, über den Grad der Vertraulichkeit, in welchem ſie Quentin in ihre Geſellſchaft aufnahmen und über andere ihn in Verlegenheit bringende Einzelheiten, daß der erzürnte, beſchämte Jüngling kaum im Stande war, ſeine Verwirrung vor dem ſcharfſichtigen Soldaten und Höfling zu verbergen, der jetzt ſagte:

„Hm — ich ſehe, es iſt ſo, wie ich es vermuthete, wenigſtens auf einer Seite — ich will hoffen, daß die andere Partei ihren Verſtand beſſer zu wahren wußte! — Kommt, Herr Knappe, ſpornt Euer Roß und bleibt in der Vorhut, während ich an die Seite der Gräfin Iſabella zurückkehre, um mich mit ihr zu unterhalten. Ich hoffe, ich habe nun genug von Euch erfahren, um im Stande zu ſein, über dieſe traurige Angelegenheit mit ihr zu ſprechen, ohne ihr Zartgefühl zu verletzen, obwol ich das Eure einigermaßen in Aufruhr brachte. Doch halt, tapferer Jüngling, noch ein Wort, bevor Ihr Euch entfernt. Ich glaube Ihr habt eine glückliche Reiſe durch das Feenland gemacht, voll von heroiſchen Abenteuern, hochgeſchraubten Hoffnungen und thörichten Illuſionen. Vergeßt das Alles, junger Mann,“ ſetzte er hinzu, indem er ihm leicht auf die Schulter klopfte, „gedenkt jener Dame nur als der geehrten Gräfin von Croye und vergeßt ſie gänzlich als irrendes, Abenteuer ſuchendes Ritterfräulein. Dann werden ihre Freunde — für einen derſelben kann ich bürgen! — ſich ihrerſeits nur an die Dienſte erinnern, welche Ihr der Gräfin Iſabella geleiſtet habt und die unangemeſſene Belohnung vergeſſen, welche Ihr anmaßend genug wart, Euch ſelbſt in Ausſicht zu ſtellen."

Wüthend darüber, daß es ihm nicht gelungen war, dem ſcharfſichtigen Grafen Gefühle zu verbergen, die demſelben nur als Zielſcheibe des Spottes dienten, erwiderte Quentin entrüſtet:

„Herr Graf, wenn ich Eures Rathes bedarf, ſo werde ich ihn einholen, und erſt dann wird es für Euch an der Zeit ſein, ihn mir zu geben oder zu verweigern. Ihr könnt Eurer Meinung über mich Ausdruck geben, ſobald ſie mir beſonders wichtig ſcheint!"

„Hollah!" rief der Graf aus. „Ich habe mich zwiſchen Amadis und Orania gedrängt und kann einer Herausforderung in die Schranken gewärtig ſein!"

„Ihr ſprecht, als wäre das unmöglich", entgegnete Quentin gereizt. „Als ich eine Lanze mit dem Herzog von Orleans brach, richtete ich ſie gegen eine Bruſt, in der beſſeres Blut fließt, als das der Crèvecoeur — als ich mein Schwert mit Dunois kreuzte, hatte ich einen beſſeren Krieger gegen mich als Euch!"

„Der Himmel ſtehe deinem Kopf bei, edler Jüngling!" rief Crèvecoeur, noch immer über den ritterlichen Verliebten lachend. „Sprichſt du die Wahrheit, ſo haſt du merkwürdiges Glück auf der Welt, und in der That, beliebt es der gütigen Vorſehung, dich ſolchen Prüfungen auszuſetzen, bevor noch ein Bart auf deiner Lippe ſproßt, ſo wirſt du noch wahnſinnig vor Eitelkeit, bevor du zum Mann geworden! — Zorn kannſt du nicht in mir erregen, wol aber Heiterkeit. — Glaube mir, wenn du auch mit Fürſten gekämpft und den Ritter bei Gräfinnen geſpielt haſt, ſo biſt du noch keineswegs denjenigen gleich, die dir durch Zufall gegenüber und durch noch größeren Zufall an der Seite ſtanden. — Es ſteht dir frei, eine Zeitlang zu träumen, wie ein Jüngling, der ſo lange Romane geleſen hat, bis er ſelbſt ein Paladin zu ſein dünkt. — Doch mußt du einem wohlmeinenden Freund nicht zürnen, wenn er dich auch etwas unſanft an der Schulter rüttelt, um dich zu erwecken.“

„Graf von Crèvecoeur,“ ſagte Quentin, „meine Familie —“

„Nein, ich ſprach nicht von deiner Familie,“ fuhr der Graf fort, „ſondern von Rang, Vermögen, hoher Stellung und ähnlichen Dingen, welche eine Schranke zwiſchen verſchiedenen Klaſſen von Menſchen bilden. Was die Geburt betrifft, ſo ſtammen alle Menſchen von Adam und Eva ab.“

„Herr Graf,“ erwiderte Quentin, „die Durward's von Glen-hou-lakin —“

„Nicht doch!“ rief der Graf aus. „Zählt Ihr Eure Ahnen weiter zurück, als bis auf Adam, dann habe ich Euch nichts mehr zu ſagen; lebt wohl!“

Er ritt an die Seite der Gräfin zurück, für die ſeine, wenn auch wohlgemeinten Rathſchläge und Andeutungen noch unangenehmer waren, als für Quentin, der im Weiterreiten vor ſich hinmurmelte:

„Der freche, fiſchblütige, eingebildete Geck! — Ich hoffe, der nächſte ſchottiſche Bogenſchütze, der ſeine Hakenbüchſe auf dich anſchlägt, wird dich ordentlich aufs Korn nehmen!“

Gegen Abend erreichten ſie die Stadt Charleroi an der Sambre, wo der Graf von Crèvecoeur Gräfin Iſabella zurücklaſſen wollte, die durch die erlittenen Strapazen und Schrecken des geſtrigen Tages im Verein mit einer Flucht von fünfzig Meilen an dieſem Morgen unfähig gemacht worden war, weiter zu reiſen, ohne ihre Geſundheit ernſtlich zu ſchädigen.

Der Graf übergab ſie in einem Zuſtand größter Erſchöpfung der Sorgfalt der Aebtiſſin des Ciſterzienſer-Kloſter in Charleroi, einer edlen Dame, welche mit beiden Familien, Crèvecoeur und Croye, verwandt war und deren Güte und Rückſicht er in jeder Beziehung Vertrauen ſchenken konnte.

Crèvecoeur ſelbſt hielt ſich nur ſo lange auf, um dem Gouverneur der kleinen burgundiſchen Beſatzung, welche in der Stadt lag, Vorſicht anzuempfehlen, und ihn zu bewegen, während des Aufenthaltes der Gräfin von Croye im Kloſter eine kleine Ehrenwache dorthin zu legen, ſcheinbar um für ihre Sicherheit zu ſorgen, in Wirklichkeit aber, um ihre Flucht zu verhindern.

Als weitere Urſache höchſter Wachſamkeit der Garniſon erzählte der Graf einige Gerüchte über Unruhen in dem Bisthum von Lüttich, doch war er entſchloſſen der Erſte zu ſein, welcher die ſchreckliche Nachricht von dieſem Aufſtand und der Ermordung des Biſchofs in all ihrer ſchrecklichen Wirklichkeit dem Herzog Karl überbringen wolle, und nachdem er ſich und ſein Gefolge mit friſchen Pferden verſehen hatte, beſtieg er ſein Streitroß mit dem Entſchluß, ſeine Reiſe nach Peronne ohne Unterbrechung fortzuſetzen.

Indem er Quentin Durward mittheilte, er müſſe ihn begleiten, tröſtete er ihn ſpöttiſch für die Trennung von ſeiner ſchönen Reiſegefährtin und ſetzte hinzu, er hoffe, ein ſo frommer Knappe aller bedrängten Damen würde eine Nachtreiſe bei Mondenſchein höchſt angenehm finden und nicht ſchläfrig werden, wie ein gewöhnlicher Sterblicher.

Quentin, ohnehin ſchon aufs Aeußerſte betrübt durch die bevorſtehende Trennung von Iſabella, fühlte ſich ſehr verſucht, dieſe Stichelrede mit zornigen Worten zu erwiedern. Allein wohl wiſſend, der Graf würde ſeinen Aerger nur verlachen und ſeine Herausforderung zurückweiſen, beſchloß er, einen anderen Zeitpunkt abzuwarten, wo er beſſere Gelegenheit haben konnte, dieſen ſtolzen Lord zur Rechenſchaft zu ziehen, der ihm, obwol aus ſehr verſchiedenen Gründen, faſt eben ſo verhaßt geworden war, als ſelbſt der wilde Eber der Ardennen.

Er willigte daher in Graf Crèvecoeur's Vorſchlag ein, da ihm ohnedies keine Wahl blieb, und ſie ritten gemeinſchaftlich ſo ſchnell, als es den Pferden möglich war, auf dem Weg zwiſchen Charleroi und Peronne dahin.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Der ungebetene Gaſt.

Im Anfang ihrer nächtlichen Reiſe hatte Quentin einen harten Kampf mit dem Seelenſchmerz zu beſtehen, der ſich ſeiner bemächtigte, nachdem er von ſeiner Geliebten Abſchied genommen hatte. Crèvecoeur's Ungeduld, ſo wie die Nothwendigkeit des Augenblicks zwangen ſie, die Reiſe auf das Aeußerſte zu beſchleunigen. Sie ritten alſo, ſo ſchnell ihre Pferde nur konnten, durch die reichen Landſchaften des Hennegau's dahin, welche von prachtvollem Mondenſchein in das reichſte Licht gekleidet waren.

So auffallend auch der Contraſt zwiſchen dieſen üppigen, fruchtbaren Feldern und ſeinem Heimatland war, konnte Quentin in dieſem Augenblick tiefen Kummers doch ſeine Gedanken nicht von der fernen Gräfin ablenken.

Sein Herz war bei ihr zurückgeblieben, als er von Charleroi abreiſte, und er konnte zu keinem andern Eindruck gelangen, als zu dem, daß jeder Schritt ihn weiter von ihr entfernte.

Seine lebhafte Einbildungskraft rief ihm jeden ihrer Blicke, jedes ihrer Worte deutlich vor die Seele zurück, und wie es häufig in ſolchen Fällen geſchieht, übertrafen die Freuden der Erinnerung bei weitem die der Wirklichkeit.

Als ſie endlich in der Stadt Landrecy ankamen, machte der Graf aus Rückſicht für den Jüngling, der nun faſt drei Nächte lang ſchlaflos zugebracht hatte, und jetzt kaum mehr im Stande war, ſich auf dem Pferde zu halten, für einige Stunden Halt, um der Ruhe pflegen und einige Erfriſchungen genießen zu können.

Quentin Durward ſchlief feſt bis die Trompeten des Grafen ihn weckten, und der Ruf ſeiner Quartiermeiſter ertönte: „Auf, auf, ihr Herren, es iſt Zeit zum Aufbruch!“

So unwillkommen dieſe Töne ihm jetzt waren, ſo erwachte er doch mit erneuter Seelen- und Körperſtärke. Die Wiederkehr der Sonne brachte Vertrauen und neue Hoffnung in ſein Herz zurück. Er betrachtete ſeine Liebe nicht mehr für einen troſtloſen verzweiflungsvollen Traum, ſondern für ein edles, belebendes Princip, das er treu im Buſen hegen und bewahren wolle, als Troſt, Aufmunterung und Stärkung für Alles, was die Zukunft ihm noch vorbehalten könne.

In dieſer neuen Stimmung war Quentin weit beſſer im Stande, die etwas derben Späße des Grafen von Crèvecoeur aufzunehmen und zu erwiedern, und in der That verſtand er es ſo vortrefflich, ſich gutmüthig in die Sticheleien des Grafen zu fügen und ſie ſo treffend und doch zugleich achtungsvoll zu erwiedern, daß dieſe Aenderung ſeines Weſens und ſeiner Redeweiſe offenbar einen höchſt günſtigen Eindruck auf den Grafen machte.

Dieſer alte Soldat betrachtete ſeinen jungen Gefährten endlich für einen hübſchen Geſellen, aus dem ſich noch etwas machen ließe, und ſo deutete er auch verſtändlich darauf hin, daß falls Quentin ſich entſchließen könne, ſeine Stelle als Leibgardiſt bei dem König von Frankreich aufzugeben, er es auf ſich nehmen wolle, ihm eine andere, eben ſo ehrenvolle in dem Haushalt des Herzogs von Burgund zu verſchaffen, und er ein wachſames Auge auf ſeine ſchnelle Beförderung haben werde.

Obwol nun Quentin mit aufrichtiger Dankbarkeit dieſe Gunſt für den Augenblick zurückwies, bis er beſſer ergründet haben würde, inwiefern er ſich über ſeinen erſten Beſchützer, den König Ludwig, zu beklagen habe, blieb er doch mit dem Grafen auf gutem Fuß, und wenn ſeine enthuſiaſtiſchen Ideen, ſeine ausländiſche, ſeltſame Manier dieſelben auszudrücken, oft ein Lächeln auf das ernſte Antlitz des Grafen riefen, ſo war dieſes Lächeln doch nicht mehr ſarkaſtiſch, ſpöttiſch und bitter.

Indem unſere Geſellſchaft in beſſerem Einvernehmen, als am vorigen Tage weiter reiſte, waren ſie der berühmten und ſtarken Stadt Peronne, in deren Nähe die Armee des Herzogs von Burgund lagerte (wie man vermuthete, um in Frankreich einzufallen) bis auf zwei Meilen nahe gekommen.

Ludwig XI. hatte ſeinerſeits bei Saint Maxence eine ſtarke Macht um ſich geſammelt, um ſeinen übergroß gewordenen Vaſallen zur Vernunft zu bringen.

Das an einem großen Strom gelegene, von ſtarken Bollwerken und tiefen Feſtungsgräben umgebene Peronne galt in alter, ſo wie in neuerer Zeit als eine der ſtärkſten Feſtungen Frankreichs.*)

---

*) Und in der That, obwol ſie an einer arg bedrohten Grenze lag, wurde ſie doch niemals von einem Feind eingenommen, ſondern bewahrte vielmehr den ſtolzen Namen Peronne la Pucelle, (die Jungfrau), bis der Herzog von Wellington den Platz im Jahre 1815 eroberte.

Der Graf von Crèvecoeur näherte ſich mit ſeinem Gefolge und ſeinem Gefangenen der Feſtung ungefähr in der dritten Stunde des Nachmittags, und als ſie eben durch einen dichten Wald ritten, welcher die Annäherung zur Stadt von Oſten deckte, begegneten ſie zwei Männer von hohem Rang, wie an der Zahl ihrer Begleitung zu erkennen war. Als dieſelben Crèvecoeur erblickten, den ſie ſofort erkannten, verließen ſie die Jagd, der ſie offenbar nachgegangen waren, und galoppirten auf ihn zu.

„Es gibt Neuigkeiten, Graf von Crèvecoeur,“ riefen Beide zu gleicher Zeit ihm zu. „Wollt Ihr uns welche mittheilen oder ſie von uns hören, oder wollen wir ein Tauſchgeſchäft machen?“

„Ich würde ein Tauſchgeſchäft annehmen, ihr Herren,“ ſagte Crèvecoeur, nachdem er ſie höflich begrüßt hatte, „glaubte ich, eure Neuigkeiten wären von gleichem Werth, wie die meinigen.“

Die zwei Jäger lächelten ſich einander an, und der ältere von ihnen, eine ſchöne ariſtokratiſche Geſtalt, mit einem dunklen Geſicht, welches jenen ſchwermüthigen Zug trug, den einige Phyſiognomiſten der Melancholie zuſchreiben, während andere ihn für eine Vorherſagung eines unnatürlichen Todes betrachten, wendete ſich zu ſeinem Gefährten, indem er ſagte:

„Crèvecoeur kommt aus Brabant, dem Lande des Handels, und hat dort alle ſeine Kunſtgriffe gelernt — wir werden es nicht mit ihm aufnehmen können.“

„Edle Herren,“ erwiderte Crèvecoeur, „die Erſtlinge meiner Waaren gehören von Rechts wegen dem Herzog, weil der Gebieter ſeinen Zoll nimmt, bevor der Markt eröffnet wird. Doch ſagt mir erſt, ſind eure Neuigkeiten von angenehmem oder traurigem Gehalt?“

Derjenige, an welchen er dieſe Worte richtete, war ein lebhaft ausſehender Mann mit feurigem Auge, aber einem ernſten, nachdenklichen Zug um den Mund, — ſeine Phyſiognomie verrieth einen Menſchen, welcher ſchnell ſah, erkannte und urtheilte, aber langſam und mit Ueberlegung ſeine Entſchlüſſe faßte oder ſeine Meinung äußerte.

Es war dies der berühmte Ritter Philipp von Comines, zu jener Zeit der Perſon des Herzogs Karl des Kühnen zugethan und einer ſeiner geſchätzteſten Rathgeber.

„Der Gehalt unſerer Neuigkeiten,“ ſagte er, in Antwort auf Crèvecoeur's Frage, „trägt die Farben des Regenbogens, und dieſe Farben wechſeln je nach dem Geſichtspunkt, von dem aus man ſie betrachtet und je nachdem ſie einen dunklen oder hellen Hintergrund haben. — Ich ſage Euch, ein ſolcher Regenbogen wurde in Frankreich und Flandern nicht geſehen, ſeit jenem zu Noahs Zeiten!“

„Und meine Nachrichten,“ bemerkte Crèvecoeur, „gleichen in allen Stücken einem Kometen; ſie ſind wild, düſter und ſchrecklich an ſich ſelbſt, und doch nur als Vorboten noch größerer und ſchrecklicherer Ereigniſſe zu betrachten.“

„Wir müſſen unſern Waarenballen öffnen,“ ſagte Comines lächelnd zu ſeinem Gefährten, „oder irgend ein neuankommender Kaufmann wird uns zuvor kommen, denn unſere Neuigkeiten ſind öffentliches Gemeingut — mit einem Wort, Crèvecoeur — hört und ſtaunt — König Ludwig befindet ſich in Peronne!“

„Wie?“ rief der Graf verwundert aus. „Der Herzog hätte ſich ohne Schlacht zurückgezogen und ihr — ihr reitet hier in Friedenskleidung ſpazieren, wenn die Stadt von den Franzoſen belagert wird? Denn daß ſie genommen iſt, kann ich nicht glauben!“

„Nicht doch,“ ſagte der Ritter von Hymbercourt, „das Banner von Burgund iſt nicht einen Fußbreit zurückgewichen — und doch iſt König Ludwig hier.“

„Dann muß Eduard von England über das Meer gekommen ſein,“ bemerkte Crèvecoeur, „und gleich ſeinem Ahnherrn eine zweite Schlacht von Poictiers gewonnen haben!“

„Auch das iſt nicht der Fall,“ entgegnete Comines. „Nicht ein franzöſiſches Banner hat ſich entfaltet, nicht ein engliſches Segel — Eduard iſt zu ſehr mit den Frauen ſeiner Londoner Bürger beſchäftigt, um daran zu denken, den ſchwarzen Prinzen zu ſpielen. Aber hört die außerordentliche Neuigkeit. Ihr wißt, daß zur Zeit, als Ihr Euch von uns trenntet, die Conferenzen zwiſchen den Bevollmächtigten von Frankreich und Burgund abgebrochen waren, ohne ſonderliche Ausſicht auf eine Verſöhnung der ſtreitenden Parteien.“

„Es iſt wahr, und wir träumten nur von Krieg.“

„Was nun folgt, gleicht ſo ſehr einem Traum,“ fuhr Comines in ſeinem Berichte fort, „daß ich faſt erwarte, im nächſten Augenblick zu erwachen, um das Trügeriſche dieſes Traumes zu erkennen. Erſt vor vierundzwanzig Stunden hatte der Herzog im Rathe ſich ſo wuthentbrannt gegen jede fernere Verzögerung ausgeſprochen, daß man beſchloß, dem König eine Herausforderung zuzuſchicken und augenblicklich in Frankreich einzufallen. Toiſon d'Or, welcher mit dieſer Botſchaft betraut war, hatte ſich ſchon in ſeine Amtskleidung geworfen, hatte ſchon den Fuß im Steigbügel, um ſich aufs Pferd zu ſchwingen, als mit einem Male der franzöſiſche Herold Montjoie in unſer Lager geritten kommt. Wir dachten nichts Geringeres, als Ludwig wolle unſerer Herausforderung zuvorkommen, und überlegten eben, welchen Dank der Herzog uns nun dafür wiſſen würde, daß wir ihm gerathen hatten, jede feindliche Erklärung aufzuſchieben, — ein Rath, der ihn abgehalten hatte, der Erſte zu ſein, der den Krieg erklärte. Wie groß war jedoch unſere Verwunderung, als dieſer Herold uns mittheilte, König Ludwig von Frankreich, der kaum eine Stunde hinter ihm zurückgeblieben ſei, beabſichtige, Karl, den Herzog von Burgund mit einem kleinen Gefolge zu beſuchen, damit ihre Streitigkeiten durch eine perſönliche Zuſammenkunft beigelegt werden könnten.“

„Ihr überraſcht mich, ihr Herren,“ ſagte Crèvecoeur, „und doch überraſcht ihr mich weniger, als ihr erwarten durftet. Denn bei meinem letzten Aufenthalt in Pleſſis-les-Tours verrieth mir der Cardinal Balue, welcher eben von ſeinem Gebieter beleidigt worden war und im Herzen gut burgundiſch geſinnt iſt, er hätte ſolchen Einfluß auf Ludwig, verſtände es ſo geſchickt, deſſen Schwächen zu benutzen, daß er es leicht dahin bringen könne, ihn Burgund gegenüber in eine Lage zu bringen, wo der Herzog ſelbſt die Friedensbedingungen beſtimmen könne. Niemals aber hätte ich vermuthet, daß ein ſo alter Fuchs, wie Ludwig, aus eigenem Antrieb in die Falle rennen würde. — Was ſagten die burgundiſchen Räthe?"

„Sie ſprachen, wie Ihr Euch denken könnt, viel von Treu und Glauben und machten darauf aufmerkſam, wie wenig Vortheile ein ſolcher Beſuch uns bringen müſſe. Jedoch zeigte ſich klar, daß ſie ſich dennoch die größten Vortheile verſprachen und nur nach geeigneten Mitteln und Wegen ſuchten, dieſe Vortheile zu wahren, ohne gegen das Gaſtrecht zu verſtoßen."

„Und was ſagte der Herzog ſelbſt?"

„Seine Worte waren kurz und kühn, wie gewöhnlich," erwiderte Comines. „„Wer von euch war es,"" ſagte er, „„der bei meiner Begegnung mit meinem Vetter Ludwig nach der Schlacht von Montl'hery zugegen war? Damals als ich unvorſichtig genug war, ihn innerhalb der Verſchanzungen von Paris zu begleiten, mit kaum einem Dutzend Reitern hinter mir, wodurch ich mich ganz der Gnade des Königs anheim gab?"" Ich erwiderte darauf, daß faſt Jeder von uns zugegen geweſen ſei und Keiner den Schrecken vergeſſen habe, in welchen ſeine unüberlegte That uns geworfen hatte. „„Wolan,"" fuhr der Herzog darauf fort, „„damals habt ihr meine Thorheit getadelt, und ich geſtand euch zu, wie ein leichtfertiger Junge gehandelt zu haben. Doch weiß ich mich noch wohl zu erinnern, daß mein Vetter Ludwig zu jener Zeit, wo mein Vater ſeligen Angedenkens noch am Leben war, weniger Vortheil daraus gezogen hätte, ſich meiner Perſon zu bemächtigen, als mir jetzt möglich wäre, wenn ich mich der ſeinigen verſicherte. Doch dem ſei, wie ihm wolle, kommt mein königlicher Verwandter unter jetzigen Umſtänden zu mir, ſo will ich ihn mit eben ſo reinem Herzen hier empfangen, womit ich mich ihm damals anvertraute. — Beabſichtigt er, mich durch ein geſpieltes Vertrauen zu überliſten und blind zu machen, bis er eine ſeiner politiſchen Intriguen ausgeheckt hat, dann — dann, beim heiligen Georg von Burgund! dann ſoll er mich kennen lernen!"" Darauf drehte er ſeinen Schnurrbart, befahl uns zu Pferd zu ſteigen und einem ſo außerordentlichen Gaſt zum Empfang entgegenzureiten."

„Und ſo habt ihr wirklich gethan? — Seid dem König wirklich entgegengezogen?" erwiderte der Graf von Crèvecoeur. „Es gibt alſo wirklich noch Wunder! — In welcher Begleitung befand ſich Ludwig von Frankreich?"

„In einer wenig zahlreichen," erwiderte Hymbertcourt. „Er hatte wol dreißig bis vierzig Bogenſchützen und einige wenige Ritter und Beamte ſeines Haushaltes bei ſich — unter letzteren ſpielt ſein Sterndeuter Galeotti eine hervorragende Rolle."

„Dieſer Geſelle," bemerkte Crèvecoeur, „beſitzt großen Einfluß auf Balue. Es würde mich nicht wundern, wenn auch er viel dazu beigetragen hätte, den König zu dieſem zweifelhaften Schritt zu beſtimmen. — Und iſt kein Edelmann von höherem Rang bei dem König?"

„Doch — die Herren von Orleans und Dunois," erwiderte Comines.

„Man ſagte mir doch, ſowol Dunois, als der Herzog wären in Ungnade gefallen und in einem Gefängniß."

„Sie befanden ſich auch wirklich beide im Schloſſe von Loches in Gewahrſam, in jener entzückenden „Eremitage" aller franzöſiſchen Edelleute," ſagte Hymbertcourt. „Ludwig aber gab ſie frei, um ſie mit ſich zu führen — wahrſcheinlich fürchtete er ſich, Orleans zurückzulaſſen, und von ſeinem übrigen Gefolge glaube ich, werden ſein Gevatter, der „Marſchall Henker", und Oliver, ſein Barbier, die Hervorragendſten ſein. — Dabei iſt der ganze Schwarm ſo armſelig ausgeſtattet, daß der König, bei meiner Ehre! die größte Aehnlichkeit mit einem alten Wucherer hat, der im Gefolge einiger Gerichtsdiener umherreiſt, um ſeine Außenſtände einzuziehen!"

„Und wo hat man ihn einquartiert?"

„Das iſt das Wunderbarſte von Allem," erwiderte Comines. „Unſer Herzog erbot ſich, eines der Thore der Stadt und eine Schiffbrücke über die Somme von den Bogenſchützen des Königs ſelbſt bewachen zu laſſen und wollte Ludwig in ein anſtoßendes Gebäude einquartieren, welches dem reichen Bürger Giles Orther gehört. Als der König ſich jedoch dahin begab, fiel ſein Blick auf die Banner der Ritter De Lan und Pencil von Rivière, die er aus Frankreich verbannt hatte, und erſchrocken durch den

Gedanken, zwei Flüchtlingen und Unzufriedenen ſo nahe wohnen zu ſollen, erbat er ſich die Gunſt, im Schloſſe von Peronne ſelbſt wohnen zu dürfen und befindet ſich demgemäß dort untergebracht.“

„Ei, barmherziger Himmel!“ rief der Graf von Crèvecoeur aus. „Er begnügt ſich alſo nicht damit, ſich in die Höhle des Löwen zu wagen, ſondern ſteckt ihm ſogar den Kopf in den Rachen!“

„Mein Freund hat Euch noch nicht die Rede des Glorieux*) mitgetheilt,“ begann Comines wieder, „welche meiner Anſicht nach eine der ſchlaueſten iſt, die je an unſerem Hofe geführt wurden.“

„Und was ſagte Seine Weisheit?“ fragte der Graf.

„Als der Herzog befahl, Gold- und Silbergeſchirr und derlei Dinge bereit zu halten, um ſie dem König und deſſen Gefolge als Bewillkommnungsgruß zu verehren, ſagte Glorieux: „„Quäle dein kleines Hirn nicht mit ſolchen Dingen, Vetter Karl; ich will deinem Vetter Ludwig ein edleres und paſſenderes Geſchenk geben, als du es kannſt, und zwar meine Kappe mit ihren Schellen und mein Narrenſcepter. Denn bei der heiligen Meſſe! er iſt ein größerer Narr als ich, ſich ſo in deine Gewalt zu begeben.““ „„Wie aber, wenn ich ihm nicht Urſache gebe, dies zu bereuen?““ fragte der Herzog. „„Dann, Karl, dann ſoll Kappe und Scepter *dir gehören, als dem größten Narren von uns dreien.*““ — Und wahrlich, ihr Herren, dieſer Witz traf den Herzog ins Herz; ich ſah, wie er die Farbe wechſelte und ſich auf die Lippen biß. — Und nun ſagt mir, edler Crèvecoeur, womit vergleicht Ihr unſere Neuigkeiten?“

„Mit einer Pulvermine,“ antwortete Crèvecoeur, „die ein kleiner Funke demnächſt in die Luft ſprengen kann. Eure Neuigkeit und die meine ſind wie Flachs und Feuer. Kommen ſie mit einander in Berührung, ſo müſſen ſie in Flammen aufgehen, wie gewiſſe chemiſche Subſtanzen, die ſich nicht mit einander verbinden können, ohne zu explodiren. Freunde — Ritter — reitet dicht an meine Seite heran, und wenn ich euch erzählt habe, was in dem Bisthum von Lüttich vorfiel, dann werdet ihr mit mir der Anſicht ſein, König Ludwig möchte mit gleicher Sicherheit eine Pilgerfahrt in das unterirdiſche Reich unternommen haben, als dieſen unſeligen Beſuch in Peronne.“

---

*) Der Hofnarr Karls von Burgund.

Die Edelleute hörten Crèvecoeur’s Erzählung, ſo wie Quentin’s ausführlichen Bericht über die Todesſtunde des Biſchofs mit höchſtem Erſtaunen an und ſtellten tauſend Fragen an den jungen Schotten, die dieſer nicht beantworten wollte, da er nicht wußte, zu welchem Zweck ſie geſtellt waren und wozu ſeine Antworten benutzt werden ſollten.

Sie hatten jetzt die Ebene erreicht, auf welcher die Zelte der burgundiſchen Armee, die etwa fünfzehntauſend Mann ſtark war, ſich erhoben, und ſtanden bald darauf vor den Mauern der kleinen Stadt Peronne.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Die Zuſammenkunft.

Man weiß nicht, ſoll man es ein Vorrecht oder eine Strafe der Fürſten nennen, daß ſie in ihrem gegenſeitigen Verkehr durch die Rückſicht, welche ſie ihrem Rang und ihrer Würde ſchulden, gezwungen ſind, ſowol ihre Empfindungen, als den Ausdruck derſelben einem ſtrengen Zwang zu unterwerfen, welche für Heuchelei gehalten werden müßte, wäre es nicht in der ganzen Welt bekannt, daß dies nur eine Formſache iſt.

Karl von Burgund, der ungeduldigſte und feurigſte, ja der unvorſichtigſte Fürſt ſeiner Zeit, fand ſich ebenfalls in den Zauberkreis gebannt, welcher ihm die tiefſte Ehrfurcht vor Ludwig, ſeinem König und Lehnsherren gebot, der ſich herabließ, ihm, einem Kronvaſallen, die ſeltene Ehre eines perſönlichen Beſuches zu Theil werden zu laſſen.

In ſeinen Herzogsornat gekleidet, von den vornehmſten Rittern und Edelleuten ſeines Hofes und einem großen Gefolge ſeiner Hausbeamten begleitet, eilte er Ludwig entgegen.

Sein Gefolge ſtarrte von Gold und Silber, denn jetzt, wo der engliſche Hof durch die Kriege zwiſchen York und Lancaſter erſchöpft war, und wo Frankreichs Ausgaben durch die Sparſamkeit ſeines Herrſchers beſchränkt wurden, war der Hof von Burgund der prächtigſte Europa's.

Ludwig's Gefolge hingegen, klein an Zahl und verhältnißmäßig unbedeutend, machte im Verein mit dem Aeußern des Königs ſelbſt, der einen fadenſcheinigen Mantel um die Schultern geworfen hatte, den Gegenſatz noch auffallender, und als der Herzog jetzt, den Staatsmantel um die Schultern und die Krone auf dem Haupte abſtieg, ſich auf ein Knie niederließ, um König Ludwig den Steigbügel zu halten, als dieſer von ſeinem kleinen armſeligen Klepper ſtieg, war die Wirkung eine faſt ſpaßhafte.

Die Begrüßung der beiden Potentaten war natürlich äußerlich ſo freundlich und herzlich, als ſie innerlich falſch und unaufrichtig war. Die Gemüthsart des Herzogs aber machte es ihm weit ſchwieriger, den nothwendigen Schein zu bewahren, als dem König, bei dem Heuchelei und Verſtellungskunſt ſo innig mit ſeiner Natur verwachſen waren, daß ſelbſt diejenigen, die ihn am beſten kannten, ſelten unterſcheiden konnten, was Heuchelei, was Wahrheit war.

Ludwig betrug ſich in einer Weiſe gegen den Herzog, als ſtröme ſein Herz über, ſich jetzt mit einem geehrten, erprobten Freund nach einer zeitweiligen Entfremdung wieder verſöhnt zu ſehen. Der König tadelte ſich, daß er dieſen entſcheidenden Schritt nicht ſchon früher gethan habe, daß er ſeinen guten, edlen Vetter nicht längſt durch ein ſolches Zeichen ſeines allerhöchſten Vertrauens überzeugt hatte, daß die zwiſchen ihnen vorgefallenen Differenzen zu einem Nichts wurden, ſobald er ſie mit der Güte verglich, die Karl ihm erwieſen hatte, als er aus Frankreich verbannt, an deſſen Hof lebte. Auch ſprach er von dem „guten Herzog von Burgund“, wie Karls Vater, der Herzog Philipp, allgemein genannt wurde, und erinnerte ſich noch vieler Beiſpiele von deſſen väterlicher Güte.

„Ich glaube wahrlich, Vetter,“ ſagte er, „daß Euer Vater wenig Unterſchied zwiſchen Euch und mir machte. Denn als ich mich einſt bei einer Jagdpartie im Walde verirrt hatte, tadelte er Euch ſo hart, als wäret Ihr nachläſſig geweſen, über die Sicherheit eines älteren Bruders zu wachen.“

Karls Züge waren von Natur rauh und ſtreng, als er aber jetzt ein Lächeln verſuchte, war ſeine Miene faſt teufliſch.

„O, du Erzheuchler,“ dachte er in innerſter Seele, „dürfte ich dich nur daran erinnern, wie du alle Wohlthaten unſeres Hauſes vergolten haſt!“

„Sollten aber die Bande der Blutsverwandtſchaft und Dankbarkeit nicht hinreichend ſein, uns aneinander zu binden, edler Vetter,“ fuhr der König fort, „ſo bleibt uns noch jene der religiöſen Verwandtſchaft. Vergeßt es nicht, daß ich der Taufpathe Eurer ſchönen Tochter Maria bin, die mir ſo theuer iſt, wie meine zwei eigenen Mädchen; und als die Heiligen (ihr Name ſei geprieſen!) mir eine kleine Blüte ſchickten, welche leider nach kurzen drei Monaten wieder verwelkte, da war es Euer fürſtlicher Vater, welcher ſie über das Taufbecken hielt und die Tauffeierlichkeit mit einer Pracht in Scene ſetzte, wie Paris ſelbſt es nicht im Stande geweſen wäre. O, glaubt mir, ich werde niemals den tiefen, unverlöſchlichen Eindruck vergeſſen, welche Eure und Herzog Philipps Großmuth auf das halbgebrochene Herz des armen Verbannten machte!“

„Ew. Majeſtät belohnten dieſen geringen Dienſt mit Ausdrücken,“ ſagte der Herzog, ſich zu einer Antwort zwingend, „welche hundertfach Alles bezahlten, was Burgund je thun konnte, um Euch ſeine Liebe und Anhänglichkeit zu beweiſen.“

„Ich erinnere mich der Worte wohl, auf welche Ihr anſpielt, edler Vetter,“ ſagte der König lächelnd. „Sie liefen darauf hinaus, daß ich, der arme Wanderer, Euch als Erwiederung für alle Treue und Liebe nichts bieten könne, als meine eigene Perſon, die meines Weibes und Kindes — nun, und ich dächte, ich hätte mein Wort gelöſt.“

„Es geziemt mir nicht, Majeſtät, Eure Worte auf die Wagſchale zu legen,“ ſagte der Herzog. „Aber —“

„Aber Ihr fragt mich,“ ſagte der König ihn unterbrechend, „inwiefern meine Handlungen mit meinen Worten in Einklang ſtehen? — So höret: Der Leichnam meines Kindes Joachim ruht in burgundiſcher Erde, meine eigene Perſon habe ich heute Morgen rückhaltslos Eurem Schutz anvertraut und was meine Gemahlin betrifft, — wahrhaftig Vetter, wenn Ihr bedenkt, wie lange Zeit ſeither verſtrichen iſt, ſo werdet Ihr kaum darauf beſtehen, daß ich in dieſem Punkt mein Wort halte. Sie iſt am Tag der heiligen Verkündigung geboren (hier bekreuzte er ſich und flüſterte ein „Ora pro nobis!“) — aber ſchon vor fünfzig Jahren. Jedoch iſt ſie nicht weiter von uns entfernt, als Rheims, und beſteht Ihr darauf, daß ich mein Verſprechen buchſtäblich erfülle, ſo will ich ſie ſogleich hierher beſcheiden laſſen.“

So ungehalten der Herzog von Burgund darüber war, daß der König ſo ohne Scheu plötzlich einen ſo vertrauten freundſchaftlichen Ton anſtimmte, konnte er doch nicht umhin, über die ſcherzhafte Antwort dieſes merkwürdigen Monarchen zu lachen und dieſes Lachen klang eben ſo mißtönend, als ſeine ſonſt ſo oft zum Ausbruch kommende Leidenſchaft.

Nachdem er länger und lauter gelacht hatte, als heut zu Tage und ſelbſt zu jener Zeit unter ſolchen Umſtänden ziemlich war, antwortete er in demſelben Ton, er verzichte auf die Ehre der Geſellſchaft der Königin, würde ſich aber freuen, an ihrer Stelle die älteſte Tochter des Königs empfangen zu dürfen, die ihrer Schönheit wegen weit und breit berühmt war.

„Es macht mich glücklich, edler Vetter,“ ſagte der König mit ſeinem gewöhnlichen zweideutigen Lächeln, „daß Ihr Euch nicht für meine jüngere Tochter Joan beſtimmt habt, ſonſt hätte es leicht zwiſchen Euch und meinem Vetter von Orleans zu einem Lanzenbrechen kommen können und bei einem ſchlimmen Ausgang hätte ich jedenfalls einen gütigen Freund und geliebten Vetter verloren.“

„Nein, nein, mein königlicher Gebieter,“ erwiderte der Herzog Karl, „ich werde dem Herzog von Orleans nicht auf dem Weg entgegentreten, den er par amours gewählt hat. Soll ich meine Lanze gegen Orleans einlegen, ſo muß es in einer ſchöneren und geraderen Sache geſchehen.“

Dieſe einigermaßen brutale Anſpielung auf die perſönliche Mißgeſtalt der Prinzeſſin Joan wurde von Ludwig keineswegs übel aufgenommen. Im Gegentheil war er mit der Entdeckung zufrieden, daß der Herzog Gefallen an ſolch derben Späßen fand, in welchem er, Ludwig ſelbſt, Großes leiſtete und die ihm in dieſem Falle manche ſentimentale Heuchelei erſparte.

Er ſetzte das Geſpräch demgemäß ſogleich in ſolchem Tone fort, daß es Karl nicht ſchwierig fiel, den freundlichen Wirth gegen ſeinen ſcherzhaften Gaſt zu ſpielen, ſo unmöglich es ihm auch geweſen wäre, den liebreichen, verſöhnlichen Freund gegen den Monarchen vorzuſtellen, der ihm ſo oft üble Streiche geſpielt hatte, und deſſen Aufrichtigkeit jetzt ſehr zu bezweifeln war.

Der Mangel freundſchaftlicher Gefühle zwiſchen den Beiden wurde alſo durch den Ton guter Kameradſchaft erſetzt, — ein Ton, der dem Herzog durch den natürlichen Freimuth, beſſer geſagt, durch die Rohheit ſeines Charakters wie angeboren war, während Ludwig, welcher die Fähigkeit beſaß, ſich in jede Stimmung des geſelligen Verkehrs zu fügen, ſich leicht auch in dieſe neue Rolle ſchickte.

Auf dieſem guten Fuß verblieben beide Fürſten während des Bankets im Stadthauſe zu Peronne und ſie beſprachen ſich gewiſſermaßen wie auf neutralem Grund und Boden, was den Herzog von Burgund in jenem Gleichmuth erhielt, welcher Ludwig für ſeine Sicherheit nothwendig ſchien.

Dennoch beunruhigte den König die Bemerkung, daß der Herzog mehrere jener franzöſiſchen Edelleute von hohem Rang in ſeiner Umgebung hatte, welche durch ſeine, Ludwigs, Strenge und Ungerechtigkeit in die Verbannung getrieben worden waren, und nur um ſich der möglichen Wirkung ihres Grolles und ihrer Rache zu entziehen hatte er, wie oben erwähnt, darum nachgeſucht, lieber in das Schloß oder die Citadelle von Peronne, als in die Stadt ſelbſt einquartiert zu werden.

Dieſen Wunſch erfüllte der Herzog mit jenem grimmigen Lächeln, von dem ſich nicht ſagen ließ, ob es für den betreffenden Theil Gutes oder Böſes verkünde.

Als der König jedoch mit äußerſter Zartheit und in einer Weiſe, welche ſeiner Meinung nach am beſten geeignet war, jeden Argwohn einzuſchläfern, fragte, ob nicht die ſchottiſchen Bogenſchützen ſeiner Leibgarde während ſeiner Anweſenheit im Schloß zu Peronne dort die Wache übernehmen könnten, anſtatt an dem Stadtthor, wohin der Herzog ſie gewieſen hatte, erwiderte Karl mit der gewohnten Rauhheit und Schroffheit ſeines Weſens, die durch ſeine Gewohnheit noch beunruhigender gemacht wurden, daß er während des Sprechens entweder ſeinen Schnurbart aufdrehte oder mit der Hand an den Griff ſeines Schwertes oder Dolches fuhr, welch letzteren er häufig einen Zoll breit zu ziehen pflegte:

„Beim heiligen Martin, nein, mein Lehensherr! Ihr befindet Euch in der Stadt und im Lager Eures Vaſallen — ſo nennt man mich aus Ehrfurcht gegen Ew. Majeſtät — mein Schloß und meine Stadt ſind Euer und meine Leute auch. Darum iſt es ganz gleich, ob meine Soldaten oder Eure ſchottiſchen Bogenſchützen hier die Wache halten. — Nein, beim heiligen Georg! Peronne iſt eine jungfräuliche Feſtung — ſie ſoll ihren Ruf nicht durch meine Schuld verlieren. Ihr wißt, mein königlicher Vetter, man muß Mädchen ſtreng bewachen, wenn man für ihren guten Namen beſorgt iſt!“

„Gewiß, edler Vetter, und ich ſtimme vollkommen mit Euch überein,“ ſagte der König. „Denn in der That liegt mir der Ruf dieſer guten Stadt vielleicht mehr am Herzen, wie Euch. — Ihr wißt wol, edler Vetter, daß Peronne zu jenen Städten an der Somme gehört, welche Eurem Vater ſeligen Angedenkens verpfändet wurden und die mit Geld wieder ausgelöſt werden können, und, um die Wahrheit zu ſagen, komme ich jetzt, wie es einem ehrlichen Schuldner geziemt, hierher, um alle meine Schulden zu tilgen. — Zu dieſem Zweck brachte ich auch einige Maulthiere mit Silber beladen eigens für dieſe Einlöſung mit mir — es ſind der Silberſtücke genug, Euch und Euren ganzen fürſtlichen Haushalt mindeſtens drei Jahre lang zu erhalten.“

„Ich werde keinen Pfennig davon annehmen,“ ſagte der Herzog, den Schnurbart drehend. „Der Tag der Einlöſung iſt längſt vorbei, mein königlicher Vetter, und man hatte nie den ernſten Willen, dieſes Recht zur Ausübung zu bringen. Der Erwerb dieſer Städte iſt die einzige Belohnung, die mein Vater jemals von Frankreich dafür erhielt, daß er in einer glücklichen Stunde für Eure Familie den Mord meines Großvaters vergeſſen wollte und ſein Bündniß mit England löſte, um jenes mit Eurem Vater zu ſchließen. Und beim heiligen Georg, hätte er anders gehandelt, ſo würde Eure königliche Familie nicht nur dieſe Städte an der Somme, ſondern auch wol diejenigen jenſeits der Loire verloren haben. Nein — keinen einzigen Stein dieſer Städte will ich wieder herausgeben und bekäme ich jeden mit Gold aufgewogen. Ich danke Gott und der Weisheit und Tapferkeit meiner Ahnen, daß die Einkünfte Burgunds, obwol es nur ein Herzogthum iſt, für meinen Haushalt genügen, wenn auch ein König mein Gaſt iſt."

„Wolan, edler Vetter," antwortete der König in derſelben friedlichen, ſanften Weiſe wie zuvor, ohne ſich durch den lauten Ton und die heftigen Geberden des Herzogs ſtören zu laſſen. „Ich ſehe, Ihr ſeid Frankreich ein ſo guter Freund, daß Ihr Euch von nichts trennen wollt, was ihm angehört. Wir werden aber in dieſer Angelegenheit ſpäter Rath pflegen und bedürfen dann gewiß eines Vermittlers — was ſagt Ihr zu Saint Paul?"

„Weder Euer Paul, noch ein Peter, noch ſonſt ein Heiliger des Kalenders ſoll mich dazu bewegen, Peronne aufzugeben," erwiderte der Herzog von Burgund.

„Ihr habt mich mißverſtanden," ſagte der König lächelnd. „Ich meine nicht den heiligen Paul, ſondern Ludwig von Luxemburg, unſern getreuen Connetabel, den Grafen von Saint Paul. — Ha, bei der heiligen Frau von Embrun! wir bedürfen ſeines Kopfes bei unſerer Berathung. Er iſt in der That der beſte Kopf Frankreichs und der nützlichſte, um zwiſchen uns die vollkommenſte Harmonie herzuſtellen."

„Beim heiligen Georg von Burgund!" rief der Herzog aus. „Es muß mich wundern, daß Ew. Majeſtät ſo von einem Mann ſprechen, der ſich ſowol gegen Burgund, als gegen Frankreich falſch und meineidig erwies, — von einem Mann, der ſich ſtets bemühte, unſere häufigen Zwiſtigkeiten zu offenem Kampf zu entflammen, und das, indem er ſich ſtets die Miene und das Anſehen eines Vermittlers gab. Aber ich ſchwöre es bei dieſem Orden an meiner Bruſt, ſeine Sümpfe ſollen nicht lange mehr einen ſicheren Zufluchtsort für ihn bleiben.“

„Seid nicht ſo heftig, Vetter,“ ſagte der König lächelnd und mit leiſer Stimme. „Wenn ich den Wunſch nach des Connetables Kopf ausdrückte, als Mittel, unſere kleinen Streitigkeiten zu ſchlichten, ſo verlangte ich keineswegs auch nach ſeinem Körper, der meinetwegen ruhig in Saint-Quentin bleiben kann.“

„Hoho, ich verſtehe Eure Abſicht, mein königlicher Vetter,“ ſagte Karl mit demſelben mißtönenden Lachen, das früher durch die rauhen Scherze des Königs hervorgerufen worden war. „Und ich will es zugeſtehen, in dieſem Sinne könnte der Kopf des Connetabel wirklich Nutzen ſtiften.“

Dieſe und andere Geſpräche, in welche der König ernſte Andeutungen und wichtige Geſchäfte mit Scherz und Heiterkeit mengte, folgten ſich nicht unmittelbar aufeinander, ſondern ereigneten ſich bei dem Banket im Stadthaus — bei einem nachfolgenden Zuſammenſein in den Privatgemächern des Herzogs — kurz, bei ſolchen Gelegenheiten, wo das Einflechten eines zarten Gegenſtandes ſich auf leichte und natürliche Weiſe bewerkſtelligen ließ.

Und wahrlich, ſo voreilig ſich auch Ludwig in eine Gefahr begeben hatte, die durch das leidenſchaftliche Temperament des Herzogs, durch die gegenſeitigen erbitterten Gefühle der beiden Großen noch drohender gemacht wurde, ſo verſtand es doch kein Lootſe an unbekannter Küſte ſich mit mehr Geſchicklichkeit und Vorſicht weiter zu bewegen.

Er unterſuchte die Tiefen und Untiefen im Gemüth und Charakter ſeines Nebenbuhlers mit der äußerſten Geſchicklichkeit und zeigte weder Zweifel noch Furcht, als der Erfolg ſeiner Experimente ihn weit mehr verborgene Klippen und gefährliche Sandbänke entdecken ließ, als ſicheren Ankergrund.

Endlich ſchloß dieſer Tag, welcher für Ludwig durch die fortwährende Anſpannung ſeiner Wachſamkeit, Vorſicht und Aufmerkſamkeit ein höchſt ermüdender geweſen ſein mußte, ſo wie er ſich für den Herzog als ein Tag ſchlimmen Zwanges erwies, da er ſeinem heftigen Temperament Zügel anlegen mußte.

Kaum hatte Karl ſich in ſeine Gemächer zurückgezogen, ſo ließ er den Leidenſchaften, die er ſo lange unterdrückt hatte, freien Lauf und mancher Fluch und manche Verwünſchung fiel dieſen Abend, wie ſein Spaßmacher Glorieux ſagte „auf Köpfe, für die ſie nicht gemünzt waren.“

Die Scherze des Narren beruhigten die zornige Laune des Herzogs allmählich. Er lachte laut, warf ihm ein Geldſtück zu und ließ ſich ruhig auskleiden, worauf er einen großen Becher würzigen Glühweins trank, ſich zu Bett legte und in tiefen Schlummer ſank.

Das Couchée des Königs verdient mehr Beachtung, als jenes des Herzogs. Denn der heftige Ausdruck erbitterter, toller Leidenſchaft, welche mehr dem rohen, als dem intelligenten Theil unſerer Natur angehört, intereſſirt uns wenig im Vergleich zu der ſtillen Arbeit eines kräftigen außergewöhnlichen Geiſtes.

Die Kammerherrn des Herzogs von Burgund begleiteten Ludwig nach den Gemächern, welche er ſich im Schloß oder der Citadelle von Peronne gewählt hatte, und als er vor der Zugbrücke vom Pferde ſtieg, blickte er die Schildwachen an und ſagte zu Comines, welcher mit andern burgundiſchen Edelleuten ihn begleitete:

„Sie tragen Andreaskreuze, aber nicht diejenigen meiner ſchottiſchen Bogenſchützen.“

„Ew. Majeſtät werden ſie eben ſo bereit finden, für Euch zu ſterben, Sire,“ ſagte der Burgunder, deſſen ſcharfes Ohr in der Stimme des Königs eine Empfindung entdeckt hatte, welche Ludwig ohne Zweifel lieber geheim gehalten haben würde. „Sie tragen die Andreaskreuze an den Ketten des goldenen Vließes.“

„Ich kenne dieſen Orden wol,“ ſagte Ludwig, die Kette berührend, welche er ſelbſt trug. „Iſt er doch ein Band der Brüderſchaft zwiſchen meinem gütigen Bruder von Burgund und mir ſelbſt. Ja, wir ſind Brüder in der Ritterſchaft, ſo wie in religiöſer Beziehung, Vettern durch Geburt, Freunde durch das Band guter Nachbarſchaft und gegenſeitiger Anhänglichkeit. — Nicht weiter als hier in dieſen Hof, meine edlen Herren und Lords. Ich kann nicht geſtatten, daß ihr mich noch weiter begleitet; Ihr habt mir Ehre genug erwieſen!“

„Der Herzog beauftragte uns, Ew. Majeſtät bis an Eure Gemächer zu geleiten,“ ſagte Hymbertcourt, „und wir hoffen, Ew. Majeſtät wollen uns erlauben, den Befehlen unſeres Gebieters gehorſam zu ſein.“

„In dieſer kleinen Sache,“ ſagte der König, „gebt ihr es gewiß zu, daß mein Befehl mehr Kraft hat, als der ſeinige, ſogar gegen euch, ſeine Lehensunterthanen. — Ich fühle mich etwas unwohl, ihr Herren — etwas ermüdet. Auch große Freude bringt Abſpannung hervor, ſo wie großer Schmerz. Ich hoffe mich morgen eurer Geſellſchaft beſſer erfreuen zu können — und auch der Eurigen, Signor Philipp von Comines — man nennt Euch den Chronikſchreiber unſerer Zeit — ſo müſſen wir, da wir der Geſchichte angehören, ein freundliches Wort für Euch haben. Denn man ſagt, Eure Feder ſei ſpitz und ſcharf, wenn es Euch gefällt. — Gute Nacht, ihr Edlen, gute Nacht, euch Allen!“

Die Großen von Burgund zogen ſich erfreut über die Liebenswürdigkeit des Königs zurück, welcher nur mit einigen ſeiner eigenen Untergebenen zurückblieb.

Als er unter dem Bogenweg ſtand und den rieſigen Thurm anſah, der das Hauptverließ des Palaſtes bildete, ergriff ihn ein leichter Schauer.

Dieſer große, dunkle, maſſive Bau glänzte in demſelben Mondenlicht, welches Quentin Durward's Weg zwiſchen Charleroi und Peronne beleuchtete.

Der Thurm glich ſeiner Form und Bauart nach auf auffallende Weiſe dem weißen Thurm der Citadelle von London. Seine Mauern waren von ſtaunenswerther Dicke, die mit Eiſenſtangen vergitterten Fenſter ſehr klein, und das Ganze bot in der That einen unheimlichen Anblick dar.

„Dort wohne ich nicht?“ ſagte der König mit einem Schauder.

„Nein,“ erwiderte der grauköpfige Seneſchall. „Gott verhüte es! — Ew. Majeſtät Gemächer liegen in jenen anſtoßenden, niedrigen Gebäuden, worin der König Johann zwei Nächte vor der Schlacht von Poictiers zubrachte.“

„Hm — auch das iſt keine glückliche Vorbedeutung,“ murmelte Ludwig vor ſich hin. „Aber was iſt es mit dem Thurm, mein alter Freund, und warum ruft Ihr den Himmel an, ich möchte dort nicht einquartiert ſein?“

„Mein gnädiger Gebieter,“ ſagte der Seneſchall, „ich weiß nichts Böſes von dieſem Thurm zu ſagen, nur wollen die Schildwachen zuweilen Lichter dort ſehen und ſeltſames Geräuſch wahrnehmen. Und wahrlich, man weiß Urſache genug zu ſolch unheimlichem Spuk, da der Thurm in alter Zeit als Staatsgefängniß diente, und man ſich Schreckensgeſchichten von den geheimen Vorgängen daſelbſt erzählt.“

Ludwig ſtellte keine weiteren Fragen, denn kein Menſch hatte mehr Urſache, die Geheimniſſe eines Gefängniſſes zu achten. An der Thür der für ihn beſtimmten Gemächer, die, wenn auch von neuerem Datum, als der Thurm, doch noch ſehr alt und düſter waren, ſtand ein kleiner Trupp der ſchottiſchen Gardiſten, welche der Herzog Karl (obwol er Ludwig die diesbezügliche Bitte abgeſchlagen hatte) in die Nähe der königlichen Perſon poſtirt hatte. An ihrer Spitze ſtand der treue Lord Crawford.

„Crawford! — Mein treuer, ehrlicher Crawford!“ rief der König aus. „Wo warſt Du heute? Sind die Edlen von Burgund ſo ungaſtlich, um einen der tapferſten und edelſten Herren zu vernachläſſigen, der je einen Hof zierte? — Ich ſah Dich nicht beim Banket.“

„Ich lehnte dieſe Ehre ab, mein Lehensherr,“ erwiderte Crawford. „Die Zeiten haben ſich bei mir geändert. Es gab einen Tag, wo ich mit dem beſten Mann von Burgund zechen konnte — jetzt aber macht ein Becher Wein mir ſchon Kopfſchmerz und ſo gehe ich ihm beſſer aus dem Wege.“

„Du biſt immer klug und vorſichtig,“ ſagte der König. „Aber gewiß haſt Du wenig Mühe, wo Du nur dieſe Handvoll Leute zu befehligen haſt?“

„Habe ich nur wenig Leute unter meinem Befehl,“ entgegnete Crawford, „ſo iſt es doch nothwendig, dieſe Burſche in Zucht und Ordnung zu halten, und ob dieſer Aufenthalt hier mit einem Zechgelag oder einem Kampf endigt, das wiſſen Gott und Ew. Majeſtät beſſer, als der alte Johann von Crawford.“

„Ihr beſorgt doch keine Gefahr?“ fragte der König ſchnell.

„Nein, ich nicht,“ antwortete Crawford, „ich wollte, es wäre ſo — denn wie der alte Graf von Douglas zu ſagen pflegte, eine Gefahr, die man fürchtet, kann man meiſt auch umgehen. — Darf ich Ew. Majeſtät um die Parole für dieſe Nacht bitten?“

„Sie ſei Burgund, zu Ehren unſeres Wirthes und eines Weines, den Ihr liebt, Crawford!“

„Ich will weder gegen einen Herzog, noch gegen einen Trunk ſprechen, der dieſen Namen führt,“ ſagte Crawford, „ſofern beide unverfälſcht ſind. — Gute Nacht, Majeſtät!“

„Gute Nacht, mein treuer Schotte,“ ſagte der König in ſeine Gemächer gehend.

An der Thür ſeines Schlafgemaches hielt der Balafré die Wache.

„Folgt mir!“ ſagte der König an ihm vorbeigehend.

Als die Beiden die Thür hinter ſich geſchloſſen hatten, nahm der König das Wort.

„Habt Ihr etwas von dieſem wandernden Paladin, von Eurem Neffen gehört? Uns iſt er ganz verloren gegangen, ſeitdem er uns als die erſten Früchte ſeines Ritterthumes zwei Gefangene nach Hauſe ſchickte.“

„Ich habe davon gehört, Majeſtät,“ ſagte der Balafré, „und handelte er im Unrecht, ſo war es keineswegs auf meine Veranlaſſung oder mein Beiſpiel hin, denn niemals war ich kühn und dreiſt genug, einen Prinzen von Ew. Majeſtät berühmtem Haus in den Staub zu werfen. Weiß ich doch beſſer, was mir und meinem Rang geziemt, und —“

„Verſchwendet keine weiteren Worte darüber,“ fiel der König ihm in die Rede. „Euer Neffe that in dieſer Sache ſeine Pflicht.“

„Und darin,“ meinte der Balafré, „darin befolgte er meinen Rath. „„Quentin,““ ſagte ich zu ihm, „„was ſich auch ereignen möge, bedenke es, daß du der ſchottiſchen

Leibgarde angehörſt und erfülle ſtets getreulich deine Pflicht gegen Se. Majeſtät!““

„Ich zweifle nicht, daß er einen ausgezeichneten Lehrer an dir beſitzt,“ ſagte Ludwig. „Jetzt aber möchte ich eine Antwort auf meine erſte Frage. — Haſt du Nachricht von deinem Neffen?“

„Gewiß, Ew. Majeſtät,“ antwortete der Balafré. „Sein Reitknecht Charlot iſt heute hier angekommen. Mein Neffe ſchickte ihn von Lüttich ab, oder von einem Schloß des Biſchofs in der Nähe der Stadt, wo er die Damen von Croye ſicher einquartiert hat.“

„Unſere heilige Frau im Himmel ſei dafür geprieſen! — Aber biſt du deſſen auch ſicher?“

„Ganz ſicher,“ erwiderte der Balafré. „Der Reitknecht, glaube ich, hat auch Briefe an Ew. Majeſtät von jenen Damen.“

„Eilt, ſie mir zu bringen,“ befahl der König. „Tritt deine Hakenbüchſe an Oliver oder einen der andern Burſchen ab. — O, die heilige Frau von Embrun ſei geprieſen! Ihr Hochaltar ſoll ein ſilbernes Kreuz erhalten!“

Der König nahm den mit vielen Heiligenbildern geſchmückten Hut ab, legte ihn auf den Tiſch und kniete nieder, um das Gelöbniß feierlich zu bekräftigen.

Bald darauf erſchien der Reitknecht mit den Briefen. Sie waren von den Damen von Croye an den König gerichtet, welche ihm in ſehr kühlen Ausdrücken für die ihnen an ſeinem Hofe erwieſene Höflichkeit dankten; etwas wärmer aber für die Erlaubniß, ſich aus ſeinem Reich entfernen zu dürfen. — Ludwig lachte herzlich darüber, anſtatt ſich beleidigt zu fühlen. Hierauf fragte er Charlot mit ſichtlicher Theilnahme, ob die Damen unterwegs keine Beunruhigung, keinen Angriff zu erdulden gehabt hätten. Charlot, den Durward wegen ſeiner Dummheit zu dieſer Botſchaft auserwählt hatte, ſtattete einen ſehr verwirrten Bericht über den Kampf ab, in dem ſein Kamerad, der Gascogner, getödtet worden war, wußte aber von nichts weiter zu berichten.

Ludwig fragte ihn auch genau nach dem Weg, welchen die Damen eingeſchlagen hatten, und es intereſſirte ihn offenbar ganz beſonders zu erfahren, daß ſie auf dem rechten Ufer der Maas und nicht auf dem linken gereiſt waren, wie er es ihnen anempfohlen hatte.

Nachdem der König dem Mann ein kleines Geldgeſchenk gegeben hatte, entließ er ihn in einer Weiſe, als wäre er höchſt erfreut über das Vernommene und nur um die Sicherheit der Damen von Croye beſorgt.

Er ſeufzte wie Einer, deſſen Bruſt von einer ſchweren Laſt befreit wird, murmelte ſeine frommen Dankſagungen mit der Miene tiefſter Andacht, ſchlug die Augen zum Himmel empor — und beeilte ſich, neue und ſicherere Pläne des Ehrgeizes zu entwerfen.

In ſolcher Abſicht ließ er ſeinen Sterndeuter Martius Galeotti zu ſich beſcheiden, der ſich bald darauf mit ſeiner gewöhnlichen würdevollen Miene einſtellte, obwol er unſicher ſchien, wie der König ihn wol empfangen möge.

Aber dieſer Empfang war ein günſtiger, ja, ein wärmerer, als ihm ſonſt zu Theil zu werden pflegte. Ludwig nannte ihn ſeinen Freund, ſeinen Vater in den Wiſſenſchaften, und ſchloß damit, ihm einen Ring von bedeutendem Werth an den Finger zu ſtecken. Galeotti, der nicht wußte, welche Umſtände ihn ſo ſehr in der Meinung Ludwigs ſteigen ließen, verſtand ſeinen Beruf zu gut, um dieſe Unwiſſenheit zu verrathen. Er nahm Ludwigs Lobſprüche mit ernſter Beſcheidenheit auf, dieſe Lobſprüche, welche, wie er vorgab, nur der edlen Wiſſenſchaft gelten konnten, die er ausübte, einer Wiſſenſchaft, die um ſo mehr Bewunderung verdiente, als ſie durch ein ſo ſchwaches Werkzeug, wie er ſei, Wunder zu wirken wiſſe.

Nach einer Stunde ſagten der König und er ſich höchſt befriedigt gute Nacht.

Endlich allein geblieben, warf Ludwig ſich in einen Stuhl. Oliver erſchien, um ihn zu entkleiden.

Der König, offenbar aufs Aeußerſte erſchöpft, war ganz gegen ſeine Gewohnheit ſo ſtill und gleichgiltig, daß ſein Diener ihn ängſtlich betrachtete. Der ſchlimmſte Charakter ſcheint noch einen guten Zug in ſich zu haben — die Räuber empfinden Anhänglichkeit an ihren Hauptmann, und es kommt zuweilen vor, daß ein bevorzugter Günſtling einen

Schimmer wirklicher Zuneigung für den Monarchen hegt, dem er ſeine Größe verdankt.

Oliver der Teufel oder der Böſe, oder wie ſeine Feinde ihn ſonſt noch nennen mochten, war keineswegs ſo ſehr mit Satan identificirt, um nicht etwas Dankbarkeit gegen ſeinen Gebieter zu empfinden, und ihn in dieſer eigenthümlichen Lage, wo ſein Schickſal in einer ernſten Kriſis zu ſtehen ſchien, nicht voll Theilnahme zu beobachten.

Nachdem er dem König ſchweigend die gewohnten Dienſte erwieſen hatte, ſagte er endlich mit der Freiheit, welche die Nachſicht ſeines Herrſchers ihn öfters annehmen ließ:

„Tête-dieu, Majeſtät, Ihr ſeht aus, als hättet Ihr eine Schlacht verloren, und doch habe ich Ew. Majeſtät nie das Feld ſo tapfer behaupten ſehen wie heute.“

„Das Feld?“ ſagte König Ludwig aufblickend in ſeiner gewohnten ſatyriſchen Art und Weiſe. „Pasques-dieu! mein Freund Oliver, ſage lieber die Arena eines Stiergefechtes, denn nie gab es ein verblendeteres, eigenſinnigeres, unbändigeres Thier, als unſern Vetter von Burgund, ausgenommen jene ſpaniſchen Stiere. — Nun, es iſt vorbei — ich hielt ihm wacker Stand. Freue dich aber mit mir, Oliver, daß meine Pläne in Flandern nicht gelungen ſind, weder jene mit den Gräfinnen von Croye, noch die zu Lüttich. — Verſtehſt du mich?“

„Bei Gott, das thue ich nicht, Sire,“ erwiderte Oliver. „Unmöglich kann ich Ew. Majeſtät Glück wünſchen zu dem Fehlſchlagen Eurer Lieblingspläne — es ſei denn, Ihr ſagt mir die Urſache, warum Eure Wünſche und Anſichten ſich geändert haben.“

„Nicht doch, ſie haben ſich im Allgemeinen nicht geändert. Aber, Pasques-dieu! mein Freund, ich lernte am heutigen Tage den Herzog Karl beſſer kennen, als je zuvor. Zur Zeit des alten Herzogs Philipp und des aus Frankreich verbannten Dauphins — er war damals noch Graf von Charalois — tranken wir mit einander, jagten und zechten und beſtanden manches wilde Abenteuer. In jenen Tagen hatte ich entſchieden den Vortheil über ihn — den Vortheil, den ein ſtarker Geiſt naturgemäß über den ſchwächeren erringt. Seither aber hat er ſich geändert —

er iſt ein halsſtarriger, waghalſiger, anmaßender, zankſüchtiger Dogmatiker geworden, welcher das innigſte Verlangen trägt, die Dinge auf die Spitze zu treiben, weil er ſich einbildet, das Wild in der Hand zu haben. Ich mußte jedem gefährlichen Thema ſo heikel aus dem Weg gehen, als berührte ich glühendes Eiſen. Ich deutete nur auf die Möglichkeit hin, dieſe fahrenden Gräfinnen von Croye könnten, bevor ſie Lüttich erreichten, irgend einem Grenzräuber in die Hände fallen, und Pasques-dieu! machte er nicht ein Aufhebens, als hätte ich eine Gottesläſterung geſprochen. Ich brauche dir nicht zu wiederholen, was er ſagte, aber glaube mir, ich würde wenig für die Sicherheit meines Kopfes gegeben haben, wenn in dieſem Augenblick die Nachricht gekommen wäre, dein Freund Wilhelm mit dem Bart habe jenen Handſtreich gewagt und erfolgreich durchgeführt und ſtehe nun im Begriff, deinen Plan, ſich durch eine Heirath emporzuhelfen, in Ausführung zu bringen."

„Er iſt nicht mein Freund, wenn es Ew. Majeſtät beliebt," ſagte Oliver. „Wir haben es hier weder mit meinem Freund, noch mit meinen Plänen zu thun."

„Es iſt wahr, Oliver," ſagte der König, „dein Plan war nicht, dieſen Bräutigam zu verheirathen, ſondern ihn ganz aus der Welt zu ſchaffen. Aber du wünſchteſt jener Dame einen eben ſo ſchlechten, als du auf dich ſelbſt hinwieſeſt. Doch Oliver, glücklich iſt derjenige, der ſie nicht beſitzt, denn „hängen und viertheilen" waren die zarteſten Ausdrücke, welche mein edler Vetter gegen denjenigen gebrauchte, welcher die junge Gräfin, ſeine Vaſallin, ohne ſeine herzogliche Einwilligung heirathen würde."

„Und ein Aufſtand in der guten Stadt Lüttich würde ihn wol eben ſo erzürnen?" fragte der Günſtling.

„Gewiß eben ſo, oder noch mehr," erwiderte der König, „wie dein ſchlauer Kopf dir ſagen kann. Aber ſeit ich den Beſchluß faßte, hierher zu kommen, ſchickte ich Boten nach Lüttich, um dort für den Augenblick jede aufſtändiſche Bewegung zu unterdrücken, und meine ſonſt ſo geſchäftigen und emſigen Freunde, Rouslaer und Pavillon, haben die ſtrengſten Befehle, ſich ruhig zu verhalten, wie die Mäuſe, bis dieſe glückliche Begegnung zwiſchen mir und meinem edlen Vetter vorbei iſt.“

„Nach Ew. Majeſtät Worten zu urtheilen,“ ſagte Oliver in trockenem Tone, „iſt der günſtigſte Ausgang, der ſich von dieſer Begegnung erwarten läßt, der, daß Eure Lage dadurch nicht verſchlimmert wird. Es erinnert mich dies an den Kranich, der ſeinen Kopf in den Hals des Fuchſes ſteckte und ſich dann damit begnügte, demſelben für die Güte zu danken, ihm den Kopf nicht abgebiſſen zu haben. Und doch ſchienen Ew. Majeſtät eben voll Dankbarkeit gegen Euren weiſen Philoſophen, der Euch in dieſem hoffnungsvollen Spiel beſtärkte.“

„Man darf an keinem Spiel verzweifeln,“ erwiderte der König ungeduldig, „und ich habe nicht Urſache zu glauben, daß meine Sache gar ſo troſtlos ſteht, wie du es meinſt. Im Gegentheil, ereignet ſich nichts, um die Wuth dieſes rachſüchtigen Narren aufzuſtacheln, ſo bin ich meines Sieges gewiß, und wahrlich, ich ſchulde dem Rathgeber Dank, der mich veranlaßte, zu dem Begleiter der Damen von Croye einen Jüngling zu erwählen, deſſen Horoſkop ſo ſehr mit dem meinigen übereinſtimmt, daß er mich ſogar dadurch aus drohender Gefahr rettete, daß er meinen Befehlen ungehorſam war und jenen Weg einſchlug, wodurch Wilhelm von der Marck's Hinterhalt umgangen wurde.“

Oliver ſchüttelte unzufrieden den Kopf und ſagte dann:

„Ew. Majeſtät finden gewiß genug Agenten, welche gerne damit einverſtanden ſind, Euch dadurch Dienſte zu erweiſen, daß ſie ihrem eigenen Kopf folgen.“

„Nicht doch, Oliver,“ ſagte Ludwig. „Der lateiniſche Dichter ſagt: Vota, diis exaudita malignis, das heißt: Wünſche, welche die Heiligen in ihrem Zorn zur Strafe erfüllen, und eine ſolche Strafe wäre es für mich geweſen, hätte Wilhelm von der Marck unter den jetzigen Verhältniſſen und ſo lange ich mich in der Macht dieſes Herzogs befinde, ſein Spiel gewonnen. — Meine eigene Kunſt, ſo wie die meines Wahrſagers Galeotti haben mich dies vorausſehen laſſen — das heißt, ich wußte nichts von dem Mißlingen jenes Hinterhaltes, ſah jedoch mit Sicherheit vorher, daß das Unternehmen jenes Bogenſchützen glücklich für mich enden würde. — Und glücklich war ſein Erfolg, wenn auch in einer andern Weiſe, als in der von mir erwarteten. Denn die Sterne verkünden uns wol den Erfolg im Allgemeinen vorher, ſchweigen aber ſtets über die Mittel, durch welche dieſer Erfolg zu erreichen iſt, und die oft dem ganz entgegenlaufen, was wir erwarteten oder auch wünſchten. — Doch was ſpreche ich von ſolchen Geheimniſſen mit dir, Oliver; biſt du doch inſoweit noch ſchlimmer, als dein Namensvetter, der Teufel ſelbſt, denn er glaubt und zittert, du aber biſt ein Ungläubiger ſowol im Punkte der Religion, als in der Wiſſenſchaft, und wirſt es bleiben, bis dein Schickſal ſich erfüllt, welches, wie ich ſowol in deinen Zügen, als in deinem Horoſkop leſen kann, dich an den Galgen führen wird."

„Und ſollte dem ſo ſein," ſagte Oliver in ergebungsvollem Tone, „ſo geſchieht es jedenfalls nur, weil ich ein zu dankbarer, treuergebener Diener bin, um mich zu weigern, die Befehle meines Gebieters zu erfüllen."

Ludwig brach in ſein gewöhnliches ſardoniſches Lächeln aus.

„Du haſt deine Lanze tapfer gegen mich gebrochen, und bei der heiligen Frau! du biſt im Recht, denn ich reizte dich dazu. Doch bitte, ſage mir ernſthaft, kannſt du in dem Verhalten dieſer Leute gegen uns irgend etwas entdecken, was auf Untreue oder Verrath hindeutet?"

„Mein Lehensherr," erwiderte Oliver, „Ihr und Euer gelehrter Philoſoph blickt zu den Sternen auf, um Euer Schickſal zu erfahren — ich, nur ein armſeliger Erdenwurm, lenke mein Auge aber auf die Dinge, welche mit meinem Beruf zuſammenfallen, und wahrlich mir däucht, ich ſähe genug Nachläſſigkeit — einen gewiſſen Mangel an der eifrigen Aufmerkſamkeit gegen Ew. Majeſtät, welche man einem willkommenen Gaſt von ſo weit höherem Rang zu beweiſen pflegt. — Heute Abend ſchützte der Herzog Müdigkeit vor und begleitete Ew. Majeſtät blos bis an die Straße, es dann ſeinen Hausbeamten überlaſſend, Euch in Eure Gemächer zu führen. Dieſe Gemächer ſelbſt ſind in aller Eile und ganz nachläſſig ausgeſtattet — das Behänge hält kaum feſt — und an dieſer einen Stelle könnt Ihr bemerken, daß die Figuren auf ihrem Kopf ſtehen, während die Wurzeln der Bäume nach dem Himmel zu wachſen."

„Unſinn, es iſt das Alles Zufall, oder die Wirkung der übergroßen Eile," ſagte der König, „wann hätte ich mich je um ſolche Kleinigkeiten bekümmert?"

„Nicht die Kleinigkeiten ſelbſt verdienen unſere Aufmerkſamkeit," entgegnete Oliver, „ſondern der Umſtand, daß ſie auch einen Maßſtab für den Grad der Achtung geben, welchen der Herzog, der Meinung ſeiner Beamten nach, für Eure Majeſtät empfindet. Glaubt mir, wäre ſein Verlangen, ſein Eifer, Euch mit Auszeichnung zu empfangen, aufrichtig geäußert worden, Ihr würdet überall nur die gewiſſenhafteſte Genauigkeit und Aufmerkſamkeit gefunden haben. Der Eifer ſeiner Leute hätte dann in Minuten die Einrichtung vollendet. — Und waren die Geräthſchaften auf Ew. Majeſtät Toilettentiſch," fügte er hinzu, indem er auf das Waſchbecken und den Waſſerkrug zeigte, „ſchon jemals von geringerem Metall, als von Silber?"

„Nun," erwiderte der König mit gezwungenem Lächeln, „dieſe letzte Bemerkung, die dein eigenes Amt betrifft, kann nicht beſtritten werden. — Es iſt wahr, als ich noch als ein Verbannter im Exil hier weilte, wurde ich auf Befehl dieſes ſelben Karl, dem Silber für den Dauphin von Frankreich zu ſchlecht war, auf goldenem Geſchirr bedient — jetzt aber ſcheint ihm ſelbſt Silber zu gut für den König von Frankreich. — Wolan, Oliver, wir wollen uns zu Bett begeben. — Ich habe dieſen Entſchluß gefaßt und auszuführen begonnen; nun bleibt mir nichts mehr übrig, als das begonnene Spiel würdig und männlich zu Ende zu führen. Es iſt mir wohlbekannt, daß mein Vetter von Burgund wie jeder raſende Stier die Augen ſchließt, bevor er den Angriff unternimmt. Ich muß alſo nur dieſen Augenblick abwarten, wie ein Matador, den ich in Burgos ſah, — und ſein Ungeſtüm liefert ihn mir ſelbſt in die Hände."

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Der Ausbruch.

Das vorhergehende Kapitel war in Uebereinſtimmung mit ſeiner Ueberſchrift zu einer Art Rückblick beſtimmt, der den Leſer fähig macht, ſich deutlich vorzuſtellen, auf welchem Fuß der König von Frankreich und der Herzog von Burgund mit einander ſtanden, als der Erſte, theils durch ſeinen Glauben an die Sternenkunde, welche einem ſolchen Schritt das günſtigſte Ende verkündigte, theils auch durch die bewußte Ueberlegenheit ſeiner Geiſteskraft über diejenige ſeines Vetters Karl verführt, den außerordentlichen und gewiſſermaßen unbegreiflichen Schritt wagte, ſeine Perſon der Treue eines leidenſchaftlichen und erbitterten Feindes anzuvertrauen. — Dieſer Entſchluß war um ſo voreiliger und merkwürdiger, als es zu jener Zeit nicht an Beiſpielen fehlte, daß ſogar ein feierlich zugeſagtes ſicheres Geleit nicht genügte, denjenigen zu ſchützen, dem es angelobt worden war. Mußte doch die Ermordung des Großvaters des Herzogs auf der Brücke von Montereau und in Anweſenheit von Ludwigs Vater — überdies bei einer Zuſammenkunft, welche den Frieden wiederherſtellen ſollte — dem Herzog als entſetzliches Beiſpiel vorleuchten, falls er ſich geneigt fühlte, ſolche Erinnerungen zu erwecken.

Aber war Karls Temperament auch rauh, halsſtarrig, leidenſchaftlich und unbändig, ſo war es doch (ausgenommen unter dem Anprall heftig ausbrechender Leidenſchaft) niemals treulos oder falſch, Fehler, welche gewöhnlich kälteren Naturen angehören.

Er ließ es ſich allerdings nicht angelegen ſein, dem König mehr Höflichkeit zu erweiſen, als die Geſetze der Gaſtfreundſchaft abſolut geboten, andererſeits aber hegte er keine Abſicht, ihre geheiligten Schranken zu durchbrechen.

Am Morgen nach der Ankunft des Königs wurde eine große Heerſchau über die Truppen des Herzogs von Burgund abgehalten, welche ſo zahlreich und vortrefflich ausgerüſtet waren, daß er ſich wol der Gelegenheit freute, ſie ſeinem großen Nebenbuhler zeigen zu können. Und in der That, als er, wie es ſich einem Vaſallen gegen ſeinen Oberlehensherrn ziemt, erklärte, dieſe Truppen ſeien die des Königs und nicht ſeine eigenen, verrieth der ſtolze Blick ſeines Auges und die aufgeworfene Oberlippe deutlich ſein Bewußtſein, dieſe Worte ſeien nur hohle Schmeichelei, in Wirklichkeit aber ſtünde dieſe ſchöne Armee zu ſeiner eigenen unbeſchränkten Verfügung und würde auf ſeinen Wink hin augenblicklich nach Paris oder nach jeder anderen Stadt vormarſchiren.

Ludwigs Mißvergnügen konnte nur dadurch ſteigen, daß er unter dieſen Truppen viele Banner des franzöſiſchen Adels wiedererkannte und zwar nicht nur ſolche der Normandie und Bretagne, ſondern auch aus jenen Provinzen, welche ſeiner Autorität unmittelbar unterworfen waren, die ſich aber aus Unzufriedenheit zum Herzog von Burgund geſellt und mit ihm gemeinſchaftliche Sache gemacht hatten.

Seinem Charakter jedoch treu bleibend, ſchien Ludwig dieſe Unzufriedenen gar nicht zu bemerken, während er doch bei ſich überlegte, durch welche Mittel es ihm wol möglich werden könne, ſie von dem burgundiſchen Banner zu trennen und in ſeine eigenen Reihen zurückzuführen, wobei er den Vorſatz faßte, diejenigen, welchen er die größte Wichtigkeit beilegte, insgeheim durch Oliver oder andere vertraute Agenten ſondiren zu laſſen.

Er für ſeine Perſon arbeitete inzwiſchen emſig, doch mit der größten Vorſicht daran, die vornehmſten Offiziere und Rathgeber des Herzogs für ſich zu gewinnen, zu welchem Zwecke er die gewöhnlichen Hilfsmittel anwendete: geſchickte Schmeichelei, koſtbare Geſchenke und herablaſſendes, zutrauliches Weſen. Es geſchah dies angeblich nicht, um ihrem Herrn ihre treuen Dienſte zu entziehen, ſondern um ihre Beihilfe zu gewinnen, den Frieden zwiſchen Frankreich und Burgund zu erhalten, ein an und für ſich vortrefflicher Endzweck, der das Wohl der beiden Länder ſicherte, ſo wie das der beiden Fürſten ſelbſt.

Schon die Beachtung eines ſo großen und ſo weiſen Königs war an ſich ſelbſt eine wichtige Beſtechung. Das Uebrige thaten ſowol Verſprechungen, als directe Geſchenke, welche die burgundiſchen Höflinge dem Gebrauche der Zeit gemäß ohne Bedenken annehmen durften.

Bei einer Eberjagd im Wald, wo der Herzog (deſſen Sinn ſich immer nur dem augenblicklich vorliegenden Gegenſtand, ſei es des Vergnügens oder des Geſchäftes, hingab) ſich gänzlich von ſeinem Jagdeifer hinreißen ließ, fand Ludwig, von ſeiner hemmenden Gegenwart befreit, die Mittel, insgeheim und einzeln mit einigen derjenigen Perſönlichkeiten zu ſprechen, von welchen man ſich zuraunte, ſie beſäßen den größten Einfluß auf Karl, und unter welchen Hymbertcourt und Comines die Hervorragendſten waren.

Ludwig unterließ es ſelbſtverſtändlich nicht, ſein Entgegenkommen gegen dieſe ausgezeichneten Männer mit Lobſprüchen auf die Tapferkeit und militäriſche Geſchicklichkeit des einen, ſo wie auf den tiefen Scharfſinn und die außerordentlichen Talente des anderen, des Geſchichtsſchreibers jener Zeit zu verbinden.

Dieſe Gelegenheit, die Miniſter des Herzogs Karl ſich perſönlich geneigt zu machen, oder, wenn der Leſer will, zu beſtechen, war es vielleicht, was dem König ein Hauptzweck dieſes Beſuches geweſen war, falls es ſeiner Geſchicklichkeit nicht gelingen würde, den Herzog ſelbſt zu überliſten.

Die Verbindung zwiſchen Burgund und Frankreich war eine ſo enge, daß die dem erſteren Land angehörenden Großen und Edlen Hoffnungen und Intereſſen hatten, welche mit dem letzteren in innigem Zuſammenhang ſtanden und die natürlich durch Ludwigs Kunſt gefördert, durch ſeine perſönliche Ungnade zerſtört werden konnten.

Für dieſe, wie für jede andere Art Intrigue geboren, freigebig bis zur Verſchwendung, wo es zur Förderung ſeiner Pläne nöthig war, geſchickt darin, ſeinen Vorſchlägen und Geſchenken einen geeigneten Vorwand zu geben, einen paſſenden Deckmantel umzuhängen, gelang es dem König, die ſtolzen Geiſter zur Erwägung ihres eigenen Vortheiles zu beſtimmen, und den wirklichen oder angeblichen Patrioten das Wohl Frankreichs und Burgunds als eigentlichen Beweggrund aufzudringen, während das Privatintereſſe der Betreffenden gleich den verborgenen Rädern einer Maſchine zwar ungeſehen, aber höchſt wirkungsvoll arbeitete.

Der König hatte für Jeden einen paſſenden Köder und die geeignete Art denſelben auszuwerfen. Demjenigen, welcher zu ſtolz war, die Hand nach dem Lohn auszuſtrecken, ließ er ihn in den Aermel gleiten und verließ ſich darauf, daß ſeine Freigebigkeit, welche geräuſchlos und unmerkbar wie der Thau fiel, dennoch zu gehöriger Zeit eine reiche Ernte an gutem Willen, wahrſcheinlich auch an guten Dienſten einbringen würde.

Kurz, obwol er ſchon lange darauf hingearbeitet hatte, durch ſeine Agenten eine ſolche Stimmung an dem Hofe von Burgund vorzubereiten, die ſeinem Intereſſe nur heilſam ſein mußte, ſo erreichte Ludwig durch ſeine eigenen Bemühungen in wenig Stunden mehr, als ſeine Agenten in jahrelangen Unterhandlungen durchgeſetzt hatten.

Nur einen einzigen Mann vermißte der König, den für ſich zu gewinnen ihm von größter Wichtigkeit ſchien — es war dies der Graf von Crèvecoeur, deſſen feſtes Auftreten als Abgeſandter in Pleſſis, weit entfernt Ludwigs Zorn und Unwillen zu erregen, bei dieſem nur den lebhaften Wunſch erweckt hatte, ihn ſo viel als möglich für ſich und ſeine Zwecke zu gewinnen.

Es war ihm höchſt unliebſam, als er erfuhr, der Graf habe ſich an der Spitze einiger hundert Lanzen nach den Grenzen von Brabant aufgemacht, um nöthigenfalls dem Biſchof von Lüttich gegen Wilhelm von der Marck und ſeine unzufriedenen Unterthanen beizuſtehen.

Doch tröſtete er ſich mit der Hoffnung, das Erſcheinen dieſer Macht, im Verein mit ſeiner eigenen, durch treue Agenten hingeſchickten Botſchaft, würden jeden vorzeitigen Aufſtand unterdrücken, deſſen Ausbruch im gegenwärtigen Moment ſeine eigene Lage, wie er wohl wußte, auf das Bedenklichſte gefährden mußte.

Zur Mittagsſtunde tafelte der Hof, wie es bei Jagdpartien gebräuchlich war, im Walde. Dieſe Anordnung war dem Herzog Karl um ſo willkommener, als ſie die Feierlichkeiten, die ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit, mit welcher er in ſeinem Schloß genöthigt geweſen wäre, dem König Ludwig zu begegnen, aufhob.

Und wirklich hatte des Königs Menſchenkenntniß ihn bei dieſer denkwürdigen Gelegenheit in einem Punkte getäuſcht: er meinte, der Herzog würde ſich außerordentlich geſchmeichelt fühlen, von ſeinem Lehensherrn ein ſolches Zeichen der Herablaſſung und des Vertrauens zu empfangen. Er bedachte aber nicht, daß eben die Abhängigkeit des Herzogthums von der Krone Frankreichs eigentlich der wunde Fleck war, welcher einen ſo mächtigen, reichen und ſtolzen Fürſten wie Karl aufs Aeußerſte erbittern mußte, der offenbar den Wunſch hegte, ſein Land zu einem unabhängigen Königreich zu machen.

Die Anweſenheit des Königs an dem Hof des Herzogs von Burgund legte dieſem Fürſten die Nothwendigkeit auf, ſich in dem untergeordneten Charakter eines Vaſallen zu zeigen, und Ludwig manchen unterwürfigen Dienſt zu erweiſen, der ihm bei ſeiner hochmüthigen Gemüthsart als Entwürdigung ſeines fürſtlichen Charakters erſchien, den er bei allen Gelegenheiten ſo viel als möglich in den Vordergrund zu ſchieben trachtete.

War es aber auch möglich, beim Mittagsmahl auf dem grünen Raſen unter dem Schall der Hörner ſolchen Ceremonien zu entgehen, ſo mußte gerade aus dieſem Grund die Abendmahlzeit mit mehr als gewöhnlicher Feierlichkeit begangen werden.

Alle Voranſtalten waren demgemäß getroffen worden, und als König Ludwig nach Peronne zurückkehrte, fand er das Banket mit Pracht und Glanz vorbereitet, wie es dem Reichthum ſeines gefürchteten Vaſallen angemeſſen war, der im Beſitz der Niederlande war, damals des reichſten Landes von Europa.

An der Spitze der langen Tafel, welche ſich unter der Laſt des Gold- und Silbergeräthes beugte, ſaß der Herzog und zu ſeiner Rechten auf einem erhöhten Sitz ſein königlicher Gaſt.

Hinter ihm ſtand an einer Seite der Sohn des Herzogs von Gueldres, der als ſein Vorſchneider fungirte, auf der andern ſein Hofnarr Glorieux, der ſelten von ſeiner

Seite wich, da Karl gleich allen rohen, lebhaften Charakteren den Geſchmack ſeines Zeitalters für Hofnarren bis zum Uebermaß trieb und daſſelbe Vergnügen an der Entfaltung ihrer Extravaganzen und ihren geiſtigen Schwächen fand, welches ſein ſcharfſichtigerer Nebenbuhler lieber aus der Unvollkommenheit der Menſchen zog, indem er die „Furcht der Tapferen und die Thorheiten der Weiſen“ zur Zielſcheibe ſeines Spottes machte.

Und in der That, erweiſt ſich die von Brantome erzählte Anecdote als wahr, daß ein Hofnarr, der Ludwig belauſcht hatte, als er in einem Anfall bigotter Reue ſich der Vergiftung ſeines Bruders Heinrich, des Grafen von Guyenne, anklagte, dieſe Neuigkeit beim nächſten Mittagsmahl vor dem verſammelten Hofe ausposaunte — ſo läßt es ſich erklären und entſchuldigen, daß der König für den Reſt ſeines Lebens nichts mehr von Hofnarren und ihren Späßen wiſſen wollte.

Bei der gegenwärtigen Gelegenheit jedoch vernachläſſigte Ludwig es nicht, dem begünſtigten Narren des Herzogs Aufmerkſamkeit zu erweiſen und ſeine witzigen Einfälle zu loben. Er konnte das um ſo eher, als er bald erkannte, daß hinter der zuweilen auf rohe Weiſe ausgeübten Narrheit des Glorieux eine ungewöhnliche Portion ſcharfer, ſchlauer Beobachtungsgabe verborgen lag.

Und wahrlich, Tiel Wetzweiler, Le Glorieux genannt, war keineswegs ein Spaßmacher gewöhnlichen Schlages.

Er war von großer, ſchöner Geſtalt, in allen Leibesübungen geſchickt und folgte dem Herzog ſowol auf die Jagd, als in ernſten Kampf, und als Karl bei Montl'héry ernſtlich verwundet, in höchſter Gefahr ſchwebte von einem franzöſiſchen Ritter gefangen genommen zu werden, der ſeinem, des Herzogs, Pferd in die Zügel gefallen war, griff Tiel Wetzweiler den Feind ſo tapfer an, daß es ihm gelang, denſelben zurückzuwerfen und ſeinen Herrn zu befreien.

Vielleicht fürchtete er, man würde dies für einen Menſchen ſeines Amtes für einen zu ernſthaften Dienſt anſehen und eiferſüchtig auf ihn werden. Jedenfalls zog er es vor, dieſer Heldenthat wegen lieber verlacht, als geprieſen zu werden, und machte einen ſolch prahleriſchen Bericht über ſeine Thaten in jener Schlacht, daß die Meiſten glaubten, Karls Befreiung ſei eben ſo erdichtet, wie die übrige Erzählung. — Bei dieſer Gelegenheit war es auch, daß man ihm den Titel Glorieux (Prahlhans) gab, den er für ſeine Lebenszeit behielt.

Glorieux war reich gekleidet, jedoch ohne die gewöhnlichen Abzeichen ſeines Berufes, und was er davon noch an ſich trug, hatte eher einen ſymboliſchen, als einen buchſtäblichen Charakter. Sein Kopf war nicht glatt geſchoren, ſondern zeigte im Gegentheil einen Ueberfluß von langem Lockenhaar, das im Verein mit dem wohlgeordneten, ſchön zugeſtutzten Bart Züge noch hervorhob, die, abgeſehen von dem unſtäten Auge, für ſchön gelten durften.

Der ſcharlachrothe Sammetſtreif, der quer über ſeine Kappe lief, zeigte den Hahnenkamm, der als Abzeichen ſeines Berufes galt, an, ohne ihn thatſächlich vorzuſtellen. Sein aus Ebenholz verfertigtes Narrenſcepter trug, wie die Sitte es wollte, den Narrenkopf mit ſilbernen Eſelsohren. — Doch war dieſer Zierrath ſo klein, ſo zart geſchnitzt, daß man ihn ohne genauere Prüfung leicht für den Amtsſtab einer ernſteren Würde halten konnte. Auch waren dies die einzigen Abzeichen ſeines Amtes, die ſein Kleid trug, welches in jeder andern Hinſicht dem der vornehmſten Edlen glich.

Auf ſeiner Mütze glitzerte eine goldene Medaille, eine Kette deſſelben Metalls hing um ſeinen Nacken, und der Schnitt ſeiner koſtbaren Kleidung war kaum phantaſtiſcher, als diejenige der Ritter, die ſich nach der extravaganten Mode jener Zeit kleideten.

An dieſe Perſönlichkeit wendete ſich Karl und in Nachahmung ſeines Wirthes auch Ludwig während der Tafel zu wiederholten Malen, und das herzliche Gelächter der beiden Fürſten verrieth, wie ſehr die Antworten des Glorieux ſie ergötzten.

„Weſſen Sitze ſind dort leer geblieben?“ fragte Karl ſeinen Spaßmacher.

„Einer von ihnen gebührt durch Erbfolgerecht eigentlich mir, Karl,“ erwiderte Glorieux.

„Wie ſo, du Schelm?“ fragte Karl.

„Weil ſie den Herren von Hymbertcourt und Comines angehören, welche ſo weit mit ihren Falken auf die Jagd auszogen, daß ſie darüber ihr Abendbrod vergeſſen. Wer lieber einem Reiher im Buſch, als einem Faſan auf der Tafel folgt, ſteht in naher Verwandtſchaft mit dem Narren und darum habe ich Anſpruch auf ſein Erbe.“

„Das iſt ein ſchaler Witz, mein Freund Tiel. Doch ſeien ſie nun Thoren oder weiſe Männer, hier kommen ſie.“

Als der Herzog dies ſprach, traten Comines und Hymbertcourt in das Zimmer, verbeugten ſich vor den beiden Fürſten und nahmen ſtillſchweigend die für ſie aufgehobenen Sitze ein.

„Halt ihr Herren!“ rief der Herzog, ſich an ſie wendend, aus. „Eure Jagd muß ſehr guten oder ſehr ſchlechten Erfolg gehabt haben, da ſie euch ſo lange aufgehalten hat. Herr Philipp von Comines, Ihr ſcheint niedergeſchlagen — hat Hymbertcourt Euch ſo ſehr übervortheilt? Ihr ſeid ein Philoſoph und ſolltet Euch über Euer Mißgeſchick zu tröſten wiſſen. — Beim heiligen Georg! — Hymbertcourt ſieht ja eben ſo traurig drein, wie du? — Was gibt’s, ihr Herren, habt ihr kein Wild gefunden, oder eure Falken verloren, oder iſt euch eine Hexe in den Weg getreten, oder ſtießt ihr im Wald auf den wilden Jäger? — — Bei meiner Ehre, ihr ſeht aus, als kämt ihr zu einem Leichenbegängniß und nicht zu einem Zechgelage!“

Bei dieſen Worten richteten ſich die Augen aller Anweſenden auf Hymbertcourt und Comines, und die Verlegenheit und Niedergeſchlagenheit in den Mienen derſelben waren ſo auffallend, daß das Gelächter und die Heiterkeit der Hofleute plötzlich verſtummte und ſie ohne jede Veranlaſſung für einen ſolchen Wechſel ihrer Stimmung plötzlich nur im Flüſterton mit einander ſprachen, als ſtünden ſie am Vorabend merkwürdiger und wichtiger Ereigniſſe.

„Was bedeutet dieſes Schweigen, ihr Herren?“ fragte der Herzog, ſeine Stimme, die von Natur aus rauh klang, erhebend. „Bringt ihr ſolch ſeltſame Mienen und ſolch ſeltſames Stillſchweigen an unſere Tafel, dann wünſchen wir, ihr wäret in den Sümpfen geblieben und ſuchtet noch nach Reihern oder Eulen.“

„Mein gnädigſter Gebieter,“ ſagte Comines, „als wir aus dem Walde zurückkehrten, begegneten wir dem Grafen von Crèvecoeur.“

„Wie?“ rief der Herzog aus. „Iſt er ſchon von Brabant zurück? — Wahrſcheinlich fand er dort Alles in Ordnung?“

„Der Graf wird Ew. Hoheit ſofort ſelbſt Bericht abſtatten,“ erwiderte Hymbertcourt.

„Wo iſt der Graf?“ fragte der Herzog.

„Er wechſelt ſeinen Anzug und wird Ew. Hoheit dann aufwarten,“ antwortete Hymbertcourt.

„Seinen Anzug? Saint-bleu!“ rief der ungeduldige Fürſt aus. „Was kümmere ich mich um ſeinen Anzug? Ihr ſcheint euch mit ihm verſchworen zu haben mich wahnſinnig zu machen!“

„Um die Wahrheit zu ſagen,“ bemerkte Comines aufs Neue, „ſo wünſcht er, dieſe Nachricht in einer Privataudienz mitzutheilen.“

„Tête-dieu! Mein edler König,“ ſagte Karl, „ſo pflegen unſere Räthe mit uns zu verfahren. Wenn ſie einmal eine Nachricht haben, die ſie für wichtig halten, ſo machen ſie ein Weſens davon und ſind ſo ſtolz auf ihre Laſt, wie ein Eſel über einen neuen Sattel! — Man beſcheide Crèvecoeur augenblicklich zu uns. — Er kommt von der Grenze Lüttichs und wir“ — er legte beſonderen Nachdruck auf dieſes Wort — „haben dort keine Geheimniſſe, die ſich verſtecken müßten!“

Alle konnten bemerken, daß der Herzog ſo viel Wein getrunken hatte, daß ſeine natürliche Halsſtarrigkeit dadurch noch mehr zu Tage trat, und obwol Manche gern der Anſicht Ausdruck gegeben hätten, dies ſei weder eine Zeit, Neuigkeiten zu vernehmen, noch ein Ort, Rath zu halten, ſo kannten doch Alle die leidenſchaftliche Heftigkeit ſeines Temperamentes allzu gut, um eine ſolche Einmiſchung zu wagen, blieben alſo in ängſtlicher Erwartung der kommenden Dinge ſitzen.

Es erfolgte eine kurze Zwiſchenpauſe, während welcher der Herzog erwartungsvoll und offenbar der heftigſten Ungeduld zur Beute auf die Thür blickte, während ſeine Gäſte ihre Augen auf den Tiſch ſenkten, als wollten ſie ihre Neugierde und Beſorgniß verbergen.

Nur König Ludwig bewahrte ſeinen Gleichmuth und nahm zuweilen ſein Geſpräch mit dem Hofnarren und dem Vorſchneider wieder auf.

Endlich erſchien Crèvecoeur und wurde augenblicklich mit der eiligen Frage ſeines Gebieters empfangen:

„Was für Neuigkeiten aus Brabant und Lüttich, Herr Graf? — Die Nachricht Eurer Ankunft hat die Heiterkeit und den Frohſinn von unſerer Tafel verbannt — laßt uns hoffen, daß Euer perſönliches Erſcheinen ſie uns wieder zurückbringt!"

„Mein Lehensherr und Gebieter," erwiderte der Graf mit feſter, aber trauriger Stimme. „Die Nachrichten, welche ich Euch zu überbringen habe, taugen beſſer für das Rathszimmer, als für die Feſttafel."

„Heraus mit ihnen, Mann, und wären es Botſchaften vom Antichriſten," ſagte der Herzog. „Aber ich kann ſie errathen: Die Lütticher ſind wieder im Aufſtand."

„So iſt es!" ſagte Crèvecoeur in ernſtem Tone.

„Siehſt du, Mann?" rief der Herzog aus. „Ich habe es ſofort errathen, was mir mitzutheilen du offenbar Angſt hatteſt. — Die hirnverbrannten Bürger haben wieder zu den Waffen gegriffen. Es könnte dies nicht in beſſerer Zeit geſchehen ſein, denn jetzt haben wir den Rath unſeres Oberlehensherrn zur Hand" — hier verbeugte er ſich vor König Ludwig, während der bitterſte Hohn und unterdrückter Groll aus ſeinen Augen ſprach — „um uns zu lehren, wie ſolche Empörer behandelt werden ſollen. — Haſt du noch mehr derartige Neuigkeiten in deinem Sack? Heraus mit ihnen! — Dann aber rechtfertige dich, weshalb du nicht vorwärts eilteſt, um dem Biſchof beizuſtehen."

„Sire, es fällt mir ſchwer, Euch meine anderen Neuigkeiten mitzutheilen, denn es muß Euch betrüben, ſie zu vernehmen. — Weder meine Hilfe, noch die der ganzen lebenden Ritterſchaft könnte dem vortrefflichen Prälaten von Nutzen ſein. Wilhelm von der Marck im Verein mit den aufſtändiſchen Lüttichern hat das Schloß Schönwald erſtürmt und den Biſchof in ſeiner eigenen Halle ermordet!"

„Ihn ermordet?“ wiederholte der Herzog mit tiefklingender, leiſer Stimme, die dennoch am andern Ende der Halle gehört wurde. „Man hat dich hintergangen, Crèvecoeur, oder du biſt im Irrthum, ließeſt dich durch ein eitles Gerücht täuſchen. — Es iſt unmöglich.“

„Ach, Sire,“ entgegnete der Graf, „ich erfuhr es von einem Augenzeugen, einem Bogenſchützen von des Königs ſchottiſcher Leibgarde, welcher in der Halle zugegen war, als der ſchändliche Mord auf Wilhelm von der Marck's Befehl vollzogen wurde.“

„Gewiß hat er bei dieſer laſterhaften Frevelthat hilfreiche Hand geleiſtet!“ rief der Herzog aus, indem er aufſprang und ſo wüthend mit dem Fuß aufſtieß, daß der Fußſchemel unter ihm krachend in Stücke zerſprang. „Verriegelt die Thüren dieſer Halle, ihr Herren, beſetzt die Fenſter! Kein Fremder erhebe ſich von ſeinem Sitz auf die Gefahr ſeines augenblicklichen Todes! — Ihr, meine Hofcavaliere, zieht eure Schwerter!“

Hierauf wendete er ſich Ludwig zu und legte ſeine eigene Hand langſam, aber mit feſtem Entſchluß auf den Griff ſeines Schwertes, während der König, der weder Furcht zeigte, noch eine Stellung der Vertheidigung annahm, nur ſagte:

„Dieſe Gerüchte, beſter Vetter, haben Euren Verſtand verwirrt.“

„Nein,“ entgegnete der Herzog in ſchrecklichem Tone. „Aber ſie haben ein gerechtes Rachefühl in mir erweckt, welches ich zu lange durch kleinliche Rückſichten auf die Verhältniſſe, durch Rückſichten auf Ort und Zeit einſchläfern ließ. — Mörder deines eigenen Bruders! — Rebell gegen deinen Vater! — Tyrann deiner Unterthanen! — Verrätheriſcher Verbündeter! — Meineidiger König! — Ehrloſer Ritter! — Du biſt in meiner Gewalt und Gott ſei dafür gedankt!“

„Dankt lieber meiner Thorheit,“ ſagte der König, „denn als wir uns unter gleichen Umſtänden bei Montl'héry begegneten, damals, glaube ich, wünſchtet Ihr Euch weiter von mir entfernt, als Ihr es jetzt ſeid!“

Noch lag die Hand des Herzogs auf ſeinem Schwertgriff, doch unterließ er es, die Waffe zu ziehen und einen Streich gegen einen Feind zu thun, der nicht den geringſten Widerſtand bot, um eine ſolche Gewaltthat zu entſchuldigen.

In der Halle herrſchte die allgemeinſte und ſchrecklichſte Verwirrung. Die Thüren waren auf Befehl des Herzogs befeſtigt und bewacht, aber einige der franzöſiſchen Edelleute ſprangen von ihren Sitzen auf und eilten zum Schutz ihres Herrſchers herbei.

Seit Orleans und Dunois aus ihrer Haft im Schloſſe von Loches entlaſſen worden waren (eine Freilaſſung konnte man es nicht nennen), um offenbar als Gegenſtände des Argwohns, nicht aber des Anſehens oder der Achtung in das Gefolge des Königs Ludwig eingereiht zu werden, hatte dieſer kein Wort mit ihnen geſprochen. Deſſenungeachtet war es Dunois' Stimme, welche den Tumult zuerſt beherrſchte, als er ſich jetzt an den Herzog von Burgund wandte.

„Herr Herzog, Ihr vergeßt, daß Ihr ein Vaſall Frankreichs ſeid, und daß wir, Eure Gäſte, Franzoſen ſind. Hebt Ihr die Hand gegen Euren Monarchen, ſo ſeid überzeugt, die Strafe folgt auf dem Fuße. Denn glaubt mir, wir werden uns dann im Blute Burgunds eben ſo gütlich thun, wie eben jetzt in ſeinem Wein. — Muth, mein edler Orleans, — und ihr, ihr Edlen Frankreichs, ſtellt euch an Dunois' Seite und thut, wie er thut!“

Dies war ein Augenblick, wo der König ſehen konnte, auf welche Gemüther er ſich verlaſſen konnte.

Die wenigen unabhängigen Großen und Ritter in Ludwigs Begleitung, die von ihm nur Mißgunſt und Ungnade erlebt hatten, ließen ſich von der Uebermacht nicht ſchrecken, ſondern ſammelten ſich ſchnell um Dunois und drängten ſich von ihm geführt an die Spitze der Tafel, wo die ſtreitenden Fürſten ihren Platz hatten.

Hingegen fiel es auf, daß jene geheimen Agenten und Werkzeuge, welche Ludwig aus ihrer niedrigen Stellung zu ungebürlicher Höhe und Wichtigkeit emporgehoben hatte, ſich feige und gleichgiltig erwieſen, auf ihren Sitzen blieben und entſchloſſen ſchienen, ihren eigenen Kopf in keine

Gefahr zu bringen, möge mit ihrem Wohlthäter geſchehen, was da wolle.

Einer der Erſten der edelmüthigen Partei war Lord Crawford, der ſich mit einer für ſeine Jahre merkwürdigen Behendigkeit durch all den Tumult einen Weg bahnte, und ſich mit eigener Perſon zwiſchen den König und den Herzog warf.

Jetzt zog er ſeine Mütze, unter der das lange weiße Haar hervorquoll, über das Ohr, — die bleiche Wange, die eingefallenen Schläfen rötheten ſich, ſein altersſchwaches Auge blitzte mit dem Feuer eines Tapferen, der im Begriff ſteht, eine verzweifelte That zu thun. Er wickelte den Mantel um ſeinen linken Arm und entblößte das Schwert mit der Rechten.

„Ich kämpfte für ſeinen Vater und für ſeinen Großvater,“ war Alles, was er ſagte, „und beim heiligen Andreas, möge die Sache enden, wie ſie wolle, ich werde ihn in ſolcher Noth nicht im Stiche laſſen!“

Alles was wir hier erzählten, hatte ſich in Wirklichkeit mit Blitzesſchnelle ereignet, denn ſobald der Herzog ſeine drohende Stellung annahm, hatte Crawford ſich ſchon zwiſchen ihn und den Gegenſtand ſeines Rachegelüſtes geworfen, ſo wie die franzöſiſchen Edelleute ſich ſo ſchnell als möglich ſammelten und demſelben Punkt zudrängten.

Der Herzog von Burgund hielt noch immer ſein Schwert umfaßt, und ſchien bereit, das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff zu geben, der natürlicher Weiſe mit der Niedermetzelung der ſchwächeren Partei hätte enden müſſen, als Crèvecoeur vorwärts ſtürzte und ausrief:

„Herzog von Burgund — bedenkt es wohl, was Ihr thut. Das iſt Eure Halle — Ihr ſeid des Königs Vaſall. — Vergießt nicht das Blut Eurer Gäſte an Eurem Herd — das Blut Eures Herrſchers auf dem Thronſitz, den Ihr für ihn errichtet habt und den er unter Eurem Schutz einnahm. Um der Ehre Eures Hauſes willen, verſucht es nicht, einen entſetzlichen Mord durch einen noch grauenvolleren zu rächen!“

„Aus meinem Weg, Crèvecoeur!“ antwortete der Herzog. „Gib meiner Rache Raum! — Aus meinem Weg!

Der Zorn der Herrſcher iſt eben ſo zu fürchten, wie der des Himmels!“

„Nur dann, wenn er wie der des Himmels gerecht iſt!“ antwortete Crèvecoeur feſt. „Ich beſchwöre Euch, Herzog, zügelt die Heftigkeit Eures Temperamentes, wenn Ihr Euch wirklich beleidigt glaubt. — Und ihr, ihr Edlen Frankreichs, ich empfehle euch, hier, wo jeder Widerſtand vergeblich ſein müßte, Alles zu unterlaſſen, was Blutvergießen zur Folge haben müßte.“

„Er hat Recht,“ ſagte Ludwig, deſſen Kaltblütigkeit ſich auch in dieſem ſchrecklichen Moment bewährte, und der leicht vorausſah, daß bei einem ausbrechenden Handgemenge in der Hitze des Augenblickes mehr Gewaltthaten verübt werden würden, als ſich nachher rechtfertigen ließen. „Mein Vetter Orleans, mein edler Dunois — und Ihr, mein treuer Crawford — verurſacht kein Blutvergießen durch vorſchnellen Eifer. Unſer Vetter, der Herzog, iſt erbittert über die Nachricht von dem ſchrecklichen Tod eines ſo nahen und lieben Freundes, des ehrwürdigen Biſchofs von Lüttich, deſſen Ermordung wir eben ſo beklagen, wie er ſelbſt. Alte und unglücklicherweiſe auch neue Gründe erwecken in ihm den Verdacht, wir hätten ein Verbrechen begünſtigt, welches unſer Herz verabſcheut. Sollte unſer Wirth uns auf dem Fleck ermorden — uns, ſeinen König und ſeinen Verwandten, ſollte er das thun unter der falſchen Meinung, wir hätten dieſen unſeligen Vorfall veranlaßt, dann wird Eure Einmiſchung mein Schickſal wenig erleichtern, eher noch um ein Bedeutendes erſchweren. — Darum tretet zurück, Crawford — und wäre es mein letztes Wort, ich ſpreche es als König zu ſeinem Offizier und fordere Gehorſam. — Tretet zurück, und falls es verlangt wird, gebt ihm Euer Schwert. Ich befehle es Euch, ſo zu handeln, und Ihr ſeid zum Gehorſam verpflichtet!“

„Es iſt wahr, wahr, Sire,“ erwiderte Crawford zurücktretend und ſein Schwert in die Scheide ſtoßend, — „es kann Alles wahr ſein, aber bei meiner Ehre, hätte ich ſo viel meiner tapferen Geſellen zur Seite, als Jahre auf meinen Schultern ruhen, dann wollte ich dieſe feinen Herrchen, mit ihren Goldketten und aufgekrämpten Hüten, mit ihren Liebesſchleifen und Liebespfändern leicht zu Paaren treiben."

Der Herzog blieb eine Weile mit zu Boden geſenkten Augen ſtehen und ſagte dann im Tone bitterer Ironie:

„Ihr ſprecht wohl, Crèvecoeur, und es geziemt unſerer Ehre, unſeren Verpflichtungen gegen dieſen großen König, unſern geehrten und geliebten Gaſt, nicht in ſolcher Haſt gerecht zu werden, wie wir es unter dem Einfluß des erſten Zornes vor hatten. Wir wollen ſo handeln, daß ganz Europa die Gerechtigkeit unſeres Vorgehens anerkennen muß. — Ihr Edlen von Frankreich, ihr müßt eure Waffen meinen Offizieren ausliefern. Euer Gebieter hat den Waffenſtillſtand gebrochen und keinen Anſpruch darauf, noch länger Vortheil aus ihm zu ziehen. In Rückſicht auf euer Ehrgefühl jedoch, und aus Achtung vor dem Rang, welchem er Schmach angethan hat, und für das Geſchlecht, von dem er ein ſo entarteter Sproſſe iſt, wollen wir nicht auch das Schwert unſeres Vetters Ludwig verlangen."

„Keiner von uns," rief Dunois aus, „wird ſeine Waffe abgeben, oder dieſe Halle verlaſſen, bis wir Bürgſchaft für die Sicherheit des Königs haben!"

„Und kein Mann der ſchottiſchen Leibgarde wird ſeine Waffe abgeben," rief Crawford, „es ſei denn auf Befehl des Königs oder ſeines Connetabels."

„Tapferer Dunois," ſagte Ludwig, „und Ihr, mein treuer Crawford, euer Opfer wird mir Schaden, anſtatt Nutzen bringen. — Ich ſetze mehr Vertrauen," fügte er würdevoll hinzu, „in meine gerechte Sache, als in ſolch eitlen Widerſtand, der nur meinen Tapferſten und Beſten das Leben koſten müßte. — Gebt eure Waffen ab — die edlen Burgunder, die ſo ehrenvolle Pfänder übernehmen, ſind beſſer im Stande, ſowol euch, als mich zu beſchützen, als ihr es jetzt ſeid. — Gebt eure Schwerter ab — ich befehle es euch!"

Auf ſolche Art zeigte Ludwig in dieſer ſchrecklichen Lage ſeine ſchnelle Entſchloſſenheit und Geiſtesklarheit, die allein ſein Leben rettete.

Er war ſich wohl bewußt, ſo lange noch keine Streiche ausgetauſcht worden waren, auf den Beiſtand der meiſten anweſenden Großen rechnen zu dürfen, um die Wuth ihres Fürſten zu beſänftigen. Kam es jedoch erſt zum Handgemenge, ſo müßten er und ſeine Anhänger bald unterlegen ſein. Dabei, das geſtehen ſeine erbittertſten Feinde, lag in ſeinem Benehmen weder Feigheit, noch Mangel an Würde. Er vermied es, die Wuth des Herzogs bis zum Wahnwitz zu treiben, ſchien ſie jedoch nicht zu fürchten, und fuhr fort, ihn mit der ruhigen und feſten Aufmerkſamkeit anzuſehen, mit welcher ein muthiger Mann die drohenden Bewegungen eines Wahnſinnigen beobachtet — in dem Bewußtſein, ſeine eigene Feſtigkeit und Ruhe ſeien das beſte Mittel, ſogar die Wuth des Irrſinns zu bewältigen.

Auf des Königs Befehl warf Crawford ſein Schwert dem Grafen von Crèvecoeur zu Füßen und rief aus:

„Nehmt es, und der Teufel gebe Euch Freude daran. — Es iſt keine Unehre für den rechtmäßigen Beſitzer dieſer Waffe, denn nicht Euch gehorche ich, ſondern meinem Gebieter!“

„Haltet ein, ihr Herren,“ ſagte der Herzog mit gebrochener Stimme, wie Einer, den die Leidenſchaft faſt der Sprache beraubt, „behaltet eure Schwerter, mir genügt euer Verſprechen, ſie nicht gebrauchen zu wollen. — Und Ihr, Ludwig von Valois, müßt Euch ſo lange als meinen Gefangenen betrachten, bis Ihr Euch von der Beſchuldigung dieſer Frevelthat und dieſes Mordes gereinigt habt. — Bringt ihn nach dem Schloß — in den Thurm des Grafen Herbert. Sechs Edelleute ſeines Gefolges nach ſeiner eigenen Wahl mögen ihm dahin folgen. — Eure Gardiſten, Lord von Crawford, müſſen das Schloß verlaſſen, ſollen aber anderswo ehrenhaft einquartiert werden. — Zieht alle Zugbrücken auf. — Laßt die Schutzgatter herab — beſetzt die Thore der Stadt dreifach — bringt die Schiffbrücken an das rechte Ufer des Fluſſes heran — laßt mein Schloß von den ſchwarzen Wallonen umſtellen und verdreifacht alle Schildwachen! — Ihr, Hymbertcourt, ſorgt dafür, daß Patrouillen zu Pferd und zu Fuß jede halbe Stunde der Nacht und jede Stunde des folgenden Tages durch die Stadt ziehen — wenn nach Tagesanbruch ſolche Vorſichtsmaßregeln noch nöthig ſind, denn es iſt wahrſcheinlich, daß unſere Entſchlüſſe plötzlich gefaßt werden. — Ihr bürgt mir für Ludwigs Perſon mit Eurem Leben!“

Mit wilder, drohender Geberde ſprang er auf, warf einen Blick tödtlicher Feindſchaft auf den König und ſtürzte aus dem Gemach.

„Ihr Herren,“ ſagte der König, ſich würdevoll umſehend, „der Kummer über den Tod ſeines Verwandten hat euren Fürſten raſend gemacht. Ich hoffe, ihr kennt eure Pflicht als Ritter und Edelleute zu gut, um ihn in ſeiner verrätheriſchen Gewaltthat gegen die Perſon ſeines Lehensherrn zu unterſtützen!“

In dieſem Augenblick ertönten von der Straße herauf Trommelklang und Hörnerſchall, um die Truppen zuſammenzurufen.

„Wir ſind Unterthanen von Burgund,“ ſagte Crèvecoeur, der in dem Haushalte des Herzogs die Stelle des Hofmarſchalls inne hatte, „und müſſen als ſolche unſere Pflicht thun. Es wird weder an unſeren Bitten, noch Bemühungen fehlen, Frieden und Einigkeit zwiſchen Ew. Majeſtät und unſerm Lehensherrn zu ſtiften. Inzwiſchen aber müſſen wir ſeinen Befehlen Gehorſam leiſten.“

„Jene Ritter werden ſtolz darauf ſein, für die Bequemlichkeit des berühmten Herzogs von Orleans, des tapferen Dunois und des wackeren Crawford zu ſorgen.“

„Ich ſelbſt muß mich Ew. Majeſtät zum Kammerherrn erbieten, und Euch in ganz anderer Eigenſchaft nach Euren Gemächern geleiten, als ich ſie in Erinnerung an die Gaſtfreundſchaft in Pleſſis wünſchen würde. Wählt jetzt gütigſt Eure Begleitung, deren Zahl der Herzog auf ſechs beſchränkte.“

„Dann,“ ſagte der König ſich umblickend und einen Augenblick nachdenkend, — „dann wähle ich die Begleitung des Oliver le Dain, eines Gardiſten, Namens Balafré, der unbewaffnet ſein kann, wenn es Euch beliebt, des Triſtan l’Hermite mit zweien ſeiner Leute, und endlich meines loyalen, treuen Philoſophen Galeotti.“

„Ew. Majeſtät Wünſche ſollen erfüllt werden,“ ſagte der Graf von Crèvecoeur. „Galeotti,“ fügte er hinzu, nachdem er mit einigen Edelleuten geſprochen hatte, „befindet ſich eben in luſtiger Geſellſchaft, wie ich höre, doch will ich ſofort nach ihm ſchicken, und auch die Uebrigen ſollen ſich augenblicklich zu Ew. Majeſtät Befehl ſtellen.“

„So kommt denn in die neue Wohnung, welche die Gaſtfreundſchaft unſers Vetters von Burgund uns anweiſt,“ ſagte der König. „Daß ſie ſtark iſt, wiſſen wir bereits, und hoffen nur, ſie möge eben ſo ſicher ſein.“

„Habt Ihr gehört, welche Wahl König Ludwig traf?“ ſagte der Hofnarr insgeheim zum Grafen von Crèvecoeur, als ſie Ludwig aus der Halle folgten.

„Gewiß, edler Vetter,“ erwiderte der Graf. „Was haſt du gegen ſie vorzubringen?“

„Nichts, nichts — nur iſt es eine ſeltſame Geſellſchaft! — Ein armſeliger Barbier — ein gedungener ſchottiſcher Kehlabſchneider, der oberſte Henker mit zwei ſeiner Gehilfen und ein diebiſcher Schwindler. — Ich will Euch begleiten, Crèvecoeur, und eine Lection in den verſchiedenen Graden der Spitzbüberei nehmen, und es Euch abſehen, wie man eine ſo ehrenwerthe Bande zuſammentreibt. Der Teufel ſelbſt würde kaum eine ſolche Geſellſchaft um ſich verſammelt, oder einen beſſeren Vorſitzenden abgegeben haben!“

Damit ergriff der Hofnarr des Grafen Arm und ſchritt neben ihm dahin, als er den König unter ſtarker Bewachung nach ſeinen neuen Gemächern führte.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Ungewißheit.

Vierzig Bewaffnete mit entblößten Schwertern und flammenden Fackeln verſehen dienten als Begleitung oder vielmehr als Bewachung des Königs Ludwig vom Stadthaus zu Peronne bis nach dem Schloß, und als er deſſen dunkle, düſtere Mauer betrat, ſchien eine Stimme ihm die Warnung ins Ohr zu flüſtern, welche der Florentiner über das Thor der Hölle ſetzte: „Laßt jede Hoffnung hinter Euch!“

Vielleicht würde der König in dieſem Augenblick etwas Reue empfunden haben, wenn er ſich an die Hunderte, ja

Tauſende erinnert hätte, die er auf leichten Verdacht hin ohne jeden Grund in ſeine Kerkerverließe werfen ließ, wo ſie alle Hoffnung auf Freiheit aufgeben und das Leben verabſcheuen mußten, an welches ſie ſich doch durch eine Art thieriſchen Inſtinkt feſtklammerten.

Das düſtere Licht der Fackeln im Verein mit dem ſchwachen Mondenlicht, der röthliche Schimmer, den ſie auf das alte Gebäude warfen, verlieh demſelben ein noch düſtereres Gepräge. Dieſer Thurm war derſelbe, welchen Ludwig am vorhergehenden Abend mit ſolch unheimlichem Bangen angeſehen hatte, und den er nun bewohnen mußte, mit dem Angſtgefühl, zu welcher Gewaltthat ſich ſein übermüthiger Vaſall wol in dieſen geheimen Schlupfwinkeln hinreißen laſſen könnte.

Um die peinlichen Gefühle des Königs noch zu erhöhen, erblickte er, als er den Hof durchſchritt, ein oder zwei Leichname, die nur mit einem Militärmantel bedeckt waren.

Er konnte bald erkennen, daß er erſchlagene Bogenſchützen ſeiner Leibgarde vor ſich ſah, welche, wie Graf Crèvecoeur ihm mittheilte, dem Befehle getrotzt hatten, ihren Poſten in der Nähe des Königs zu verlaſſen, worauf es zwiſchen ihnen und der Leibgarde des Herzogs zu einem Handgemenge kam, in welchem mehrere Mann das Leben ließen.

„Meine treuen Schotten!“ ſagte der König. „Wäre die Ueberzahl nicht gegen euch geweſen, weder ein Flamländer, noch ein Burgunder hätte euch beſiegen können!“

„Ihr habt Recht, Majeſtät,“ ſagte der Balafré, der ſich dicht hinter dem König befand. „Es gibt wenig Männer, die es gegen Zwei aufnehmen können. Was mich betrifft, ſo will ich Dreien gegenübertreten, und handelt ſich's um beſonders wichtige Dinge, dann darf man ſich mit dem Zählen nicht aufhalten.“

„Biſt du hier, alter Freund?“ ſagte der König ſich umſehend. „Dann habe ich wenigſtens einen treuen Unterthanen an meiner Seite.“

„Und einen treuen Miniſter ſowol im Rath, als bei allen Angelegenheiten, welche Eure königliche Perſon betreffen,“ flüſterte Oliver.

„Wir ſind Alle treu," ſagte Triſtan l'Hermite in rauhem Tone, „denn falls man Ew. Majeſtät tödtet, würden ſie es nicht dulden, daß einer von uns Euch überlebt, ſelbſt wenn wir es wünſchten."

„Wahrlich!" rief der Hofnarr aus. „Das nenne ich gute körperliche Bürgſchaft für ihre Treue!"

Der eilig herbeigerufene Seneſchall drehte jetzt den großen Schlüſſel, welcher das Thor des rieſigen gothiſchen Burgverließes öffnete, ohne damit zu Stande kommen zu können, und mußte endlich einen Mann aus Crèvecoeur's Gefolge zur Hilfeleiſtung herbeirufen. Als das Werk endlich gelungen war, ſchritten vier Männer mit Fackeln voran und zeigten den Weg durch den ſchmalen Corridor, der von verſchiedenen in den dicken Mauern angebrachten Schießlöchern beherrſcht wurde.

Am Ende dieſes Corridors führte eine alte Treppe aus ſchwarzen Steinen hinauf bis zu einer eiſenbeſchlagenen Thür, durch welche man in die große Halle des Burgverließes gelangte, welche ſelbſt über Tag nur ein ſpärliches Licht erhielt (denn die Oeffnungen glichen in Folge der außerordentlichen Dicke der Mauern mehr einem Spalt, als einem Fenſter) und jetzt trotz dem Licht der Fackeln beinahe finſter erſchien.

Einige Fledermäuſe, von dem ungewohnten Lichtſchein aufgeſchreckt, flatterten wie als Vorboten unheilvoller Dinge um die Köpfe der Eintretenden, und der Seneſchall entſchuldigte ſich eifrig bei dem Könige, daß man in der Eile des Augenblicks die Staatsgemächer nicht habe in Stand ſetzen können, indem er hinzufügte, ſie ſeien ſeit zwanzig Jahren gar nicht, vor dieſem Zeitraum aber wenig gebraucht worden, ausgenommen in den Tagen des Königs Karl des Einfältigen."

„König Karl der Einfältige!" wiederholte Ludwig. „Jetzt kenne ich die Geſchichte dieſes Thurmes. Er wurde hier von ſeinem verrätheriſchen Vaſallen Herbert, Grafen von Vermandois, ermordet — ſo ſagen unſere Annalen. Ich wußte doch, daß in dieſem Schloß von Peronne etwas Auffallendes geſchehen iſt, ohne mich der näheren

Umſtände gleich entſinnen zu können. — Hier alſo wurde mein Vorfahr ermordet!"

„Nicht hier, wenn es Ew. Majeſtät beliebt," ſagte der alte Seneſchall, „nicht hier, ſondern in jenem kleinen Seitengemach, welches neben Ew. Majeſtät Schlafzimmer liegt."

Er öffnete jetzt haſtig eine Tapetenthür am oberen Ende der Halle, die in ein Schlafzimmer führte, welches ziemlich klein war, jedoch gerade dieſer Urſache wegen behaglicher erſchien, als die weite öde Halle, durch welche ſie gekommen waren.

Hier hatte man in der Eile einige Anſtalten für die Bequemlichkeit des Königs getroffen. Es waren Behänge an den Mauern befeſtigt worden, ein Feuer im Kamin angezündet und eine Matratze für jene Edelleute vorhanden, welche die Nacht im Zimmer des Königs zubringen ſollten, wie es damals Gebrauch war.

„Für Euer übriges Gefolge," ſagte der geſchwätzige Alte, „werden wir Betten in die Halle ſchaffen, — wir hatten bis jetzt wenig Zeit dazu. — Belieben Ew. Majeſtät hier auf dieſe kleine Thür zu ſehen, die hinter dem Behang verborgen liegt. Sie führt in das kleine Cabinet, worin Karl ermordet wurde — und hier liegt der geheime Corridor, durch welchen ſeine Mörder Einlaß fanden, und Ew. Majeſtät, deren Augenlicht hoffentlich beſſer iſt, als das meinige, kann gewiß noch die Blutflecken auf dem Boden ſehen, obwol die That vor mehr als fünfhundert Jahren verübt wurde."

So ſprechend, bemühte er ſich, die Seitenthür zu öffnen, als der König ſagte:

„Laß das, alter Mann, — laß es noch eine Weile ſein — vielleicht haſt du bald eine neuere Geſchichte zu erzählen und friſcheres Blut zu zeigen. — Was meint Ihr, Graf von Crèvecoeur?"

„Ich kann nur antworten, Sire, daß dieſe zwei Gemächer vollkommen zu Ew. Majeſtät Verfügung ſtehen, wie jene in Eurem eigenen Schloß zu Pleſſis, und daß Crèvecoeur — ein Name, der niemals durch Verrath oder Mord befleckt wurde — die Bewachung hat!"

„Aber der geheime Zugang in jenes Seitencabinet, von welchem der alte Mann ſpricht?“

Dieſe Worte flüſterte Ludwig in leiſem, ängſtlichem Tone, indem er Crèvecoeur's Arm mit einer Hand feſthielt und mit der andern auf die Tapetenthür zeigte.

„Es iſt gewiß ein Traum dieſes Mornay, oder irgend eine alte thörichte Tradition des Schloſſes — doch wir wollen es näher unterſuchen.“

Er ſtand in Begriff die kleine Thür zu öffnen, als Ludwig dazwiſchen trat.

„Nein, Crèvecoeur — nein — Eure Ehre iſt mir genügende Bürgſchaft. — Aber was wird der Herzog mit mir thun, Crèvecoeur? Er kann nicht hoffen, mich lange gefangen zu halten — kurz, laßt mich Eure Meinung wiſſen, Crèvecoeur.“

„Sire, mein hoher Gebieter,“ erwiderte der Graf, „Ew. Majeſtät allein können beurtheilen, wie tief der Herzog von Burgund jene ſchreckliche Grauſamkeit gegen die Perſon ſeines Verwandten und Verbündeten empfinden muß — und welches Recht er zu der Annahme haben kann, dieſelbe ſei durch Ew. Majeſtät Sendlinge angeſtiftet worden, könnt nur Ihr allein wiſſen. Doch mein Gebieter iſt von edler Gemüthsart und gerade durch die überſprudelnde Leidenſchaft ſeines Charakters jeder heimlichen Unthat unfähig. Was er auch thun möge, es wird angeſichts der Welt, angeſichts beider Nationen geſchehen. Laßt mich noch hinzufügen, daß es der Wunſch jedes ſeiner Rathgeber — vielleicht einen einzigen ausgenommen — ſein wird, daß er in dieſer Sache mit Milde und Edelmuth ſowol, als mit Gerechtigkeit verfährt.“

„Ach, Crèvecoeur,“ ſagte Ludwig, deſſen Hand faſſend, wie von ſchmerzlichen Erinnerungen überwältigt, „wie glücklich iſt der Fürſt, der Rathgeber an ſeiner Seite hat, welche im Stande ſind, ihn gegen die Wirkungen ſeiner eigenen böſen Leidenſchaften zu beſchützen! Ihre Namen werden in goldenen Lettern in dem Geſchichtsbuch dieſer Zeiten prangen! — Edler Crèvecoeur, wäre es mein Schickſal geweſen, deinesgleichen um meine Perſon zu haben!“

„In dieſem Fall würde Ew. Majeſtät eifriges Sinnen dahin gezielt haben, derlei Menſchen ſo ſchnell als möglich zu entfernen,“ warf Glorieux ein.

„Ah, Ew. Weisheit, ſeid Ihr hier?“ fragte Ludwig, ſich umwendend und den ergreifenden Ton, in welchem er zu Crèvecoeur geſprochen hatte, mit Leichtigkeit in einen heiteren umändernd. „Seid Ihr uns hierher gefolgt?“

„Gewiß, Sire,“ antwortete der Hofnarr. „Die Weisheit folgt überall in buntſcheckiger Tracht, wo die Thorheit in Purpur gekleidet erſcheint.“

„Wie ſoll ich das verſtehen, Herr Salomon?“ fragte Ludwig. „Willſt du mit mir den Platz tauſchen?“

„Wahrlich nicht,“ ſagte Glorieux, „und gäbet Ihr mir noch fünfzig Kronen in den Kauf!“

„Ei und weswegen nicht? Mir däucht, betrachte ich die Fürſten, wie ſie durchſchnittlich ſind, ſo darf ich damit zufrieden ſein, dich als König über mir zu haben.“

„Mag ſein, Sire,“ erwiderte der Narr. „Bedenkt man aber, daß Ew. Majeſtät Verſtand Euch hier einquartiert hat, ſo ſteht es noch in Frage, ob ich nicht Urſache habe, mich eines ſo einfältigen Hofnarren zu ſchämen!“

„Still, Burſche,“ ſagte Crèvecoeur, „deine Zunge läuft allzu ſchnell.“

„Laßt ihn gewähren,“ ſagte der König. „Ich kenne keinen geeigneteren Gegenſtand des Spottes als die Thorheit derjenigen, die beſſer wiſſen mußten, wie ſie zu handeln haben. — Hier, mein ſcharfſinniger Freund, nimm dieſe Goldbörſe an, und mit ihr den Rath, niemals ein ſo großer Narr zu werden, um dich für weiſer als andere Menſchen zu halten. Jetzt aber erweiſe mir die Gunſt, erkundige dich nach meinem Aſtrologen Galeotti, und ſende ihn ſofort zu mir!“

„Es ſoll geſchehen, mein Gebieter,“ antwortete der Narr, „und ich bin überzeugt, ich finde ihn bei Jan Doppelthur — Philoſophen wiſſen eben ſo gut wie Narren, wo der beſte Wein zu finden iſt.“

„Laßt mich Euch bitten, Graf von Crèvecoeur,“ nahm Ludwig wieder das Wort, „dieſem gelehrten Mann freien Eintritt zu geſtatten.“

„Was ſeinen Eintritt betrifft, ſo iſt die Sache abgemacht,“ antwortete der Graf. „Leider jedoch muß ich hinzufügen, daß meine Befehle mir nicht geſtatten, irgend einer Perſon zu erlauben, die Gemächer Ew. Majeſtät zu verlaſſen. — Nun wünſche ich Euch gute Nacht, hoher Herr,“ fügte er hinzu, „und will in der Halle Anordnungen treffen, um Eure Begleiter, welche ſie bewohnen ſollen, ſo bequem als möglich unterzubringen.“

„Bemüht Euch nicht ihretwegen, Herr Graf,“ erwiderte der König. „Es ſind Männer, gewöhnt, allen Strapazen zu trotzen, und aufrichtig geſagt, da ich Galeotti zu ſehen wünſche, ſo möchte ich Euch bitten, mich dieſen Abend ſo ungeſtört zu laſſen, als es möglich iſt und als ſich mit Euren Inſtructionen verträgt.“

„Dieſe lauten dahin, Ew. Majeſtät unumſchränkt in dieſen Gemächern herrſchen zu laſſen, ſo befiehlt es mein Gebieter.“

„Euer Gebieter, Graf von Crèvecoeur,“ erwiderte Ludwig, „den ich ja auch jetzt den meinigen nennen darf, iſt ein höchſt gütiger Gebieter. — Mein Reich iſt etwas zuſammengeſchrumpft,“ fügte er hinzu, „jetzt, wo ich es in eine alte Halle und ein Schlafzimmer verwandelt ſehe, und doch iſt es noch groß genug, alle die Unterthanen zu faſſen, deren ich mich in dieſem Augenblick rühmen kann.“

Der Graf von Crèvecoeur verabſchiedete ſich; Alles wurde ſtill draußen, und der einzige Ton, der zu den Ohren des Königs drang, war das dumpfe Murmeln des Fluſſes Somme, der ſeine Fluten langſam unter den Mauern des Schloſſes dahinwälzte.

„Begebt euch in die Halle, ihr Herren,“ ſagte Ludwig zu ſeinem Gefolge, „doch legt euch nicht zum Schlafen. Haltet euch bereit, denn wir haben dieſe Nacht noch viel zu thun und zwar etwas Wichtiges!“

Oliver und Triſtan zogen ſich demgemäß in die Halle zurück, in welcher der Balafré und die zwei Leute des Generalprofoßes zurückgeblieben waren, als ſich die übrigen in das Schlafzimmer begaben.

Es fand ſich, daß die Zurückgebliebenen Holz genug in den Kamin geworfen hatten, um ſowol für Wärme, als für Licht zu ſorgen, worauf ſie ſich in ihre Mäntel gehüllt, in Stellungen, welche deutlich die Niedergeſchlagenheit ihres Gemüthes verrieth, auf den Boden niederließen.

Oliver und Triſtan wußten nichts Beſſeres zu thun, als ihrem Beiſpiele zu folgen, und zur Zeit ihres Glückes niemals gute Freunde, fühlten ſich Beide gleich abgeneigt, ſich in dieſer ſeltſamen plötzlichen Wendung ihres Geſchickes gegenſeitig auszuſprechen. In Folge deſſen blieb die ganze Geſellſchaft ſchweigend mit düſterer Miene ſitzen.

Ihr Gebieter erduldete inzwiſchen in der Zurückgezogenheit ſeines Privatgemaches Qualen, welche diejenigen ſühnen konnten, die er ſo oft über Andere verhängt hatte. Er ſchritt mit kurzen, unſicheren Schritten auf und ab, blieb zuweilen ſtehen und ſchlug die Hände zuſammen, kurz, ließ einer Aufregung freien Lauf, welche er unter den Augen ſo vieler Zeugen ſo erfolgreich zu unterdrücken verſtand.

Endlich blieb er mit gerungenen Händen vor der Tapetenthür ſtehen, die der alte Mornay als diejenige bezeichnet hatte, welche zu dem Schauplatz der Ermordung eines ſeiner Vorfahren führte, und brach in folgendes Selbſtgeſpräch aus:

„Karl der Einfältige — Karl der Einfältige! — Aber wie wird die Nachwelt den elften Ludwig nennen, deſſen Blutſpuren wahrſcheinlich die deinen auffriſchen werden. — Ludwig den Thoren! — Ludwig den Hausnarren! — Ludwig den Albernen! — Alle dieſe Ausdrücke genügen nicht, das Uebermaß meines Blödſinns zu bezeichnen.“

„Wie konnte ich denken, dieſe heißblütigen Lütticher, für welche die Empörung ſo nothwendig iſt, wie das tägliche Brod, würden ſich ruhig verhalten — wie konnte ich mir einbilden, der wilde Eber der Ardennen würde ſeine Laufbahn blutdürſtiger Rohheit und Gewalt für einen Augenblick unterbrechen! — Ich Thor! doppelter Idiot! — Aber dieſer Schurke Galeotti ſoll mir nicht entrinnen, denn er ſteckt auf dem Grund der Sache — er und jener elende Prieſter, der verabſcheute Balue! Komme ich je glücklich aus dieſer Gefahr, ſo will ich den Cardinalshut von ſeinem Kopfe ziehen, und müßte ich ſeinen Scalp herabzerren! — Der andere Verräther aber iſt in meinen Händen! — Noch bin ich König genug, noch iſt mein Reich groß genug — für die Beſtrafung eines quackſalbernden, wortverdrehenden, ſternguckenden Betrügers, der mich ſowol zum Gefangenen, als zum Ueberliſteten gemacht hat! „„Die Conjunction der Geſtirne““ — ja, ja, die Conjunction! Er mußte mir Blödſinn vorſchwatzen, welcher kaum den hirnverbrannten Kopf eines Schafes bethören könnte, und ich — ich mußte Idiot genug ſein, mir einzubilden, ich verſtünde ihn!“

„Aber wir wollen ſogleich ſehen, was dieſe Conjunction in Wirklichkeit verkündet hat. — Doch erſt zu meinen Andachtsübungen!“

An der kleinen Thür befand ſich, vielleicht zum Andenken an die dort verübte That, ein aus Stein gehauenes Crucifix.

Auf dieſes Sinnbild heftete der König ſeine Augen und ſchien niederknien zu wollen, hielt aber plötzlich inne, als übertrage er ſogar auf dieſes heilige Symbol die Grundſätze weltlicher Politik und halte er es für vorſchnell ſich demſelben zu nahen, ohne ſich zuvor der geheimen Vermittelung eines muthmaßlichen Gönners zu verſichern.

Darum wendete er ſich von dem Crucifix ab, als wäre er unwürdig, daſſelbe anzuſehen, wählte aus den zahlreichen Heiligenbildern, mit denen ſein Hut bedeckt war, eine Abbildung der heiligen Frau von Cléry aus, kniete vor derſelben nieder und ſprach folgendes merkwürdige Gebet, indem ſein Aberglaube ihn gewiſſermaßen verleitete, die heilige Jungfrau von Cléry als eine ganz verſchiedene Perſon von der Madonna von Embrun, ſeiner Lieblingsheiligen, der er öfters ſeine Gelübde ablegte, zu halten.

„Holde Frau von Cléry!“ rief er die Hände faltend und ſich an die Bruſt ſchlagend aus. „Gebenedeite Mutter der Gnaden! Du, die du bei dem Mächtigen allmächtig biſt, habe Mitleid mit mir armen Sünder! Es iſt wahr, ich habe dich, deiner begnadeten Schweſter von Embrun gegenüber, einigermaßen vernachläſſigt, aber ich bin König — meine Macht iſt groß — mein Reichthum grenzenlos. Und wäre dem anders, ſo würde ich lieber die Abgaben meiner Unterthanen verdoppeln, als in Bezahlung meiner Schulden an euch Beide ſäumig zu ſein. Oeffne dieſe eiſernen Thore — fülle dieſen furchtbaren Graben aus — führe mich, wie eine Mutter ihr Kind führt, aus dieſer dringenden Gefahr.“

„Wenn ich deiner Schweſter die Grafſchaft Boulogne ſchenkte, die ihr für immer unterthan ſein ſoll, ſo beſitze ich noch Mittel genug, auch dir meine Ergebenheit zu beweiſen. Du ſollſt die große reiche Provinz der Champagne haben, und ihre Weingärten ſollen ihren Ueberfluß deinem Kloſter abgeben. Ich verſprach dieſe Provinz meinem Bruder Karl, doch du weißt, er iſt todt — iſt vergiftet von jenem gottloſen Abbé von Saint John d'Angely, der, ſo ich am Leben bleibe, ſeiner Strafe nicht entgehen wird! — Ich habe dies zwar ſchon einmal verſprochen, diesmal aber werde ich Wort halten. — Wußte ich irgendwie um dieſes Verbrechen, dann glaube mir, theuerſte Schutzherrin, dann war es, weil ich kein beſſeres Mittel kannte, die Unzufriedenheit in meinem Königreich zu unterdrücken. O, rechne mir dieſe alte Schuld nicht heute an, ſondern ſei, was du mir ſtets geweſen biſt, gütig, milde und hilfreich. Theuerſte Frau, vermittle für mich bei deinem Sohn, daß er alle vergangenen Sünden vergibt, und eine — eine kleine That, die ich heute Nacht begehen muß — O, ſie iſt keine Sünde, theuerſte Frau von Cléry, keine Sünde, ſondern ein im Geheimen verübter Act der Gerechtigkeit, denn dieſer Schurke iſt der größte Betrüger, der je das Ohr eines Fürſten mit Falſchheit füllte und neigt ſich überdies der ſchmutzigen Ketzerei der Griechen zu. Er verdient deinen Schutz nicht, überlaß ihn mir und betrachte es als einen guten Dienſt, wenn ich die Welt von ihm befreie, denn dieſer iſt ein Zauberer und Hexenmeiſter und als ſolcher keines Gedankens von dir werth — ein Hund, deſſen Vertilgung in deinen Augen von ſo geringer Wichtigkeit ſein müßte, als das Austreten eines Funkens, der von einer Lampe oder einem Wachslicht herabfällt. Denke nicht an dieſe unbedeutende Sache, gütigſte, ſanfteſte Frau, ſondern erwäge nur, wie du mir in meiner Trübſal Hilfe ſchicken kannſt. Und hier binde ich meinen königlichen Siegelring an dein Ebenbild, zum Zeichen, daß ich in Bezug auf die Grafſchaft

Champagne Wort halten will und daß dies das letzte Mal iſt, wo ich dich mit blutigen Angelegenheiten behellige, dich, welche ich als ſo ſanft und gütig kenne.“

Nach dieſem ſeltſamen Contract mit dem Gegenſtand ſeiner Anbetung, ſprach Ludwig ſcheinbar mit tiefer Andacht in lateiniſcher Sprache die ſieben Bußpſalmen und einige ſpeciell der Verehrung der heiligen Jungfrau gewidmete Gebete und Aves.

Hierauf erhob er ſich, voll Befriedigung, ſich der Vermittlung der Heiligen verſichert zu haben, was er um ſo eher glaubte, als die meiſten Sünden, für welche er bei früheren Gelegenheiten ihre Vermittelung in Anſpruch genommen hatte, von ganz anderem Charakter waren, ſo daß die heilige Frau von Cléry ihn weniger als einen Verhärteten und gewohnheitsmäßigen Blutvergießer betrachten mußte, als die anderen Heiligen, die er häufiger zu Vertrauten ähnlicher Verbrechen gemacht hatte.

Als er auf ſolche Weiſe ſein Gewiſſen befreit oder beſſer, wie ein Grabmal übertüncht hatte, öffnete der König die Thür der Halle und rief den Balafré in das Gemach.

„Mein wackerer Krieger,“ ſagte er, „du haſt mir lange gedient und nur geringe Beförderung erfahren. Ich befinde mich jetzt in einer Lage, wo mir möglicherweiſe der Tod bevorſteht. Aber ich will nicht als ein Undankbarer ſterben, und ſo weit die Heiligen mir die Macht geben, weder einen Freund, noch einen Feind unbelohnt zurücklaſſen. Der Freund, der belohnt werden ſoll, biſt du ſelbſt — der Feind, der nach Gebühr geſtraft werden muß, iſt der gemeine, verrätheriſche Schurke Galeotti, der mich durch ſeinen Betrug, ſeine Falſchheit hierher in die Macht meines Todfeindes lockte, offenbar auf meinen Untergang ausgehend, wie der Metzger, wenn er ſein Opferthier zur Schlachtbank treibt.“

„Ich will ihn deswegen herausfordern, man ſagt, er ſei ein tapferer Degen, obwol er nicht darnach ausſieht,“ ſagte der Balafré. „Ich bin gewiß, der Herzog von Burgund liebt tapfere Soldaten genug, um uns freies Feld und Spiel zu laſſen, und leben Ew. Majeſtät lange genug und erfreut Ihr Euch der Freiheit, ſo ſollt Ihr mich für

Euch kämpfen und Rache an dieſem Philoſophen nehmen ſehen nach Eures Herzens Gelüſte.“

„Ich muß deine Tapferkeit und treue Ergebenheit in meinem Dienſte loben,“ erwiderte der König. „Aber dieſer verrätheriſche Schuft führt eine gute Klinge, und ich möchte dein Leben nicht gerne in die Schanze ſchlagen, mein braver Kriegsmann.“

„Erlaubt, Majeſtät,“ ſagte der Balafré, „ich wäre kein braver Kriegsmann, wagte ich es nicht, es mit einem Beſſeren aufzunehmen, als er iſt. Es würde mir, der ich weder leſen noch ſchreiben kann, ſchlecht anſtehen, wollte ich ein fettes Faulthier fürchten, welches ſein Lebenlang nichts Beſſeres that.“

„Wenn auch,“ ſagte der König, „wir ſind nicht geſonnen, dich in ſolche Gefahr zu ſchicken, Balafré, jener Verräther kommt auf meinen Befehl hierher. Wir wünſchen, daß du, ſobald ſich die Gelegenheit zeigt, über ihn herfällſt und ihn unter der fünften Rippe triffſt. Verſtehſt du mich?“

„Wahrlich, das thue ich!“ antwortete der Balafré. „Doch erlauben Majeſtät, eine ſolche That iſt ganz gegen meine Gewohnheit. Ich würde nicht im Stande ſein, einen Hund zu tödten, es ſei denn in heißer Verfolgung oder in der Noth.“

„Ei, willſt **du** ein zartes Gemüth vorſchützen?“ rief der König aus. „Du, ſtets der Erſte im Kampf und Sturm, und wie man mir ſagt, der Erſte bei den Genüſſen und Vortheilen, welche ein rauhes Herz und eine blutige Hand bei ſolchen Gelegenheiten zu gewinnen wiſſen?“

„Sire,“ erwiderte der Balafré, „ich habe mit dem Schwert in der Hand niemals Eure Feinde gefürchtet und ſie nie geſchont, und eine Schlacht iſt ein eigenes Ding — da kocht das Blut des Menſchen ſo, daß es ſich, beim heiligen Andreas! ſtundenlang nicht beruhigen kann! — Und das gilt wol als Entſchuldigung für jede Plünderung nach dem Kampf, und Gott erbarme ſich dann unſerer armen Soldaten, die, erſt durch das Kampfgewühl wahnſinnig gemacht, durch den Siegestaumel noch wahnſinniger werden.“

„Ich hörte einmal von einer Legion, die aus lauter Heiligen beſtand, die taugte wol dazu, für den Reſt der

Armen zu bitten und zu beten — Aber, was Ew. Majeſtät mir hier zumuthen, iſt mehr, als ich leiſten kann, obwol ich nicht läugnen will, daß ich gar Manches im Stande bin. Was nun den Sterndeuter anbetrifft, ſo möge er, wenn er ein Verräther iſt, auch den Tod eines Verräthers ſterben — ich will es weder hindern, noch dazu behilflich ſein. Ew. Majeſtät haben Euren Generalprofoß mit ſeinen Leuten draußen, welche tauglicher dazu ſind, ihn zu ſchlachten, als ein ſchottiſcher Edelmann meiner Familie, der ſo lange als ehrlicher Soldat gedient hat.“

„Du ſprichſt gut,“ ſagte der König; „jedenfalls aber gehört es zu deinen Pflichten, jede Störung zu verhindern, welche ſich der Vollziehung meines Urtheilsſpruches entgegen ſetzen könnte!“

„Das will ich treulich thun!“ rief der Balafré aus. „Ew. Majeſtät ſollen nie an meinem Dienſteifer zweifeln, wo er ſich mit meinem Gewiſſen verträgt, welches zu meinem eigenen, ſo wie zu Ew. Majeſtät Wohl, ein ziemlich weites iſt. — Ich weiß mich wenigſtens zu erinnern, daß ich einige Thaten für Ew. Majeſtät verübte, die ich noch immer kaum verwinden kann.“

„Laß das jetzt auf ſich beruhen — und höre! — Iſt Galeotti eingelaſſen und die Thür hinter ihm geſchloſſen, ſo nimm deine Waffe und bewache den Eingang dieſes Gemaches. Laſſe Niemand herein — das iſt Alles, was ich von dir verlange. Jetzt entferne dich und ſchicke Triſtan l'Hermite, den Generalprofoß, zu mir.“

Der Balafré verließ das Gemach und einen Augenblick ſpäter erſchien Triſtan l'Hermite.

„Willkommen, Gevatter!“ ſagte der König. „Was hältſt du von unſerer Lage?“

„Wir ſind ſo gut wie zum Tode Verurtheilte,“ erwiderte der Generalprofoß. „Es ſei denn, der Herzog gewährt uns noch einen Aufſchub.“

„Aufſchub oder nicht! — Derjenige, der uns in dieſe Falle lockte, ſoll uns in die nächſte Welt als Quartiermeiſter vorangehen, um Alles für unſern Empfang vorzubereiten,“ ſagte der König mit einem grimmigen Lächeln. „Triſtan, du haſt manche That tapferer Gerechtigkeit gethan, du weißt: Finis, ich ſollte ſagen: Funis coronat opus. Du mußt mir bis zum Ende beiſtehen.“

„Das will ich, mein Lehensherr. Ich bin nur ein einfacher Burſche, aber dankbar und treu. Ich werde meine Pflicht innerhalb dieſer Mauern ſo gut thun, wie anderswo, und ſo lange ich lebe wird ein Hauch aus dem Munde Ew. Majeſtät ſo allmächtig ſein, und Euer Urtheilsſpruch ſo buchſtäblich vollzogen werden, als wenn Ihr auf Eurem Thron ſäßet! Mögen ſie dann mit mir beginnen, was ſie wollen, ich frage nicht darnach!“

„Das iſt es, was ich von dir erwartete, mein lieber Gevatter,“ ſagte Ludwig. „Aber haſt du treue Hilfe? — Dieſer Verräther iſt ſtark und gewandt und wird ohne Zweifel laut nach Hilfe ſchreien. Der Schotte verſteht ſich nur dazu, die Thüre zu bewachen, und es iſt noch ein Glück, daß ich ihn ſo weit brachte. Oliver taugt zu nichts, als zum Lügen, Schmeicheln und zu gefährlichen Rathſchlägen — und Ventre Saint-dieu! ich glaube, es iſt wahrſcheinlicher, daß er ſelbſt eines Tages den Strick verdient, als ihn einem Anderen um den Hals legt. Sagt, habt Ihr die Leute und die Mittel zur Hand, die Arbeit ſicher und ſchnell zu vollziehen?“

„Ich habe Trois-Eſchelles und Petit-André bei mir,“ ſagte Triſtan, „ſie ſind ſo geſchickt in ihrem Handwerk, daß ſie bei drei Delinquenten den einen gehängt haben, bevor ſeine zwei Kameraden es noch merken, und wir ſind Alle entſchloſſen, mit Ew. Majeſtät zu leben oder zu ſterben, denn wir wiſſen, daß uns die Luft nach Eurem Hintritt ſo karg bemeſſen wird, wie nur je unſern Patienten. Aber welches iſt heute unſer Object? Ew. Majeſtät, ich liebe es, in meiner Sache ſicher zu gehen, denn Ihr wißt, und erinnert mich öfters daran, daß ich mich zuweilen in dem Verbrecher irrte, und an ſeiner Statt irgend einen ehrlichen Arbeitsmann aufknüpfte, der Ew. Majeſtät nie zu nahe trat.“

„Das iſt wahr,“ erwiderte der König. „So wißt denn, Triſtan, der Verurtheilte iſt Martius Galeotti. — Du ſchreckſt zuſammen — und doch iſt es ſo, wie ich dir ſage. Dieſer Schurke allein hat uns durch falſche trügeriſche Vorſtellungen hierher gebracht, um uns wehrlos den Händen dieſes Herzogs von Burgund auszuliefern.“

„Wehrlos, aber nicht ungerächt!“ rief Triſtan aus, „und wäre es die letzte That meines Lebens, ich will ihn zertreten, wie einen Wurm und müßte ich im nächſten Augenblick in Stücke zerriſſen werden!“

„Ich kenne deinen edlen Eifer,“ ſagte der König, „und weiß, welches Vergnügen du gleich anderen guten Menſchen darin findeſt, deine Pflicht zu erfüllen. Denn Tugend belohnt ſich ſelbſt, wie die Philoſophen ſagen. Doch jetzt fort mit dir, halte die Prieſter bereit, denn das Opferthier nähert ſich!“

„Wollt Ihr die That in Eurer Gegenwart vollzogen ſehen, mein gnädigſter Gebieter?“ fragte Triſtan.

Dieſes Anerbieten wies Ludwig zurück, befahl dem Generalprofoß jedoch, Alles für die pünktliche Vollziehung ſeines Befehles bereit zu halten, ſobald der Aſtrolog ſein Gemach verlaſſen werde. „Denn,“ fügte er hinzu, „ich will dieſen Schurken vorher wieder ſehen, blos um zu beobachten, wie er ſich gegen den Herrn, den er verrieth, beträgt. Es ſoll mir ein Genuß ſein, wenn die Kenntniß des nahen Endes die Farbe aus dieſer rothen Wange treibt und dieſes Auge trübt, welches lachte, als es mich belog. — O, wäre doch jener Andere noch bei ihm, deſſen Rathſchläge ſeine Wahrſagungen noch unterſtützte! — Doch, überlebe ich dieſe Gefahr — dann achte auf deinen Purpur, edler Cardinal, denn Rom wird dich kaum mehr beſchützen können — das ſage ich, ohne dem heiligen Petrus und der gebenedeiten Frau von Cléry, die voll der Gnaden iſt, zu nahe treten zu wollen. Was zaudert Ihr noch? Geht und haltet Eure Geſellen in Bereitſchaft, denn ich erwarte den Elenden jeden Augenblick. Ich hoffe zu Gott, er empfindet keine Furcht, und läßt ſich nicht abhalten zu erſcheinen — das wäre ein arger Strich durch unſere Rechnung. — Entferne dich, Triſtan, du pflegſt doch ſonſt nicht ſo langſam zu ſein, wenn es gilt, ein ſolches Geſchäft zu verrichten.“

„Im Gegentheil, mit Ew. Majeſtät Verlaub, Ihr pflegt ſtets zu ſagen, ich ſei zu ſchnell und mißverſtände Eure Abſichten und wählte mir immer das unrechte Object. Darum bitte ich Euch, Majeſtät, gebt mir, wenn Ihr Galeotti verabſchiedet, ein Zeichen, ob es bei der Geſchichte bleibt oder nicht. Ich erinnere mich, daß Ew. Majeſtät Euren Sinn bei mancher Gelegenheit geändert hat, worauf ich der Uebereilung beſchuldigt wurde.“

„Ich ſage dir, du argwöhniſcher Geſell,“ antwortete Ludwig, „ich werde meinen Sinn nicht ändern — jedoch um deine Beſorgniß zum Schweigen zu bringen, will ich beim Abſchied zu jenem Schelm ſagen: „Es gibt eine Gerechtigkeit über uns!“ Dies ſei das Zeichen, dein Werk zu thun. Spreche ich jedoch: „Geht in Frieden!“ ſo ſollſt du daran erkennen, daß ich meinen Vorſatz änderte.“

„Mein Kopf iſt etwas ſchwerfällig von Begriffen,“ ſagte Triſtan. „Bitte, laßt mich den Spruch wiederholen. Wenn Ihr ihn in Frieden gehen heißt, ſo ſoll ich mich über ihn hermachen?“

„Nein, nein, nein, du Thor,“ rief der König aus. „In dieſem Fall läßt du ihn in Frieden ziehen. Spreche ich jedoch: „Es gibt eine Gerechtigkeit über uns!“ dann bringſt du ihn den Planeten, mit welchen er ſo gerne Geſpräche führt, um einige Fuß näher.“

„Wenn wir nur Mittel dazu finden,“ ſagte der Profoß.

„Nun, ob du ihn in die Höhe oder zu Boden bringſt, darnach frage ich nicht,“ ſagte der König.

„Und der Leichnam?“ wendete der Profoß ein. „Was wollen wir mit ihm beginnen?“

„Laßt mich einen Augenblick nachdenken. — Die Fenſter der Halle ſind viel zu ſchmal; doch hier, dieſes gothiſche Fenſter in meinem Schlafzimmer iſt groß genug. Wir wollen ihn in die Somme befördern und ein Papier auf ſeine Bruſt heften mit dem Spruch: „Die Gerechtigkeit des Königs paſſirt zollfrei!“ Mögen dann die Offiziere des Herzogs den Leichnam auffangen und ihm die Gebühren abnehmen, wenn ſie es wagen.“

Als der Generalprofoß Ludwigs Zimmer verließ, berief er ſeine beiden Gehilfen in eine Ecke der großen Halle, wo Trois-Eſchelles eine Fackel in die Mauer ſteckte, um ihnen zu leuchten. Sie beſprachen ſich im Flüſterton, ohne von dem in tiefe Gedanken verſunkenen Oliver oder dem einnickenden Balafré beobachtet zu werden.

„Kameraden,“ redete der Profoß ſeine Leute an, „ihr dachtet vielleicht, es ſei mit unſerm Beruf zu Ende, oder vielmehr, es ſei mehr Ausſicht vorhanden, daß wir Andern als Patienten in die Hände fallen. Aber faßt Muth, meine wackern Gefährten, unſer gnädiger Gebieter hat uns eine große ſchöne That aufbewahrt, und ſie muß anſtändig vollzogen werden, wie es ſich für Menſchen gebührt, die in der Geſchichte weiter leben wollen.“

„Ich kann errathen, wie es ſteht,“ ſagte Trois-Eſchelles. „Unſer Gönner macht es wie die alten römiſchen Kaiſer: haben die Dinge die ſchlimmſte Wendung genommen, und ſtehen ſie, wie wir ſagen würden, ſchon am Fuß der Leiter, dann ſuchen ſie unter ihren verläßlichſten Dienern der Gerechtigkeit eine erfahrene Perſon aus, welche ihrer eigenen Perſon die ungeſchickten Verſuche eines Neulings in unſerm Geſchäft erſpart. Für jene Heiden war es ein ganz guter Gebrauch. Als guter Katholik jedoch würde ich mich hüten, an den allerchriſtlichſten König Hand anzulegen.“

„Ei, Bruder, Ihr ſeid immer allzu gewiſſenhaft,“ erwiderte Petit-André, „gibt er den Befehl zu ſeiner eigenen Hinrichtung, ſo ſehe ich nicht ein, wie wir uns dem widerſetzen könnten. Wer in Rom lebt, muß dem Papſt gehorchen; die Leute des Profoßes müſſen die Befehle ihres Gebieters erfüllen, und er diejenigen des Königs.“

„Still, ihr albernen Schwätzer,“ fiel der Generalprofoß ihnen in die Rede. „Es handelt ſich hier keineswegs um die Perſon des Königs, ſondern blos um diejenige des griechiſchen Ketzers, des muhamedaniſchen Zauberers Martius Galeotti.“

„Galeotti?“ rief Petit-André aus; „dann iſt die Sache ganz natürlich. Ich kannte nie einen ſolchen Zauberlehrling, der ſein ganzes Leben gewiſſermaßen damit zubrachte, auf dem Seil zu tanzen, der nicht endlich auf andere Weiſe mit dem Seil in Berührung kam und dabei ſeinen Tod fand.“

„Meine einzige Sorge iſt die,“ ſagte Trois-Eſchelles emporblickend, daß der arme Wurm ſterben muß, ohne gebeichtet zu haben.“

„Still, ſtill!“ erwiderte der Generalprofoß. „Er iſt ein elender Ketzer und Hexenmeiſter und ein ganzes Mönchskloſter könnte ihn nicht vor dem Schickſal retten, welches er durch ſeine ſchändlichen Streiche verdient hat. Sollte er übrigens ein derartiges Gelüſte hegen, ſo biſt du, Trois-Eſchelles, ganz der Mann, ihm als geiſtlicher Vater zu dienen. — Doch zu einer andern wichtigeren Sache. Ich fürchte, meine wackern Burſche, ihr müßt eure Dolche gebrauchen, da es zur Ausübung eurer Profeſſion hier an den nöthigen Geräthſchaften mangelt.“

„Das verhüte die heilige Frau von Paris!“ rief Trois-Eſchelles aus, „daß ein Befehl des Königs mich ohne meine Berufswerkzeuge fände! Ich trage den Strick des heiligen Franziskus ſtets vierfach um meinen Leib geſchlungen, denn Ihr müßt wiſſen, ich gehöre der Brüderſchaft des heiligen Franziskus an und bin berechtigt, deſſen Kapuze zu tragen, wenn ich in extremis bin. Dafür danke ich Gott und den heiligen Vätern von Saumure.“

„Und was mich betrifft,“ ſagte Petit-André, „ſo führe ich ſtets einen kleinen Balken mit mir, welcher mit einer ſtarken Schraube verſehen iſt, mittels deren ich ihn überall befeſtigen kann, falls unſere Reiſen uns in Gegenden führten, wo es an Bäumen mangelt, oder wo die Aeſte derſelben nicht zu gebrauchen ſind.“

„Das paßt für unſern Fall ausgezeichnet,“ ſagte der Generalprofoß. „So habt ihr blos euren Balken dort über jener Niſche anzuſchrauben und die Schlinge darüber zu werfen. Ich werde den Burſchen in der Nähe dieſes Platzes durch ein Geſpräch zurückzuhalten wiſſen, bis ihr die Schlinge für ſeinen Hals vorgerichtet habt. Dann werft ihr ſie ihm über und —“

„Und in die Höhe mit ihm!“ rief Petit-André aus, „und heidi, iſt unſer Aſtrolog ſo nahe am Himmel, daß ſein Fuß die Erde nicht mehr berührt.“

„Aber jene Herren?“ ſagte Trois-Eſchelles, nach dem Kamin deutend. „Werden ſie uns nicht Beiſtand leiſten und ſich ein Handgeld bei unſerer Profeſſion verdienen?“

„Hm, — nein,“ antwortete der Profoß, „der Barbier braut nur Unheil, welches Andere verüben müſſen, und was den Schotten betrifft, ſo wird er, wenn es zur That kommt, blos die Thür bewachen, weil es ihm an hinreichendem Muth gebricht, thätigen Antheil an dem Unternehmen zu nehmen. — Man darf es ihm nicht verübeln — Jedermann hat ſein Handwerk.“

Nun machten ſich die würdigen Vollzieher der Befehle des Generalprofoßes mit außerordentlicher Geſchicklichkeit und gewiſſem profeſſionellem Stolze daran, den Balken und das Seil für die Vollziehung des Urtheilsſpruches vorzubereiten, welchen der gefangene Monarch gegen Galeotti erlaſſen hatte.

Triſtan l'Hermite*) beobachtete ihre Arbeit mit düſterer Genugthuung, während Oliver derſelben nicht die geringſte Aufmerkſamkeit ſchenkte und der Balafré, wenn er überhaupt erwachte und die Vorgänge ſah, offenbar der Meinung war, es ſeien Dinge, die nichts mit ſeiner Pflicht zu thun hätten, und für die er daher in keiner Weiſe verantwortlich ſein könne.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Beſchuldigungen.

Als der Hofnarr dem Wunſche Ludwigs zufolge ſich nach der beſten Taverne Peronne's begab, fand er dort den Aſtrologen in der Ecke der Zechſtube in eifrigem Geſpräch mit einem Frauenzimmer in eigenthümlicher aſiatiſcher oder mauriſcher Kleidung, welche ſich, als Glorieux nahte, erhob und verabſchiedete.

„Es ſind dies Neuigkeiten,“ ſagte ſie noch, „auf welche Ihr Euch mit aller Zuverſicht verlaſſen könnt.“

Mit dieſen Worten verſchwand ſie unter den übrigen Gäſten.

---

*) Der Autor bemüht ſich, dem verabſcheuten Triſtan l'Hermite eine gewiſſe brutale halsſtarrige Anhänglichkeit an Ludwig zu geben, welche ſich der Treue einer Bulldogge gegen ihren Herrn vergleichen läßt. Er war trotz der Grauſamkeit ſeines furchtbaren Charakters gewiß ein Mann von Tapferkeit und wurde in ſeiner Jugend mit einer großen Anzahl anderer junger Edelleute durch die ehrenſpendende Hand des älteren Dunois, des berühmten Helden der Regierung Karl V., zum Ritter geſchlagen.

„Vetter Philoſoph," begann der Spaßmacher, auf Galeotti zugehend und ihn leicht auf die Achſel ſchlagend, „der Himmel entfernt die eine Schildwache, um ſogleich eine andere an ihre Stelle zu ſchicken. Kaum hat ſich die Närrin entfernt, ſo kommt der Narr, um Euch nach den Gemächern Ludwigs von Frankreich zu begleiten."

„Und hat er Euch zum Boten erwählt?" fragte Martius, einen ſchnellen Blick auf Glorieux werfend, und ſeinen Beruf ſofort erkennend, wenn er auch nicht ſo deutliche Abzeichen deſſelben trug, wie ſeine übrigen Berufsgenoſſen.

„Ja, Herr," antwortete Glorieux, „und wenn die Macht die Thorheit abſchickt, um die Weisheit zu bitten, ſich zu ihr zu verfügen, ſo iſt es ein ſicheres Zeichen, wie es um den Patienten ſteht."

„Und wie, wenn ich mich weigerte, einem ſolchen Boten in ſo ſpäter Stunde zu folgen?" fragte Galeotti.

„In dieſem Fall," erwiderte Glorieux, „wollen wir für Eure Bequemlichkeit ſorgen und Euch hintragen. Wir haben etwa ein Dutzend kräftige burgundiſche Trabanten vor der Thür, welche Crèvecoeur mir zu dieſem Zweck mit gab. Denn wißt, mein Freund, Karl von Burgund und ich haben unſern Vetter Ludwig die Krone, welche in unſere Macht zu geben er Eſel genug war, nicht geraubt, ſondern ſie nur ein wenig zugeſtutzt, und iſt ſie auch eingeſchrumpft, ſo beſteht ſie doch noch aus lauterem Golde. Mit kurzen Worten: er herrſcht noch unumſchränkt über ſeine eigenen Leute; iſt auch eingeſchloſſen noch immer der allerchriſtlichſte König der alten Speiſehalle des Schloſſes von Peronne, wohin Ihr Euch als ſein Lehensunterthan augenblicklich zu verfügen habt."

„Ich folge Euch, Narr," ſagte Galeotti, einſehend, daß hier jede Ausflucht unmöglich ſei.

„Daran thut Ihr wohl," antwortete der Narr, „denn wir behandeln unſeren Verwandten, wie man einen hungrigen Löwen in ſeinem Käfig behandelt — wir werfen ihm zuweilen ein Kalb vor, damit er ſeine Kinnbacken in Uebung erhält!"

„Wollt Ihr damit ſagen, daß der König mir ein Leid anthun will?"

„Nun, das müßt Ihr beſſer errathen können als ich,“ erwiderte der Spaßmacher, „denn iſt die Nacht auch umwölkt, ſo könnt Ihr ſicherlich die Sterne auch hinter dieſem Schleier erblicken. Ich weiß nichts mehr von der Sache, gewiß nicht — aber meine Mutter ſagte mir ſtets, einer alten Ratte, die ſich in der Falle befindet, ſolle man nur vorſichtig nahen, da ſie dann am meiſten Luſt zeigt, zu beißen.“

Als ſie den Herbertsthurm erreichten, befand ſich Galeotti in keineswegs angenehmer Stimmung, und hatten ſchon die Andeutungen des Hofnarren ihre Wirkung an ihm gethan, ſo las er ihre Beſtätigung in den Blicken und dem Weſen Triſtans, der ihn mit düſterer, unheilſchwangerer Miene in das Schlafzimmer des Königs führte.

Der Aſtrolog, ein tiefer Beobachter aller Vorgänge auf der Erde ſowol, als am Himmel, bemerkte auch ſofort den Balken mit dem Seil, und ſo rief er ſeine ganze Geiſtesgegenwart, ſeinen ganzen Scharfſinn zu Hilfe, der drohenden Gefahr zu entgehen, feſt entſchloſſen, falls dies unmöglich wäre, ſich gegen jeden Angreifer bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen. Mit dieſem Entſchluß und feſtem Schritt trat Martius dem König gegenüber.

„Jeder gute Planet ſei Ew. Majeſtät günſtig,“ ſagte er, ſich in orientaliſcher Weiſe verbeugend, „und jede ungünſtige Conſtellation lenke ihre Wirkung von meinem königlichen Gebieter ab.“

„Mir däucht,“ erwiderte der König, „wenn du dich in dieſem Gemach umſiehſt, wenn du bedenkſt, wo es liegt und wie es bewacht wird, dann muß deine Weisheit dir ſagen, wie treulos mein Glücksſtern ſich erwies und daß die ungünſtige Conſtellation ſchon ihr Schlimmſtes gethan hat. Schämſt du dich nicht, Martius Galeotti, mich hier als einen Gefangenen zu ſehen, wenn du dich der Verſicherungen erinnerſt, durch die ich hierher gelockt wurde?“

„Und ſchämſt du dich nicht, mein königlicher Gebieter,“ antwortete der Philoſoph, „du, der ſo weit in der Wiſſenſchaft vorgedrungen iſt, du, deſſen Vorſicht ſo ungewöhnlich, deſſen Argwohn ſo leicht geweckt wird — ſchämſt du dich nicht, unter dem erſten Stirnrunzeln der Götter zu erbeben, wie eine Memme beim erſten Waffenklirren?! Glaubſt du, du könnteſt in jene Geheimniſſe eingeweiht werden, welche den Menſchen über die Leidenſchaften, Sorgen und alle Mißgeſchicke des Lebens erheben, — ein Seelenzuſtand, der nur dadurch erreicht wird, wenn man die Feſtigkeit der alten Stoiker beſitzt? — Und zauderſt du jetzt bei dem erſten Fehlſchlagen und willſt dem ruhmreichen Preis entſagen, wie ein ſcheu gewordenes Rennpferd, das ſich durch eingebildete Schatten aus der Bahn jagen läßt?“

„Eingebildete Schatten?! — Unverſchämter!“ rief der König aus. „Iſt dieſer Kerker eingebildet? — Sind die Waffen der Gardiſten meines verabſcheuten Feindes von Burgund eingebildete Schatten? — Sage mir, Verräther, was nennſt du wirkliches Mißgeſchick, wenn Einkerkerung, Entthronung und Lebensgefahr dies nicht ſein ſollen.“

„Das größte Unglück, mein Bruder, nenne ich die Unwiſſenheit — Unwiſſenheit und Vorurtheile,“ antwortete der Weiſe mit großer Entſchiedenheit. „Glaube mir, Könige auf dem Gipfelpunkt ihrer Macht, die von Unwiſſenheit und Vorurtheilen befallen ſind, ſind weniger frei, als ein Weiſer im Kerker, ſei er auch mit ſchweren Ketten beladen. Dich dieſem wahren Glück entgegenzuführen, betrachtete ich als das meinige — das deine ſollteſt du darin finden, meine Lehren zu befolgen.“

„Alſo zu ſolcher philoſophiſcher Freiheit wollte mich deine Lehre leiten?“ erwiderte der König erbittert. „Ich wollte, du hätteſt mir in Pleſſis geſagt, das mir ſicher verſprochene Reich beſtände nur in der Herrſchaft über meine eigenen Leidenſchaften, der mir zugeſicherte Erfolg beziehe ſich auf meine Fortſchritte in der Philoſophie, und ich hätte die glückliche Ausſicht vor mir, eben ſo gelehrt und weiſe zu werden, wie ein vagabundirender Quackſalber aus Italien! Dieſes geiſtige Uebergewicht hätte ich wahrlich billiger erkaufen können, als mit der ſchönſten Krone der Chriſtenheit, und ohne mich in einen Kerker der Feſtung Peronne zu ſtürzen. Entfernt Euch, Herr, und glaubt nicht, Eurer Strafe zu entgehen, — es gibt eine Gerechtigkeit über uns!“

„Ich will Euch nicht Euerm Schickſal überlaſſen,“ antwortete Martius, „bevor ich ſelbſt vor Euren verblendeten Augen meinen Ruf gerechtfertigt habe. — Glaubt mir, er ſtrahlt in höherem Glanz, als der ſchönſte Juwel Eurer Krone, und die Welt ſoll noch mit Bewunderung davon ſprechen, wenn das Geſchlecht der Capets längſt in Vergeſſenheit gerathen iſt.“

„So ſprich,“ ſagte Ludwig, „deine Unverſchämtheit kann weder meine Anſichten, noch meine Vorſätze ändern — jedoch nicht ungehört will ich dich verdammen. Sprich — am beſten aber wird es ſein, du hältſt dich an die Wahrheit. Geſtehe, daß du ein Betrüger biſt und ich der Betrogene! Geſtehe, deine angebliche Wiſſenſchaft iſt ein Traum, und die Planeten am Himmel haben ſo wenig Einfluß auf unſer Geſchick, als ihr im Fluß ſich wiederſpiegelndes Ebenbild im Stande iſt, den Lauf deſſelben zu ändern.“

„Und woher iſt dir der geheime Einfluß jener geſegneten Lichter bekannt?“ antwortete der Aſtrologe kühn. „Sprichſt du von ihrer Unfähigkeit, den Lauf des Waſſers zu beſtimmen, und weißt doch, daß ſogar der ſchwächſte derſelben, der Mond (der ſchwächſte, weil unſerer elenden Erde am nächſten) nicht nur ſolch armſelige Flüſſe wie die Somme beherrſcht, ſondern ſogar die Flut des gewaltigen Oceans, die ſteigt und fällt, ſo wie ſeine Scheibe zu und abnimmt, und die von ſeinem Einfluß abhängt, wie der niedrige Sklave von dem Wink des Sultans? — Und jetzt, Ludwig von Valois, jetzt beantworte du meine Parabel. Geſtehe es ſelbſt: biſt du nicht dem Reiſenden ähnlich, der ſeinem treuen Lootſen zürnt, weil er das Schiff nicht in den Hafen lenken kann, ohne von Zeit zu Zeit, wenn auch nur für eine kurze Weile, den ungünſtigen Winden und Strömungen weichen zu müſſen? — Ich konnte dir allerdings den wahrſcheinlichen Ausgang deines Unternehmens als einen glücklichen bezeichnen. Aber nur der Himmel beſitzt die Macht dich dahin zu führen, und iſt der Pfad nun ein gefahrvoller, liegt es denn in meiner Macht, denſelben eben und ſicher zu machen? — Wo iſt deine Weisheit von geſtern, welche dich ſo richtig erkennen ließ, die Wege des Schickſals führten oft in einer Weiſe zu unſerem

Vortheil, die anfangs unſeren Wünſchen zu widerſtreben ſcheint?“

„Hier erinnerſt du mich an eine ſpecielle Falſchheit,“ warf der König haſtig ein. „Du ſagteſt mir vorher, jener Schotte würde ſein Unternehmen für meine Ehre und meinen Vortheil glücklich durchführen. Und du weißt, die Sache endete ſo, daß mich kein ſchlimmerer Streich hätte treffen können, als der Eindruck, den der Ausgang jener Angelegenheit auf das aufgeregte Hirn des tollen Stieres von Burgund machte. Dies iſt offenbare Unwahrheit — hier kannſt du mir nicht entrinnen — kannſt nicht auf den günſtigen Wechſel der Flut anſpielen, auf den ich deinem Wunſche nach, wie ein blödſinniger Thor am Ufer ſitzend, geduldig warten ſollte! — Hier läßt deine Hinterliſt dich im Stich — du warſt unvorſichtig genug, eine beſtimmte Vorherſagung zu äußern, die ſich genau als falſch erwies.“

„Die ſich als höchſt wahr erweiſen wird,“ antwortete der Aſtrologe. „Ich wünſche mir keinen größeren Triumph meiner Kunſt über die Unwiſſenheit, als die Erfüllung jener Vorherſagung für mich ſein wird. Ich ſagte dir, er würde in jedem ehrenvollen Auftrag dir treu ſein — war es nicht ſo? — Ich ſagte dir, er werde Bedenken tragen, irgend ein ſchlechtes Unternehmen zu unterſtützen — nun, hat er dies nicht bewieſen? — Zweifelſt du daran, ſo frage den Zigeuner Hayraddin Maugrabin!“

Hier erröthete der König vor Scham und Zorn.

„Ich ſagte dir,“ fuhr der Aſtrologe fort, „die Conjunction der Planeten, unter welcher er ſich auf den Weg machte, verkündige ihm Gefahr — und war ſein Pfad nicht von Gefahren bedroht? — Ich ſagte dir, ſie verkünde Vortheil für den Abſender, und dieſe Vortheile wirſt du bald erkennen.“

„Bald erkennen!“ rief der König. „Sehe ich den Erfolg nicht ſchon jetzt in Einkerkerung und Schmach?“

„Nein,“ erwiderte der Aſtrologe. „Noch iſt das Ende nicht gekommen, und binnen Kurzem wird deine eigene Zunge geſtehen, daß du Vortheil aus dieſer Sache gezogen haſt!“

„Das iſt zu — zu frech!“ ſagte der König. „Du willſt mich täuſchen und beſchimpfen in einem Athem — fort mit dir! Glaube nicht, daß deine Miſſethaten ungerächt bleiben — es gibt eine Gerechtigkeit über uns!“

Galeotti wendete ſich, um zu gehen.

„Bleibe noch,“ ſagte Ludwig. „Du hältſt dich mit dreiſter Stirne aufrecht. Beantworte mir noch eine Frage, doch beſinne dich wohl, bevor du ſprichſt. — Kann deine angebliche Wiſſenſchaft dir die Stunde deines eigenen Todes vorherſagen?“

„Nur in Beziehung auf das Schickſal eines Anderen.“

„Dieſe Antwort verſtehe ich nicht.“

„Wiſſe denn, o König,“ begann Martius in feierlichem Ton, „daß ich hinſichtlich meines eigenen Todes nur das Eine mit Gewißheit ſagen kann, daß er genau vierundzwanzig Stunden vor dem deinigen erfolgen wird.“

„Wie, was ſagſt du?“ fragte Ludwig mit wechſelndem Mienenſpiel. „Halt — halt! — geh noch nicht — warte einen Augenblick. — Sagteſt du wirklich, mein Tod ſolle dem deinen ſo ſchnell folgen?“

„Innerhalb vierundzwanzig Stunden!“ erwiderte Galeotti in entſchiedenem Tone. „Lebt nur ein Funke Wahrheit in jenen glänzenden Lichtkörpern, welche zu ſprechen vermögen, obwol ſie keine Zunge beſitzen, ſo wird es ſo ſein! Ich wünſche Ew. Majeſtät gute Ruhe.“

„Halt — halt — entfernt Euch noch nicht,“ ſagte der König ihn am Arm faſſend und von der Thür wegführend. „Martius Galeotti, ich war dir ein gütiger Herr — ich habe dich bereichert — zu meinem Freund gemacht — zu meinem Gefährten — zum Leiter meiner Studien. — Sei offenherzig gegen mich, ich beſchwöre dich! Iſt deine Kunſt wirklich nicht trügeriſch? Wird ſich die Miſſion dieſes Schotten mir in der That günſtig erweiſen? — Und ſteht das Maß unſeres Lebens wahrhaftig in ſo naher — in ſo ſehr naher Verbindung? — Geſtehe es, mein guter Martius, du ſprichſt nur, wie dein Handwerk es dich lehrt — geſtehe es, ich bitte dich — und ich will dir nicht zürnen. Ich bin bei Jahren — bin Gefangener — ſtehe in Gefahr, mein Königreich zu verlieren — für einen Menſchen in meiner Lage iſt die Wahrheit Königreiche werth — und du, mein theurer Martius, du allein kannſt mir dieſes unſchätzbare Juwel geben!“

„Ich habe es Ew. Majeſtät zu Füßen gelegt,“ ſagte Galeotti, „auf die Gefahr hin, Ihr könntet von Leidenſchaft überwältigt, Euch gegen mich wenden und mich auf der Stelle vernichten!“

„Wie — ich, Galeotti, ich dich vernichten!“ ſagte Ludwig in ſanftem Tone. „Ach, wie ſehr verkennſt du mich! Bin ich nicht ein Gefangener, und muß ich nicht geduldig ſein, um ſo mehr, als mein Zorn nur meine Ohnmacht zeigen müßte? — Darum ſage es mir aufrichtig, — haſt du mich zum Beſten gehalten? oder iſt deine Wiſſenſchaft wahr und wird ſie von dir wahr verkündet?“

„Vergebt mir, Majeſtät, wenn ich erwidern muß,“ ſagte Galeotti, „daß nur die Zeit — die Zeit und die Ereigniſſe Eure Ungläubigkeit bekehren können.

„Es paßt ſich ſchlecht für den Vertrauensposten, den ich im Rath des berühmten Eroberers Matthias Corvinus von Ungarn, ja ſogar in dem Cabinet des Kaiſers ſelbſt einnahm, Verſicherungen zu wiederholen, welche ich ſchon einmal für wahr erklärte. Wollt Ihr mir keinen Glauben ſchenken, ſo kann ich Euch nur auf den Lauf der Ereigniſſe verweiſen. Faßt Euch nur ein oder zwei Tage in Geduld, dann wird es ſich zeigen, ob das, was ich hinſichtlich jenes jungen Schotten verkündete, wahr oder unwahr iſt, und ich bin bereit, durchs Rad zu ſterben, meine Glieder Stück für Stück zermalmen zu laſſen, wenn Ew. Majeſtät nicht aus dem unerſchrockenen Benehmen jenes Quentin Durward Vortheil ziehen, und zwar ſehr bedeutenden Vortheil. Müßte ich jedoch unter ſolchen Qualen meinen Geiſt aufgeben, dann wäre es für Ew. Majeſtät gerathen, Euern Beichtvater rufen zu laſſen, denn von dem Augenblick an, wo ich meinen letzten Athemzug verhaucht habe, bleiben Ew. Majeſtät nur vierundzwanzig Stunden zur Beichte und Buße.“

Als Ludwig den Aſtrologen Galeotti an die Thür führte, hielt er ihn am Kleide feſt und ſprach mit lauter Stimme, indem er die Thür öffnete:

„Wir ſprechen morgen mehr darüber, geht in Frieden, mein gelehrter Vater, — geht in Frieden — geht in Frieden!“

Obwol er dieſe Worte dreimal wiederholte, fürchtete er doch noch, der Generalprofoß könne ihn mißverſtehen, und begleitete deshalb den Aſtrologen, deſſen Kleid er in der Hand behielt, bis in die Halle, als beſorge er, man würde ihn ſeinen Händen entreißen und ihm vor ſeinen Augen den Tod geben.

Er ließ ihn nicht los, ohne den bedeutungsvollen Spruch: Geht in Frieden! mehrere Male wiederholt zu haben, ja, er gab dem Generalprofoß überdies noch einen Wink, um die Perſon des Aſtrologen ja ganz ſicher zu ſtellen.

Auf ſolche Weiſe rettete ſich Galeotti durch die Kenntniß einer geheimen Botſchaft im Verein mit ſeinem kühnen Muth und ſeiner regen Geiſtesgegenwart aus der drohendſten Gefahr, und ſo ließ ſich Ludwig, der ſcharfſichtigſte, ſo wie der rachgierigſte Monarch ſeiner Zeit, um ſeine Rache betrügen, durch den Einfluß, den der Aberglaube über ſein ſelbſtſüchtiges Gemüth und über ſeinen Geiſt beſaß, der im Bewußtſein ſo vieler Verbrechen eine ſchreckliche Todesfurcht hegte.

Jedoch nicht ohne tiefe Betrübniß verzichtete er auf ſeinen Racheplan, und ſeine Henkersknechte ſchienen eben ſo enttäuſcht zu ſein, als ſie bemerkten, daß die Execution nicht vollzogen werden ſollte.

Nur der Balafré, dem die Sache höchſt gleichgiltig war, zog ſich bei dem erſten Zeichen von der Thür zurück und lag wenige Minuten ſpäter in tiefem Schlaf.

Der Generalprofoß jedoch betrachtete den Aſtrologen, als der König ſich zurückgezogen hatte und Alle ſich zur Ruhe anſchickten, mit dem Blick eines Kettenhundes, dem man ein Stück Fleiſch entriſſen hat, und ſeine Gehilfen gaben ihren Gefühlen mit leiſer Stimme Ausdruck.

„Der arme verblendete Hexenmeiſter,“ flüſterte Trois-Eſchelles ſeinem Kameraden zu, „hat die ſchönſte Gelegenheit verſäumt, einige ſeiner elenden Zauberkünſte dadurch zu ſühnen, daß er durch den Strick des heiligen Franziskus ins Jenſeits befördert wurde.“

„Und uns entging die ſchönſte Gelegenheit, zu erfahren, wie weit ein zweihundert Pfund ſchwerer Leichnam einen dreifach geflochtenen Strick ausdehnen kann. Es wäre ein ausgezeichnetes Experiment in unſerem Metier geweſen, und wir würden dem alten Burſchen den Tod ſo leicht als möglich gemacht haben!“ meinte Petit-André.

Während dieſes Geſpräch im Flüſterton geführt wurde, beobachtete Galeotti an der andern Seite des Kamins ſitzend, um welchen die ganze Gruppe ſich verſammelt hatte, die Henkersknechte mit argwöhniſchen Blicken.

Er fuhr mit der Hand in ſein Wamms, um ſich zu überzeugen, daß ſein treuer doppelklingiger Dolch, den er ſtets bei ſich trug, bequem zur Hand ſtecke; denn war er auch ſehr corpulent, ſo blieb er doch kräftig und in der Führung der Waffen ſchnell und geſchickt. Nachdem er ſich dieſer ſeiner Waffe verſichert hatte, zog er eine Pergamentrolle, welche mit griechiſchen Lettern und kabbaliſtiſchen Zeichen bedeckt war, aus der Bruſttaſche, und ſchürte das Feuer, deſſen Flamme jetzt die Gruppe beleuchtete.

Der ſchottiſche Soldat lag regungslos in tiefem Schlaf, ſeine rauhen Züge ſtarr, wie aus Bronze gegoſſen; — Olivers bleiches Geſicht trug zuweilen den Ausdruck des Schlummers, dann öffnete er ſeine Augen plötzlich und hob haſtig den Kopf, wie von einem geheimen Schmerz oder einem fernen Ton geweckt. — Das Feuer beleuchtete auch das unzufriedene, wilde, bulldoggenartige Antlitz des Generalprofoßes, während im Hintergrund das heuchleriſche Antlitz Trois-Eſchelles’ erſchien, der die Augen zum Himmel drehte, wie in Andacht verſunken — ſo wie die rauhen Späße des Petit-André, der ſich damit unterhielt, die Geberden und Geſichter ſeiner Kameraden nachzuäffen, bevor er ſich ſelbſt der Ruhe überließ.

Nichts konnte unter dieſen ordinären, unedlen Geſichtern vortheilhafteren Eindruck machen, als die ſtattliche Geſtalt, die ſchönen Züge des Aſtrologen, der einem alten Magier glich, welcher in eine Räuberhöhle gefallen iſt und im Begriff ſteht, einen Geiſt zu ſeiner Befreiung zu beſchwören.

Und in der That, hätte nichts ihn ausgezeichnet, als die Schönheit des ſilberweißen, wohlgepflegten Bartes, der bis auf die geheimnißvolle Pergamentrolle in ſeiner Hand herabwallte, ſo wäre das Bedauern gerechtfertigt geweſen, ein ſo edles Aeußere an einen Menſchen verſchwendet zu ſehen, den ſowol ſeine Geiſtesgaben und Kenntniſſe, als die Vortheile einer majeſtätiſchen Erſcheinung und einer glühenden Beredtſamkeit den elenden Zwecken eines Betrügers und Schwindlers dienſtbar machte.

So verging die Nacht im Herbertsthurm des Schloſſes zu Peronne. Als das erſte Tageslicht in das alte gothiſche Gemach eindrang, berief der König ſeinen treuen Oliver zu ſich, welcher ſeinen Monarchen noch im Nachtgewande traf und mit Erſtaunen bemerkte, welche Veränderung dieſe eine Nacht tödtlicher Beſorgniß in ſeinen Zügen hervorgebracht hatte.

Als er eine dahin zielende Bemerkung laut werden ließ, gebot der König ihm Schweigen, und ließ ſich weitläufig über die Manier aus, in welcher er ſich bemüht hatte, Freunde an dem Hof von Burgund zu gewinnen, ein Werk, welches Oliver fortſetzen ſollte, ſobald es ihm erlaubt war, dieſe Gemächer zu verlaſſen.

Und niemals hatte dieſer ſchlaue Miniſter Gelegenheit, ſich mehr über die Geiſtesklarheit des Königs und über ſeine tiefe Kenntniß der geheimen Quellen, aus welchen die meiſten menſchlichen Handlungen entſpringen, zu wundern, als bei jener denkwürdigen Berathung.

Ungefähr zwei Stunden nach derſelben erhielt Oliver von dem Grafen Crèvecoeur die Erlaubniß, den Thurm zu verlaſſen, um mehrere Botſchaften ſeines Gebieters zu beſtellen. Ludwig aber ließ den Aſtrologen, zu dem ſein Vertrauen noch gewachſen war, zu ſich berufen und hatte auch mit dieſem eine lange ernſte Unterredung, in der er ſo viel Selbſtvertrauen und Muth wieder zu finden ſchien, daß er ſich ankleiden ließ und den Morgengruß des Grafen von Crèvecoeur mit einer Ruhe entgegennahm, über welche der burgundiſche Graf um ſo mehr erſtaunen mußte, als er erfahren hatte, Herzog Karl ſeinerſeits habe mehrere

Stunden in einer Gemüthsverfaſſung zugebracht, welche die Sicherheit des Königs höchſt zweifelhaft erſcheinen ließ.

Dreißigſtes Kapitel.

Ungewißheit.

Brachte Ludwig dieſe Nacht in ſorgenvoller Unruhe zu, ſo war die des Herzogs von Burgund noch weit ſtürmiſcher, da er niemals ſeine Leidenſchaften zu beherrſchen vermochte, ſondern ihnen zu allen Zeiten volles Uebergewicht über ſeine Handlungen zugeſtand.

Dem Gebrauch jener Zeit gemäß theilten Hymbertcourt und Comines ſein Schlafgemach, wo man neben dem Bett des Fürſten Lagerſtätten für ſie aufgeſchlagen hatte. Niemals war ihre Nähe nothwendiger geweſen, als in dieſer Nacht, wo die Bruſt des Herzogs — von Sorge, Leidenſchaft und Rachegelüſten erregt, und doch von dem Ehrgefühl erfüllt, dieſem Rachedurſt nicht in Ludwigs gegenwärtiger Lage zu fröhnen — einem im Ausbruch begriffenen Vulkan glich, welcher den verſchiedenen Inhalt des Kraters, in eine Glühmaſſe zuſammengeſchmolzen, auswirft.

Er wollte ſeine Kleider nicht ablegen oder ſonſtige Anſtalten zum Schlaf treffen, ſondern durchwachte die Nacht unter einer Reihe heftigſter Ausbrüche ſeiner wilden Leidenſchaften. In ſeinem Paroxismus ſprach er ſo ſchnell und unverſtändlich zu ſeinen Geſellſchaftern, daß dieſe wirklich anfingen, für ſeinen Verſtand zu fürchten; das Thema ſeiner Reden war die Herzensgüte und Verdienſte des ermordeten Biſchofs von Lüttich, wobei er auf alle gegenſeitigen Beweiſe von Neigung, Liebe und Vertrauen zurückkam, bis er ſich in ein ſolches Uebermaß des Jammers hineingeſprochen hatte, daß er ſein Geſicht in den Bettkiſſen vergrub, und vor Thränen und Schluchzen ſchier zu vergehen ſchien.

Plötzlich ſprang er dann vom Lager auf und ließ ſich von einer zornigeren Empfindung hinreißen, ſtieß unzuſammenhängende Drohreden aus, ſtampfte ſeiner Gewohnheit nach mit den Beinen auf, und rief den heiligen Georg, den heiligen Andreas und wen er ſonſt heilig hielt, zu Zeugen auf, daß er an Wilhelm von der Marck, an dem Lütticher Volk und an dem, welcher Anſtifter des Ganzen war, die blutigſte Rache nehmen wolle.

Dieſe letzte, am unverſtändlichſten gemurmelte Drohung bezog ſich offenbar auf die Perſon des Königs. In einem Augenblick äußerte Karl die Abſicht, den Herzog der Normandie, einen Bruder des Königs ,mit welchem letzterer auf ſchlechtem Fuße ſtand, kommen zu laſſen, und den König zu zwingen, entweder auf die Krone, oder doch auf ihre koſtbarſten Rechte und Benefizien zu verzichten.

Noch ein Tag und eine Nacht verſtrichen eben ſo wild bewegt, in jähen Uebergängen einer Leidenſchaft in die andere; der Herzog genoß kaum etwas Speiſe und Trank, wechſelte ſeine Kleider nicht, und betrug ſich in allen Stücken wie ein Menſch, deſſen Raſerei jeden Augenblick in vollſtändigen Wahnſinn ausarten konnte.

Allmählich gewann er mehr Faſſung und berieth ſich wiederholt mit ſeinen Miniſtern, wobei viel vorgeſchlagen, aber nichts beſchloſſen wurde. Comines verſichert uns, es ſei zu einer Zeit ſchon ein Courier bereit geweſen, um den Herzog der Normandie holen zu laſſen; und in dieſem Fall würde das Gefängniß des Königs wahrſcheinlich — gleichwie bei anderen ähnlichen Fällen — nur der Weg zu ſeinem Grab geweſen ſein.

In anderen Momenten, wenn Karl ſeinen Zorn erſchöpft hatte, ſaß er mit ſtarrer, regungsloſer Miene da, wie Einer, der über eine Gräuelthat brütet, zu der er noch nicht Entſchloſſenheit genug gefunden hat. Ohne Zweifel hätte es da nur einer leiſen Andeutung ſeiner Umgebung bedurft, den Herzog zu einer verzweifelten That zu entzünden. Aber die burgundiſchen Edlen fühlten ſich, durch die natürliche Ehrfurcht vor der Perſon des Königs, durch die Rückſicht auf die öffentliche Meinung, in Rückſicht auf ihres Herzogs Ehre, welche für Ludwigs, ſeines Gaſtes, Sicherheit bürgte, faſt alle geneigt, Mäßigung zu empfehlen; und von Hymbertcourt und Comines im Verlauf der Nacht vorgebrachte Argumente wurden in den folgenden ruhigeren Morgenſtunden von Crèvecoeur und Anderen wiederholt und unterſtützt.

Wol möglich, daß ihr Eifer für die Sache des Königs nicht ganz uneigennützig war. Viele von ihnen hatten — wie ſchon oben erwähnt — die offene Hand des Königs bereits kennen gelernt; Andere beſaßen Beſitzungen in oder Anſprüche an Frankreich, die ſie gewiſſermaßen ſeinem Einfluß unterwarfen, und gewiß iſt es, daß die Schätze, welche bei des Königs Ankunft in Peronne vier Maulthiere belaſtet hatten, im Verlaufe der Unterhandlungen bedeutend zuſammenſchmolzen.

Im Laufe des dritten Tages kam der italieniſche Geiſt des Grafen von Campo-Baſſo den Räthen des Herzogs zu Hilfe, und Ludwig mochte ſich glücklich preiſen, daß er nicht angekommen war, ſo lange die Wuth des Herzogs noch in ihrem erſten Emporlodern war.

Durch Campo-Baſſo's Perſon vermehrt, verſammelten die Räthe des Herzogs ſich neuerdings, um die zu treffenden Maßregeln endgiltig feſtzuſetzen.

Campo-Baſſo gab ſeine Meinung in die Geſchichte des Wanderers, der Natter und des Fuchſes eingekleidet ab, und erinnerte Karl daran, daß Meiſter Renard jenem Mann rieth, nun ſeine Todfeindin zu zermalmen, wo das Schickſal ſie in ſeine Gewalt gegeben hatte.

Comines, bemerkend, wie des Herzogs Augen bei dieſem Vorſchlag zu funkeln begannen, beeilte ſich, an die Möglichkeit zu erinnern, Ludwig möchte in Wirklichkeit keine Mitſchuld an der Blutthat zu Schönwald tragen; er möchte im Stande ſein, die ihm zur Laſt gelegte Schuld von ſich abzuwälzen, und für die Unruhen, welche durch ſeine Intriguen in den Landen des Herzogs und deſſen Verbündeten hervorgerufen worden waren, irgend welche Genugthuung zu geben; eine Gewaltthat gegen den König müßte unabweisbar die unglücklichſten Folgen über Frankreich und Burgund heraufbeſchwören, darunter die nicht geringe, daß die Engländer dieſe bürgerlichen Unruhen und innere Zwietracht benutzen würden, um ſich wieder in Beſitz der Normandie zu ſetzen und jene ſchrecklichen Kriege wieder zu entfachen, die nur mit Mühe, kraft des Bündniſſes zwiſchen

Frankreich und Burgund gegen den gemeinſamen Feind beendigt worden waren. Schließlich gab er zu, nicht für Ludwigs abſolute und ſofortige Freigebung zu ſtimmen, ſondern dafür, daß der Herzog deſſen gegenwärtige Lage nicht weiter ausnutzen ſolle, als dazu, einen gerechten, billigen Vertrag zwiſchen ihren Ländern zu Wege zu bringen, doch ſollte Ludwig ſolche Bürgſchaft leiſten, daß ihm geringe Möglichkeit bliebe, ſein Wort zu brechen oder Burgunds inneren Frieden in Zukunft zu ſtören.

Hymbertcourt, Crèvecoeur und Andere äußerten unverhohlen ihre Mißbilligung der von Campo-Baſſo vorgeſchlagenen Gewaltmaßregeln, und die Meinung, man könne durch einen Vertrag weit nachhaltigere Vortheile, weit ehrenhaftere für Burgund gewinnen, als durch einen Bruch der Gaſtfreundſchaft und der Treue.

Der Herzog lauſchte dieſen Argumenten mit zu Boden geſenkten Blicken und düſter zuſammengezogenen Brauen. Als Crèvecoeur jedoch ſagte, er glaube nicht, daß Ludwig um die Gräuelthat zu Schönwald gewußt oder daran geheimen Antheil gehabt habe, hob er den Kopf, warf einen Feuerblick auf den Sprecher und rief aus:

„Hat das franzöſiſche Gold auch in Euren Ohren geklirrt, Crèvecoeur? — Mir däucht, es tönt ſo hell in meine Rathsverſammlung herein, wie die Glocken von St. Denis. — Wagt Jemand die Behauptung, Ludwig ſei nicht der Anſtifter der Emeuten in Flandern?“

„Mein gnädiger Gebieter,“ ſagte Crèvecoeur, „meine Hand kam von jeher mehr mit Stahl und Eiſen, denn mit Gold in Berührung; und ich bin ſo weit entfernt von der Meinung, Ludwig ſei an den Unruhen in Flandern unſchuldig, daß ich ihn noch kürzlich, angeſichts ſeines verſammelten Hofes des Treubruchs beſchuldigte. Allein, ſind ſeine Intriguen auch die erſte Urſache dieſer Aufſtände, ſo glaube ich doch nimmer daran, daß er den Tod des Erzbiſchofs billigte, gegen den ja einer ſeiner Emiſſäre lauten Einſpruch erhob. — Wenn Euer Gnaden erlauben, kann ich dieſen Menſchen zur Stelle ſchaffen.“

„Wir erlauben es in der That,“ ſagte der Herzog. „Beim heiligen Georg! zweifelt Ihr an unſerem Wunſch, gerecht zu urtheilen? Man weiß, daß wir, ſelbſt in der Hitze der Leidenſchaft, ein gerechter, unparteiiſcher Richter bleiben. Wir wollen Frankreichs König ſelbſt ſprechen — wollen ihm ſein Unrecht gegen uns ſelbſt vorhalten, ihm ſelbſt mittheilen, welche Entſchädigung wir erwarten und fordern. Wird er dieſes Mordes unſchuldig befunden, ſo wird ſeine Buße für andere Verbrechen leichter — war er ſchuldig, wer will dann behaupten, ein Büßerleben in irgend einem Mönchskloſter ſei nicht ſein wohlverdientes, ja zu mildes Schickſal? — Wer wollte es wagen," ſetzte er feuriger hinzu, „eine noch jähere, directere Rache zu tadeln? Bringt Euern Zeugen. — Wir wollen uns eine Stunde vor Mittag nach dem Schloſſe begeben. Man ſetze die Artikel auf, die er unterſchreiben ſoll oder Wehe über ſein Haupt! Die Sitzung iſt aufgehoben — entfernt Euch jetzt. Ich wechſele nur meine Kleider, da ich kaum in der Verfaſſung bin, meinem allergnädigſten Herrſcher aufzuwarten."

Nach dieſen, mit bitterem Nachdruck betonten Worten verließ der Herzog das Gemach.

„Ludwigs Sicherheit, und was ſchlimmer iſt, Burgunds Ehre hängen an einem Haar," ſagte Hymbertcourt zu Crèvecoeur und Comines. — „Eile nach dem Schloß, Comines, deine Zunge iſt glatter, als die Crèvecoeur's oder die meinige. Erkläre Ludwig, welcher Sturm hereinbricht — er wird wiſſen, wie er zu ſteuern hat. Ich hoffe, dieſer Bogenſchütze ſagt nichts, was die Lage verſchlimmert; denn wer weiß, wie ſeine geheimen Inſtructionen gelautet haben mögen."

„Der junge Mann ſcheint kühn, aber für ſeine Jahre klug und ſchlau zu ſein," bemerkte Crèvecoeur. „Er nahm in allen ſeinen Reden Rückſicht auf ſeinen König, als den Fürſten, in deſſen Dienſten er ſteht. Hoffentlich handelt er in des Herzogs Anweſenheit eben ſo. Ich muß ihn aufſuchen — und auch die junge Gräfin von Croye."

„Sagtet Ihr nicht, Ihr hättet ſie im Kloſter von St. Bridget zurückgelaſſen?"

„So that ich, war aber auf Befehl des Herzogs genöthigt, ſie ſchleunigſt holen zu laſſen; man brachte ſie, die höchſt angegriffen war, in einer Sänfte hierher. Sie war in tiefer Verzweiflung ſowol wegen ihrer Unkenntniß von dem Schickſal ihrer Verwandten, der Lady Hameline, als über die düſtere Wolke, die ihr eigenes beſchattet, nachdem ſie ihrem Lehnsherrn, dem Herzog Karl, Ungehorſam bewies — einem Fürſten, der ſeinem Charakter nach eine ſolche Schuld nicht mit Gleichgiltigkeit hinnehmen kann.“

Die Nachricht, Gräfin Iſabella befinde ſich in Karls Händen, war ein neuer Dorn für Ludwig. Sprach ſie von dem Intriguenſpiel, zu dem er ſie und ihre Tante in Peronne beredet hatte, ſo erneuerte ſie die Zeugenausſage, die durch Zamet Maugrabin's Hinrichtung zum Schweigen gebracht worden war; und er wußte, daß ein ſolcher Beweis ſeiner Eingriffe in die Rechte des Herzogs demſelben einen willkommenen Vorwand gab, des Königs momentane mißliche Lage auszunutzen.

Ludwig äußerte ſich voll Beſorgniß über dieſen Gegenſtand gegen Comines, deſſen diplomatiſche Talente dem Naturell des Königs beſſer zuſagten, als Crèvecoeur's ſchroffe, ſoldatiſche Weiſe, oder Hymbertcourt's feudaler Hochmuth.

„Mein lieber Comines,“ ſagte er zu ſeinem künftigen Biographen, „ſolch eiſenhändige Soldaten ſollten niemals das Cabinet eines Königs betreten, ſondern immer mit den Hellebarden und Partiſanen im Vorzimmer gelaſſen werden. Wol ſind ihre Hände zu unſerm Dienſt geſchaffen, aber der Monarch, der ihre Köpfe zu etwas Beſſerem verwerthen will, als zu Amboßen für die Schwerter und Streitäxte ſeiner Feinde, gleicht dem Narren, der ſeiner Geliebten eine Hundekoppel als Halsſchmuck verehrte. Menſchen wie du, Philipp, mit ſcharfen Sinnen, die tiefer ſehen als die bloſe Oberfläche der Dinge, müſſen Platz haben im Rath eines Fürſten — in ſeinem Geheimcabinet — was ſage ich? — in den verborgenſten Winkeln ſeiner Seele.“

Comines fühlte ſich von der Anerkennung des ſcharfſichtigſten Fürſten von Europa höchſt geſchmeichelt, und konnte ſeine innere Befriedigung Ludwig nicht ganz verbergen.

„Wollte Gott,“ fuhr der König fort, „ich beſäße einen ſolchen Diener, beſſer geſagt, ich wäre würdig, ihn zu beſitzen! Dann befände ich mich nicht in dieſer ſchlimmen

Lage. Wüßte ich doch, wie ich einen ſo erfahrenen Berather erwerben könnte!“

Comines ſagte, alle ſeine geringen Talente und Geiſtesgaben ſtünden zu Dienſten Sr. allerchriſtlichſten Majeſtät — natürlich mit Vorbehalt ſeiner Unterthanenpflicht gegen ſeinen rechtmäßigen Fürſten, den Herzog Karl von Burgund.

„Bin ich der Mann, Euch dieſen Pflichten untreu machen zu wollen?“ rief Ludwig pathetiſch aus. „Droht mir nicht deshalb Gefahr, weil ich einem meiner Vaſallen zu großes Vertrauen ſchenkte? Kann irgend Jemand die Lehenstreue höher in Ehren halten als ich, deſſen Sicherheit jetzt auf ihr beruht? — Nein, Philipp von Comines, — dient auch fernerhin Karl von Burgund, und Ihr dient ihm am beſten, wenn Ihr ihn mit Ludwig von Frankreich verſöhnt. Ihr dient damit uns Beiden — und Einer wenigſtens wird nicht undankbar ſein. Man ſagt mir, Euer Gehalt an dieſem Hof ſei kaum dem des Falkenmeiſters gleich. So ſchätzt man die Rathſchläge des weiſeſten Kopfes von Europa nicht höher, als die Dienſte eines Geſellen, der Falken füttert und pflegt! Frankreich beſitzt viel Land — ſein König viel Gold. Erlaubt mir, mein Freund, dieſe Ungerechtigkeit auszugleichen. Die Mittel liegen nicht fern — geſtattet mir, ſie zu benutzen.“

Ludwig brachte einen gewichtigen Geldſack zum Vorſchein, allein Comines — zartfühlender als die meiſten Höflinge ſeiner Zeit — wies das Anerbieten mit der Erklärung zurück, ſein Wunſch, dem König dienen zu können, hänge nicht von ſolchen Mitteln ab.

„Seltener Mann!“ rief Ludwig aus; „laßt mich den einzigen Höfling unſerer Zeit umarmen, der ſowol talentvoll, als unbeſtechlich iſt! Weisheit iſt wünſchenswerther, als lauteres Gold — und ich ſetze in meiner Klemme mehr Vertrauen in Eure Güte, Philipp, als in die ſo manches Menſchen, der Gaben und Gnaden von mir empfing. Ich weiß, Ihr werdet Eurem Gebieter nicht rathen, eine Gelegenheit zu mißbrauchen, die der Zufall und — laßt es mich geſtehen! — meine eigene Thorheit ihm darboten.“

„Sie zu mißbrauchen, gewiß nicht — aber ſicherlich ſie zu gebrauchen.“

„Wie, und in welchem Maße?“ fragte Ludwig. „Ich bin nicht Tölpel genug, um mir einzubilden mit ganz heiler Haut zu entſchlüpfen, ohne jedes Löſegeld. — Doch es ſei ein vernünftiges — und Vernunft anzunehmen bin ich ſtets bereit — ſei es in Paris, Pleſſis oder in Peronne.“

„Aber, mit Verlaub, Majeſtät!“ erwiderte Comines, „in Paris und Pleſſis pflegte die Vernunft mit ſo leiſer Stimme zu ſprechen, daß ſie nicht immer Gehör bei Ew. Majeſtät finden konnte — in Peronne aber borgt ſie das Sprachrohr der Nothwendigkeit, und ihre Stimme wird laut und gebieteriſch.“

„Ihr ſprecht ſehr bilderreich,“ meinte Ludwig, einigermaßen geärgert. „Ich bin ein einfacher, ſchroffer Menſch, Comines. Bitte, laßt Eure Bilder und kommt zur einfachen Klarheit zurück. Was erwartet Euer Herzog von mir?“

„Ich bin nicht der Ueberbringer von Vorſchlägen, Majeſtät,“ ſagte Comines; „bald wird der Herzog ſelbſt ſeine Wünſche offenbaren — doch weiß ich um einige Vorſchläge, die Ew. Majeſtät vorbereitet finden ſollten. Zum Beiſpiel, die endgiltige Abtretung der Städte an der Somme.“

„Dies erwartete ich,“ ſagte Ludwig.

„Daß Ihr den Lüttichern und Wilhelm von der Marck entſagt.“

„So willig wie der Hölle und dem Satan.“

„Man wird genügende Bürgſchaft — Geiſeln, oder die Beſetzung gewiſſer Feſtungen — dafür fordern, daß Frankreich es in Zukunft unterläßt Aufruhr in Flandern zu ſtiften.“

„Es iſt etwas Neues,“ warf der König ein, „daß ein Vaſall Bürgſchaft von ſeinem Souverän fordert — aber ſei es darum.“

„Eine angemeſſene und unabhängige Apanage für Euern edlen Bruder, den Freund und Verbündeten meines Gebieters — die Normandie oder die Champagne. Der Herzog liebt Eures Vaters Haus, Majeſtät.“

„So ſehr,“ antwortete Ludwig, „daß er — mort dieu! — nahe daran iſt, ſie Alle zu Königen zu machen. — Seid Ihr zu Ende mit dem Vorrath von Andeutungen?“

„Nicht ganz — man wird gewiß verlangen, daß Ew. Majeſtät den Herzog der Bretagne nicht ferner bedrängen, ihm das Recht nicht mehr beſtreiten (welches ihm und andern großen Lehensträgern zukömmt) Geld zu prägen, ſich Herzoge und Fürſten von Gottes Gnaden zu nennen —“

„Mit einem Wort, ich ſoll meine Vaſallen zu Königen erheben. Wollt Ihr mich zum Brudermörder machen, Philipp? — Gedenkt meines Bruders Karl — kaum war er Herzog von Guyenne, ſo ſtarb er. — Und was bliebe dem Nachkommen und Repräſentanten Karls des Großen, nachdem er dieſe reichen Provinzen weggab, als in Rheims mit Oel geſalbt zu werden und ſeine Mahlzeiten unter einem Baldachin zu verzehren?“

„Wir wollen Ew. Majeſtät einen Gefährten in dieſer iſolirten Stellung geben. Der Herzog von Burgund — obwol zur Zeit nicht den Titel eines unabhängigen Königs beanſpruchend — wünſcht dennoch in Zukunft von jenen unterwürfigen Zeichen der Unterthänigkeit befreit zu ſein, welche die franzöſiſche Krone von ihm fordert; — er beabſichtigt ſeine Herzogskrone mit einem königlichen Bogen zu ſchließen und mit einem Reichsapfel zu krönen, als Zeichen, daß ſeine Domänen unabhängig ſind.“

„Und wie kann der Herzog von Burgund es wagen,“ fuhr Ludwig in jäher Erregung auf, „ſeinem Souverän Vorſchläge zu machen, wodurch er nach jedem europäiſchen Geſetz ſein Lehen verwirken würde?“

„Dieſe Verwirkung möchte unter beſtehenden Verhältniſſen ſchwer zu erzwingen ſein,“ entgegnete Comines ruhig. — „Ew. Majeſtät wiſſen, daß die Feudalgeſetze im Reich faſt veraltet ſind, und daß Vaſall und Lehensherr trachten, ihre Stellung im Verhältniß zu ihrer Macht und je nach ſich bietender Gelegenheit zu ordnen. — Ew. Majeſtät Einmengung in die flandriſche Angelegenheit wird das Verfahren meines Gebieters entſchuldigen, falls er darauf beſtände ſeine Unabhängigkeit zu erweitern und Frankreich jeden künftigen Vorwand zu einer ſolchen Einmengung zu benehmen.“

„Comines! Comines!“ rief der König aus, indem er unruhig im Zimmer auf und nieder ſchritt. „Das iſt eine ſchreckliche Lection über das Vae victis! — Wollt Ihr wirklich ſagen, der Herzog werde bei dieſen harten Bedingungen beharren?“

„Wenigſtens wünſche ich, daß Ew. Majeſtät in der Lage ſeien, ſie näher zu beſprechen.“

„Und doch, Comines, doch iſt Mäßigung im Erfolg für Erreichung des Endzweckes nothwendig! — Niemand ſollte dies beſſer wiſſen als Ihr!“

„Majeſtät — das Verdienſt der Mäßigung wird ſtets von der verlierenden Partei am höchſten geprieſen! Der Gewinnende legt größeren Werth auf die Vorſicht, welche ihm gebietet, keine Gelegenheit unbenutzt vorbei gehen zu laſſen.“

„Gut, wir wollen es überlegen,“ erwiderte der König; „aber du haſt doch wenigſtens die äußerſte Grenze der unvernünftigen Anſprüche deines Herzogs erreicht? Es kann nichts mehr hinzukommen — aber, deine Miene verkündet mir das Gegentheil — ſo ſprich! — Was könnte es noch ſein, als meine Krone, welche, durch Gewährung obiger Forderungen, ihres ganzen Glanzes beraubt wird?“

„Hoher Herr,“ ſagte Comines, „was ich noch vorzubringen habe, iſt eine Sache, die zum größten Theil, ja ganz und gar in der Macht des Herzogs liegt, obwol er gedenkt, Ew. Majeſtät Beiſtimmung zu erbitten, da die Sache Euch in Wahrheit nahe berührt.“

„Pasques-dieu!“ rief Ludwig ungeduldig aus, „was iſt es? — Sprecht heraus, Comines — ſoll ich ihm meine Tochter zur Concubine ſchicken, oder welche andere Entehrung plant er?“

„Keine Entehrung, Majeſtät — aber da Ew. Majeſtät Vetter, der edle Herzog von Orleans —“

„Ha!“ rief der König aus. Comines aber fuhr, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort:

„Seine Neigung der jungen Gräfin Iſabella von Croye zuwendet, ſo erwartet Herzog Karl, Ew. Majeſtät werden Eurer-, wie er ſeinerſeits in dieſe Heirath willigen, und mit ihm gemeinſam das hochedle Paar mit einer Apanage ausſtatten, die, vereint mit der Mitgift der Gräfin, eine paſſende Stellung für ein Kind Frankreichs gründet.“

„Niemals! niemals!“ ſagte der König, deſſen lang unterdrückte Aufregung nun hervorbrach, und den merkwürdigſten Gegenſatz zu ſeiner gewohnten Ruhe bildete. — „Niemals! niemals! — Laßt ſie Scheeren herbeibringen und meinen Kopf ſcheeren, wie den eines Narren, dem ich ſo ähnlich handelte! — Laßt ſie ein Kloſter oder ein Grab für mich öffnen — meine Augen mit glühenden Eiſen ausbrennen — laßt ſie thun, was ihnen gefällt — aber Orleans ſoll meiner Tochter nicht das gegebene Wort brechen oder eine Andere ehelichen, ſo lange ſie lebt!“

„Bevor Ew. Majeſtät ſich ſo heftig gegen eine vorgeſchlagene Sache ſtemmen,“ bemerkte Comines, „werdet Ihr bedenken, wie wenig Macht Ihr beſitzet — ſie zu hindern. Der Weiſe, der einen Felsblock wanken ſieht, enthält ſich des eitlen Verſuchs, ſeinen Sturz hemmen zu wollen.“

„Der Tapfere aber,“ warf Ludwig ein, „wird wenigſtens ſein Grab unter ihm finden. Comines! erwägt den großen Verluſt — den gänzlichen Ruin, den eine ſolche Verbindung über mein Königreich bringen müßte. Bedenkt! ich habe nur einen ſchwächlichen Knaben, und dieſer Orleans iſt der nächſte Erbe; — erwägt, daß die Kirche in ſeine Verbindung mit Joan einwilligte, welche für die Intereſſen beider Zweige meiner Familie ſo förderlich iſt. — Denkt an all dies und auch daran, daß dieſe Heirath der Lieblingsplan meines ganzen Lebens war — für ſie habe ich geplant und geſonnen, gekämpft und gerungen, gebetet und — geſündigt. Philipp von Comines, ich werde nicht auf ſie verzichten! — Bedenkt es, Mann, bedenkt es! — Bedauert meine Lage — Dein ſchneller Verſtand kann Erſatz für dieſes Opfer finden — irgend ein Schaf, das ich an Stelle dieſes Plans opfern kann, der mir ſo theuer war, wie dem Patriarchen ſein Sohn Iſaak. Philipp, bedauert mich! — Ihr wenigſtens ſolltet wiſſen, daß für Menſchen von Urtheilskraft und Vorausſicht die Zerſtörung eines Planes, der ſie lange beſchäftigte, für den ſie lange arbeiteten, weit bitterer iſt, als der Kummer gewöhnlicher Seelen, deren Streben blos nach Befriedigung einer momentanen Leidenſchaft zielt. Ihr, der es verſteht, mit dem tiefer gehenden, ſchmerzlicheren Leid zu ſympathiſiren, das die enttäuſchte Scharfſichtigkeit und Klugheit empfindet — wollt Ihr nicht mit mir fühlen?“

„Mein Herr und König! Ich ſympathiſire mit Eurem Leid, ſo weit die Pflicht für meinen Gebieter —“

„Erwähnt ſeiner nicht!“ ſagte Ludwig, ſeine gewohnte Zurückhaltung fahrenlaſſend, oder ſcheinbar fahrenlaſſend. „Karl von Burgund iſt Eurer Neigung unwerth. Er, der ſeine Räthe inſultiren und ſchlagen kann — er, der den weiſeſten, treueſten unter ihnen, mit dem Schimpfnamen Stiefelkopf zu belegen vermag!“

Comines' Weisheit hinderte ihn nicht, eine große Meinung von ſich ſelbſt zu hegen, und die Worte des Königs entlockten ihm die Wiederholung: „Stiefelkopf!“ Es iſt unmöglich, daß der Herzog, mein Gebieter, mit ſolchem Wort den Diener belegen konnte, der ſeit ſeiner Kindheit an ſeiner Seite lebt. — Und gar einem fremden Monarchen gegenüber? — Unmöglich!“

Ludwig erkannte ſofort den hervorgebrachten Eindruck, und ſagte mit eben ſo viel Einfachheit als Würde:

„Mein Unglück ließ mich meine Höflichkeit vergeſſen, ſonſt würde ich niemals geſagt haben, was zu hören Euch unangenehm ſein muß. Doch Ihr beſchuldigt mich, Unmöglichkeiten vorzubringen — das berührt meine Ehre — und darum muß ich erzählen, was der Herzog — bis zu Thränen lachend — als Urſprung dieſer ſchimpflichen Benennung angab. Hört denn, wie es zuging. Ihr wart mit dem Herzog von Burgund auf einer Jagdpartie, und als er nach der Jagd vom Pferd ſtieg, forderte er von Euch den Dienſt, ihm die Stiefel auszuziehen. In Euren Augen den Groll über dieſe Ungebühr leſend, befahl er Euch, Platz zu nehmen, und leiſtete Euch denſelben Dienſt, den Ihr ihm erwieſen hattet. Aber erzürnt darüber, daß Ihr ſeinen Vorſchlag buchſtäblich auffaßtet, hatte er Euch kaum einen Stiefel ausgezogen, als er ihn Euch um den Kopf ſchlug, daß das Blut herabfloß. Seither pflegt er, oder ſein privilegirter Narr Glorieux, Euch mit dieſem abſurden und lächerlichen Namen „Tête botté“ zu bezeichnen, was einer ſeiner gewöhnlichſten Scherze iſt.“

Während Ludwig ſo ſprach ward ihm das doppelte Vergnügen, die Perſon, zu der er ſprach, zu verwunden, und die Entdeckung zu machen, er habe endlich einen Punkt in Comines' Charakter gefunden, der ihn allmählich von Burgunds auf Frankreichs Seite ziehen konnte.

Allein, wenn der Groll des Höflings gegen ſeinen Gebieter ihn auch in Zukunft bewog, ſeinen Dienſt gegen den Ludwigs zu vertauſchen, ſo begnügte er ſich doch im Augenblick damit, einige Andeutungen hinzuwerfen, wie freundſchaftlich er für Frankreich geſinnt ſei — Andeutungen, die der König, wie Comines wußte, wohl auszulegen verſtand.

Er lachte über die Anekdote und ſagte dann:

„Ich glaubte nicht, daß ein ſo unbedeutender Scherz dem König im Gedächtniß bleiben würde — ſo daß er ihn wiedererzählen könne. Es kam allerdings zu ſolch derben Späßen, wie der Herzog ſie liebt — zum Ausziehen der Stiefel und dergleichen — aber er ſchilderte den Vorgang ſehr übertrieben. Genug davon."

„Ja genug — es iſt wahrlich eine Schande, ſo lange dabei verweilt zu haben," entgegnete Ludwig. — „Und nun, Comines, hoffe ich, Ihr ſeid ſo viel Franzoſe, um mir in dieſen ſchwierigen Angelegenheiten Euren Rath zu gönnen. Ich weiß, Ihr beſitzt den Leitfaden zu dieſem Labyrinth."

„Ew. Majeſtät haben über meinen beſten Rath und meine beſten Dienſte zu verfügen," erwiderte Comines — „ſtets mit Vorbehalt meiner Pflichten gegen meinen eigenen Gebieter."

Es war dies ziemlich daſſelbe, was der Höfling früher geſagt hatte, aber der Ton war jetzt ein ſo verſchiedener, daß Ludwig deutlich erkannte, das Zünglein der Wage neige ſich jetzt plötzlich zu Frankreichs Gunſten.

Der König nahm ſeinen Sitz wieder ein und nöthigte Comines ſich zu ihm zu ſetzen, und lauſchte den Worten dieſes Staatsmannes wie einem Orakelſpruch.

Comines ſprach in jenem leiſen, eindringlichen Ton, der zugleich große Aufrichtigkeit und große Vorſicht anzeigt, und dabei ſo langſam, als wünſche er, der König möge jedes Wort wägen, als ſei es von beſonderer Wichtigkeit und Bedeutung.

„Was ich Ew. Majeſtät meldete," ſagte er, „iſt, ſo hart es Euch klingen mag, die gemilderte Faſſung weit wichtigerer Anſprüche, die Jene im Rath des Herzogs aufwarfen, die Ew. Majeſtät feindſeliger geſinnt ſind. Bei unſerm Gebieter aber pflegen directe, gewaltſamere Pläne ſehr geneigtes Ohr zu finden, da er kurze, gefährliche Maßregeln den ſicheren, aber auf Umwegen führenden, vorzieht.“

„Ich weiß,“ ſagte Ludwig. „Ich ſah ihn einſt mit Lebensgefahr einen Fluß durchſchwimmen, obwol einige hundert Ellen weiter eine Brücke zu finden war.“

„Jawol — und wer ſein Leben in die Schanze ſchlägt, um eines Moments der Ungeduld wegen, könnte auch die Befriedigung ſeines Starrſinns der Vermehrung ſeiner ſubſtantiellen Macht vorziehen.“

„Sehr wahr!“ rief Ludwig aus, „ein Thor greift eher nach dem Schein der Macht, als nach ihr ſelbſt. Ich weiß, daß Karl von Burgund ſo beſchaffen iſt. Aber, mein lieber Freund Comines, was folgert Ihr aus dieſen Prämiſſen?“

„So viel, mein hoher Herr!“ antwortete Comines: „Wie ein geſchickter Angler einen großen, gewichtigen Fiſch bewältigt und endlich an einem einzigen Haar aus Land zieht, obwol dieſer ſelbe Fiſch eine zehnfach dickere Schnur zerriſſen haben würde, falls man die Leine ſtraff angezogen hätte, anſtatt ihm Spielraum zu laſſen — eben ſo können Ew. Majeſtät, wenn Ihr dem Herzog in jenen Punkten nachgebt, die durchzuſetzen er ſich zur Ehrenſache machte, manchen anderen, vorhin von mir erwähnten Bedingungen (und vielleicht den für Frankreich empfindlichſten) entgehen, weil Karl ihrer dann vergißt, oder ſie für künftige Unterhandlungen aufſchiebt, wodurch ſie leicht ganz in Vergeſſenheit gerathen können.“

„Ich verſtehe Euch, mein guter Comines,“ ſagte der König, „aber jetzt zur Sache. Welche dieſer reizenden Bedingungen ſind Eurem Herzog ſo an die Seele gewachſen, daß ein Widerſpruch gegen ſie ihn in Harniſch bringen müßte?“

„Jede einzelne, der Ew. Majeſtät herben Widerſpruch entgegenſetzen wollten! Das iſt es, was Ew. Majeſtät zu vermeiden haben! Ihr müßt — um nach meinem vorigen

Gleichniß zurückzugreifen — wachſam bleiben, bereit, die Leine ſchießen zu laſſen, wenn Karl in ſeiner Wuth fortſtürmt. Dieſe Wuth, die ohnehin ſchon gedämpft wurde, wird ſich ganz legen, wenn er auf keinen Widerſtand ſtößt, und Ihr werdet ihn nachgibiger, leichter zu behandeln finden."

„Und doch muß irgend welche Forderung meinem Vetter näher am Herzen liegen, als die übrigen. Wüßte ich dieſe —"

„Ew. Majeſtät können ſeinen leiſeſten Wunſch zu dem begehrlichſten ſteigern — blos indem Ihr Euch ihm widerſetzt," antwortete Comines. „Aber ſo viel kann ich ſagen, daß jeder Schatten eines Ausgleichs verſchwindet, wenn Ew. Majeſtät ſich nicht von Wilhelm von der Marck und den Lüttichern losſagt."

„Dies thun zu wollen, erklärte ich bereits," ſagte Ludwig, „und ſie verdienen es von meiner Seite — die Schufte haben ihren Aufſtand in einem Augenblick begonnen, der mich das Leben koſten konnte."

„Wer die Lunte einer Pulvermine anzündet, muß auf eine plötzliche Exploſion gefaßt ſein," entgegnete der Geſchichtsſchreiber. — „Aber Herzog Karl wird mehr erwarten, als Eure bloſe Losſagung von ihrer Sache; wiſſet, daß er Ew. Majeſtät Beiſtand zur Unterdrückung des Aufſtandes, Eure Anweſenheit bei Beſtrafung der Rebellen begehren wird."

„Das dürfte ſich kaum mit meiner Ehre vertragen, Comines," ſagte der König.

„Eine Weigerung dürfte ſich kaum mit Ew. Majeſtät Sicherheit vertragen," erwiderte Comines. „Karl iſt entſchloſſen dem Volk von Flandern zu zeigen, daß ihm keine Hoffnung auf Frankreichs Hilfe bleibt, daß Frankreich es nicht mehr gegen den Zorn und die Rache Burgunds ſchützt."

„Aber, Philipp, ich will offen ſprechen," antwortete Ludwig. — „Wenn es uns gelänge, die Sache hinauszuſchieben, könnten dieſe Schelme von Lüttich nicht ihre Sache ſelbſt gegen Herzog Karl gewinnen? Sie ſind zahlreich und ausdauernd — können ſie ihre Stadt nicht gegen ihn behaupten?"

„Mit Hilfe der tauſend franzöſiſchen Bogenſchützen, welche

Ew. Majeſtät ihnen verſprach, könnten ſie etwas erreicht haben; aber —“

„Welche ich ihnen verſprach!“ rief der König aus. — „Ach, guter Comines, wie Unrecht thut Ihr mir!“

„Aber ohne ſie,“ fuhr Comines, den Einwurf nicht beachtend, fort, „und Ew. Majeſtät werden jetzt nicht geneigt ſein, ſie zu ſtellen! — Alſo: was für Ausſicht haben die Bürger ohne jene Hilfe ihre Stadt zu behaupten, in deren Mauern noch die Breſchen gähnen, die Karl nach der Schlacht bei St. Tron in ſie reißen ließ? Dieſe Breſchen gewähren den Lanzen von Brabant und Burgund den Einmarſch gewiß zwanzig Mann hoch.“

„Die unvorſichtigen Idioten!“ ſagte Ludwig. „Haben ſie ihre eigene Sicherheit auf ſo unverantwortliche Weiſe vernachläſſigt, ſo verdienen ſie meinen Schutz nicht. Fahr fort — ich will ihretwegen keinen Streit entzünden.“

„Der nächſte Punkt wird Ew. Majeſtät tiefer zu Herzen gehen, fürchte ich,“ ſagte Comines.

„O,“ rief Ludwig aus, „Ihr meint jene hölliſche Heirath! Ich werde nicht in den Bruch des Contractes zwiſchen meinem Vetter Orleans und meiner Tochter Joan willigen — nein, hieße es doch mir und meiner Nachkommenſchaft das Scepter zu entwinden — denn der ſchwächliche Knabe, der Dauphin, iſt nur eine taube Blüte, die nie Frucht tragen wird. Dieſe Verbindung zwiſchen Joan und Orleans war wachend und träumend das Ziel meiner Gedanken. — Ich ſage dir, Philipp, ich kann ſie nicht aufgeben! — Ueberdies iſt das Verlangen unmenſchlich, ich ſolle mit eigener Hand ſowol meine politiſchen Pläne, als das Glück zweier Menſchen zerſtören, die für einander auferzogen wurden.“

„Sind ſie einander ſo zugethan?“ fragte der Burgunder.

„Eins von ihnen jedenfalls — und das Eine, für das ich am meiſten ſorgen muß. Aber Ihr lächelt ja, Philipp — Ihr glaubt nicht an die Liebe.“

„Nicht doch, Majeſtät — ich bin in dieſer Hinſicht ſo wenig ein Ungläubiger, daß ich eben fragen wollte, ob es Euch die Einwilligung in die Heirath des Herzogs von Orleans mit Gräfin Iſabella von Croye einigermaßen erleichtert, wenn ich Euch betheure, daß die Neigung dieſer jungen Gräfin ſich ſo innig einem Andern zuwendet, daß jene Partie wol niemals geſchloſſen wird?“

König Ludwig ſeufzte.

„Ach, mein guter und lieber Freund,“ ſagte er, „woher nehmt Ihr ſo hohlen Troſtgrund? Ihre Neigung, in der That! — Offen geſagt: würde Orleans meine Tochter geradezu verabſcheuen, er hätte ſie — ohne dieſen unſeligen Zwiſchenfall — nothgedrungen heirathen müſſen. Nun könnt Ihr leicht berechnen, wie wenig Ausſicht ein junges Mädchen hat, ihn aus ähnlichen Beweggründen abweiſen zu können — ihn, ein Kind von Frankreich! — O nein, Philipp! — wir haben nicht zu beſorgen, daß ſie gegen die Bewerbung eines ſolchen Freiers ſtarrſinnig bleibt. — Varium et mutabile, Philipp.“

„Vielleicht unterſchätzen Ew. Majeſtät den hartnäckigen Muth dieſes jungen Mädchens. Sie ſtammt aus einem wilden, launiſchen Geſchlecht, und ich entnahm aus Crèvecoeur’s Reden, ſie habe eine ſchwärmeriſche Leidenſchaft für einen jungen Mann gefaßt, welcher ihr auf der Reiſe manchen Dienſt erwies.“

„Ha — für einen Bogenſchützen meiner Leibgarde, Namens Quentin Durward?“

„Ich glaube,“ erwiderte Comines; „er wurde mit der Gräfin Iſabella gefangen genommen, als ſie — beinahe allein — auf der Reiſe waren.“

„Nun gelobt ſei unſer Herr und unſere heilige Jungfrau, und Monſeigneur der heil. Martin, ſo wie Monſeigneur der heil. Julian!“ rief Ludwig aus. „Und Lob und Preis ſei dem Gelehrten Galeotti, der es in den Sternen las, daß das Geſchick dieſes Jünglings mit dem meinigen in Verbindung ſtehe. Iſt ihm das Mädchen ſo ſehr gewogen, um gegen Burgunds Willen widerſpenſtig zu ſein, dann war dieſer Quentin mir wahrlich von großem Nutzen!“

„Ich darf erwarten, daß ſie ziemlich widerſpenſtig ſein wird, Majeſtät,“ entgegnete der Burgunder, „überdies wird der edle Herzog ſelbſt ſeine ſchöne Couſine, mit der er ſo lange verlobt iſt, nicht ſo leichten Kaufes aufgeben.“

„Hm — hm — Aber — Ihr habt meine Tochter Joan nie geſehen. — Eine Nachteule, Mann! — eine wahre Nachteule, deren ich mich ſchäme! Aber er ſei weiſe und heirathe ſie, und ich will ihm erlauben par amours für die ſchönſte Dame Frankreichs zu ſchwärmen. — Und habt Ihr mich nun ganz mit des Herzogs Sinn bekannt gemacht?“

„Mit dem Wichtigſten, was ihn bewegt. Doch Ew. Majeſtät wiſſen, ſein Gemüth gleicht einem Strom, der ſich nur dann ruhig dahinwälzt, wenn ſeine Wellen auf kein Hinderniß ſtoßen; und was ihm in den Weg gerathen und ſeinen Zorn entfeſſeln mag — das zu errathen iſt unmöglich. Fänden ſich klarere Beweiſe von Ew. Majeſtät Ränken (verzeiht den Ausdruck!) mit Wilhelm von der Marck und den Lüttichern, dann könnte der Ausgang ſchrecklich werden. — Es gehen ſeltſame Botſchaften ein — man ſagt Wilhelm habe Hameline, die ältere Gräfin von Croye, geheirathet.“

„Dieſe alte Närrin war ſo verſeſſen auf die Ehe, daß ſie Satans Hand angenommen hätte,“ ſagte der König. „Mehr überraſcht es mich, daß Wilhelm (eine ſo große Beſtie er auch iſt) ſie zum Weibe nahm.“

„Ferner geht das Gerücht,“ fuhr Comines fort, „ein Herold, von Wilhelm geſchickt, nahe ſich Peronne — das könnte den Herzog in Raſerei verſetzen. — Hoffentlich kann er keine Briefe oder dergleichen von Ew. Majeſtät vorweiſen?“

„Briefe an den wilden Eber!“ rief Ludwig aus. „Nein, Nein! — Ich war nicht Thor genug, Perlen vor die Säue zu werfen.“

„Dann kann ich Ew. Majeſtät nur noch empfehlen, ſtreng auf Eurer Hut zu ſein, ſich von den Ereigniſſen leiten zu laſſen, beſonders aber jede Aeußerung zu vermeiden, die mehr mit Eurer Würde, als mit Eurer augenblicklichen Lage in Einklang ſteht.“

„Beläſtigt meine Würde mich, ſo kenne ich ein Mittel gegen dieſe Regung des ſtolzen Herzens,“ ſagte Ludwig. — „Ich brauche blos in ein gewiſſes Cabinet zu ſehen und an den Tod Karls des Einfältigen zu denken — das heilt mich ſo ſicher, wie kaltes Waſſer den Fieberkranken kühlt. — Und müßt Ihr mich jetzt verlaſſen, mein Freund und

Berather? Nun, die Zeit wird, muß kommen, wo Ihr es müde ſeid, dem Stier von Burgund Vorleſungen über Staatspolitik zu halten. — Lebt Ludwig von Valois dann noch, ſo haſt du einen Freund am Hof von Frankreich. Es wäre ein Segen für mein Land, wenn ich dich gewinnen könnte, Comines! Du beſitzeſt hohe Staatsweisheit und ein Gewiſſen, das Recht und Unrecht zu unterſcheiden vermag. Helfe mir unſer Herr und die heilige Jungfrau — Oliver und Balue haben Herzen, ſo hart wie Mühlſteine, und mein Leben iſt durch Reue und Bußen ob der Verbrechen verbittert, die ſie mich begehen laſſen. Du, Philipp, im Beſitz großer Weisheit und Tugend, kannſt lehren, wie man groß wird, ohne aufzuhören tugendhaft zu ſein."

„Eine ſchwere Aufgabe, die nur Wenige löſen," ſagte der Geſchichtsſchreiber; „aber doch möglich für ſolche Fürſten, die darnach ſtreben und ringen. Allein — bereitet Euch vor — der Herzog wird bald erſcheinen."

Ludwig ſah dem Burgunder, als dieſer das Zimmer verließ, lange nach und brach dann in bitteres Lachen aus.

„Er ſprach vom Fiſchen! — Hm, ich denke er beißt bald an meine Angel. — Und er dünkt ſich tugendhaft, weil er keine Beſtechung in Gold, ſondern blos in Schmeicheleien und Verſprechungen annahm, und das Vergnügen hofft, ſeine verwundete Eitelkeit rächen zu können! — Die Zurückweiſung des Geldes macht ihn nur ärmer — um kein Titelchen ehrlicher. Und doch muß er mein ſein, er iſt der klügſte Kopf unter ihnen. — Und nun zum edleren Wild! Ich muß dieſem Leviathan Karl gegenüber treten, der bald — die Tiefe vor ſich theilend — hierher geſchwommen kommt. So will ich, wie der zitternde Seefahrer, eine Tonne auswerfen, die ihm zum Spiel dient. Eines Tages aber mag ich Gelegenheit finden ihm eine Harpune in den Leib zu werfen!"

Einunddreißigſtes Kapitel.

Die Zuſammenkunft.

An dem gefahrvollen, wichtigen Morgen, welcher der Begegnung der beiden Fürſten in Peronne voranging, diente

Oliver der Böſe ſeinem Herrn als thätiger, gewandter Agent, der ſowol durch Geſchenke, als durch Verſprechungen Freunde für Ludwig zu gewinnen verſtand, damit, falls des Herzogs Zorn in hellen Flammen aufloderte, ſeine Umgebung ſich bemühe, den Brand zu löſchen, nicht ihn zu nähren.

Wie ein Schatten der Nacht ſchlich er von Zelt zu Zelt, von Haus zu Haus und erwarb ſich Freunde — freilich nicht im Sinne des Apoſtels, ſondern durch den Mammon der Ungerechtigkeit. Für ihn galt, was von einem anderen thätigen politiſchen Agenten geſagt wurde: „Sein Finger war in Jedermanns Hand, ſein Mund in Jedermanns Ohr.“ Und wirklich gelang es ihm durch verſchiedene, oben angedeutete Beweggründe, die Gunſt mancher burgundiſcher Großen zu ſichern, welche von Frankreich entweder etwas zu hoffen oder zu fürchten hatten, oder dachten, falls Ludwigs Macht allzu ſehr beſchnitten würde, dürfte ihr eigener Herzog wahrſcheinlich den Weg zum Despotismus, auf den ſein Charakter ihn von Natur aus drängte, mit ſchnellen, nicht mehr zu hemmenden Schritten einſchlagen.

Wo Oliver fürchtete, ſeine eigene Perſon, oder ſeine eigenen Argumente möchten erfolglos bleiben, da verwendete er andere Diener des Königs; ſo erreichte er durch die Gunſt des Grafen von Crèvecoeur auch die Erlaubniß für Lord Crawford, in Begleitung des Balafré mit Quentin Durward eine Beſprechung haben zu dürfen. Der junge Schotte wurde nämlich ſeit ſeiner Ankunft in Peronne in ehrenvoller Haft gehalten.

Privatangelegenheiten wurden als Urſache vorgeſchützt, warum man um eine ſolche Zuſammenkunft nachſuche, wahrſcheinlich aber gab Crèvecoeur, welcher fürchtete, ſein Gebieter könne ſich in ſeiner Leidenſchaft zu einer entehrenden Gewaltthat gegen Ludwig hinreißen laſſen, dem Lord Crawford gerne eine Gelegenheit, dem jungen Bogenſchützen gewiſſe Winke zu geben, welche deſſen Gebieter Nutzen bringen ſollten.

Das Wiederſehen zwiſchen den beiden Landsmännern war ein herzliches, faſt rührendes zu nennen.

„Du biſt ein ſeltſamer Jüngling,“ ſagte Crawford, des jungen Quentin Kopf ſtreichelnd, wie ein Großvater es gegen ſeinen Enkelſohn thun mochte. „Wahrhaftig das Glück lächelt dir, als wärſt du mit einer Glückshaube auf die Welt gekommen!“

„Das kömmt Alles nur daher, daß er ſchon in ſo früher Jugend eine Stelle bei den Bogenſchützen erhielt,“ ſagte der Balafré. „Mit mir machte man nie ein ſolches Weſen, Neffe, weil ich ſchon meine fünfundzwanzig Jahre zählte, als ich das Pagenkleid abwarf.“

„Und ein unſchöner, auf den erſten Blick den Gebirgsſohn verrathender Page warſt du, Ludowic!“ ſagte der alte Befehlshaber. „Dein Rücken glich dem des alten Wallace Wight, und dein Bart einem Ofenbeſen.“

„Ich fürchte,“ begann Quentin Durward, die Blicke zu Boden ſenkend, „ich werde dieſe Auszeichnung nicht lange mehr tragen, da ich entſchloſſen bin, den Dienſt der Leibgarde zu quittiren.“

Der Balafré verlor vor Verwunderung faſt die Sprache, und in Crawford’s würdevollen Zügen malte ſich tiefes Mißvergnügen. Endlich fand der Erſte wieder Worte, und ſprach:

„Quittiren! — Deine Stelle bei den Bogenſchützen aufgeben! — So etwas iſt nie erlebt worden! Ich würde meine Stelle nicht mit der des Connetabel von Frankreich vertauſchen!“

„Still, Ludowic!“ fiel Crawford ein; „dieſer Jüngling verſteht ſich beſſer darauf, ſeinen Lauf nach dem Winde zu ſteuern, als wir, die wir noch der früheren Generation angehören. Auf ſeiner Reiſe hat er manche Geſchichten über König Ludwig erfahren, deren Wiedererzählung ihm hohen Lohn bringen kann. Darum wendet er ſich der burgundiſchen Partei zu, um dem Herzog Karl zu Ohren zu bringen, was ihm großen Nutzen bringen kann.“

„Glaubte ich das,“ ſagte der Balafré, „ſo würde ich ihm mit eigener Hand die Kehle durchſchneiden, und wäre er fünfzigmal meiner Schweſter Sohn.“

„Erſt würdet Ihr aber wol unterſuchen, ob ich es verdiene, ſo behandelt zu werden — nicht wahr, edler

Oheim?“ rief Quentin aus; — „und Ihr, Mylord, laßt Euch ſagen, daß ich kein Geſchichtenträger bin; darum wird keine Frage oder Folter mir ein Wort zu König Ludwigs Schaden entlocken, was ich auch gehört haben mag, ſeit ich in ſeinem Dienſte ſtehe. — Hierin legt mein Dienſteid mir Stillſchweigen auf. Aber ich bleibe nicht länger in einem Dienſt, worin ich, außer den Gefahren, welche der Kampf gegen meine Feinde mit ſich bringt, auch noch jenen ausgeſetzt bin, welche mir durch einen Hinterhalt meiner Freunde drohen.“

„Ei, ei — dünkt ein Hinterhalt ihm ein ſo großes Unrecht,“ ſagte der nicht allzu ſchnell auffaſſende Balafré, indem er Crawford bekümmert anſah, „dann iſt's mit ihm vorbei! — Ich ſelbſt bin gewiß dreißigmal in einen ſolchen Hinterhalt gefallen, und habe mindeſtens doppelt ſo oft hinterm Buſch geſteckt, da dieſe Art Kriegführung unter König Ludwig Mode geworden iſt.“

„Das iſt ſie, Lesly,“ entgegnete Lord Crawford; „aber ich bitte Euch, ſchweigt. Ich glaube den Sachverhalt beſſer zu verſtehen als Ihr.“

„Unſere heilige Frau gebe, daß Ihr es thut, Mylord,“ antwortete Ludowic; „aber es wurmt mich bis in die Seele, hören zu müſſen, daß meiner Schweſter Sohn einen Hinterhalt fürchtet.“

„Junger Mann,“ wendete der alte Lord ſich jetzt an Quentin Durward, „ich kann errathen, was Eure Worte bedeuten. Man hat Euch auf dem Weg, den Ihr auf königlichen Befehl einſchlugt, irgend eine Falle geſtellt, und Ihr glaubt Urſache zu dem Verdacht zu haben, es ſei auf des Königs Veranſtaltung geſchehen.“

„Ich war von Verrath bedroht, als ich den Auftrag des Königs vollzog,“ erwiderte Quentin; „doch war ich glücklich genug, ihm zu entrinnen — ob Se. Majeſtät in dieſer Sache ſchuldig oder unſchuldig iſt, das zu entſcheiden überlaſſe ich Gott und ſeinem Gewiſſen. Er ſättigte mich, als mich hungerte — nahm mich auf, als ich in der Fremde ein Unterkommen ſuchte. Nimmermehr werde ich ihm jetzt, wo er im Unglück iſt, mit Beſchuldigungen zu nahe treten, von deren Gerechtigkeit ich nicht einmal überzeugt bin, da ſie aus gar unreiner Quelle fließen.“

„Mein Junge — mein lieber Junge!“ ſagte Crawford, den jungen Schotten an die Bruſt ziehend — „das heißt gedacht und geſprochen, wie ein ächter Schotte! — So ſpricht ein Ehrenmann, der das Unrecht ſeines Freundes vergißt, ſobald dieſer in einer Klemme ſteckt, um ſich nur mehr ſeiner Güte zu erinnern!“

„Wenn Mylord Crawford meinen Neffen umarmt,“ rief Ludowic Lesly aus, „ſo will ich es ebenfalls thun, obwol Ihr mir glauben könnt, daß ich einen Hinterhalt im Kriege ſo nothwendig halte, als einen Prieſter in der letzten Stunde!“

„Gebt Euch zufrieden, Ludowic,“ ſagte Crawford, „Ihr ſeid ein Eſel, mein Freund, und verſteht den Segen nicht zu würdigen, den der Himmel Euch an dieſem tapfern Jungen geſchickt hat. Und nun ſagt mir, Quentin, mein guter Burſche, weiß der König von dieſem Eurem tapfern und männlichen Entſchluß? Denn wahrlich, der Arme hat in ſeiner Bedrängniß nöthig, zu wiſſen, auf wen er rechnen kann! — Hätte er doch ſeine ſämmtliche Leibgarde mit ſich gebracht! Doch Gottes Wille geſchehe! — Sagt, glaubt Ihr, daß er von Eurem Vorhaben weiß?“

„Wahrhaftig, dieſe Frage kann ich Euch nicht beantworten,“ ſagte Quentin. „Jedenfalls aber theilte ich dem gelehrten Sterngucker Martius Galeotti meinen Entſchluß mit, über Alles, was dem König bei dem Herzog von Burgund Nachtheil bringen könne, das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten. Die Einzelheiten will ich, wenn Ew. Herrlichkeit es erlauben, Niemandem mittheilen — ſelbſt Euch nicht, Mylord Crawford — Ihr könnt alſo ermeſſen, wie wenig ich geneigt war, jenem Philoſophen einen tiefen Blick in mein Inneres zu geſtatten.“

„Ja, ja!“ rief Crawford aus. „Oliver erzählte mir in der That, jener Galeotti habe es mit Zuverſicht vorhergeſagt, wie wacker Ihr Euch halten würdet — mich aber freut es, zu erfahren, daß er ſeine Wiſſenſchaft nicht aus den Sternen, ſondern aus einer weit ſicherern Quelle geſchöpft hat.“

„Der Wurm ſollte ſich auf das Wahrſagen verſtehen?“

rief der Balafré lachend aus. „Dann müßten ſeine Sterne ihm doch auch ſagen, daß der tapfere Ludowic Lesly ſeiner Geliebten hilft, die Goldſtücke zu verjubeln, die Galeotti ihr in den Schooß wirft!"

„Schweig, Ludowic!" rief ſein Hauptmann aus. „Schweig, du lockerer Geſelle! Achteſt du meine grauen Haare nicht, weil ich einmal ſelbſt vielleicht nicht viel beſſer war als du, ſo nimm wenigſtens Rückſicht auf die Unſchuld dieſes jungen Menſchen, und laß deine unzüchtigen Redensarten!"

„Ew. Lordſchaft mag ſagen, was Euch beliebt," antwortete Lesly, „aber meiner Treu! der alte Bauer Saunders Souplejaw von Glen-hou-lakin war, ſo weit es das Prophezeien betrifft, mit ſeinem Doppelgeſicht weit mehr werth, als Euer Galeotti oder Galliputti oder wie Ihr ihn ſonſt nennt. Er ſagte mir richtig vorher, daß eines Tages alle Kinder meiner Schweſter ſterben würden, und zwar weiſſagte er dies ſchon in der Stunde ihrer Geburt. Der letzte von dieſen Kindern iſt eben dieſer Quentin Durward — dieſer Burſche hier, der ohne Zweifel auch eines Tages ſterben und ſo die Prophezeihung jenes alten ſchottiſchen Bauern wahr machen wird. Es iſt eigentlich Schade, denn er iſt der Letzte ſeiner Familie. — Mir ſelbſt aber prophezeite dieſer Saunders einmal, ich würde durch eine reiche Heirath mein Glück machen, was gewiß auch noch in Erfüllung gehen wird, obgleich ſich bisher noch keine rechte Gelegenheit dazu finden wollte. Wer weiß aber, *wann* es geſchieht und *wie*. — Doch ich mache mir nicht viel aus dem Eheſtand, auch prophezeite mir Saunders —"

„Ei, mein Beſter," unterbrach ihn Lord Crawford, „dieſe Prophezeiungen ſcheinen mir gar nicht hierher zu gehören, darum muß ich Euch unterbrechen, beſter Ludowic, denn wir Beide müſſen uns jetzt von Eurem Neffen trennen und wollen zu unſerer heiligen Frau beten, daß ſie ihm in allen Stücken beiſtehe, denn es handelt ſich um eine Sache, in der ein einziges ungeſchicktes Wort mehr Unheil anſtiften dürfte, als das Parlament in Paris je wieder gut machen könnte. — Nimm alſo meinen Segen, mein Sohn, und überlege es dir noch, bevor du aus unſerem Corps austrittſt, denn es wird ſich bald Gelegenheit finden, tüchtig dreinzuhauen, und das bei Tageslicht und nicht in einem Hinterhalt.“

„Nimm auch meinen Segen mit in den Kauf, beſter Neffe,“ ſagte der Balafré, „denn da es dir gelungen iſt, unſeren würdigen Anführer zufrieden zu ſtellen, ſo kann auch ich dir keinen Groll nachtragen.“

„Wartet noch einen Augenblick, Mylord,“ ſagte Quentin, indem er den alten Lord bei Seite zog. „Ich muß Euch geſtehen, daß es noch eine Perſon in der Welt gibt, welche von mir Dinge erfahren hat, die der Sicherheit des Königs wegen einſtweilen verſchwiegen bleiben müſſen. Dieſe Perſon dürfte vielleicht der Meinung ſein, ſie hätte nicht dieſelbe Verpflichtung zur Verſchwiegenheit als ich, ein Soldat des Königs, der ſich demſelben durch empfangene Wohlthaten verpflichtet fühlt.“

„Alle Wetter!“ rief Lord Crawford aus. „Wenn Ihr ein Weib in das Geheimniß gezogen habt, dann ſei uns Gott gnädig, denn dann ſind wir ſicherlich verrathen!“

„Denkt das nicht, edler Herr,“ erwiderte Durward. „Doch verwendet Euch für mich beim Grafen von Crèvecoeur, damit er mir eine Unterredung mit der Gräfin Iſabella von Croye zugeſteht. Dieſe edle Dame iſt es, welche in mein Geheimniß eingeweiht iſt, und ich bin überzeugt, ſie dazu bewegen zu können, daß ſie Alles, was den Herzog von Burgund mit Zorn gegen den König Ludwig erfüllen könnte, verſchweigt.“

Der alte Krieger ſann eine Weile nach, blickte bald die Decke, bald den Fußboden an, ſchüttelte den Kopf und ſagte endlich:

„Dahinter iſt etwas verborgen, was ich nicht verſtehen kann. Eine Gräfin von Croye! — Ihr wollt eine Unterredung mit einer Dame von ihrer Geburt, ihrem Rang und Reichthum haben? — Und Ihr, ein junger ſchottiſcher Abenteurer, bildet Euch ein, ſie zum Schweigen beſtimmen zu können? — Entweder beſitzeſt du eine große Portion Eitelkeit, mein junger Freund, oder du haſt deine Zeit auf der Reiſe gut anzuwenden gewußt. — Aber beim heiligen Andreas! ich will bei Crèvecoeur ein Wort für dich einlegen, und da er ernſtlich beſorgt iſt, der Herzog könne ſich in ſeiner Leidenſchaftlichkeit zu einer übereilten That gegen den König Ludwig hinreißen laſſen, ſo wird er hoffentlich deine Bitte erfüllen, obgleich ſie, bei meiner Ehre, höchſt ſeltſam iſt.“

Die Achſeln zuckend entfernte ſich der alte Lord nun, und Ludowic Lesly folgte ihm.

Schon nach wenig Augenblicken kehrte Crawford, jedoch ohne den Balafré, zurück. Der alte Lord ſchien ſehr aufgeregt und lachte in einer Weiſe vor ſich hin, die ſeinen rauhen Geſichtszügen ganz ſeltſam ſtand, dabei ſchüttelte er den Kopf wie im höchſten Mißvergnügen und Zorn, was gleichzeitig höchſt ſonderbar erſchien.

„Wahrhaftig, Landsmann, die Schüchternheit iſt nicht Euer Fehler. Crèvecoeur nahm Euren Vorſchlag mit einer Miene auf, als gäbe man ihm Eſſig zu trinken, und ſchwor mir bei allen Heiligen, wenn nicht die Ehre der beiden Fürſten und der Friede des Reiches auf dem Spiel ſtände, ſolltet Ihr auch nicht den Saum von Gräfin Iſabella's Gewand zu ſehen bekommen. — Meiner Treu! hätte er nicht eine Frau, und zwar eine ſehr ſchöne, ſo würde ich geglaubt haben, er ſelbſt ſei geſonnen, für die Hand dieſer Dame von Croye eine Lanze zu brechen. — Nun, vielleicht hat er ſeinen Neffen, den Grafen Stephan, dabei im Auge. — Eine Gräfin! — Alſo ſo hoch erhebſt du deine Augen? — Folge mir jetzt, aber vergiß nicht, daß dieſe Unterredung ſehr kurz ſein muß. — Ich habe jedoch bemerkt, daß du auch eine kurze Zeit gut auszunutzen weißt! Ha, ha, ha! — Bei meiner Seele, ich kann dir ob deiner Dreiſtigkeit kaum zürnen, ſo ſehr muß ich darüber lachen.“

Eben ſo beleidigt als verlegen gemacht durch dieſe rauhen Aeußerungen des alten Soldaten, erzürnt darüber, daß alle Welt ſeine Herzensmeinung von einem ſo niedrigen Geſichtspunkt aus beurtheilte, folgte Quentin mit blutrothem Geſicht dem alten Lord nach dem Kloſter, wo die Gräfin wohnte. In dem Sprechzimmer deſſelben trafen ſie den Grafen von Crèvecoeur.

„Es ſcheint, mein tapferer Burſche,“ ſprach derſelbe ihn in ernſtem Tone an, „es ſcheint, Ihr müßt die Gefährtin

Eures romantiſchen Abenteuers durchaus noch einmal ſehen und ſprechen?“

„So iſt es, Herr Graf,“ erwiderte Quentin in entſchiedenem Tone, „und noch mehr: ich muß ſie allein ſehen und ſprechen.“

„Das werde ich nimmermehr zugeben,“ erwiderte Graf von Crèvecoeur. „Entſcheidet Ihr, Lord Crawford! Dieſe junge Dame, die Tochter meines alten Freundes und Waffengefährten, die reichſte Erbin Burgunds, theilte mir auf mein Drängen mit, daß ſie eine Art von — Doch was ſpreche ich da? — Sie iſt eine Thörin, und Euer Schotte hier ein eingebildeter junger Thor. — Kurz: unter vier Augen ſollen mir dieſe Beiden nicht mit einander ſprechen!“

„Und in Eurer Gegenwart, edler Herr, brauche ich kein Wort weiter mit der Gräfin zu wechſeln!“ rief Quentin in höchſtem Entzücken aus. „Ihr habt mir mehr mitgetheilt, als ich mit all meiner Eitelkeit und Dreiſtigkeit je zu hören hoffte!“

„Es iſt wahr, mein Freund,“ begann Crawford, „Ihr geht zu weit in Euren Mittheilungen. Wenn Ihr Euch jedoch auf meine Entſcheidung beruft, ſo wollte ich Euch rathen, wenn ſich ein gutes Gitter in dem Sprechzimmer befindet, dieſem zu vertrauen — mögen ihre Zungen ſchwatzen, was ſie wollen. — Hier, Freund, wo es ſich um das Leben eines Königs und vieler Tauſende unſerer Landsleute handelt, ſollte das Geſchwätz zweier Verliebten nicht in die Wagſchale fallen.“

Mit dieſen Worten zog er Crèvecoeur mit ſich fort. Der Graf folgte ihm jedoch nur widerſtrebend und warf noch manchen zornigen Blick auf den jungen Schotten zurück.

Wenige Augenblicke, nachdem die Beiden das Zimmer verlaſſen hatten, erſchien Gräfin Iſabella an der andern Seite des Gitters. Kaum jedoch bemerkte ſie, daß Quentin allein zugegen ſei, als ſie mit geſenktem Blick ſtehen blieb.

Nach einer kleinen Pauſe jedoch ſchlug ſie die Augen zu ihm auf und ſagte:

„Warum ſollte ich undankbar ſein, weil die Menſchen einen ungerechten Argwohn gegen mich hegen? Mein Freund, mein Retter — denn das wart Ihr mir, als ich überall von Verrath umgeben war. — Mein treuer und beſtändiger Freund!“

Bei dieſen Worten reichte ſie ihm ihre Hand durch das Gitter und geſtattete ihm, dieſelbe feſtzuhalten und ſie mit Küſſen und Thränen zu bedecken. Alles, was ſie ſagte, war: „O, Durward — wenn wir uns jemals wiederſehen, dürfte ich Euch eine ſolche Thorheit nicht mehr erlauben.“

Bedenkt der Leſer, in wie vielen Gefahren Quentin der Gräfin treu zur Seite geſtanden, — wie er in Wirklichkeit ihr einziger treuer Beſchützer war, ſo wird man Iſabella ihre Schwäche gern verzeihen.

Endlich entzog die Gräfin ihre Hand dem jungen Schotten, trat einen Schritt vom Gitter zurück und fragte Durward in mildem Ton, um was er ſie zu bitten habe.

„Denn daß Ihr eine Bitte an mich ſtellen wollt, ſagte mir ſchon der ſchottiſche Lord, der meinen Vetter Crèvecoeur hierher begleitete. Iſt Euer Wunſch ein billiger,“ ſetzte ſie erröthend hinzu, „und von einer Art, wie ihn die arme Iſabella zu erfüllen vermag, ohne ihrer Ehre zu nahe zu treten, dann wißt Ihr, daß ich freudig Alles thun werde, was Ihr von mir fordert. Aber ach, übereilt Euch nicht,“ ſetzte ſie mit einem ängſtlichen Blick ringsum hinzu, „übereilt Euch nicht, und ſagt nichts, was uns Beide, falls man uns hier belauſchte, ſchaden könnte.“

„Seid unbeſorgt, edle Dame,“ erwiderte Quentin, „ich kann unmöglich vergeſſen, welche Schranken uns trennen, und Euch nicht den Vorwürfen Eurer ſtolzen Verwandten ausſetzen wollen, weil Ihr der Gegenſtand treueſter Liebe eines ärmeren, unerfahrenen, wenn auch nicht unedlen Mannes ſeid. Möge dieſer Augenblick für alle Welt wie ein Traum verſchwinden, in meinem Herzen überwiegt dieſer Traum — wenn es ſchon ein ſolcher ſein ſoll — das Glück jeder Wirklichkeit tauſendfach!“

„Schweigt — o ſchweigt!“ rief Iſabella aus, „Euch und mir zur Liebe — ſchweigt über dieſes Thema; — ſagt mir lieber, was Ihr von mir zu erbitten habt.“

„Ich wünſche, daß Ihr einer Perſon verzeihen möget, theure Iſabella, welche ſich Euch aus ſelbſtſüchtigen Gründen feindlich erwies!“

„Ich verzeihe allen meinen Feinden,“ erwiderte Iſabella. „Aber, Durward, durch welche Gräuelſcenen hat Eure Tapferkeit, Eure Geiſtesgegenwart mich glücklich geleitet! — Wenn ich an jene blutbeſpritzte Halle denke — an den guten alten Biſchof! — — Erſt geſtern erfuhr ich von all den Schreckensthaten, deren bewußtloſe Zeugin ich geweſen bin!“

„Denkt nicht mehr an das Vergangene,“ ſagte Quentin, welcher mit Beſtürzung ſah, daß das Roth ihrer Wangen einer Todesbläſſe Platz machte. „Schaut nicht hinter Euch, ſondern vorwärts, wie es Jeder thun muß, der einen gefährlichen Weg zu gehen hat, — und nun hört mich! König Ludwig verdient es nicht anders, als von Euch, wie von ſo vielen Anderen, für einen ſchlauen, ränkeſpinnenden Politiker angeſehen und öffentlich erklärt zu werden. Wolltet Ihr ihn aber als denjenigen anklagen, der Euch zu dieſer Flucht rieth, ja, der den Plan erſonnen, Euch dem Eber der Ardennen auszuliefern, ſo würde dies vielleicht den Tod oder die Abſetzung des Königs, jedenfalls aber einen blutigen Krieg zwiſchen Frankreich und Burgund herbeiführen.“

„Durch mich ſoll kein ſolches Unheil entſtehen, wenn ich es verhindern kann,“ erwiderte die Gräfin Iſabella, „und ſchon ein Wort von Euch würde genügen, mich auf jeden Rachegedanken Verzicht leiſten zu laſſen, wenn ich eines ſolchen überhaupt fähig wäre. Sollte ich mehr an das Leid denken, welches König Ludwig mir zufügen wollte, als an Eure unſchätzbaren Dienſte? — Aber was ſoll ich thun? — Läßt mein Lehensherr, der Herzog von Burgund, mich rufen, ſo muß ich entweder ganz ſtillſchweigen, oder die volle Wahrheit ſagen. Erſteres würde mir als ungebührlicher Trotz ausgelegt werden, und doch will ich meine Zunge niemals durch eine Lüge ſchänden, — wozu gewiß auch Ihr mir nicht rathen könnt.“

„Gott verhüte es!“ rief Durward eifrig aus. „Ich will Euch nur das Eine rathen, Eure Ausſagen über den König nur auf das zu beſchränken, von deſſen Wahrheit Ihr Euch mit aller Sicherheit ſelbſt überzeugt habt. Erwähnt Ihr jedoch ſolche Dinge, die Ihr nur vom Hörenſagen habt, ſo ſprecht von denſelben nie als von einer ſicheren, gewiſſen Sache, kurz, gebt nie für Eure eigene Ueberzeugung aus, womit Ihr perſönlich nicht bekannt ſein könnt!

„Der burgundiſche Staatsrath wird einem Monarchen nicht die Gerechtigkeit verweigern, die man in meinem Vaterlande ſogar dem niedrigſten Verbrecher zugeſteht. Ludwig muß für unſchuldig erklärt werden, ſobald nicht die hinlänglichſten Beweiſe ſeiner Schuld vorliegen. Was Ihr ſelbſt alſo nicht mit völliger Gewißheit wißt, dafür müſſen andere Beweiſe beigebracht werden als bloſe Gerüchte!“

„Ich glaube, ich verſtehe Euch,“ ſagte Gräfin Iſabella.

„Ich will mich noch deutlicher erklären,“ erwiderte Quentin; wurde aber durch die Klosterglocke unterbrochen.

„Es iſt das Zeichen, daß wir uns trennen müſſen,“ rief die Gräfin Iſabella aus. „Für immer trennen! — Vergeßt mich nicht, Durward — ich werde Euch und Eure treuen Dienſte niemals vergeſſen!“

Sie konnte nicht weiter ſprechen, die Stimme verſagte ihr — da ſtreckte ſie noch einmal die Hand durch das Gitter, — er preßte abermals ſeine Lippen darauf, und als die Gräfin ſich bemühend, ihm ihre Hand zu entziehen, ich weiß nicht durch welchen Zufall ganz nahe an das Gitter kam, faßte Quentin den Muth, das letzte Lebewohl auf ihre Lippen zu drücken.

Iſabella ſchalt ihn deshalb nicht, — vielleicht blos darum, weil ſie keine Zeit mehr dazu fand, denn im ſelben Augenblick ſtürzten Crèvecoeur und Crawford, die durch eine geheime Oeffnung in der Tapete Augen-, wo nicht Ohrenzeugen des Vorgefallenen geweſen waren, in das Zimmer; der Erſtere in heftigem Zorn, der Letztere lachend und ſich bemühend, Crèvecoeur zurückzuhalten.

„Zieht Euch ſofort auf Euer Zimmer zurück, junge Dame!“ rief der Graf Iſabella zu, welche haſtig den Schleier vorzog und ſich ſchnell entfernte, „eigentlich ſolltet Ihr Euer Gemach mit einer Zelle bei Waſſer und Brod vertauſchen. — Und Ihr, mein feiner Herr, der Ihr ſo tolldreiſt ſeid, glaubt mir, die Stunde wird kommen, wo der Vortheil von Königen und Königreichen nichts mit Euch zu ſchaffen hat, und dann ſollt Ihr für die Frechheit gezüchtigt werden, daß Ihr es wagt, Eure Bettleraugen ſo hoch zu erheben!“

„Still, ſtill! — Ihr habt ſchon genug geſagt — ſchweigt jetzt, — ſchweigt!“ fiel der alte Lord ein, „und auch Euch, Quentin, befehle ich zu ſchweigen und in Euer Quartier zurückzukehren. — Gerathet nicht in ſolche Hitze, Graf von Crèvecoeur, es iſt überflüſſig! Quentin Durward iſt ein ſo guter Edelmann, wie der König ſelbſt, nur nicht ganz ſo reich, wie die Spanier zu ſagen pflegen. Er iſt von eben ſo edler Abkunft, wie ich ſelbſt — ſtill, ſtill, Graf, Ihr habt hier nichts von Züchtigung und Strafe zu ſprechen!“

„Mylord,“ warf Crèvecoeur ärgerlich ein, „die Frechheit dieſer fremden Söldnertruppen iſt ſchon ſprichwörtlich geworden, und müßte von Euch, als ihrem Anführer, nicht unterſtützt, ſondern beſtraft werden.“

„Mein beſter Graf,“ erwiderte Crawford, „ich führe nun den Commandoſtab ſeit fünfzig Jahren, ohne den Rath eines Franzoſen oder Burgunders gebraucht zu haben, und mit Eurer Erlaubniß will ich es auch ferner ſo halten.“

„Gewiß, Mylord,“ erwiderte Crèvecoeur, „ich dachte nicht daran, Euch beleidigen zu wollen, und Euer Rang und Euer Alter entſchuldigen Eure Heftigkeit. Was aber jene jungen Leutchen betrifft, ſo will ich in Gottes Namen überſehen, was vorgefallen iſt, aber dafür Sorge tragen, daß ſie nie wieder mit einander zuſammenkommen!“

„Beſchwört das ja nicht bei Eurer Seelen Seligkeit,“ ſagte der alte Lord lächelnd, „man ſagt, Berge kommen zuſammen — warum ſollten es nicht die menſchlichen Geſchöpfe, welche Beine haben und Luſt und Liebe, dieſe Beine zu gebrauchen. — Ich dächte, Crèvecoeur, jener Kuß wäre ſehr zärtlich geweſen — da ſteckt wol mehr als bloſe Freundſchaft dahinter!“

„Ihr wollt meine Geduld abermals prüfen,“ erwiderte Crèvecoeur, „doch ſoll es Euch nicht gelingen, mich in Harniſch zu bringen. — Horch, die Schloßglocke wird geläutet — ſie ruft uns in die Verſammlung. Gott allein weiß, wie ſie enden wird!“

„Dieſes Ende kann ich Euch vorherſagen,“ antwortete der ſchottiſche Lord. „Wollte man dem König Gewalt anthun, ſo wird er — ſo wenig Freunde er auch bei ſich hat, während er von Feinden dicht umringt iſt, ſo wird er weder allein, noch ungerächt fallen! Und nur ſein ausdrücklicher Befehl hält mich davon ab, geeignete Maßregeln zu ergreifen und Alles für einen ſolchen Ausgang vorzubereiten.“

„Glaubt mir, Mylord,“ ſagte der Burgunder, „ein ſolches Ende vorauszuſetzen, iſt der ſicherſte Weg, es herbeizuführen. — Gehorcht ja dem Befehle Eures königlichen Gebieters, und gebt nicht ſelbſt durch voreiliges Mißtrauen den erſten Anſtoß zu Gewaltthaten, ſo werdet Ihr finden, daß dieſer entſcheidungsvolle Tag friedlicher und glücklicher enden wird, als Ihr es jetzt glauben wollt.“

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Die Unterſuchung.

Beim erſten Schall der Glocke, welche die Edlen von Burgund mit den wenigen franzöſiſchen Pairs, die bei dieſer Gelegenheit zugegen ſein konnten, zum Rath zuſammenrief, begab ſich Herzog Karl, von einem Theil ſeines mit Streitäxten und Hellebarden bewaffneten Gefolges begleitet, in die Halle des Herbertthurmes im Schloſſe von Peronne.

König Ludwig war auf dieſen Beſuch vorbereitet und ging dem Herzog zwei Schritte entgegen, worauf er mit würdevoller Miene ſtehen blieb, einer Miene, wie er ſie trotz der Unſcheinbarkeit ſeiner Kleidung und der vertraulichen Herablaſſung ſeines gewöhnlichen Betragens ſehr wohl anzunehmen wußte, wo er es für nöthig hielt.

In der gegenwärtigen wichtigen Kriſis machte ſeine Faſſung augenſcheinlich großen Eindruck auf ſeinen Nebenbuhler, der den haſtigen Schritt, mit dem er in das Gemach geſtürzt war, jetzt zu einem ſolchen umwandelte, wie er ſich beſſer für einen Vaſallen ziemt, der vor ſeinen Lehensherrn tritt.

Es hatte den Anſchein, als habe der Herzog beſchloſſen, den König Ludwig wenigſtens im erſten Augenblick mit jener Förmlichkeit zu behandeln, die ſeinem hohen Rang angemeſſen war. Eben ſo klar verrieth es ſich aber, wie ſchwer es ihm fiel, dieſe Rolle zu ſpielen, und daß er kaum im Stande war, ſeinen Groll und Rachedurſt zu unterdrücken.

Obwol er ſich daher zwang, in ſeinem Betragen, zum Theil auch in ſeiner Sprache etwas Höflichkeit und Ehrerbietung anzunehmen, ſo wechſelte er dennoch jeden Augenblick die Farbe; ſeine Stimme war rauh, die Worte abgebrochen und ſtockend, und ſeine Glieder zitterten. Er runzelte die Stirn, biß ſich die Lippen blutig, kurz, jede Bewegung und Miene verrieth, daß der leidenſchaftlichſte Fürſt, den die Welt jemals beſaß, die Beute eines der heftigſten Wuthanfälle war.

König Ludwig beobachtete dieſen Kampf der Leidenſchaften mit ruhigem, ſicherem Blick, denn konnte er auch in den Augen des Herzogs einen Vorgeſchmack des Todes leſen, den jeder ſterbliche und ſündhafte Menſch gleich fürchtet, ſo war er doch wie ein vorſichtiger, geſchickter Lootſe feſt entſchloſſen, ſich durch keine Drohung außer Faſſung bringen zu laſſen und niemals die Hand vom Steuerruder zurückzuziehen, ſo lange er noch eine Möglichkeit ſah, ſein Schiff aus der drohenden Gefahr zu retten.

Als der Herzog ſich mit heiſerem Tone über die Einfachheit der Bewirthung entſchuldigte, antwortete der König lächelnd, er hätte ſich nicht zu beklagen, da er in dem Herbertsthurm jedenfalls beſſere Aufnahme gefunden, als einer ſeiner Vorfahren.

„Ei, hat man Euch von dieſer Sache erzählt?“ ſagte Karl. „Ja, er wurde hier getödtet — allein es geſchah nur, weil er ſich geweigert hatte Mönch zu werden und ſeine Tage im Kloſter zu beſchließen.“

„Der Thor!“ rief Ludwig, den Unbefangenen ſpielend, aus. „Auf dieſe Weiſe ſtarb er den Tod des Märtyrers, ohne ſich das Verdienſt zu erwerben, ein Heiliger geworden zu ſein!“

„Ich bin zu Ew. Majeſtät gekommen,“ begann der Herzog wieder, „mit der Bitte, dem Rathe beiwohnen zu wollen, in dem Dinge von höchſter Wichtigkeit für das Wohl

Frankreichs und Burgunds verhandelt werden ſollen. Verfügt Euch daher augenblicklich dahin — das heißt, wenn es Euch ſo beliebt.“

„Ei, beſter Vetter,“ erwiderte der König; „geht in Eurer Höflichkeit nicht ſo weit, daß Ihr da bittet, wo Ihr befehlen könnt. — Auf zur Verſammlung alſo! — Da unſer Gefolge,“ ſetzte er mit einem Blick auf die wenigen Anhänger, die ſich ihm anſchloſſen, hinzu, — „etwas eingeſchrumpft iſt, Vetter, ſo müßt Ihr für uns Beide glänzen.“

Indem die Fürſten dem Herold von Burgund folgten, verließen ſie den Herbertsthurm und ſchritten durch den Schloßhof, welcher, was Ludwigs ſcharfem Auge nicht entging, mit der Leibwache des Herzogs und andern prachtvoll ausgerüſteten Kriegern angefüllt war.

Bald darauf betraten ſie den Verſammlungsſaal, der in einem neueren Theil des Gebäudes ſich befand und obgleich ebenfalls in argem Verfall, doch der Feierlichkeit einer öffentlichen Rathsverſammlung wegen eiligſt hergerichtet worden war.

Ein Baldachin wölbte ſich über zwei Ehrenſeſſel, wovon der für den König beſtimmte um zwei Stufen höher war, als der, welchen Karl von Burgund einnehmen ſollte.

Zu beiden Seiten dieſer Thronſeſſel ſaßen ungefähr zwanzig Mitglieder des hohen Adels, und ſo kam es, daß derjenige, zu deſſen Verhör die Rathsverſammlung zuſammenberufen worden war, dabei den Vorſitz zu führen ſchien. Vielleicht um dieſen auffallenden Widerſpruch und die dadurch entſtehenden Bedenklichkeiten zu heben, erhob ſich Herzog Karl, verbeugte ſich leicht vor dem König und eröffnete den Rath mit folgenden Worten:

„Meine guten Vaſallen und Räthe! Ihr wißt, welche Unruhen in unſerem Lande ſowol zur Zeit meines Vaters, als unter unſerer eigenen Regierung, durch den Aufſtand der Vaſallen gegen ihre Lehensherren, durch den der Unterthanen gegen ihre Fürſten ausgebrochen ſind. Erſt kürzlich erlebten wir einen ſchrecklichen Beweis, wie hoch dieſe Uebel bei uns geſtiegen ſind, in der ſchmählichen Flucht der Gräfinnen von Croye, die bei einer fremden Macht Schutz ſuchen wollten, und dadurch ihre Lehenspflicht verletzt, ihre

Lehensgüter verwirkt haben. Ferner durch die entſetzliche ruchloſe Ermordung unſeres geliebten Bruders und Verbündeten, des Biſchofs von Lüttich, ſo wie durch den verrätheriſchen Aufſtand der Stadt Lüttich, die, wie ſich jetzt zeigt, bei dem letzten ähnlichen Anlaß zu gelinde beſtraft worden iſt.

„Wie genaue Nachforſchungen uns belehren, entſtanden dieſe beklagenswerthen Ereigniſſe nicht einzig und allein durch den Leichtſinn und die Thorheit jener Damen — auch nicht durch die Anmaßung überdreiſt gewordener Bürger — ſondern durch die geheimen Schliche einer fremden Macht, durch die Einmiſchung eines mächtigen Nachbarn, von dem Burgund (wenn erwieſene Wohlthaten Dankbarkeit hoffen laſſen) nur die aufrichtigſte treueſte Freundſchaft erwarten mußte. — Erweiſt ſich dies aber als wahr,“ ſetzte der Herzog, der jetzt mit voller Wuth auf den Boden ſtampfte und mit den Zähnen knirſchte, hinzu, „erweiſt ſich dies als wahr — welche Rückſichten wären dann im Stande, uns, die wir die Mittel dazu in Händen haben, abzuhalten, ſolche Maßregeln zu ergreifen, welche ſich am beſten dazu eignen, die Quelle dieſes Uebels, das ſich in jedem Jahre bei uns erneut, ſammt ihrem Urſprung zu vernichten?“

Der Herzog hatte ſeine Rede mit ziemlicher Ruhe begonnen, gegen Schluß derſelben jedoch ſeine Stimme immer lauter erhoben, und der letzte Satz endlich wurde in einem Tone geſprochen, welcher die verſammelten Räthe erzittern ließ und eine vorübergehende Bläſſe auf den Wangen des Königs hervorrief.

Ludwig faßte ſich jedoch augenblicklich wieder und wendete ſich ſeinerſeits an die Verſammlung, und zwar in einem Tone, der ſo viel Faſſung und Ungezwungenheit verrieth, daß der Herzog, ſo ſehnlichſt er es auch wünſchte, ihn zu unterbrechen oder ganz zum Stillſchweigen zu bringen, doch keine Gelegenheit finden konnte, dies zu thun.

„Ihr Edlen von Frankreich und Burgund,“ ſagte Ludwig, „ihr Ritter des heiligen Geiſtes und des goldenen Vließes! Wenn ein König in der Lage iſt, als Angeklagter ſeine eigene Sache vertheidigen zu müſſen, ſo kann er ſich keine ausgezeichneteren Räthe wünſchen, als die Blüte der Ritterſchaft, den Stolz und die Zierde des Adels. — Unſer edler Vetter von Burgund hat den zwiſchen uns beſtehenden Zwieſpalt gewiſſermaßen dadurch verſchleiert, daß ſeine Höflichkeit es ihm verwehrte, denſelben mit deutlichen Ausdrücken zu kennzeichnen. Ich jedoch, der ich keine Urſache zur Beobachtung eines ſolchen Zartgefühls habe, ja, ich, deſſen Lage es gar nicht erlaubt, hier derartige Empfindungen walten zu laſſen — ich muß mir die Erlaubniß erbitten, deutlicher und klarer zu ſprechen. Unſer Vetter hat ſich gegen ſeine beſſere Natur, gegen ſeine beſſere Urtheilskraft dazu verleiten laſſen, uns, ihr Herren! uns, ſeinem Lehensherrn — ſeinem Verwandten — ſeinem Verbündeten — den verhaßten Vorwurf zu machen, ſeine Vaſallen gegen ihn zur Empörung gereizt, das Volk von Lüttich zum Aufſtand aufgeſtachelt und den verachteten Wilhelm von der Marck dazu verleitet zu haben, einen höchſt grauſamen und gottesläſterlichen Mord zu begehen. — Ihr Edlen von Frankreich und Burgund, — ich könnte mich allein auf meine gegenwärtige Lage beziehen, die an und für ſich jede derartige Beſchuldigung für unmöglich erklären müßte. Denn läßt es ſich annehmen, daß ich, mit dem Verſtand eines vernünftigen Weſens begabt, mich ohne Rückhalt der Macht des Herzogs von Burgund anvertraut hätte, während ich insgeheim Verrath gegen ihn ſchmiedete, — einen Verrath, der unfehlbar entdeckt werden, und ſobald er entdeckt war, mich in die Gewalt eines gerechtermaßen erbitterten Fürſten bringen mußte, wie es jetzt wirklich der Fall iſt? — Im Vergleich mit ſolchem Wahnſinn müßte man denjenigen, welcher ſich eine Pulvermine zum Ruheplatz auserwählt, nachdem er die Lunte entzündet hat, welche ihre ſofortige Exploſion zur Folge haben muß, noch als Weiſen betrachten. Ich zweifle nicht daran, daß es unter den Menſchen, welche jene Schreckensthaten in Schönwald verübten, Schurken geben mag, welche ſich meines Namens als Deckmantel bedienten, — doch, kann ich dafür verantwortlich ſein, ich, der ihnen kein Recht dazu gab?! — Wenn zwei einfältige Frauen, in irgend einer romantiſchen Laune gekreuzt, und dadurch unwillig geworden, Zuflucht an meinem Hofe ſuchten — ergibt ſich daraus, daß ſie dies auf meine Aufforderung gethan? — Wird die Sache genauer unterſucht, ſo wird es ſich herausſtellen, daß ich, da ſowol die Ehre, als die Ritterlichkeit es mir verboten, die Gräfinnen gefangen an den Hof von Burgund zurückzuſchicken — eine Handlungsweiſe, ihr Edlen, welche mir Niemand rathen würde, der dieſen Orden trägt — daß ich unter ſolchen Umſtänden füglicherweiſe nichts Beſſeres thun konnte, als ſie den Händen des ehrwürdigen Vaters anzuvertrauen, der jetzt ein Heiliger im Himmel iſt!" — Hier ſchien Ludwig ſehr gerührt und drückte ſein Taſchentuch an die Augen. — „Ich ſage, in die Hände eines Mitgliedes meiner eigenen Familie, eines Mannes, der mit dem Hauſe von Burgund noch näher verbunden iſt, eines Mannes, deſſen Stellung, hoher Rang in der Geiſtlichkeit, und zahlreiche Tugenden ihn zum geeignetſten Beſchützer dieſer unglücklichen Damen, zum beſten Vermittler zwiſchen ihnen und ihrem Lehensherrn machten. Ich ſage daher, die Umſtände, welche der allzu hitzige Sinn meines Bruders von Burgund als verdächtig betrachtet, ſind ſolche, welche auf die einfachſte und ehrenhafteſte Weiſe zu erklären, auf die einfachſten und ehrenhafteſten Beweggründe zurückzuführen ſind; ich ſage überdies, daß man zur Unterſtützung der ſchimpflichen Beſchuldigungen, welche meinen Bruder veranlaßt haben, mich, der ich vertrauensvoll und freundſchaftlich zu ihm kam, mit weniger freundlichen Blicken zu betrachten, daß dieſe Beſchuldigungen nicht durch *einen einzigen glaubwürdigen Beweis unterſtützt werden können!* — Und dennoch ließ er ſich durch ſie verleiten, ſeine feſtliche Halle in einen Gerichtshof, ſeine gaſtfreundlichen Gemächer in ein Gefängniß umzuwandeln."

„Sire, Sire," rief Karl aus, ſobald der König eine Weile inne hielt, „was den Umſtand anbetrifft, daß Ihr Euch zu einer Zeit hier befandet, die unglücklicherweiſe mit der Ausführung Eurer geheimen Pläne zuſammenfällt, ſo kann ich dies nur dadurch erklären, daß eben diejenigen, welche es ſich zur Lebensaufgabe machen, Andere zu überliſten, ſich zuweilen *ſelbſt* auf die bitterſte Weiſe täuſchen; ſo wie ein Ingenieur durch die Exploſion ſeines eigenen Wurfgeſchoſſes getödtet wird. — Was alles Uebrige anbelangt, ſo ſoll eben die ſorgfältigſte Unterſuchung entſcheiden. — Bringt die Gräfin Iſabella von Croye hierher!“

Als man die junge Dame, die auf einer Seite von der Gräfin von Crèvecoeur, auf der andern durch die Aebtiſſin der Urſulinerinnen geſtützt wurde, in den Saal führte, rief Karl mit der gewöhnlichen Rohheit ſeines Weſens und ſeiner Stimme aus:

„Nun, ſüße Prinzeſſin, — Ihr, die Ihr kaum Athem genug finden konntet, uns eine Antwort zu gönnen, als wir Euch unſere gerechten und vernünftigen Befehle ertheilten, — Eure Lunge war jetzt doch kräftig genug, um ſo weit zu laufen, als nur je ein gejagtes Reh. — Sagt, wie denkt Ihr jetzt von dem Unheil, welches Ihr zwiſchen zwei großen Fürſten und zwei mächtigen Ländern geſtiftet habt, welche bald einen Krieg begonnen hätten, blos Eures Wachspuppengeſichtes wegen?“

Die Oeffentlichkeit dieſer Scene, und die Heftigkeit von Karls Betragen ließen Iſabella den Entſchluß ändern, den ſie früher gefaßt hatte, nämlich, ſich dem Herzog zu Füßen zu werfen, und ihn zu beſchwören, ihre Güter an ſich zu nehmen, und ihr nur zu geſtatten, ſich in ein Kloſter zurückzuziehen. Sie ſtand jetzt regungslos, wie zu Stein erſtarrt, als ob ſie rings herum den Donner grollen hörte, — die Blitze zucken ſähe und jeden Augenblick erwarte, von einem Blitzſtrahl zu Boden geſchmettert zu werden.

Die Gräfin von Crèvecoeur, eine Frau, deren Muth ihrer hohen Geburt und ihrer Schönheit, welche ſie bis in ihr reiferes Alter bewahrt hatte, gleich kam, hielt es angemeſſen, ſich hier ins Mittel zu ſchlagen.

„Erlauchter Herzog,“ begann ſie, „meine ſchöne Couſine ſteht unter meinem Schutz. Ich verſtehe es beſſer, als Eure Hoheit, wie man mit Damen verkehrt, und wir werden uns augenblicklich zurückziehen, wenn Ihr nicht einen Ton und eine Sprache annehmen wollt, welche ſich beſſer für unſeren Rang und unſer Geſchlecht ziemen.“

Der Herzog brach in lautes Gelächter aus.

„Crèvecoeur,“ ſagte er, „deine Sanftmuth hat deine Gräfin zu einer Art von Mannweib gemacht, aber das kümmert uns nicht. Gebt dem einfältigen Mädchen, welchem ich, weit entfernt feindſelige Entſchlüſſe gegen es zu hegen, die höchſten Ehren und Gnadenbeweiſe zudenke, einen Stuhl. Setzt Euch, Gräfin Iſabella, und erzählt uns ausführlich und mit Ruhe, welcher Teufel Euch verleitet hat, aus Eurem Heimatslande zu entfliehen und in den Stand der fahrenden Ritterfräulein einzutreten.“

Iſabella geſtand ſchmerzlich und nicht ohne mehrmals von dem Ungeſtüm des Herzogs unterbrochen zu werden, daß ſie — der Verbindung, welche der Herzog von Burgund für ſie geplant hätte, durchaus abhold — ſich hatte von der Hoffnung leiten laſſen an dem Hofe Frankreichs geeigneten Schutz zu finden.

„Und zwar den Schutz des franzöſiſchen Monarchen,“ ſagte Karl, „von dem Ihr wol zum Voraus überzeugt ſein mußtet, daß er Euch ſchützen werde?“

„Ich fühlte mich wirklich davon überzeugt, ſonſt würde ich einen ſo entſcheidenden Schritt nicht gethan haben.“

Hier blickte der Herzog Ludwig mit unausſprechlich bitterem Lächeln an. Der König aber ertrug dieſen Blick mit Feſtigkeit, wenn auch ſeine Wange etwas bleicher wurde.

„Aber meine Nachrichten über König Ludwigs Abſichten gegen uns,“ fuhr die Gräfin nach einer kleinen Pauſe fort, „hatte ich nur von meiner unglücklichen Tante, der Gräfin Hameline von Croye, und ihre Meinung wieder war auf Verſicherungen von Perſonen gegründet, welche ich ſeither als die elendeſten Verräther und treuloſeſten Böſewichter dieſer Erde kennen lernte.“

Hierauf erzählte ſie ſo kurz als möglich, wie ſie hinter die Verrätherei des Hayraddin Maugrabin und ihrer Dienerin Marthon gekommen ſei, und fügte hinzu, daß ſie nicht daran zweifle, der ältere Maugrabin, Zamet genannt, welcher urſprünglich zu ihrer Flucht gerathen hatte, wäre jeder Schandthat fähig, alſo auch wol im Stande, ſich ohne alle Befugniß für den Agenten des Königs Ludwig auszugeben.

Das Schweigen, welches während der Erzählung der jungen Gräfin geherrſcht hatte, dauerte noch fort, als ſie jetzt mit lebhaften Worten fortfuhr, und Alles beſchrieb, was ſie erlebt hatte, ſeit ſie den Grund und Boden von

Burgund verließ, bis zur Erſtürmung des Schloſſes Schönwald und ihre endliche Ergebung an den Grafen von Crèvecoeur.

Als ſie geſchloſſen hatte, heftete der Herzog ſeine feurigen Augen auf den Boden, wie Jemand, der einen Vorwand ſucht, ſeiner Leidenſchaftlichkeit fröhnen zu können, aber keinen finden kann, welcher hinreicht, dies ſelbſt in ſeinen eigenen Augen zu rechtfertigen.

„Der Maulwurf," ſagte er endlich aufblickend, „wühlt ſeine dunklen unterirdiſchen Gänge unter unſeren Füßen fort, obwol wir, die wir uns ſeiner Bewegungen bewußt ſind, dennoch nicht im Stande ſind, ſie zu verfolgen. Aber ich möchte wiſſen, warum König Ludwig dieſe Damen an ſeinem Hofe aufnahm, wenn ſie nicht auf ſeine eigene Einladung dahin gekommen waren."

„Die Damen ſind nicht von mir aufgenommen worden, edler Vetter," antwortete der König. „Es iſt wahr, ich empfing ſie aus Mitleid für ihre Lage insgeheim, nahm aber bald die Gelegenheit wahr, ſie unter den Schutz des verſtorbenen trefflichen Biſchofs zu ſtellen, der — Gott ſei ihm gnädig! — in dieſer Sache ein beſſerer Richter als ich oder irgend ein anderer weltlicher Fürſt war und der es am beſten verſtehen mußte, den, den flüchtigen Damen ſchuldigen Schutz mit der Pflicht zu vereinen, welche ein Fürſt ſeinem Verbündeten ſchuldet, aus deſſen Reich dieſelben entflohen ſind. Ich frage dieſe junge Dame, ob mein Empfang ein herzlicher, oder nicht im Gegentheil ein ſolcher war, der es ſie bedauern ließ, daß ſie meinen Hof zu ihrem Zufluchtsort erwählt hatte."

„Er war ſo weit davon entfernt, herzlich zu ſein," antwortete die junge Gräfin, „daß er mich ſofort zu dem Zweifel bewog, wie es möglich ſei, daß die Einladung, welche wir von denjenigen erhalten hatten, die ſich Eure Agenten nannten, wirklich von Ew. Majeſtät ausging. Denn wollte ich ihre Ausſagen für wahr annehmen, ſo ließe Ew. Majeſtät Benehmen ſich ſchwer mit demjenigen in Einklang bringen, welches wir von einem König, einem Ritter und Edelmann erwarten durften."

Bei dieſen Worten richtete die Gräfin einen Blick auf den König, der wahrſcheinlich als ſtummer Vorwurf gelten ſollte, aber Ludwigs Bruſt war gegen alle derartigen Pfeile gewappnet. Im Gegentheil, er blickte ringsum, als appellire er triumphirend an alle Anweſenden, anzuerkennen, wie ſehr die Antwort der Gräfin geeignet war für ſeine Unſchuld zu zeugen.

Der Herzog ſeinerſeits warf ihm einen Blick zu, der deutlich ſagte, er wäre, wenn auch gewiſſermaßen zum Schweigen gebracht, doch keineswegs zufrieden geſtellt, und ſagte dann plötzlich zu der Gräfin:

„Mir däucht, edle Dame, Ihr hättet in dem Bericht Eurer Wanderung gewiſſe Liebeshändel zu erwähnen vergeſſen — ei, ei, erröthet Ihr ſchon? — Ihr ſpracht nicht von gewiſſen „Rittern des Waldes“, durch die Eure Reiſe einige Zeit unterbrochen wurde. Aber, dieſe Vorfälle ſind uns zu Ohren gekommen, und wir können Manches daraus ſchließen. Sagt mir, König Ludwig, wäre es nicht gut, wenn wir für dieſe irrende Helena von Troja, oder von Croye, ehe ſie unter noch mehr Fürſten Zwietracht ſtiftet, eine paſſende Partie ſuchten?“

Obwol König Ludwig wußte, was für ein unangenehmer Vorſchlag wahrſcheinlich gemacht werden ſollte, gab er doch ruhig ſeine Beiſtimmung zu dem, was Karl ſagte. Die Gräfin ſelbſt jedoch hatte durch die Schwierigkeit ihrer Lage neuen Muth gefunden. Sie ließ den ſtützenden Arm der Gräfin von Crèvecoeur los, trat würdevoll vor, kniete vor dem Thron des Herzogs nieder und redete ihn folgendermaßen an:

„Edler Herzog von Burgund und Lehensherr! Ich geſtehe meinen Fehler, daß ich mich ohne Eure gnädige Erlaubniß aus Euerm Reich entfernte, und will mich demüthig jeder Strafe unterwerfen, welche mir aufzuerlegen Euch beliebt. Ich ſtelle meine Länder und Schlöſſer zu Eurer Verfügung, und erbitte mir, aus Pietät für das Andenken meines Vaters, nur die eine Gnade aus, daß Ihr dem letzten Sprößling der Familie Croye von all ihren reichen Beſitzungen nur ſo viel übrig laßt, als ihr für den Reſt ihres Lebens Aufnahme in ein Kloſter verſchafft.“

„Was halten Ew. Majeſtät von der Bitte dieſer jungen Dame?" fragte der Herzog, ſich zu Ludwig wendend.

„Ich glaube," erwiderte dieſer, „die Bitte entſpringt aus demüthig-frommem Gemüth, und man ſollte einer göttlichen Eingebung weder widerſtreben, noch ſie irgendwie hemmen."

„Wer ſich erniedrigt, ſoll erhöhet werden," ſagte Karl. „Erhebt Euch, Gräfin, wir haben Beſſeres mit Euch vor, als Ihr ſelbſt. Wir wollen weder Eure Güter confiſciren, noch Eure Ehren beſchränken, ſondern im Gegentheil beide vergrößern."

„O, Hoheit," ſagte die Gräfin, noch auf den Knieen liegend, „eben dieſe wohlgemeinte Güte iſt es, welche ich noch mehr fürchte, als Euer Hoheit Mißfallen, weil ſie mich zwingt —"

„Beim heiligen Georg von Burgund! Soll unſer Wille überall auf Widerſpruch, unſer Befehl überall auf Ungehorſam ſtoßen? Steht auf, ſage ich, und verlaßt uns. — Sobald wir Zeit haben an Euch zu denken, wollen wir dieſe Sache ſo ordnen, daß du uns, Teste-Saint-Gris! gehorchen ſollſt, falls nicht Schlimmeres dich treffen ſoll!"

Gräfin Iſabella blieb ungeachtet dieſer ſtrengen Antwort noch zu ſeinen Füßen liegen, und würde ihn durch ihre Hartnäckigkeit gewiß verleitet haben, ſeinen rauhen Worten noch rauhere hinzuzufügen, wäre nicht die Gräfin von Crèvecoeur, welche den Charakter des Herzogs beſſer kannte, herangetreten, um ihre junge Freundin aufzuheben und ſie aus der Halle zu führen.

Jetzt rief man Quentin Durward, welcher ſich dem König und dem Herzog mit jenem freimüthigen Blick näherte, der eben ſo wenig einfältige Schüchternheit, als aufdringliche Dreiſtigkeit verrieth, wie es ſich für einen Jüngling von guter Erziehung und edler Herkunft ziemt, der dem Ehre gibt, dem Ehre gebührt, ohne ſich dabei zu demüthigen.

Durch ſeinen Oheim Lesly waren ihm die Mittel geworden, wieder in der Rüſtung und Kleidung eines Bogenſchützen der ſchottiſchen Garde erſcheinen zu können, und ſeine ſchönen Züge, ſeine ganze vortheilhafte Erſcheinung machten den beſten Eindruck auf alle Verſammelten.

Selbſt ſeine übergroße Jugend ſtimmte die Räthe zu ſeinen Gunſten, weil ſie nicht vorausſetzen konnten, der ſchlaue Ludwig würde einen ſo jungen Menſchen zum Vertrauten ſeiner politiſchen Ränke gemacht haben. So kam es, daß die ſeltſame Wahl des Königs, der ſeine Vertrauten oft von einem Stand und einem Alter ausſuchte, wo man es am wenigſten vermuthet hätte, ihm zum größten Vortheil gereichte. Von dem Herzog, ſo wie vom König Ludwig ſelbſt aufgefordert, begann Quentin die Erzählung ſeiner Reiſe mit den beiden Gräfinnen bis in die Gegend von Lüttich, nachdem er im Voraus erwähnt hatte, daß ihm von König Ludwig anbefohlen worden ſei, die Damen wohlbehalten nach dem Schloſſe des Biſchofs von Lüttich zu geleiten.

„Und habt Ihr meine Befehle getreulich befolgt?“ fragte Ludwig.

„Ja, Majeſtät!“ war die Antwort des jungen Schotten.

„Ihr vergaßt eines Umſtandes,“ fiel der Herzog ein. „Warum ſagt Ihr uns nichts davon, daß Ihr im Walde von zwei Rittern angefallen worden ſeid?“

„Es kommt mir nicht zu, dieſes Umſtandes zu gedenken, oder ſeiner Erwähnung zu thun,“ erwiderte der junge Mann mit beſcheidenem Erröthen.

„Mir jedoch kommt es zu, ihn nicht zu vergeſſen!“ rief der Herzog von Orleans aus. „Dieſer junge Mann erfüllte ſeinen Auftrag auf tapfer ehrenhafte Weiſe, und that ſeine Pflicht in einer Art, die ich ſo bald nicht vergeſſen werde. — Iſt deine Angelegenheit hier abgethan, mein braver Bogenſchütze, ſo komm' auf mein Gemach, dort wirſt du finden, daß ich deine Tapferkeit noch in Erinnerung habe, um ſo mehr, als ich jetzt erfahre, daß deine Beſcheidenheit ihr gleich kommt!“

„Komm' auch zu mir!“ fiel Dunois hier ein. „Ich will dir einen Helm geben, denn ich glaube dir einen ſchuldig zu ſein.“

Quentin verbeugte ſich ſtumm, dann nahm das Verhör wieder ſeinen Fortgang.

Von dem Herzog dazu aufgefordert, zeigte Quentin die geſchriebenen Verhaltungsmaßregeln vor, die er betreffs ſeiner Reiſe erhalten hatte.

„Und habt Ihr dieſe Befehle buchſtäblich erfüllt, junger Mann?“ fragte der Herzog.

„Nein, Herr Herzog!“ erwiderte Quentin. „Wie Ihr ſehen könnt, ſollte ich bei Namur über die Maas gehen, während ich auf dem linken Ufer derſelben blieb, wo ich einen näheren und ſicherern Weg nach Lüttich fand.“

„Und warum hattet Ihr dieſe Aenderung getroffen?“ fragte der Herzog weiter.

„Weil ich befürchten mußte, daß unſer Führer ein Verräther ſei.“

„Achte wohl auf die Frage, die ich dir jetzt vorlegen werde,“ begann der Herzog wieder. „Antworteſt du der Wahrheit gemäß, ſo haſt du keinen Menſchen zu ſcheuen; antworteſt du jedoch ausweichend und zweideutig, ſo ſollſt du lebend an einer eiſernen Kette am Thurm des Stadthauſes hängen und dich manche lange Stunde nach dem Tode ſehnen, ehe er kommt dich zu erlöſen.“

Es entſtand jetzt ein langes tiefes Stillſchweigen, und erſt als dem Jüngling Zeit geblieben war, ſeine Lage zu überdenken, forderte der Herzog ihn auf, zu ſagen, wer dieſer Führer geweſen ſei, wer ihm denſelben gegeben habe, und wodurch ſein Argwohn gegen deſſen Treue geweckt worden ſei.

Auf die erſte dieſer Fragen nannte Quentin den Zigeuner Hayraddin Maugrabin, auf die zweite, Triſtan habe ihm den Führer zugewieſen, auf die dritte erzählte er, was ſich in dem Franziskanerkloſter zugetragen hatte, wie man den Zigeuner aus den heiligen Mauern vertrieben, wie er, Quentin, dem Hayraddin's Benehmen verdächtig erſchien, ſpäter deſſen Unterredung mit einem Lanzknecht des Wilhelm von der Marck belauſcht habe, und ſo den Plan erfuhr, die ſeinem Schutz anvertrauten Gräfinnen zu überfallen.

„Höre jetzt weiter und vergiß es nicht, daß dein Leben von deiner Wahrhaftigkeit abhängt. Haben dieſe Böſewichter es nicht erwähnt, ſie ſeien von dieſem König — ich meine von dem König Ludwig von Frankreich beauftragt worden, die Begleitung der Damen zu überfallen und dieſe ſelbſt zu entführen?“

„Würden dieſe Schufte auch wirklich Aehnliches geäußert haben,“ erwiderte Quentin, „ſo würde ich es doch niemals geglaubt haben, da ihre Worte ja dem Befehle des Königs zuwiderliefen.“

Ludwig, der jedes Wort mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit eingeſogen hatte, holte bei Durward's letzten Worten tief Athem, als fühle er ſich von einer centnerſchweren Laſt befreit.

Karl aber blickte abermals unwillig und finſter drein, dann nahm er ſeine Fragen wieder auf, und drang noch eifriger in Quentin, ob er aus dem Geſpräch der Geſellen nicht hätte heraushören können, daß ihre Pläne wenigſtens die Billigung des Königs Ludwig hätten?

„Ich muß wiederholen, daß ich kein Wort hörte, was mir Urſache gegeben hätte, dieſe Frage zu bejahen,“ antwortete der junge Mann, denn hegte er auch die moraliſche Ueberzeugung, der König wiſſe um die Verrätherei des Zigeuners, ſo glaubte er doch, es wäre gegen ſeine Pflicht, dieſelbe zu erwähnen. „Und hätte ich wirklich dergleichen Aeußerungen von ſolchen Schurken vernommen, ſo würde ich ihren Ausſagen, den beſtimmten Verhaltungsmaßregeln des Königs gegenüber, doch niemals Gewicht beigelegt haben.“

„In der That, du biſt ein treuer Bote,“ rief der Herzog höhniſch lachend aus. „Und ich will wetten, indem du die Befehle des Königs derart erfüllteſt, haſt du ſeine Hoffnungen auf eine Weiſe getäuſcht, die du vielleicht ſtrenge hätteſt büßen müſſen, hätten nicht die ſpäteren Ereigniſſe deinem blinden Eifer zu Ehren verholfen.“

„Ich verſtehe Euch nicht, gnädigſter Herr,“ antwortete Durward. „Ich weiß nichts weiter, als daß der König von Frankreich, mein gnädigſter Gebieter, mir den Befehl gab, dieſe Damen zu beſchützen. — Dies that ich denn auch, ſo weit es in meinen Kräften ſtand, ſowol auf der Reiſe nach Schönwald, als bei den folgenden Ereigniſſen. Ich hielt die Befehle des Königs für ehrenhaft und vollführte ſie auf ehrenhafte Weiſe. Wären ſie anderer Art geweſen, ſo hätten ſie ſich nicht für Einen meines Namens und meiner Nation geſchickt."

„Fier, comme un Écossois!"*) ſagte Karl, der, in Durward's Antworten bitter getäuſcht, doch nicht ungerecht genug war, ihm deswegen zürnen zu wollen. „Doch höre, Bogenſchütze! Welche Befehle veranlaßten dich (wie einige Flüchtlinge aus Schönwald uns mittheilten) an der Spitze jener Aufſtändiſchen, welche ſpäter ihren Fürſten ermordeten, in den Straßen von Lüttich umherzuziehen? — Und was war das für eine Rede, welche du an die gottloſen Mörder hielteſt, worin du dir als einen Agenten Ludwigs eine Autorität über die Schurken angemaßt haſt, welche eben ein ſo großes Verbrechen verübt hatten?"

„Herzog," ſagte Quentin, „es gibt Manche, welche mir bezeugen können, daß ich in der Stadt Lüttich nicht den Charakter eines Abgeſandten von Frankreich annahm, ſondern daß mir dieſer durch den Eigenſinn und die hartnäckige Einbildung der guten Leute ſelbſt aufgedrungen wurde, welche allen meinen Gegenreden und Betheuerungen keinen Glauben ſchenken wollten. Ich erzählte dies den im Dienſt des Biſchofs ſtehenden Leuten, als ich aus der Stadt geflohen war, um ihre Aufmerkſamkeit auf die Sicherheit des Schloſſes zu lenken, wodurch die Schrecken und Gräuelthaten der folgenden Nacht hätten erſpart werden können. Allerdings iſt es wahr, daß ich in der höchſten Gefahr aus dem Einfluß, welchen mir dieſer irrthümlich beigelegte Charakter verſchaffte, Nutzen zu ziehen ſuchte, um das Leben der Gräfin Iſabella zu retten, und mein eigenes zu beſchützen, und ſo weit ich es konnte, weiterem Morden Einhalt zu thun. Aber ich wiederhole es und ſtehe mit meinem Leben dafür, daß ich von dem König von Frankreich keinerlei Auftrag an das Volk von Lüttich hatte, noch weniger den Befehl, es zur Empörung aufzureizen, und wenn ich jenen Charakter eines franzöſiſchen Agenten annahm, ſo geſchah es, wie man einen Schild in die Höhe hält, um ſich in einem Moment dringendſter Gefahr zu decken. — Und ich gebrauchte dieſen Deckmantel nur zur

---

*) Stolz wie ein Schotte.

Vertheidigung meiner ſelbſt und anderer Menſchen, ohne darnach zu fragen, ob ich ein Recht auf ihn habe.“

„Und darin hat mein junger Gefangener ſowol richtig, als klug gehandelt,“ ſagte der Graf von Crèvecoeur, der nicht länger mehr im Stande war, zu ſchweigen, „und ſeine Handlungsweiſe kann keineswegs dem König Ludwig zum Tadel gedeutet werden.“

In den Reihen der umſtehenden Großen ließ ſich ein Murmeln des Beifalls hören, welches in König Ludwigs Ohren ſehr freudig klang, den Herzog Karl jedoch nicht wenig beleidigte.

Er blickte mit zornig rollenden Augen im Kreiſe umher, und die Gefühle, welche ſo viele ſeiner höchſten Vaſallen und weiſeſten Berather an den Tag legten, würden ihn vielleicht nicht abgehalten haben, ſich von ſeinem heftigen, deſpotiſchen Temperament hinreißen zu laſſen, wäre nicht Comines, die Gefahr vorherſehend, dazwiſchen getreten, indem er plötzlich einen Herold aus der Stadt Lüttich anmeldete.

„Ein Herold von Weber- und Kürſchnergeſellen!“ rief der Herzog aus. „Doch gut — laßt ihn ſogleich vor. Bei der heiligen Frau! eben dieſer Herold ſoll mir mehr erzählen von den Hoffnungen und Plänen ſeiner Abſender, als dieſer junge franzöſiſch-ſchottiſche Bogenſchütze mir ſagen zu wollen ſcheint.“

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Der Herold.

Die Verſammlung gab Raum und verrieth nicht geringe Neugierde den Herold zu ſehen, den die Lütticher die Kühnheit hatten an einen ſo hochfahrenden Fürſten, wie den Herzog von Burgund, abzuſchicken, zu einer Zeit, wo er von ſolcher Wuth gegen ſie entbrannt war.

Man muß nämlich nicht vergeſſen, daß Herolde in jener Zeit bei wichtigen Anläßen nur von einem regierenden Fürſten an einen anderen geſchickt wurden, während der geringere Adel zu ſolchen Zwecken nur eine Art Parlamentär verwendete, der den Rang eines Unteroffiziers hatte und „Purſuivant“ hieß. Es ſei hier auch nebenbei bemerkt, daß Ludwig XI., ein eingefleiſchter Verſpotter alles deſſen, was nicht wirkliche Macht und greifbare Vortheile bot, ein beſonderer Verächter ſowol der Herolde, als der Heraldik war, dieſe Wiſſenſchaft, ſo „grün, roth und blau, mit all ihrem nutzloſen Schwindel“, während ſein Nebenbuhler Karl, Herzog von Burgund, deſſen Stolz von ganz anderer Art war, nicht geringe Wichtigkeit in ſolche Dinge legte.

Der jetzt vor die Monarchen geführte Herold trug einen mit dem geſtickten Wappen ſeines Gebieters gezierten Waffenrock. Dieſes, nach dem Ausſpruch Gutunterrichteter nicht ganz genaue Wappen, trug in auffallender Weiſe den Eberkopf zur Schau. Die übrige — jedenfalls ziemlich marktſchreieriſche — Kleidung war mit Stickerei, Spitzen und Verzierungen jeder Art überladen, und die Feder auf ſeinem Helm ſtand ſo hoch in die Höhe, als wolle er damit die Decke fegen. Mit einem Worte, die gewöhnliche bunte Pracht der Heroldskleidung war hier ſo übertrieben, daß ſie an die Carricatur grenzte.

Der Eberkopf war nicht nur an jedem einzelnen Kleidungsſtück angebracht, ſondern der Helm ſelbſt von dieſer Geſtalt, mit blutbefleckten Hauern — (wie die Heraldik ſagt: mit gezahntem, züngelndem Rachen) — und in der ganzen Erſcheinung des Menſchen lag eine ſolche Vereinigung von Dreiſtigkeit und Beſorgniß, gleichwie bei einem Menſchen, der einen gefahrvollen Auftrag übernommen hat und weiß, daß nur Kühnheit ihn glücklich durch ſein Unternehmen führen kann.

Die gleiche Miſchung von Furcht und Frechheit zeigte ſich auch in der Art und Weiſe ſeines Grußes; überdies verrieth er eine lächerliche Linkiſchkeit, wie ſie derjenige niemals an den Tag legt, der gewohnt iſt von hohen Herren empfangen zu werden.

„Wer biſt du, in des Teufels Namen?“ war die Anrede, mit der Karl der Kühne dieſen merkwürdigen Abgeſandten empfing.

„Ich bin „Rouge Sanglier“ (der rothe Eber), antwortete der Herold, „der Waffenträger Wilhelms von der

Marck, von Gottes Gnaden und durch Wahl des Kapitels Fürſtbiſchof von Lüttich.“

„Ha!“ rief Karl wild aus, unterdrückte ſeine Leidenſchaft aber noch, und winkte ihm fortzufahren.

„Und durch ſeine Gemahlin, die edle Gräfin Hameline von Croye, Graf von Croye und Herr von Bracquemont.“

Herzog Karl ſchien durch die grenzenloſe Frechheit, mit welcher man dieſe Titel in ſeiner Gegenwart verkündete, vor Erſtaunen der Sprache beraubt zu ſein; und der Herold, in der Meinung ſeine Rede habe gehörigen Eindruck gemacht, ſchickte ſich jetzt an, ſeine Botſchaft ſelbſt vorzubringen.

„Annuncio vobis gaudium magnum“,*) ſagte er. „Ich gebe Euch, Herzog Karl von Burgund und Grafen von Flandern, im Namen meines Herrn kund und zu wiſſen, daß er — vermöge einer päpſtlichen Dispenſion, die jeden Augenblick erwartet wird, und nach Ernennung eines geeigneten Stellvertreters ad sacra — gewillt iſt, das Amt eines Fürſtbiſchofs von Lüttich anzutreten und ſeine Rechte als Graf von Croye auszuüben.“

Bei dieſer, ſo wie bei allen übrigen Pauſen in der Rede des Herolds, wiederholte Karl nur ein „Ha!“ oder einen ähnlichen Ausruf, ohne irgend einen Einwurf zu machen; und der Ton dieſes Ausrufes war der eines Menſchen, der zwar erſtaunt und aufgeregt, dabei aber entſchloſſen iſt, Alles zu hören, bevor er ſich zu einer Erwiderung hinreißen läßt.

Ja, zur größten Verwunderung aller Anweſenden, enthielt er ſich ſogar der ihm ſonſt bei ſolchen Anläßen eigenen jähen, heftigen Geberden, und ſtand, den Daumennagel an die Zähne gepreßt (eine Lieblingsſtellung, wenn ſeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt war), die Augen zu Boden geſchlagen, als fürchte er durch ſie die in ſeinem Innern tobende Leidenſchaft zu verrathen.

Der Abgeſandte fuhr darum dreiſt und unerſchrocken in der Ausrichtung ſeiner Botſchaft fort:

„Im Namen des Fürſtbiſchofs von Lüttich und Grafen von Croye alſo, fordere ich Euch, Herzog Karl, auf, von den Anſprüchen und Beſchränkungen abzuſtehen, mit welchen ihr die freie und kaiſerliche Stadt Lüttich mit Unterſtützung des verſtorbenen Ludwig von Bourbon, des unwürdigen Biſchofs derſelben, heimgeſucht habt.“

---

*) Ich theile es Euch mit großer Freude mit.

„Ha!“ rief der Herzog wieder aus.

„Ferner die Banner zurückzuerſtatten, welche ihr dieſer Stadt gewaltthätig abgenommen habt (es ſind ihrer ſechsunddreißig an der Zahl); die Breſchen in ihren Mauern und die Befeſtigungswerke wiederherſtellen zu laſſen, die durch Eure Tyrannei niedergeriſſen und geſchleift wurden — und meinen Herrn, Wilhelm von der Marck, als geſetzlich erwählten Fürſtbiſchof — was Ihr aus dieſem Protocoll erſehen könnt — anzuerkennen.“

„Seid Ihr zu Ende?“ fragte der Herzog.

„Noch nicht,“ antwortete der Geſandte. „Ich habe Euer Hoheit im Auftrage meines Gebieters, des beſagten hochwürdigen, edlen Fürſten, Biſchof und Grafen ferner aufzufordern, ſofort aus dem Schloß Bracquemont und anderen, der Grafſchaft Croye zugehörigen feſten Plätzen jene Beſatzungen zurückzuziehen, womit dieſelben entweder in Eurem eigenen gnädigen Namen, oder im Namen der Gräfin Iſabella von Croye belegt wurden, bis der kaiſerliche Reichstag darüber entſchieden haben wird, ob die betreffenden Lehensgüter nicht der Schweſter des verſtorbenen Grafen, meiner allergnädigſten Gebieterin, der Gräfin Hameline, durch das jus emphyteusis*) zuzuſprechen ſind.

„Euer Gebieter iſt wahrlich ſehr gelehrt!“ rief Herzog Karl aus.

„Jedoch,“ fuhr der Herold fort, „iſt mein Gebieter erbötig, ſobald alle anderen Streitigkeiten zwiſchen Burgund und Lüttich beſeitigt ſind, der Gräfin Iſabella eine ihrem Stande und Rang angemeſſene Apanage auszuſetzen.“

„Euer Gebieter iſt ſehr rückſichtsvoll und großmüthig!“ ſagte der Herzog in demſelben Tone wie früher.

„Nun, bei meinem armen Narrengewiſſen!“ flüſterte Glorieux dem Grafen von Crèvecoeur zu, „ich möchte lieber in der Haut eines Ochſen ſtecken, der an der Rinderpeſt crepirt, als in dem bunten Waffenrock dieſes Burſchen! — Der Arme geht blindlings immer vorwärts, wie ein Trunkenbold, der nur auf den nächſten Krug ſchielt, aber nicht auf die Rechnung, welche der Wirth ankreidet.“

---

*) Erbzinsrecht.

„Seid Ihr nun zu Ende?“ fragte Herzog Karl den Herold.

„Noch ein Wort,“ erwiderte Rouge Sanglier, „noch ein Wort meines obengenannten edlen und hochgebornen Herrn, in Bezug auf ſeinen treuen und würdigen Verbündeten, den allerchriſtlichſten König —“

„Ha!“ rief Herzog Karl auffahrend und in heftigerem Tone aus, als er bisher gebraucht hatte; aber er bezwang ſich augenblicklich wieder, um aufmerkſam zuzuhören, was der Geſandte noch vorzubringen habe.

„Welches allerchriſtlichſten Königs hohe Perſon Ihr, Herzog von Burgund, wie die Kunde geht, gegen Eure Vaſallenpflicht gegen die Krone Frankreich, und gegen Treu und Glauben, wie ſie unter chriſtlichen Monarchen herrſchen, gefangen haltet. Aus dieſem Grunde fordert Euch mein obengenannter edler und hochgeborner Gebieter durch meinen Mund auf, ſeinen königlichen und allerchriſtlichſten Bundesgenoſſen ſofort in Freiheit zu ſetzen, oder die Herausforderung anzunehmen, die Euch zu überbringen mein Auftrag iſt.“

„Seid Ihr noch nicht zu Ende?“ fragte Karl von Burgund.

„Ich bin es,“ antwortete der Herold, „und erwarte Euer Hoheit Antwort, in der Hoffnung ſie möge ſo eingerichtet ſein, daß kein Chriſtenblut fließen muß.““

„Nun, beim heiligen Georg von Burgund —“ ſagte der Herzog, aber ehe er noch weiter ſprechen konnte, erhob ſich Ludwig und nahm mit ſolcher Würde und Hoheit das Wort, daß Karl ihn nicht unterbrechen konnte.

„Mit Eurer Erlaubniß, edler Vetter von Burgund!“ ſagte der König. „Wir ſelbſt machen unſer Vorrecht geltend, dieſem dreiſten Geſellen zuerſt Antwort zu geben. — Herr Herold, oder was du ſonſt biſt, bringe dem meineidigen Geächteten und Mörder Wilhelm von der Marck die Botſchaft zurück, der König von Frankreich werde alsbald vor Lüttich erſcheinen und den frevleriſchen Mörder ſeines geliebten Verwandten, Ludwigs von Bourbon, zu beſtrafen, und daß er Willens iſt, Wilhelm von der Marck für die Frechheit, mit der er ihn als ſeinen Bundesgenoſſen bezeichnet und ſeinen königlichen Namen einem ſeiner elenden Boten in den Mund legt, lebendig an den Galgen zu hängen.“

„Und fügt noch in meinem Namen alles Uebrige hinzu,“ ſagte Karl, „was ein Fürſt einem gemeinen Dieb und Mörder ſagen laſſen kann, ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben. — Jetzt ſchert Euch fort! — Nein, bleibt noch. — Noch niemals zog ein Herold vom burgundiſchen Hof ab, ohne Urſache zu haben Largesse! zu rufen. — Man geißle ihn, bis ſein Fleiſch von den Knochen fällt.“

„Nicht doch, Euer Hoheit,“ wendeten Crèvecoeur und Hymbertcourt wie mit einer Stimme ein, „er iſt ein Herold, alſo unverletzlich.“

„Ihr ſeid kurzſichtig, wie Eulen beim Tageslicht, ihr Herren,“ erwiderte der Herzog, „wenn ihr glaubt, dieſer Waffenrock decke einen Herold. Ich erkenne an dem Wappen dieſes Burſchen, daß er blos ein Betrüger iſt. Toiſon d'Or trete vor und ſtelle ein Verhör mit ihm an.“

Der Abgeſandte des wilden Ebers erbleichte bei dieſen Worten trotz aller ſeiner Dreiſtigkeit und obwol er ſein Geſicht durch ein wenig Schminke belebt hatte.

Toiſon d'Or, der Oberherold des Herzogs und Wappenkönig ſeines Landes, trat mit der feierlichen Wichtigkeit eines Menſchen vor, welcher weiß, was er ſeinem Amte ſchuldig iſt, und fragte ſeinen vermeintlichen Bruder, in welcher Schule er die Wiſſenſchaft ſtudirt habe, als deren Jünger er auftrete.

„Ich gehörte der Schule der Heraldik zu Regensburg an,“ antwortete Rouge Sanglier, „und erhielt mein Diplom eben von dieſer gelehrten Geſellſchaft.“

„Ihr konntet es aus keiner würdigeren Quelle empfangen,“ erwiderte Toiſon d'Or, ſich tief verbeugend, „und wenn ich mir, dem Befehle meines Herzogs gehorchend, herausnehme mit Euch über die Geheimniſſe unſerer erhabenen Wiſſenſchaft zu ſprechen, ſo geſchieht es nicht um zu belehren, ſondern um belehrt zu werden.“

„Zur Sache!“ rief Karl der Kühne ungeduldig aus. „Laßt ſolche eitlen Förmlichkeiten bei Seite, und legt ihm eine Frage vor, die ſeinen Kenntniſſen auf die Zähne fühlt.“

„Es wäre Läſterung, einen Schüler des berühmten Wappenamts zu Regensburg zu fragen, ob er in der gewöhnlichen Wappenkunde bewandert iſt,“ ſagte Toiſon d'Or; „doch darf ich Rouge Sanglier ohne Anſtoß zu erregen fragen, ob er in die geheimen verborgenen Ausdrücke dieſer Wiſſenſchaft eingeweiht iſt, in welcher die Gelehrten ſich ſinnbildlich und paraboliſch zu verſtehen geben, was Andere ſich in der gewöhnlichen Sprache mittheilen, die gewiſſermaßen nur in der Vorſchule der Heraldik erlernt wird?“

„Ich verſtehe eine Art der Wappenkunde ſo gut wie jede andere,“ erwiderte Rouge Sanglier kühn; „vielleicht aber bedient man ſich bei uns in Deutſchland nicht derſelben Ausdrücke, wie bei Euch in Flandern.“

„Leider dürft Ihr das ſagen!“ rief Toiſon d'Or aus; „obwol unſere edle Wiſſenſchaft, die mit Fug und Recht als Panier des Adels und Ruhm der Ritterlichkeit gilt, in allen chriſtlichen Ländern dieſelbe iſt, ja ſogar von den Mauren und Sarazenen anerkannt wird! — Darum bitte ich Euch jetzt, mir ein beliebiges Wappen nach der himmliſchen Weiſe, das heißt, nach den Planeten zu erklären.“

„Beſchreibt es ſelbſt, nach welcher Weiſe Ihr wollt,“ ſagte Rouge Sanglier; „ich gebe mich nicht auf Befehl zu ſolcher Afferei her — wie ein Affe, der ſeine Sprünge zeigen muß.“

„Zeigt ihm ein Wappen und laßt es ihn auf ſeine eigene Manier beſchreiben,“ fiel der Herzog ein; „und kommt er nicht damit zu Wege, ſo ſoll, bei meinem Wort, ſein Rücken bald blaue, rothe und grüne Querbalken aufzuweiſen haben.“

„Auf dieſem Pergamentblatt,“ ſagte der Oberherold von Burgund, „habe ich aus gewiſſen Urſachen ein Wappen gezeichnet, ſo gut ich es konnte. Und nun bitte ich meinen Bruder, daſſelbe, ſo er wirklich dem würdigen Heroldsamt zu Regensburg angehört, in geeigneter Sprache zu entziffern.“

Glorieux, welcher ſich an dieſem Geſpräch höchlich zu ergötzen ſchien, hatte ſich indeſſen bis dicht an die zwei Herolde herangedrängt.

„Ich will dir helfen, mein guter Burſche,“ ſagte er zu Rouge Sanglier, welcher mit troſtloſen Blicken das Pergamentblatt anſtarrte. „Ihr hohen und edlen Herren, wir haben hier eine Katze, welche aus dem Fenſter der Milchkammer guckt.“

Dieſer Scherz rief ein Gelächter hervor, welches dem Rouge Sanglier inſofern Nutzen brachte, als Toiſon d'Or, voll Entrüſtung über dieſe Mißdeutung ſeiner Zeichnung, ſich dazu hinreißen ließ, ſie für das Wappen zu erklären, welches Gildebert, König von Frankreich annahm, nachdem er den Burgunderkönig Gandemor gefangen genommen hatte; es ſtelle eine Unze oder Tigerkatze hinter einem Gitter vor, als Sinnbild des gefangenen Fürſten, oder wie Toiſon d'Or ſich in der Kunſtſprache ausdrückte: eine ſchreitende Tigerkatze im goldenen Feld.“

„Bei meiner Pritſche!“ rief Glorieux aus, „ſoll dieſe Katze Burgund vorſtellen, ſo befindet ſie ſich heut zu Tage auf der andern Seite des Gitters!“

„Das iſt wahr, Freund,“ ſagte Ludwig lachend, während die übrigen Anweſenden und ſogar Herzog Karl ſelbſt über dieſen derben Scherz betroffen ſchienen. — „Ich ſchulde dir ein Goldſtück dafür, daß du eine Sache, die gar ernſt und traurig ausſah, in einen Scherz verwandelt haſt, als der ſie wol auch enden wird.“

„Schweig, Glorieux,“ ſagte der Herzog; „und Ihr, Toiſon d'Or, der Ihr zu gelehrt ſeid, um verſtändlich zu ſein, tretet zurück — aber Einer von euch bringe dieſen Schurken hierher vor mich! — Höre, Schuft!“ ſagte er in ſeinem rauhen Ton, „kennſt du noch einen Unterſchied zwiſchen Gold und Silber, außer den bei Geldmünzen?“

„Um des Himmels willen, Erbarmen, Euer Hoheit! — Edler König Ludwig, nehmt Euch meiner an! Sprecht ein Wort für mich!“

„Sprich ſelbſt für dich!“ rief der Herzog aus. — „Mit einem Wort: biſt du ein Herold oder nicht?“

„Nur bei dieſer Gelegenheit!“ bekannte der entdeckte Betrüger.

„Nun, beim heiligen Georg!" ſagte der Herzog mit einem Seitenblick auf Ludwig, „wir kennen keinen König — keinen Edelmann — einen ausgenommen, der im Stande wäre, dieſe edle Wiſſenſchaft, welche die Stütze des Königthums und Adels iſt, ſo zu entweihen! Ausgenommen jenen König, der einen als Herold verkleideten Diener an Eduard von England abſandte."*)

„Eine ſolche Liſt," ſagte Ludwig, wirklich oder verſtellt lachend, „war nur an einem Hof gerechtfertigt, wo es zur Zeit keinen Herold gab, und bei einer Gelegenheit, wo Eile geboten war. Aber, gelang ſie auch bei einem ſtumpfſinnigen, blöden Inſelbewohner, ſo konnte doch nur ein Menſch, der mit ſo kleinem Gehirn begabt iſt, wie der wilde Eber, daran denken den gebildeten, wohlunterrichteten burgundiſchen Hof durch ſolchen Trug täuſchen zu wollen."

„Wer ihn auch ſende," rief der Herzog zornentbrannt aus, „er ſoll übel zugerichtet zu ihm zurückkehren. — Herbei! — Man ſchleppe ihn auf den Marktplatz! — Prügelt ihn mit Hundepeitſchen und Sattelriemen, bis ſein Waffenrock in Fetzen um ihn hängt! — Auf gegen den Rouge Sanglier! — Huſſa! Huſſa! — Halloh! Halloh!"

Vier oder fünf große Hunde von jener Race, wie man ſie auf den von Rubens und Schneiders gemeinſchaftlich gemalten Jagdſtücken ſieht, fingen die wohlbekannten Laute, mit welchen der Herzog ſeine Rede ſchloß, auf, und fingen zu bellen und zu heulen an, als wäre wirklich ein wilder Eber aus ſeinem Lager aufgetrieben.

„Beim heiligen Kreuz!" rief König Ludwig XI. aus, dem darum zu thun war, in die Laune ſeines gefährlichen Vetters einzuſtimmen, „hat der Eſel die Eberhaut übergeworfen, ſo möchte ich die Hunde auf ihn hetzen, ſie ihm herabzureißen."

„Recht ſo, recht!" rief Herzog Karl aus, deſſen augenblicklicher Laune ein ſolcher Vorſchlag höchſt gelegen kam, „ſo ſoll es geſchehen! — Laßt die Hunde los! — Hieher Talbot! — Hieher Beaumont! — Wir wollen ihn durch das öſtliche Thor aus dem Schloſſe hetzen!“

---

*) Herolde galten im Mittelalter als faſt geheiligte Perſönlichkeiten, und einen Herold mißhandeln war ein todeswürdiges Verbrechen; ſo wie die Unterſchiebung eines Unbefugten als Verrätherei angeſehen wurde. Trotzdem nahm Ludwig XI. keinen Anſtoß einen ſolchen Betrug zu üben, als er mit Eduard IV. von England in Unterhandlungen treten wollte.

„Ich hoffe doch,“ ſagte der Burſche, der gute Miene zum böſen Spiel machte, „Euer Hoheit betrachten mich als Jagdwild und behandeln mich nach den üblichen Jagdgeſetzen?“

„Du biſt blos Ungeziefer,“ antwortete der Herzog, „und zu keiner Berufung auf die Buchſtaben der Jagdgeſetze berechtigt; deſſenungeachtet wird man dir ſechzig Meter Vorſprung laſſen, ſei es blos zum Lohn deiner Unverſchämtheit ohne Gleichen! — Kommt, ihr Herren, kommt! — Wir wollen der Jagd zuſehen!“

Die Verſammlung brach lärmend auf und Alles — die beiden Fürſten voran — eilte, um ſich an dem von König Ludwig vorgeſchlagenen menſchenfreundlichen Schauſpiel zu ergötzen.

Rouge Sanglier erwies ſich als ein tüchtiges Wild, denn von der Angſt beflügelt, ein Dutzend kräftige Saurüden hinter ſich her, welche von den Hifthornklängen und Zurufen der Jäger noch mehr angefeuert wurden, flog er dahin wie mit Windeseile, und hätte er nicht ſeine Heroldskleidung getragen (für einen Läufer der denkbar ſchlechteſte Anzug) ſo würde er den Hunden mit heiler Haut entronnen ſein; auch machte er manche, von den Zuſehern mit Beifall anerkannte geſchickte Wendung.

Keiner, nicht einmal der wilde Karl ſelbſt, war ſo entzückt von dieſem Schauſpiel, als König Ludwig, der — theils aus politiſchen Rückſichten, theils weil menſchliche Leiden in ſolch lächerlicher Geſtalt einen beſonderen Reiz beſitzen — lachte, bis ihm die Thränen über die Wangen liefen, und im Uebermaß ſeines Vergnügens den Herzog am Hermelinmantel packte, wie um ſich daran feſtzuhalten; während Herzog Karl, nicht weniger entzückt, den Arm um die Schultern des Königs ſchlug, und ſo eine Gruppe bildete, deren Vertraulichkeit und Freundſchaft in grellem Widerſpruch zu ihrer gegenſeitigen Stellung ſtand.

Endlich vermochte alle Flüchtigkeit des Pſeudoherolds denſelben nicht länger vor den Fängen ſeiner Verfolger zu retten; ſie packten ihn, riſſen ihn zu Boden, und würden ihn ſicherlich zerfleiſcht haben, hätte der Herzog nicht ausgerufen:

„Stock und Schwanz! — Stock und Schwanz!*) — Macht ſie von ihm los! — Er hat ſich ſo wacker gehalten, obwol er ſich ſchließlich nicht „geſtellt“ hat, daß er nicht verenden ſoll.“

Sogleich beeilten ſich mehrere der Hausbeamten, die Hunde loszumachen, einige wurden ſchon wieder zuſammengekoppelt, andere noch verfolgt, die wild dahinjagten und bunte Lappen in den Mäulern herumzerrten, welche ſie von dem Waffenrock abgeriſſen hatten, den ſein Träger in einer Unglücksſtunde angezogen hatte.

In dieſem Augenblick und als der Herzog noch zu eifrig mit dem beſchäftigt war, was vor ihm vorging, um das zu beachten, was hinter ihm geſprochen wurde, glitt Oliver der Teufel hinter König Ludwig und flüſterte ihm ins Ohr:

„Es iſt der Zigeuner Hayraddin Maugrabin. — Es wäre ſchlimm, wenn er zum Reden käme!“

„Er muß ſterben,“ erwiderte Ludwig in demſelben Tone. „Nur Todte erzählen keine Geſchichten.“

Einen Augenblick ſpäter trat Triſtan l'Hermite (dem Oliver gewiſſe Winke gegeben hatte) vor den König und den Herzog und ſprach in ſeiner geraden, derben Weiſe:

„Mit Verlaub, Euer Majeſtät und Euer Hoheit — dieſes Stück Wild gehört mir zu, und für mich nehme ich ihn in Anſpruch. — Er trägt mein Zeichen — Jedermann kann ſehen, daß ihm die Lilie auf der Schulter eingebrannt iſt. — Er iſt ein bekannter Schurke, hat Unterthanen des Königs erſchlagen, Kirchen beraubt, Jungfrauen geſchändet, in dem königlichen Thiergarten Wild getödtet —“

„Genug, genug,“ warf Herzog Karl ein, „ich ſehe, mein königlicher Vetter hat manchen guten Anſpruch an ihn. — Was werden Ew. Majeſtät mit ihm vornehmen?“

---

*) Man ſolle den Stock dazwiſchen werfen und die Hunde am Schwanz zurückzerren.

„Kann ich über ihn verfügen,“ ſagte Ludwig, „ſo will ich ihm wenigſtens eine Lection in der heraldiſchen Wiſſenſchaft, in der er ſo unbewandert iſt, ertheilen. — Man erkläre ihm nur in geeigneter Weiſe die Bedeutung eines Kreuzbalkens mit herabhängender Schlinge.“

„Keine, die er tragen ſoll, ſondern eine, die ihn zu tragen hat. — Er ſoll das Examen bei Eurem Gevatter Triſtan beſtehen — ein gründlicher Kenner dieſer Wiſſenſchaft.“

Dieſe Antwort gab Herzog Karl mit einem grellen Lachen über ſeinen eigenen Witz, in das Ludwig ſo herzhaft einſtimmte, daß ſein Nebenbuhler nicht umhin konnte ihn freundlich anzuſehen, und zu ſagen:

„O Ludwig! Ludwig! Wollte Gott, du wärſt ein ſo treuer Monarch, als du ein luſtiger Kamerad biſt! Wie oft erinnere ich mich der frohen Stunden, die wir mit einander verlebten!“

„Ihr könnt ſie zurückbringen, wenn Ihr wollt,“ erwiderte Ludwig. „Ich will Euch ſo gute Bedingungen gewähren, als Ihr in meiner gegenwärtigen Lage nur fordern könnt, ohne Euch dem Tadel der ganzen Chriſtenheit auszuſetzen; und ſie zu halten will ich bei der heiligen Reliquie beſchwören, welche ich der Gnade theilhaftig bin, immer bei mir zu tragen, — es iſt ein Stück des heiligen Kreuzes.“

Bei dieſen Worten nahm er eine kleine in Gold gefaßte Reliquie, welche er an einer Kette von dem gleichen Metall unter dem Hemde trug, hervor, küßte ſie andächtig und ſetzte hinzu:

„Nie wurde auf dieſe heilige Reliquie ein falſcher Eid geſchworen, der nicht binnen Jahresfriſt gerächt worden wäre.“

„Und doch iſt es dieſelbe,“ entgegnete der Herzog, „auf die Ihr mir Freundſchaft ſchwort, als Ihr Burgund verließet — um darauf den Baſtard von Rubempré auszuſchicken, der mich ermorden oder feſtnehmen ſollte!“

„O, edler Vetter, jetzt reißt Ihr alte Wunden auf,“ ſagte König Ludwig; „ich betheure Euch, Ihr täuſchet Euch in dieſer Angelegenheit. — Uebrigens ſchwor ich damals nicht auf dieſe Reliquie, ſondern auf ein anderes Stück des heiligen Kreuzes, welches ich von dem Großherrn erhielt und das ſeine Kraft wahrſcheinlich dadurch einbüßte, daß es ſo lange in den Händen der Ungläubigen war. — Und brach nicht in demſelben Jahr der Krieg zum „öffentlichen Wohl“ aus? Hatte das burgundiſche Heer nicht ſein Lager vor St. Denis aufgeſchlagen? Und wurde es nicht von allen großen Lehensträgern Frankreichs unterſtützt? — Und war ich nicht gezwungen, meinem Bruder die Normandie abzutreten? — O, Gott bewahre uns vor einem ſolchen Eid auf eine ſolche Reliquie!“

„Wohl, Vetter,“ antwortete der Herzog, „ich will glauben, daß du eine Lehre empfingſt, welche dir ein ander Mal zur Warnung dienen kann. — Und nun ſprecht einmal ohne Rückhalt und ohne Doppelzüngigkeit — wollt Ihr Euer Verſprechen halten, und mit mir ausziehen, dieſen mordluſtigen Wilhelm von der Marck und die Lütticher zu züchtigen?“

„Ich will gegen ſie ziehen mit allen Mannen Frankreichs und mit entfalteter Oriflamme!“ rief Ludwig aus.

„Halt, halt,“ ſagte Karl, „das iſt mehr als nöthig iſt, und mehr als rathſam wäre! — Die Anweſenheit Eurer ſchottiſchen Garde und zweihundert auserwählter Lanzen genügt, um zu zeigen, daß Ihr freier Herr ſeid. Eine große Armee —“

„Könnte mich in Wirklichkeit dazu machen, wollt Ihr ſagen, mein edler Vetter,“ fiel der König ihm in die Rede. „Wolan, Ihr ſollt die Zahl meiner Begleiter beſtimmen.“

„Und — um die ſchöne Unheilsſtifterin los zu werden — willigt Ihr ein, daß die Gräfin Iſabella von Croye dem Herzog von Orleans vermählt werde?“

„Edler Vetter,“ ſagte der König, „Ihr ſtellt meine Höflichkeit auf eine harte Probe. Der Herzog iſt der verlobte Bräutigam meiner eigenen Tochter Joan. Seid edelmüthig — gebt in dieſem Punkte nach, und laßt uns lieber von den Städten an der Somme ſprechen.“

„Darüber wird mein Rath mit Ew. Majeſtät verhandeln,“ ſagte Karl; „mir ſelbſt iſt weniger darum zu thun, neues Beſitzthum zu erwerben, als Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen. Ihr habt geheimen Verkehr mit meinen

Vaſallen unterhalten, und nun wollt Ihr nach königlichem Gutdünken über die Hand einer Mündel Burgunds entſcheiden. Da Ew. Majeſtät dieſe Sache ſchon auf ſich genommen haben, ſo müßt Ihr dieſe Hand einem Glied Eurer eigenen königlichen Familie verleihen — oder unſere Unterhandlungen ſind abgebrochen.“

„Wollte ich ſagen, ich thäte es gerne, ſo würde Niemand mir Glauben ſchenken,“ bemerkte der König. „Ihr könnt alſo ermeſſen, edler Vetter, wie ſehr ich wünſche Euch gefällig zu ſein, wenn ich mit ſchwerem Widerſtreben ſage, die von Euch geplante Verbindung ſoll — falls die betreffenden Parteien einverſtanden ſind und die päpſtliche Diſpenſation erhalten wird — von meiner Seite auf keinen Widerſpruch ſtoßen.“

„Alles Andere kann leicht durch unſere Miniſter geordnet werden,“ ſagte Herzog Karl, „und wir ſind jetzt wieder Vettern und Freunde!“

„Gott ſei gelobt!“ ſagte Ludwig. „Er hält das Herz der Fürſten in ſeinen Händen, und lenkt ſie in ſeiner Barmherzigkeit dem Frieden, der Milde zu, und erſpart grauſames Blutvergießen! — Oliver,“ ſetzte er in leiſem Tone zu ſeinem Günſtling hinzu, der ſich ſtets in ſeiner Nähe zu thun machte (wie der Gehilfe eines Zauberers), „höre, Oliver — mahne Triſtan, mit jenem ſchuftigen Zigeuner ſchnell aufzuräumen.“

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Die Hinrichtung.

„Gelobt ſei Gott, der uns die Kraft gab, zu lachen, und Andere lachen zu machen, und Schmach und Spott über den ſtumpfſinnigen Hund, welcher das Amt eines Spaßmachers geringſchätzt! Da haben wir einen Spaß — und keinen allzu luſtigen (obwol er nicht getadelt werden ſoll, da er im Stande war, zwei Fürſten zu vergnügen) — der mehr erreicht hat, als zweitauſend Staatsgründe es vermocht hätten, indem er einen Krieg zwiſchen Frankreich und Burgund verhütete.“

So ſprach Glorieux, als in Folge der, in dem letzten

Kapitel in allen Einzelheiten angeführten Verſöhnung die burgundiſchen Truppen aus dem Schloß zu Peronne zurückgezogen, der König aus dem verhängnißvollen Herbertsthurm ausquartiert wurde, und zwiſchen dem Herzog Karl von Burgund und ſeinem Lehensfürſten, zur Freude ſowol der Burgunder, als der Franzoſen die alte Freundſchaft und das alte Vertrauen wieder hergeſtellt ſchien.

Der König aber, obwol mit feierlichſter Ehrerbietung behandelt, wußte doch, daß er noch immer ein Gegenſtand des Argwohns ſei, war aber klug genug es nicht bemerken zu wollen, und gab ſich den Anſchein der ruhigſten Zuverſicht.

Nun ereignete ſich, was in derlei Fällen häufig geſchieht. Sobald die Hauptparteien ihre Streitigkeit geſchlichtet hatten, erfuhr einer ihrer untergeordneten Agenten bitterlich die Wahrheit des politiſchen Grundſatzes, daß die Großen, wenn ſie auch genöthigt ſind ſich gewiſſer niedriger Werkzeuge zu bedienen, ſich dann dadurch vor der Welt entſchuldigen, daß ſie dieſelben ihrem Schickſal überlaſſen, ſobald ſie ihrer nicht mehr bedürfen.

Es war dies Hayraddin Maugrabin, den die Beamten des Herzogs dem königlichen Generalprofoß ausgeliefert hatten, und der von dieſem ſeinen zwei verläßlichen Gehilfen, Trois-Eſchelles und Petit-André, übergeben worden war, um ihn ohne Zeitverluſt ins Jenſeits zu befördern.

In der Mitte dieſer beiden Henkersknechte, von einigen Gardiſten und einem Pöbelſchwarm begleitet, wurde er nach dem nahen Wald geſchleppt, wo die Vollſtrecker des Urtheilsſpruches ihn, größerer Bequemlichkeit halber — das heißt um all den Umſtändlichkeiten der Errichtung eines Galgens u. ſ. w. zu entgehen — an den nächſtbeſten Baum aufzuknüpfen gedachten.

Bald hatten ſie eine Eiche gefunden, ſtark genug, wie Petit-André ſcherzend ſagte, um eine ſolche Eichel zu tragen, und trafen ſofort die nöthigen Voranſtalten, während Hayraddin von einer ſtarken Bedeckung bewacht wurde.

In dieſem Augenblick erſpähte der Zigeuner unter der Menge Quentin Durward, welcher in dem entlarvten Betrüger ſeinen treuloſen Führer erkannt hatte und der Menge hierher gefolgt war, um ſich von ſeiner Identität zu überzeugen und ſeiner Hinrichtung beizuwohnen.

Als die Henker Hayraddin mittheilten, Alles ſei nun bereit, erbat ſich derſelbe ruhig eine einzige Gnade.

„Alles, mein Sohn, was ſich mit unſerem Auftrag verträgt,“ ſagte Trois-Eſchelles.

„Das heißt Alles — ausgenommen mein Leben,“ meinte der Zigeuner.

„So iſt es —“ ſagte Trois-Eſchelles. „Und ich will dir gern zehn Minuten ſchenken, da du mir entſchloſſen zu ſein ſcheinſt, unſerem Beruf Ehre anzuthun und wie ein Mann, ohne lange Fratzen, zu ſterben.“

„Ihr ſeid zu großmüthig.“

„Vielleicht werden wir darob getadelt,“ fiel Petit-André ein; „aber — was iſt daran gelegen. — Ich könnte faſt mein Leben hingeben für ſolch einen flotten Luftſpringer, für ſolch einen ſtrammen, entſchloſſenen, lieben Jungen, der mir ganz darnach ausſieht ſo anmuthig von oben herabzubaumeln, wie es ſich für einen anſtändigen Menſchen geziemt.“

„Und ſehnt Ihr Euch nach einem Beichtvater —“ begann Trois-Eſchelles —

„Oder nach einem Schluck Wein —“ fiel ſein ſcherzhafter Kamerad ein —

„Oder nach einem Pſalm —“ ſagte der Ernſt —

„Oder nach einem munteren Lied —“ ſagte der Scherz —

„Nach keinem von beiden, meine gütigen und höchſt eilfertigen Freunde,“ ſagte der Zigeuner. — „Ich möchte nur einige Worte mit jenem Bogenſchützen der ſchottiſchen Leibgarde wechſeln.“

Die Henkersknechte beſannen ſich einen Augenblick; Trois-Eſchelles aber dachte daran, daß Quentin Durward — wie allgemein angenommen wurde — in hoher Gunſt bei ihrem Gebieter, dem König Ludwig, ſtehe, und bewilligte die Bitte.

Als ſich Quentin auf ſeine Aufforderung dem Verurtheilten näherte, mußte deſſen Erſcheinen ihn mit Entſetzen erfüllen, ſo ſehr er ſein Loos auch verdient haben mochte. Die Ueberbleibſel ſeines Waffenrockes, der von den Fängen der Rüden, ſo wie den Griffen der Zweifüßler zerfetzt worden war, die ihn vor der Wuth der erſteren gerettet hatten, um ihn unter den Galgen zu führen, gaben ſeiner Erſcheinung etwas eben ſo Lächerliches, als Klägliches.

Sein Geſicht war durch die Reſte der Schminke und des falſchen Bartes entſtellt, welch letzteren er angelegt hatte, um würdevoller auszuſehen, und Todesbläſſe lag auf ſeinen Wangen und Lippen. Aber — wie alle ſeine Stammesgenoſſen groß im paſſiven Muth, ſchien ſowol ſein feurig im Kreiſe blickendes Auge, wie das verzerrte Lächeln ſeines Mundes dem Tod, der ihm beſtimmt war, Trotz bieten zu wollen.

Quentin fühlte theils Mitleid, theils Abſcheu, als er ſich dem Unglücklichen näherte, und die Empfindungen ſchienen ſich in ſeinen Mienen zu verrathen, denn Petit-André rief aus:

„Setzt Eure Schritte ein wenig flinker, Herr Bogenſchütze! — Dieſer Herr hat nicht viel Zeit mehr, auf Euch zu warten, wenn Ihr einherſchreitet, als wären dieſe Kieſelſteine Eier und Ihr wäret beſorgt ſie zu zerbrechen.“

„Ich muß insgeheim mit ihm ſprechen,“ ſagte der Verurtheilte, deſſen innere Verzweiflung aus ſeiner Stimme klang.

„Das wird ſich kaum mit unſerer Pflicht vertragen, mein wackerer Lufttänzer,“ ſagte Petit-André; „wir wiſſen noch von früher her, daß du ein gar ſchlüpfriger Aal biſt.“

„Ihr habt mir ja Hände und Füße mit Pferdegurten feſtgebunden,“ ſagte der Verbrecher. — „Meinetwegen bewacht mich ſo ſorgſam als ihr wollt, nur bleibt mir außer Gehörsweite — der Bogenſchütze iſt der Diener eures eigenen Königs — und wenn ich euch zehn Goldfüchſe ſchenke —“

„Die wir in heiligen Meſſen für deine arme Seele anlegen wollen,“ fiel Trois-Eſchelles ihm in die Rede.

„In Wein oder Branntwein angelegt, werden ſie meinem armen Körper zu Statten kommen,“ meinte Petit-André. „Rücke alſo nur heraus damit, mein kleiner Galgenſtrick.“

„Zahlt den Bluthunden ihren Lohn,“ ſagte Hayraddin zu Quentin Durward; „als ſie mich abfingen, plünderte man mich aus bis auf den letzten Stüber — Ihr ſollt dafür entſchädigt werden.“

Quentin gab den Henkersknechten das Verſprochene, und ſie zogen ſich, als Männer von Wort, ſogleich bis außer Hörweite zurück — ohne jedoch ihren Gefangenen einen Moment aus den Augen zu laſſen.

Nachdem der junge Schotte eine Weile gewartet hatte, damit der Zigeuner das Geſpräch beginnen möge, und letzterer immer noch ſchwieg, ſagte Quentin endlich:

„So weit haſt du es alſo gebracht?“

„Ja, und es bedurfte nicht eines Sterndeuters, Phyſiognomen oder Chiromanten, um mir vorherzuſagen, daß ich denſelben Tod finden würde, den meine ganze Familie ſtarb.“

„Ein Tod, dem du auf einer langen Bahn des Verbrechens und der Verrätherei entgegen gingſt, nicht wahr?“ fragte der Schotte.

„Nein, beim glänzenden Aldeboran und allen ſeinen glitzernden Brüdern, nein!“ erwiderte der Zigeuner. „Nur meine Thorheit brachte mich ſo weit, weil ich glauben konnte, die blutdürſtige Grauſamkeit eines Franken könnte wenigſtens durch das in Schranken gehalten werden, was ihm ſelbſt angeblich das Heiligſte iſt. Selbſt ein Prieſterkleid würde mir nicht beſſeren Schutz gewährt haben, als dieſer Heroldsrock, ſo heuchleriſch Ihr auch von Eurer Gottesfurcht und Ritterlichkeit zu ſchwatzen wißt.“

„Ein entlarvter Betrüger kann nicht beanſpruchen, daß ſeine erborgte Kleidung ihn beſchützen ſolle,“ antwortete Quentin Durward.

„Entlarvt!“ rief der Zigeuner aus. „Meine Worte waren ſo gut geſetzt, wie die jenes alten Narren von einem Herold — doch laſſen wir dies auf ſich beruhen. Ich bin heute eben ſo bereit wie morgen.“

„Ihr vergeudet die Zeit,“ bemerkte Quentin. „Habt Ihr mir etwas zu ſagen, ſo ſagt es ſchnell, und denkt dann an Eure Seele.“

„An meine Seele?“ rief der Zigeuner mit ſcheußlichem Lachen aus. „Meint Ihr ein zwanzigjähriger Ausſatz ließe ſich in einem Augenblick heilen? — Habe ich eine Seele, ſo ſchlug ſie ſeit etwa meinem zehnten Jahr eine ſolche Richtung ein, daß ich einen Monat brauchte, mich aller meiner Verbrechen zu erinnern, und einen zweiten, ſie dem Prieſter vorzurechnen; — und würde mir eine ſolche Friſt bewilligt, ſo ließe ſich fünf gegen eins wetten, daß ich ſie anders anwenden würde.“

„Verhärteter Sünder, läſtere nicht! — Sage, was du mir mitzutheilen haſt, wenn nicht, dann überlaſſe ich dich deinem Schickſal,“ ſagte Durward.

„Ich habe Euch um einen Dienſt zu bitten,“ ſagte Hayraddin — „erſt aber will ich Euch dafür bezahlen; denn Euer Stamm thut, trotz aller Betheuerungen von Menſchenliebe, dennoch nichts für wieder nichts.“

„Stündeſt du nicht am Rande der Ewigkeit,“ erwiderte der Schotte, „ſo würde ich ſagen, ich wünſchte dir und deinen Geſchenken den Untergang. — Sprich endlich, nenne den Dienſt, den ich dir erweiſen ſoll — und behalte dein Geſchenk — es kann mir nichts nützen — ich erinnere mich noch ganz wohl, was ich deiner Güte ſchon zu danken habe.“

„Nun, ich liebte Euch wegen jenes Vorfalles am Ufer des Cher,“ ſagte Hayraddin, „und hätte Euch gerne zu einer reichen Braut verholfen. Ihr trugt ihre Farben — das hatte mich irre geführt; und ich glaubte wirklich, dieſe Hameline mit ihren großen Reichthümern wäre ein beſſerer Kauf für Euch, als jenes junge Huhn mit ſeinem alten Hühnerhaus zu Bracquemont, welches Karl in den Klauen hält und kaum wieder loslaſſen wird.“

„Schwatzt nicht ſo unnützes Zeug, Menſch!“ ſagte Quentin, „jene Geſellen werden ungeduldig.“

„Gebt ihnen zehn Goldſtücke für noch zehn Minuten,“ entgegnete der Verurtheilte — welcher den letzten Augenblick hinauszuſchieben wünſchte, wie Jeder in ſeiner Lage, ſo muthig er auch ſei — „ich ſage Euch — Ihr gewinnt viel dadurch!“

„Benutze die alſo erkauften zehn Minuten gut!“ ſagte Quentin, welcher den neuen Handel mit den Henkersknechten bald abgeſchloſſen hatte, worauf Hayraddin fortfuhr:

„Ja, ich verſichere Euch, ich meine es gut mit Euch; und Hameline wäre eine paſſende, gefügige Gattin geworden. Hat ſie ſich nicht ſogar in den wilden Eber der Ardennen zu ſchicken gewußt, obwol ſeine Freiwerbung von der rauheſten Art war, und hauſt jetzt in ſeinem Schweineſtall, als wäre ſie bei Eichelmaſt aufgewachſen?“

„Genug dieſer rohen und unzeitgemäßen Scherze!“ rief Quentin aus, „oder — ich warne dich noch einmal! — oder ich überlaſſe dich deinem Geſchick.“

„Ihr habt Recht,“ erwiderte Hayraddin nach kurzem Stillſchweigen; „was nicht länger zu vermeiden iſt, das muß ertragen werden! — Wißt alſo! Ich kam in dieſer verdammten Verkleidung hierher, weil Wilhelm von der Marck mich durch eine große Belohnung dazu bewog und mir eine noch größere von König Ludwig in Ausſicht ſetzte, wenn ich dem Herzog nicht blos die Herausforderung, von der Ihr gehört haben werdet, überbringen, ſondern dem König insgeheim ein wichtiges Geheimniß zuflüſtern wolle.“

„Das war ein gefährliches Wagſtück,“ bemerkte Durward.

„Es wurde als ſolches bezahlt, und erwies ſich als ſolches,“ antwortete der Zigeuner. „Wilhelm von der Marck hatte ſchon früher verſucht, ſich durch Marthon mit König Ludwig in Verbindung zu ſetzen, allein es ſcheint, das Mädchen konnte nur bis zu dem Aſtrologen dringen, welchem es alle Vorfälle der Reiſe und bei Schönwald erzählte; mich aber ſollte es wundern, wenn ihre Erzählung anders zu den Ohren des Königs käme, als im Gewand einer Prophezeiung. — Doch vernehmt mein Geheimniß, das von höherer Wichtigkeit iſt, als Alles, was ſie ſagen konnte. Wilhelm von der Marck hat in Lüttich eine zahlreiche und ſtarke Armee zuſammengezogen, die mittelſt der biſchöflichen Schätze täglich noch verſtärkt wird. Aber er hat weder die Abſicht, ſich der burgundiſchen Ritterſchaft im Kampf zu ſtellen, und noch weniger in der Stadt, deren Feſtungswerke geſchleift ſind, eine Belagerung auszuhalten. Was er zu thun gedenkt iſt Folgendes: Er wird es ruhig mit anſehen, daß der heißblütige Karl ſich vor die Stadt aufpflanzt, und dann des Nachts mit ſeiner ganzen Macht einen Ausfall auf die Belagerer unternehmen. Viele ſeiner Truppen werden franzöſiſche Rüſtungen tragen und den Ruf erheben: „Frankreich! — Der heilige Ludwig! — Denis

Montjoye!“ als lägen ſtarke franzöſiſche Hilfstruppen in der Stadt. — Dies muß die Burgunder unfehlbar in Verwirrung bringen, und unterſtützt König Ludwig mit ſeinen Leibgarden, Hofcavalieren und den Soldaten, die er bei ſich hat, die Bemühungen des Ebers der Ardennen, ſo iſt dieſer der Vernichtung der ganzen burgundiſchen Armee gewiß. — Das iſt mein Geheimniß, welches ich Euch hinterlaſſe. Begünſtigt oder vereitelt das Unternehmen — verkauft die Nachricht an König Ludwig oder an Herzog Karl, mir gilt es gleich — rette oder verderbe, wen du willſt. Was mich betrifft, ſo bedaure ich nur, daß ich mein Geheimniß nicht wie eine Mine ſpringen laſſen kann, die Alles vernichtet!“

„Das iſt in der That ein inhaltsſchweres Geheimniß,“ ſagte Quentin, welcher im Augenblick begriffen hatte, wie leicht in einem theils franzöſiſchen, theils burgundiſchen Heerlager die Nationaleiferſucht geweckt werden konnte.

„Ja, das iſt es,“ erwiderte Hayraddin; „und jetzt, wo Ihr es wißt, drängt es Euch fort, bevor Ihr die Bitte erfüllen wollt, für die ich im Voraus zahlte.“

„Nenne ſie —“ ſagte Quentin, „liegt es in meiner Macht, ſo iſt ſie gewährt.“

„Wahrlich, es iſt keine große Bitte — es handelt ſich nur um mein treues Pferd „Klepper“ — das einzige lebende Weſen, das mich vermiſſen wird. — Eine Meile gen Süden findet Ihr es neben einer verlaſſenen Köhlerhütte weidend; pfeift ſo — (er pfiff auf eine eigene Art) — und ruft es bei ſeinem Namen, Klepper, ſo wird es zu Euch kommen. Hier iſt ſein Zaum unter meinem Wamms verborgen — ein Glück, daß dieſe Schelme ihn nicht fanden, denn er duldet keinen andern. Nehmt das Pferd und haltet es gut — ich ſage nicht, um ſeines Herrn willen — ſondern weil ich die Entſcheidung eines wichtigen Krieges in Eure Hand legte. Das Thier wird Euch in keiner Noth in Stich laſſen — Tag und Nacht, Kälte und Hitze, ſchön Wetter oder Ungewitter, ein guter Stall oder die Himmelsdecke ſind meinem „Klepper“ gleich; hätte ich nur bis zu ihm gelangen können, ſo befände ich mich jetzt nicht in ſolcher Lage. — Werdet Ihr gütig mit „Klepper“ umgehen?“

„Gewiß, das ſchwöre ich Euch!" antwortete Quentin, welchen dieſer menſchlich zarte Zug bei einem ſo verhärteten Charakter rührte.

„Dann lebt wohl!" ſagte der Verbrecher. — „Doch bleibt noch — bleibt — ich möchte in meiner Todesſtunde nicht gerne ſo unhöflich ſein, den Auftrag einer Dame zu vergeſſen. — Dieſer Brief iſt von der ſehr gnädigen und höchſt einfältigen Gattin des wilden Ebers der Ardennen an ihre ſchwarzäugige Nichte — ich erkenne an Eurer Miene, daß ich mir einen willfährigen Boten erwählte. — Halt, noch ein Wort — ich vergaß Euch zu ſagen, daß Ihr in meiner Satteltaſche eine wohlgeſpickte Goldbörſe findet — ſie, um deretwillen ich mein Leben bei dieſem Wagniß einſetzte, das mich nun auch wirklich ſo theuer zu ſtehen kommt. Nehmt ſie — Ihr findet hundertfachen Erſatz für die Goldſtücke, die Ihr dieſen Blutknechten gabt — ich mache Euch zu meinem Erben."

„Ich will das Geld in guten Werken und Meſſen für deine Seele anlegen," ſagte Quentin.

„Sprecht dies Wort nicht wieder aus," ſagte Hayraddin, deſſen Züge einen ſchrecklichen Ausdruck annahmen. „Es gibt keine — es kann — darf — und ſoll keine Seele geben! — Es iſt nur ein Wahn der Prieſter!"

„Unglückliches — höchſt unglückliches Geſchöpf! Lerne anders denken! — Laß mich ſchnell einen Prieſter holen — dieſe Männer werden ſich noch eine Weile gedulden — ich will ſie beſtechen," ſagte Quentin. — „Was ſteht dir bevor, wenn du mit ſolchen Anſichten und ohne Reue, ſo wie ohne Buße ſtirbſt?"

„In die Elemente aufgelöſt zu werden," ſagte der verhärtete Atheiſt, ſeine gefeſſelten Arme gegen die Bruſt drückend, „meine Hoffnung, mein Vertrauen und meine Erwartung beruhen darauf, daß die räthſelhafte menſchliche Form in die allgemeine Maſſe der Natur verſchmilzt, um wieder zur Bildung anderer Formen zu dienen, wodurch ſie täglich diejenigen erſetzt, die täglich verſchwinden, um unter anderer Geſtalt wieder zu erſcheinen. — Die wäſſerigen Theile werden zu Flüſſen und Regengüſſen, die erdhaltigen bereichern wieder die Mutter Erde, die Lufttheilchen verſchmelzen im Winde die feurigen vermehren den Glanz des Aldeboran und ſeiner Brüder. — In dieſem Glauben habe ich gelebt — in ihm will ich ſterben! — Geht! Entfernt Euch! — Quält mich nicht länger! — Ich habe das letzte Wort geſprochen, das zu ſterblichen Ohren dringen ſoll!"

Voll Entſetzen über die Seelenſtimmung des Zigeuners, mußte Quentin doch einſehen, wie vergeblich jede Hoffnung ſei, ihn aus dieſem ſchrecklichen Zuſtand aufzurütteln.

So ſagte er ihm denn Lebewohl, was der Verurtheilte nur mit dem düſtern Kopfnicken eines Menſchen erwiederte, der, in tiefe Grübeleien verſunken, die Geſellſchaft verabſchiedet, welche ihn in ſeinem Nachdenken ſtört.

Der Schotte lenkte ſeine Schritte dem Walde zu und fand wirklich bald den ruhig weidenden Klepper. Das Thier kam auf ſeinen Ruf herbei, wollte ſich aber eine Weile nicht einfangen laſſen, indem es wieherte und ſcheute, ſobald der Fremde ſich ihm nahete. Endlich ſah ſich Quentin durch ſeine allgemeine Kenntniß der Eigenthümlichkeit der Pferde und einige ſpecielle derjenigen des Klepper (den er oft bewunderte, als er mit Hayraddin gemeinſchaftlich reiſte) in der Lage, die Erbſchaft des zum Tode verurtheilten Zigeuners in Beſitz nehmen zu können.

Lange bevor der junge Schotte Peronne wieder erreicht hatte, war der Zigeuner dahin gegangen, wo die Eitelkeit ſeiner entſetzlichen Glaubenslehre ſich furchtbar erproben mußte — eine ſchreckliche Erfahrung für einen Menſchen, der weder Reue um die Vergangenheit, noch Furcht vor der Zukunft empfunden hatte!

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Ein Ehrenpreis.

Bei Quentin Durward's Ankunft in Peronne wurde eine Rathsverſammlung gehalten, deren Ausgang für ihn intereſſanter war, als er ahnen konnte, obwol in dieſer Sitzung Perſonen anweſend waren, deren Rang kaum vermuthen ließ, daß ſie mit dem jungen Schotten in irgend eine Berührung kommen könnten, die aber dennoch einen außergewöhnlichen Einfluß auf ſein Schickſal ausübten.

König Ludwig, welcher nach der Geſandtſchaft des Wilhelm von der Marck keine Gelegenheit verſäumt hatte, ſich noch weiter in der guten Meinung des Herzogs feſtzuſetzen, beſprach ſich eben mit dieſem über Quantität und Qualität der Truppen, durch welche er, als Bundesgenoſſe des Herzogs von Burgund, in ihrer gemeinſamen Expedition gegen Lüttich unterſtützt werden konnte.

Er ſah deutlich, wie es Karls Wunſch war, ſolche Franzoſen in ſeinem Lager zu verſammeln, die durch ihre hohe Stellung und geringere Anzahl eher als Geiſeln, denn als Bundesgenoſſen betrachtet werden mußten. Allein er hatte ſich Crèvecoeur's Rath offenbar zu Herzen genommen, und willigte zuvorkommend in Alles ein, was Karl ihm vorſchlug.

Andererſeits verfehlte der König nicht, ſich für dieſe Gefälligkeit zu entſchädigen, indem er ſeinen Rachegelüſten gegen Balue freien Spielraum ließ, deſſen Rathſchläge ihn veranlaßt hatten, dem Herzog von Burgund ein ſo großes Vertrauen zu ſchenken.

Triſtan, welcher damit beauftragt worden war, die Hilfstruppen heranzuziehen, hatte die weitere Aufgabe, den Cardinal nach dem Schloſſe Loches zu bringen, wo er in einen jener eiſernen Käfige geſperrt wurde, die er ſelbſt erfunden haben ſoll.

„Nun mag er ſeine eigene Erfindung ſelbſt erproben,“ ſagte der König. „Er iſt ein Glied der heiligen Kirche, wir wollen nicht ſein Blut vergießen, aber Pasques-dieu! ſein Biſthum ſoll in den nächſten zehn Jahren zur Entſchädigung für ſeine geringe Ausdehnung wenigſtens eine ſichere Grenze haben! — Doch ſorgt, daß die Truppen ſofort hierher marſchiren.“

Ludwig hoffte wahrſcheinlich durch dieſe ſchnelle Nachgibigkeit die unangenehmſte Bedingung, welche der Herzog an ihre Verſöhnung geknüpft hatte, in Vergeſſenheit zu bringen. That er dies aber, ſo irrte er ſich ſehr in dem Charakter ſeines Vetters, denn es gab nie einen Menſchen auf der Welt, der hartnäckiger an einem Vorſatz feſthielt, als Karl von Burgund, und am allerwenigſten war er geneigt, eine Bedingung zurückzuziehen, die er aus Groll oder Rache für eine ihm angethane Beleidigung aufgeſtellt hatte. Kaum waren die Boten abgeſandt, welche die Truppen herbeirufen ſollten, die ihnen als Bundesgenoſſen dienen mußten, als Ludwig von ſeinem Wirth aufgefordert wurde, öffentlich ſeine Zuſtimmung zur Vermählungsfeier des Herzogs von Orleans mit Iſabella von Croye zu geben. Der König that es mit ſchwerem Seufzer und finſterer Miene, und konnte ſich ſogar einer bitteren Bemerkung nicht enthalten über die Nothwendigkeit, die Wünſche des Herzogs von Orleans zu Rathe ziehen zu müſſen.

„Man hat dies nicht außer Acht gelaſſen,“ erwiderte der Herzog von Burgund; „Crèvecoeur hat mit dem Herzog von Orleans unterhandelt und findet ihn ſeltſamer Weiſe ſo gefühllos für die Ehre eine königliche Braut heimzuführen, daß er den Vorſchlag, die Gräfin von Croye zu ehelichen, mit herzlicher Freude annahm.“

„Um ſo undankbarer und abſcheulicher von ihm!“ rief Ludwig aus. „Doch Alles geſchehe, wie Ihr, mein Vetter, es wünſcht, wenn Ihr nur die Einwilligung der Brautleute erlangen könnt.“

„Seid deswegen unbeſorgt,“ erwiderte der Herzog.

Wenige Minuten, nachdem dieſer Vorſchlag ausgeſprochen worden war, rief man den Herzog von Orleans und die Gräfin von Croye — die letztere, wie bei früheren Gelegenheiten, von der Gräfin von Crèvecoeur und der Aebtiſſin der Urſulinerinnen begleitet — vor die Fürſten, wo ſie aus dem Munde Karls von Burgund vernahmen, daß die Weisheit beider Fürſten eine Verbindung zwiſchen ihnen für rathſam und wünſchenswerth hielt, um das ewige Bündniß zu beſiegeln, welches in Zukunft zwiſchen Frankreich und Burgund obwalten ſolle. Ludwig ſaß finſter brütend, niedergedrückt vom Bewußtſein ſeines geringen Anſehens, in dumpfem Schweigen dabei.

Der Herzog von Orleans war kaum im Stande ſeine Freude über dieſen Vorſchlag zu unterdrücken, was er doch aus Zartgefühl für Ludwig hätte thun müſſen, und es bedurfte ſeiner angeborenen Scheu vor dieſem Monarchen, ihm die Kraft zu geben ſein Entzücken zu verbergen und blos zu erwidern, ſeine Pflicht zwinge ihn, die Wahl ſeines Souveräns gut zu heißen.

„Edler Vetter von Orleans,“ ſagte Ludwig, „da ich gezwungen bin, in einer ſo unangenehmen Angelegenheit zu ſprechen, ſo brauche ich Euch wol kaum daran zu erinnern, daß Eure Verdienſte mich veranlaßt hatten, Euch eine Verbindung mit meiner eigenen Familie vorzuſchlagen. Da mein Vetter von Burgund aber meint, eine andere Verbindung Euer Hoheit wäre das ſicherſte Pfand der Freundſchaft zwiſchen ſeinem Reich und dem meinigen, ſo bleibt mir nichts übrig, als den Intereſſen unſerer Länder meine eigenen Hoffnungen und Wünſche zu opfern.“

Der Herzog von Orleans ließ ſich auf ein Knie nieder und küßte — zum erſten Male mit aufrichtiger Anhänglichkeit — die Hand, welche der König ihm mit abgewendetem Angeſicht hinreichte. Orleans erkannte ſo gut, wie die meiſten Anweſenden, daß der König nur gezwungen und mit innerem Widerwillen ſeine Einwilligung in dieſes Ehebündniß gab, und es mußte ihn gewiſſermaßen wehmüthig ſtimmen zu ſehen, wie ein König ſeine väterlichen Gefühle unterdrücken mußte, aus Rückſichten für den Staat.

Sogar der Herzog von Burgund fühlte ſich gerührt, und dem zartfühlenden Orleans pochte das Herz vor Freude, wenn er bedachte, daß er der Verbindung mit der Prinzeſſin Joan entgehe.

Hätte er ahnen können, welche Flüche der König innerlich gegen ihn ausſprach, welche Pläne künftiger Rache er ſchmiedete, wahrlich, er würde in dieſem Augenblick weniger Theilnahme für Ludwig empfunden haben.

Nun wandte Karl ſich zu der jungen Gräfin, theilte ihr ihre bevorſtehende Vermählung mit Orleans in kurzer und ſchroffer Weiſe mit, indem er bemerkte, es ſei dies eine natürliche Folge ihrer Widerſpenſtigkeit bei einer früheren Gelegenheit.

„Mein edler Herzog und Fürſt, ich höre Eure Befehle und unterwerfe mich ihnen.“

„Genug! Genug!“ rief der Herzog, ſie unterbrechend aus; „das Uebrige werden wir ſelbſt ordnen.“ Hierauf wendete er ſich zum König und ſetzte hinzu: „Ew. Majeſtät haben heute Morgen eine Eberjagd gehabt! — was meint Ihr, wenn wir des Nachmittags einen Wolf hetzten?“

Iſabella ſah ein, wie nothwendig es war, Klarheit in die Sache zu bringen.

„Euer Hoheit mißverſtehen mich!“ ſagte ſie, indem ſie ſchüchtern, aber laut und entſchloſſen genug ſprach, um des Herzogs Aufmerkſamkeit gezwungener Weiſe auf ſich zu lenken, die er ihr gern verweigert hätte. „Meine Unterwerfung bezieht ſich blos auf jene Länder und Beſitzungen, welche Euer Hoheit Ahnen den meinigen verliehen, und die ich dem Hauſe Burgund zurückgebe, ſobald mein Souverän glaubt, daß mein Ungehorſam in dieſer Angelegenheit mich ihres ferneren Beſitzes unwürdig macht.“

„Ha! beim heiligen Georg!“ rief Karl aus, indem er wüthend mit dem Fuße aufſtampfte; „weiß dieſe Närrin nicht, vor wem ſie ſteht und mit wem ſie ſpricht?“

„Hoheit!“ erwiderte Iſabella unerſchrocken, „ich ſtehe vor meinem Souverän, und ich hoffe, vor einem gerechten. Beraubt Ihr mich meiner Beſitzungen, ſo nehmt Ihr mir Alles, was ich der Großmuth Eurer Ahnen ſchulde, und zerreißt damit das einzige Band, welches uns aneinander knüpft. Nicht von Euch habe ich dieſen armen Körper und noch weniger den Geiſt, welcher ihn beſeelt. — Und Körper und Geiſt dem Himmel zu widmen, und zwar in dem Kloſter der Urſulinerinnen, iſt mein feſter Entſchluß!“

Des Herzogs Wuth und Verwunderung ſind kaum zu ſchildern, wir müßten denn das Bild eines Falken wählen, gegen den eine Taube Widerſtand verſucht.

„Wird die heilige Aebtiſſin dieſes Kloſters Euch ohne Apanage aufnehmen?“ fragte er in höhniſchem Tone.

„Wenn ſie wirklich ihrem Kloſter dieſen Nachtheil zufügen wollte,“ ſagte Iſabella, „ſo hoffe ich doch, daß unter den edlen Freunden meines Hauſes Großherzigkeit genug lebt, um eine kleine Summe für die verwaiſte Gräfin von Croye aufzubringen.“

„Sie lügt!“ rief der Herzog aus; „ſie gebraucht dieſen Vorwand als Deckmantel einer geheimen unwürdigen Leidenſchaft. Herzog von Orleans! ſie ſoll die Eure ſein, und müßte ich ſie mit eigenen Händen zum Altar ſchleppen!“

Die Gräfin von Crèvecoeur, ein muthiges Weib und voll Vertrauen in die Verdienſte ihres Gatten und in die

Gnade, die er beim Herzog genoß, konnte nicht länger ſchweigen.

„Hoheit,“ begann ſie, „Eure Leidenſchaft reißt Euch zu einer unwürdigen Sprache hin. Keine Frau aus edlem Geblüt kann durch Gewalt zu einer Verbindung gezwungen werden.“

„Und es geziemt ſich keinem chriſtlichen Fürſten,“ fügte die Aebtiſſin hinzu, „den Wünſchen einer frommen Seele entgegenzutreten, die von den Sorgen und Verfolgungen der Welt gebrochen, darnach Verlangen trägt, eine Braut des Himmels zu werden.“

„Und mein Vetter von Orleans kann ehrenhafter Weiſe nicht einen Vorſchlag annehmen, gegen den die Dame ſich öffentlich abgeneigt erklärte!“ rief Dunois aus.

„Wenn es mir geſtattet wäre,“ fiel Orleans hier ein, auf den Iſabella’s Schönheit einen tiefen Eindruck gemacht hatte, „der Gräfin meine Wünſche in günſtigerem Lichte darzuſtellen —“

„Hoheit,“ fiel Iſabella ihm ins Wort, deren Feſtigkeit durch die ihr von allen Seiten entgegengebrachte Ermuthigung noch wuchs; „es wäre zwecklos. Ich bin entſchloſſen, dieſe Verbindung zurückzuweiſen, ſo groß die Ehre für mich auch ſei.“

„Und ich habe keine Zeit,“ ſagte der Herzog, „zu warten, bis dieſe launenhaften Grillen ſich mit dem nächſten Mondeswechſel ändern. — Herzog von Orleans, ſie ſoll noch in dieſer Stunde lernen, daß Gehorſam eine Sache der Nothwendigkeit iſt.“

„Nicht meinetwegen!“ antwortete der Herzog, der wohl begriff, wie wenig es ſich mit ſeiner Ehre vertrug, aus der Hartnäckigkeit Karls Nutzen zu ziehen. „Es iſt genug für einen Sohn Frankreichs, einmal öffentlich und beſtimmt zurückgewieſen worden zu ſein. Er kann ſeine Bewerbung nicht wiederholen.“

Karl ſchleuderte einen wüthenden Blick auf Orleans und einen anderen auf Ludwig, und als er in den Mienen des Letzteren den Ausdruck geheimen Triumphs zu leſen glaubte, überwältigte ihn ſeine Leidenſchaft.

„Schreibe den Verhaftungsbefehl!“ ſprach er zu ſeinem

Secretär, „für dieſes ungehorſame und freche Mädchen! Sie ſoll ins Zuchthaus, um ihr Leben unter den Geſchöpfen zu beſchließen, deren Frechheit der ihrigen gleichkommt.“.

Ein unwilliges Murren erhob ſich ringsum.

„Herzog,“ begann der Graf von Crèvecoeur, „Ihr müßt dies beſſer in Erwägung ziehen. Wir, Eure getreuen Vaſallen, können eine ſolche Entehrung des Adels und der Ritterſchaft von Burgund nicht dulden. So die Gräfin ſich verging, ſo werde ſie beſtraft, aber in einer Weiſe, die ihrem Range geziemt und dem unſern, die wir mit ihrem Hauſe durch Verwandtſchaft und Freundſchaft verbunden ſind.“

Der Herzog blickte ſeinen Rath mit den ſtarren Augen eines Stiers an, der von dem Gegenſtande ſeiner Wuth abgehalten, überlegt, ob er gehorchen oder ſeinen Gegner packen und in die Luft ſchleudern ſoll.

Diesmal ſiegte jedoch die Klugheit über die Wuth — er erkannte die Stimmung der Verſammlung — fürchtete, Ludwig möge aus der Uneinigkeit zwiſchen ihm und ſeinen Vaſallen Nutzen ziehen, und ſchämte ſich wahrſcheinlich ſeines eigenen unehrenhaften Vorſchlages, da er von Natur nicht böswillig, ſondern nur heftig und jähzornig war.

„Ihr habt Recht, Crèvecoeur!“ ſagte er; „und ich ſprach voreilig. Es werde über ihr Schickſal beſchloſſen nach den Geſetzen der Ritterſchaft. Ihre Flucht nach Lüttich gab das Signal für die Ermordung des Biſchofs. Derjenige, welcher dieſe That am Nachdrücklichſten rächt, und uns den Kopf des wilden Ebers bringt, ſoll ihre Hand von uns erhalten, und ſollte ſie ſich deſſen weigern, ſo können wir ihm wenigſtens ihre Lehensgüter verleihen, und ſeiner Großmuth ſei es dann überlaſſen, ihr die Mittel zu geben, um ihre Aufnahme in ein Kloſter zu ſichern.“

„Nicht doch,“ ſagte Iſabella, „bedenkt, Hoheit, ich bin die Tochter des Grafen Reinold, des treuen, tapferen, alten Dieners Eures Vaters! Wollt Ihr mich als Preis für den beſten Kämpfer beſtimmen?“

„Eine Eurer Vorahnen wurde in einem Turnier gewonnen,“ erwiderte der Herzog. „Um Euch wird man in offener Feldſchlacht kämpfen. Doch ſoll, um des Grafen

Reinold willen, der Gewinner ein Edelmann ſein, von makelloſer Geburt und unbefleckter Ehre. Iſt er das aber, und ſonſt der ärmſte Geſell, der je ſein Schwert zog, ſo ſoll er Anſpruch auf Eure Hand haben. Ich ſchwöre es beim heiligen Georg, bei meiner herzoglichen Krone und bei den Orden, die ich trage! — Ha! Ihr Herren!" fügte er, ſich zu ſeinen Edeln wendend, hinzu, „iſt das nicht im Einklange mit den Geſetzen der Ritterſchaft?"

Iſabella's weitere Einwendungen verſtummten in der allgemeinen beifälligen Zuſtimmung der Verſammlung, unter welcher ſich die Stimme des alten Lord Crawford hörbar machte, welcher die Laſt ſeiner Jahre bedauerte, die ihn hinderte, um einen ſo ſchönen Preis mit zu kämpfen.

Die Stimmung des Herzogs, der ſich durch den allgemeinen Beifall geſchmeichelt fühlte, wurde nun ruhig — ſo wie ein angeſchwollener Strom ſanfter dahinfließt, nachdem er in ſein natürliches Bett zurückgetreten iſt.

„Und ſollen wir, die wir bereits mit Ehefrauen verſehen ſind, müßige Zuſchauer bei dieſem edlen Spiele abgeben?" fragte Crèvecoeur. „Das verträgt ſich nicht mit meiner Ehre, denn ich habe ſelbſt einen Eid geleiſtet, den ich auf Koſten dieſes wilden Ebers einlöſen muß!"

„Kämpfe tapfer mit, Crèvecoeur!" ſagte der Herzog. „Gewinne ſie, und da du ſie ſelbſt nicht heimführen kannſt, ſo verleihe ihre Hand wem du willſt — an Graf Stephan, deinen Neffen, wenn es dir ſo beliebt."

„Schönen Dank, Herzog!" ſagte Crèvecoeur, „ich werde in der Schlacht mein Beſtes thun, und wäre ich glücklich genug, Sieger zu bleiben, ſo ſoll Stephan ſeine Beredtſamkeit gegen die der heiligen Aebtiſſin verſuchen."

„Ich will doch hoffen," ſagte Dunois, „daß die Ritterſchaft Frankreichs nicht von dieſem edeln Wettkampf ausgeſchloſſen iſt?"

„Der Himmel verhüte es, tapferer Dunois!" antwortete der Herzog; „allein, liegt auch kein Hinderniß vor, daß die Gräfin Iſabella einen Franzoſen heirathet, ſo müßte dieſer Graf von Croye doch dann Unterthan von Burgund werden."

„Genug! Genug!" rief Dunois aus. „Ueber meinem ſchrägen Balken ſoll ſich niemals die Grafenkrone von Croye erheben, denn ich will als Franzoſe leben und ſterben!“

Der Balafré wagte es nicht, in ſolcher Geſellſchaft laut zu ſprechen, aber er murmelte vor ſich hin:

„Jetzt, alter Burſche, nimm dich zuſammen! Du haſt dir ſtets eingebildet, das Glück unſeres Hauſes würde durch eine Heirath begründet werden — und niemals bot ſich dazu beſſere Gelegenheit als jetzt.“

„An mich denkt Niemand!“ ſagte Glorieux, „und ich bin doch gewiß, euch Allen den Preis abzugewinnen.“

„Das hat mein weiſer Freund gut geſagt! Wo ein Weib im Spiele iſt, hat der größte Narr immer die beſte Ausſicht!“ ſagte Ludwig.

Die Aebtiſſin und die Gräfin von Crèvecoeur bemühten ſich inzwiſchen, Iſabella zu tröſten, welche ſich mit ihnen aus der Rathsverſammlung zurückgezogen hatte. Die Erſte verſicherte, die heilige Jungfrau würde jeden Verſuch, dem Kloſter eine Novizin zu entziehen, ſcheitern laſſen. Die Gräfin hingegen flüſterte ihr den mehr irdiſchen Troſt zu, kein wahrer Ritter würde ſich als Sieger ihr aufdrängen wollen, wenn ſie ihre Abneigung gegen eine ſolche Verbindung ausſpräche. Und vielleicht möchte der glückliche Sieger ein ſolcher ſein, der Gnade vor ihren Augen finde, und ſie mit ihrem Schickſal ausſöhnen könnte.

Nicht nur die Verzweiflung, ſondern auch die Liebe klammert ſich an einen Strohhalm, und ſo ſchwach die Hoffnung war, welche durch dieſe Worte entzündet wurde, ſo floſſen die Thränen der Gräfin Iſabella doch jetzt ruhiger.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Der Ausfall.

Es vergingen mehrere Tage, bevor Ludwig mit einem Lächeln befriedigten Rachedurſtes die Nachricht erhielt, ſein Rathgeber und Günſtling, der Cardinal Balue, ſchmachte in einem eiſernen Käfig, deſſen Einrichtung ihm nur in liegender Stellung etwas Ruhe geſtattete. — Es ſei gleich hier bemerkt, daß er faſt zwölf Jahre in dieſem ſchrecklichen Gefängniß verbleiben mußte.

Die Hilfstruppen, die er für den Herzog herangezogen hatte, waren erſchienen, und Ludwig tröſtete ſich mit der Hoffnung, ihre Zahl wäre genügend, ſeine Perſon gegen jede Gewaltthat zu ſchützen, wenn auch zu gering, um ſich mit der großen Armee Burgunds meſſen zu können. Er ſah ſich jetzt frei, ſeinen Plan einer Verbindung zwiſchen ſeiner Tochter und dem Herzog von Orleans zu geeigneter Zeit wieder aufzunehmen, und obwol er tief fühlte, wie beſchämend es für ihn ſei, mit ſeinen edelſten Anhängern unter dem Banner ſeines Vaſallen zu kämpfen, und überdies gegen das Volk, deſſen Aufſtände er unterſtützt hatte, ſo ließ er ſich dieſe Umſtände nicht weiter anfechten, indem er Rache und Entſchädigung einem künftigen Tage vorbehielt.

„Denn wenn auch der Zufall erſt den einen Spieler begünſtigt,“ ſagte er zu ſeinem Vertrauten Oliver, „ſo können doch Geduld und Klugheit das Spiel ſchließlich gewinnen.“

Mit demſelben Gefühl beſtieg der König an einem ſchönen Herbſttage ſein Pferd, und — unempfindlich dafür, daß er eher die Rolle eines Beſiegten in einem Triumphzuge ſpielte, als die eines unabhängigen Souveräns, der von ſeinen Edeln umgeben iſt — ritt er aus dem gothiſchen Thor der Stadt Peronne, um ſich zu der burgundiſchen Armee zu begeben, welche ſich auf dem Marſch nach Lüttich befand.

Faſt alle Damen von Rang und Auszeichnung, die ſich in der Stadt befanden, wohnten auf den Zinnen und Wällen oberhalb des Thores, aufs Beſte geſchmückt, dem Ausmarſch der Krieger bei. Auch die Gräfin Iſabella war von der Gemahlin des Grafen von Crèvecoeur hierher geführt worden. Iſabella hatte ſich nur mit Widerſtreben in dieſe Anordnung gefügt, die Karl deshalb getroffen hatte, damit der „Ehrenpreis“ allen Rittern ſichtbar ſei, die im Begriff ſtanden, um ihn zu kämpfen.

Als die Truppen aus dem Thore hervorſtrömten, konnte man bemerken, daß mancher Schild und manche Fahne eine neue Deviſe mit einer Anſpielung auf den geſetzten Preis zur Schau trugen.

Hier ſah man ein Streitroß hoch gebäumt ſich auf ein geſtecktes Ziel losſtürzen — dort flog ein Pfeil gegen eine Zielſcheibe; — ein Ritter trug ein blutendes Herz, das ſeine Leidenſchaft verrathen ſollte — ein anderer einen Todtenſchädel und einen Lorbeerkranz, die ſeinen Entſchluß anzeigten, entweder zu gewinnen oder zu ſterben.

In dieſem Gedränge bemerkte man auch Quentin Durward, welcher der Gräfin Iſabella, als er bei ihr vorbeiritt, den Brief ihrer Tante auf ſeiner Lanzenſpitze darreichte.

„Bei meiner Ehre,“ rief Crèvecoeur aus, „das iſt allzu dreiſt von einem ſolch unwürdigen Abenteurer!“

„Nennt ihn nicht ſo, Crèvecoeur!“ ſagte Dunois; „ich habe gute Urſache für ſeine Tapferkeit einzuſtehen, und auch für ſeine Anhänglichkeit an dieſe Dame.“

„Ihr nehmt dieſe Sache zu ernſt,“ ſagte Iſabella, ſchamvoll erröthend. „Dies iſt ein Brief meiner unglücklichen Tante. Sie ſchreibt heiter, obwol ihre Lage eine ſehr unglückliche ſein muß.“

„Laßt uns hören, was die Frau des Ebers ſagt,“ rief Crèvecoeur aus.

Gräfin Iſabella las dieſen Brief vor. Ihre Tante ſchien entſchloſſen, gute Miene zum böſen Spiel zu machen und ſich für die unziemliche Eile ihrer Hochzeit mit dem Glück zu tröſten, mit einem der muthigſten Männer der Zeit verheirathet zu ſein, der durch ſeine Tapferkeit ſo eben ein Fürſtenthum gewonnen hatte. Sie beſchwor ihre Nichte, „ihren Wilhelm“ (wie ſie ihn nannte) nicht nach den Gerüchten Anderer zu beurtheilen, ſondern abzuwarten, bis ſie ihn perſönlich kennen gelernt habe. Er habe vielleicht ſeine Fehler, doch wären dieſe von ſolcher Art, wie ſie Charakteren eigen zu ſein pflegen, die ſie von jeher geſchätzt hatte. Wilhelm liebte den Wein — aber das that auch der tapfere Gottfried, ihr Ahnherr; ſein Gemüth war jähzornig und blutdürſtig — allein das war auch ihr Bruder Reinold, geſegneten Andenkens; ſeine Sprache war rauh und ſchroff — aber dies war faſt bei allen Deutſchen der Fall; er war launiſch und gebieteriſch — aber ſie dachte, alle Männer liebten es zu herrſchen.

Ueberdies ſchrieb ſie noch, ſie hoffe, Iſabella würde mit

Hilfe des Ueberbringers Mittel finden, dem Tyrann von Burgund zu entfliehen, und zu ihrer liebreichen Tante an den Hof von Lüttich zu kommen, wo alle kleinen Differenzen betreffs ihrer Erbſchaftsanſprüche an die Grafſchaft von Croye dadurch ausgeglichen werden könnten, daß Iſabella den Grafen Eberſohn heirathe. — Dieſer Bräutigam wäre zwar jünger, als ſeine Braut, aber eine ſolche Ungleichheit der Jahre könnte leichter ertragen werden (Gräfin Hameline ſprach aus Erfahrung) als Iſabella glaubte.*)

Hier hielt Iſabella inne, denn die Aebtiſſin äußerte, ſie habe mehr als genug von dieſen weltlichen Thorheiten gehört, und Graf Crèvecoeur rief aus: „O die trügeriſche Katze! — Ihre Worte gleichen dem Speck in der Mauſefalle! — Pfui, dreimal Pfui über dieſe alte Lockhenne!“

Seine Gemahlin tadelte dieſe Heftigkeit ſanft und ſagte:

„Wilhelm von der Marck muß die Gräfin Hameline durch angenommene Höflichkeit verblendet haben.“

„Er — und höflich!“ ſagte der Graf. — „Ich ſpreche ihn von jeder ſolchen Verſtellung frei. Eben ſo gut könnte man höfliche Manieren von einem wirklichen Eber erwarten! Nein, ſo thöricht ſie iſt, ſo iſt ſie doch keine ſolche Gans, ſich in den Fuchs zu verlieben, der ſie raubte und in ſeine Höhle ſchleppte. Aber ihr Weiber ſeid alle gleich — ſchöne Worte ſiegen ſtets — und ich möchte wetten, meine ſchöne Couſine hier vergeht vor Ungeduld in dieſes Narrenparadies ihrer Tante zu eilen und den „Friſchling“ zu heirathen.“

„Ich bin einer ſolchen Thorheit ſo fern,“ fiel Iſabella hier ein, „daß ich den Mördern des edlen Biſchofs doppelte Vergeltung wünſche, weil meine Tante dadurch aus der Gewalt dieſes Elenden befreit wird.“

„Das ſprach eine ächte Croye!“ rief der Graf aus, und des Briefes wurde nicht weiter Erwähnung gethan.

Wir müſſen bemerken, daß Iſabella bei Vorleſung des Briefes ihrer Tante es nicht für nothwendig gehalten hatte, ein gewiſſes Poſtſcriptum wiederzugeben, in dem Gräfin Hameline, nach ächt weiblicher Art, eine Beſchreibung ihrer Lebensweiſe gab, und ihrer Nichte mittheilte, ſie arbeite jetzt an einem Waffenrock für ihren Ehegemahl mit dem vereinigten Wappen der Croye's und von der Marck's; doch habe Wilhelm beſchloſſen, dieſe Abzeichen im Kampfe von einem ſeiner Anhänger tragen zu laſſen, ſelbſt aber das Wappen Dunois' zu führen, um ſeine Feinde irre zu leiten.

---

*) Es iſt faſt unnöthig zu erwähnen, daß die Ehe Wilhelms von der Marck mit der Gräfin Hameline ungeſchichtlich iſt. Die wirkliche Frau des Ebers der Ardennen war Joan d'Arſchel, Baronin von Sconhooven.

Iſabella hatte auch einen kleinen Zettel in anderer Handſchrift gefunden, deſſen von ihr nicht mitgetheilter Inhalt lautete: „Hört Ihr nicht bald von mir, und zwar durch die Poſaune der Fama, ſo haltet mich für todt — nicht für unwürdig.“

Ein Gedanke, den Iſabella bis jetzt als unmöglich zurückgedrängt hatte, ſchoß jetzt mit erneuter Kraft durch ihre Seele. Da es Frauen ſelten mißlingt, Mittel zu finden, wo der Zweck ihnen wichtig, ſo erhielt Quentin bald durch unbekannte Hand den Brief der Gräfin Hameline, deſſen Poſtſcriptum mit drei Kreuzen bezeichnet war, während zu unterſt die Worte ſtanden:

„Wer das Wappen des edlen Orleans nicht fürchtete, als es auf der Bruſt dieſes Tapferen prangte, kann es nicht ſcheuen, wenn ein Tyrann und Mörder es trägt.“

Tauſend und abertauſend Mal drückte der junge Schotte ſeine Lippen auf dieſe verheißungsvollen Zeilen! Riefen ſie ihn doch auf den Pfad, an deſſen Ziel Liebe und Ehre winkten, und theilten ihm ein allen Anderen unbekanntes Geheimniß mit, durch das er denjenigen erkennen konnte, deſſen Tod allein Leben für Quentin's Hoffnungen war.

Der Schotte nahm ſich vor, dieſes Geheimniß ſtreng in ſeiner Bruſt verſchloſſen zu halten, aber die ihm von Hayraddin gewordene Mittheilung eines beabſichtigten Ausfalles des Wilhelm von der Marck, den Fürſten bekannt zu machen, denn bei der damaligen Kriegsführung war es ſo ſchwierig, ſich nach einer nächtlichen Ueberrumpelung zu ſammeln, daß die Belagerungsarmee leicht ihren Untergang finden konnte, wenn nicht geeignete Vorkehrungen zur Vertheidigung getroffen wurden.

Wenn Quentin nach langem Ueberlegen bei dem Vorſatz ſtehen blieb, ſeine Nachricht den beiden Fürſten perſönlich, und nur zu einer Zeit zu bringen, wo ſie beiſammen waren, ſo fürchtete er vielleicht, die Kenntnißnahme eines ſo wohlangelegten und erfolgverſprechenden Planes möchte, falls Ludwig allein die Kunde erhielt, eine zu große Verſuchung für die Rechtſchaffenheit dieſes Monarchen ſein, und ihn verleiten, dieſen Ausfall zu fördern, anſtatt ihn zu hemmen.

Inzwiſchen wurde der Marſch fortgeſetzt und bald erreichten die Verbündeten das Lütticher Gebiet. Hier zeigten die burgundiſchen Truppen — oder wenigſtens die Truppen, welche ſich den Namen Schinder erworben hatten — durch ihre Behandlung der Bewohner, mit wie großem Recht ſie dieſen Titel führten. Ihre Aufführung that der Sache Karls großen Eintrag, da das mißhandelte Volk, welches ſich andernfalls neutral verhalten haben dürfte, den Vormarſch der Armee jetzt mannichfach hemmte und beläſtigte, indem es kleine Truppenkörper abſchnitt, und ſich in die Stadt ſelbſt zurückzog, wo es die Vertheidigungskräfte verſtärkte.

Die Franzoſen, von geringerer Anzahl und die auserleſenſten Soldaten des Landes, hielten ſich, auf ihres Königs Befehl, dicht zu ihren Standarten und beobachteten die ſtrengſte Disciplin; dieſer Gegenſatz nährte Karls Argwohn, welcher bemerken mußte, daß Ludwigs Truppen ſich benahmen, als wären ſie eher Freunde der Lütticher, als Verbündete Burgunds.

Endlich erreichte die Armee, ohne auf ernſtlichen Widerſtand geſtoßen zu ſein, das üppige Thal der Maas und die Ebene vor der großen, ſtark bevölkerten Stadt Lüttich. Sie fanden Schloß Schönwald ganz zerſtört und erfuhren, Wilhelm von der Marck, deſſen Talente ſämmtlich militäriſcher Art waren, habe ſeine ganze Macht in die Stadt geworfen und ſei entſchloſſen einen Zuſammenſtoß mit Frankreichs und Burgunds Ritterſchaft in offener Feldſchlacht zu vermeiden. Die Eindringlinge erfuhren aber bald, welche Gefahren es mit ſich bringt, eine große, wenn auch offene Stadt anzugreifen, deren Einwohner zu verzweifelter Vertheidigung entſchloſſen ſind.

Ein Theil der burgundiſchen Vorhut, der aus dem zerſtörten, breſchenreichen Zuſtand der Wälle ſchloß, er habe nichts zu thun, als gemächlich in Lüttich einzumarſchiren, zog in eine der Vorſtädte mit dem Ruf ein: „Burgund! Burgund! — Tödtet Alles! — Denkt an Ludwig von Bourbon!“ — Als ſie aber aufgelöſt durch die engen Straßen marſchirten, und ſich theils zur Plünderung zerſtreut hatten, brach plötzlich ein großer Truppenkörper aus der inneren Stadt hervor, griff ſie wüthend an, und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an.

Wilhelm von der Marck benutzte die Breſchen in den Wällen, welche den Vertheidigern erlaubten an verſchiedenen Punkten hinauszuſtrömen, ſogar dazu, die Angreifer in der Front, in der Flanke und im Rücken zugleich anzugreifen, ſo daß dieſe, von dem wüthenden, unerwarteten und verſchiedenartigen Widerſtand betäubt, ſich kaum ſchwach zu vertheidigen vermochten. Die hereinbrechende Dunkelheit vervollſtändigte ihre Verwirrung.

Als Karl hiervon benachrichtigt wurde, gerieth er in wahre Raſerei, die ſich nur wenig von des Königs Anerbieten beſchwichtigen ließ, die franzöſiſchen Soldaten zur Unterſtützung der burgundiſchen Vorhut in die Vorſtädte zu ſchicken. Er wies den Vorſchlag ſchroff zurück, und wollte ſich an die Spitze ſeiner eigenen Garden ſtellen, um jenen unvorſichtigen Truppen zu Hilfe zu kommen; aber Hymbertcourt und Crèvecoeur beſchworen ihn, ihnen dieſen Dienſt zu überlaſſen, und dieſen beiden berühmten Kriegern gelang es denn auch, indem ſie in ſtrenger Ordnung an zwei entgegengeſetzten Punkten auf den Kampfplatz zogen, die Lütticher zurückzutreiben und die Vorhut zu befreien, die außer den Gefangenen nicht weniger als achthundert Mann einbüßte, worunter etwa hundert Geharniſchte.

Der Gefangenen waren nur wenig, da Hymbertcourt die meiſten wieder befreit hatte. Er beſetzte jetzt die Vorſtadt, um die man gekämpft hatte, und ſtellte Wachen und Vorpoſten gegen die innere Stadt aus, von der ſie durch einen fünf bis ſechshundert Ellen breiten offenen Raum — eine Art Esplanade — getrennt war, die zu Vertheidigungszwecken von allen Gebäuden frei gehalten war.

Da der Boden hier felſig war, exiſtirte zwiſchen Stadt und Vorſtadt kein Graben. Aus einem der Vorſtadt gegenüberliegenden Thor konnte mit Leichtigkeit ein Ausfall bewerkſtelligt werden, und der Wall zeigte zwei oder drei jener Breſchen, die Herzog Karl nach der Schlacht von St. Tron in ſie hatte reißen laſſen, und die man in der Eile nur mit hölzernen Barrikaden verrammelt hatte. Hymbertcourt richtete zwei Geſchütze gegen das Thor und zwei gegen die Hauptbreſche, um einen Ausfall von der Stadt zurückweiſen zu können, und kehrte dann zu der burgundiſchen Armee zurück, die er in großer Unordnung fand.

Der Hauptkörper und die Nachhut der zahlreichen Armee waren nämlich vorgerückt, während ihre Vorhut ſchon im Rückzug begriffen war, ſo daß ſie zuſammenſtießen, was die größte Verwirrung nach ſich zog.

Hymbertcourt's nothgedrungene Abweſenheit vermehrte, da er die Dienſte eines Generalmajors verſah, die Unordnung; und zum Uebermaß des Mißgeſchicks brach nun auch die Finſterniß der Nacht herein, ein heftiger Regen fiel, und der Boden, auf dem die Belagerungsarmee ihren Standplatz nehmen mußte, war moraſtig und von vielen Canälen durchſchnitten.

Man kann ſich kaum einen Begriff von der Verwirrung machen, die im burgundiſchen Heer herrſchte, wo die Anführer von ihren Soldaten, die Soldaten von ihren Standarten und Offizieren getrennt waren. Jeder — vom höchſten bis zum niedrigſten — ſuchte ein geſchütztes Plätzchen für ſeine individuelle Unterkunft; während die Ermatteten und Verwundeten, die im Kampf geweſen waren, vergeblich nach Schutz und Erquickung ſchrien; andere wieder drängten haſtig vorwärts, um an der Plünderung der Stadt Theil nehmen zu können, die, ihrer Anſicht nach, wacker betrieben wurde.

Bei Hymbertcourt's Rückkunft fand er eine ſchwer zu löſende Aufgabe ſeiner harren, die noch durch die Vorwürfe ſeines Gebieters verbittert wurde, der nicht zugeben wollte, daß ernſtere, wichtigere Pflichten ihn abgerufen hatten.

Endlich verließ den tapferen Degen die Geduld.

„Ich eilte fort, um in der Vorhut etwas Ordnung zu ſchaffen,“ ſagte er, „und ließ die Hauptarmee unter Euer Hoheit Leitung; und bei meiner Rückkehr finde ich die Verwirrung ſo eingeriſſen, daß ich weder Vor- oder Nachhut, noch Hauptarmee zu unterſcheiden vermag.“

„Wir gleichen einer Tonne Heringe,“ fiel Glorieux ein. — „Das iſt das beſte Bild für eine flämiſche Armee.“

Die Worte des Luſtigmachers brachten den Herzog zum Lachen, und beugten vielleicht einem weiteren Wortwechſel zwiſchen ihm und ſeinem General vor.

Man bemächtigte ſich, nicht ohne große Anſtrengung, einer kleinen Villa eines Lütticher Bürgers, und „ſäuberte“ ſie von ihren Bewohnern, weil man ſie für die Aufnahme des Herzogs und ſeiner nächſten Umgebung brauchte. In die Nähe poſtirten Hymbertcourt und Crèvecoeur eine Wache von vierzig Bewaffneten, die ein großes Feuer mit dem Holz der Nebengebäude anzündeten, die ſie zu dieſem Zweck niedergeriſſen hatten.

Zur Linken von dieſer Villa und zwiſchen ihr und der Vorſtadt, die, wie erwähnt, dem Stadtthor gegenüberlag und von der burgundiſchen Vorhut beſetzt blieb, befand ſich noch ein von Garten und Hofraum umgebenes Landhaus, hinter dem einige Felder und eingezäuntes Ackerland lagen. Hier ſchlug der König von Frankreich ſein Hauptquartier auf. Er machte keinen Anſpruch darauf, ein Krieger zu ſein — ausgenommen ſeine Nichtachtung jeder Gefahr — aber er ſorgte eifrig dafür, die Talentvollſten dieſer Branche anzuſtellen und dieſen ſchenkte er dann das Vertrauen, das ſie verdienten.

Ludwig und ſeine nächſte Umgebung bewohnten alſo dieſes Landhaus, ein Theil ſeiner ſchottiſchen Garde lag im Hof, deſſen Wirthſchaftsgebäude ihnen Schutz gegen die Witterung gewährten — die übrigen waren in dem Garten ſtationirt.

Der König hielt es für angemeſſen, ſich ohne weitere Ceremonien nach dem Hauptquartier des Herzogs zu verfügen, um zu beſprechen, wie die Action am nächſten Tage unternommen und ausgeführt werden ſolle, und in welcher Art er in dieſelbe eingreifen werde. Seine Anweſenheit war Veranlaſſung, daß man eine Art Kriegsrath hielt, was Karl ſonſt nicht im Schlaf eingefallen wäre.

Zu dieſer Zeit war es, daß Quentin Durward dringend um Gehör bat, da er den beiden Fürſten wichtige Mittheilungen zu machen habe. Man ließ ihn ohne viel Schwierigkeiten vor, und groß war Ludwigs Erſtaunen, als er ſeine ruhige, klare Erzählung vernahm, wie Wilhelm von der Marck beabſichtige, in franzöſiſcher Kleidung, unter franzöſiſchen Bannern einen Ausfall gegen die Belagerer zu machen.

Es würde Ludwig ohne Zweifel angenehmer geweſen ſein, dieſe wichtige Mittheilung privatim zu empfangen; da die Sache aber ganz öffentlich und in Gegenwart des Herzogs von Burgund zur Sprache gekommen war, äußerte er nur, „eine ſolche Nachricht, ob wahr oder falſch, berühre ſie ſehr nahe.“

„Nicht im Geringſten! — Nicht im Geringſten!“ ſagte der Herzog leichthin, „hätte man eine ſolche Abſicht, wie der junge Mann hier andeutet, „ſo hätte ich ſie nicht durch einen Bogenſchützen der königlichen Leibgarde erfahren.“

„Wie dem auch ſei,“ fiel Ludwig jetzt ein, „ſo bitte ich Euch, edler Vetter — Euch und Eure Krieger — darauf zu achten, daß ich — um den unangenehmen Folgen eines in dieſer Form unternommenen Ausfalls vorzubeugen — meinen Soldaten Befehl ertheilen werde, weiße Feldbinden über ihren Rüſtungen zu tragen. — Dunois, ſorge dafür, daß der Befehl ſogleich bekannt gemacht werde — das heißt,“ fügte er hinzu, „wenn unſer Bruder und General die Maßregel billigt.“

„Ich habe keine Einwendung zu machen,“ erwiderte der Herzog, „wenn Frankreichs Ritterſchaft ſich der Gefahr ausſetzen will, in Zukunft „Ritter vom Weiberärmel“ genannt zu werden.“

„Das wäre ein richtiger und paſſender Name, Freund Karl,“ bemerkte Glorieux, „da ſie um ein Weib kämpfen wollen.“

„Gut geſprochen, Euer Weisheit,“ ſagte Ludwig. — „Gute Nacht, Vetter — ich eile, mich zu rüſten. — Beiläufig: wie, wenn ich die ſchöne Gräfin mit eigener Hand erobere?“

„Dann,“ erwiderte Karl in verändertem Tone, „dann müſſen Ew. Majeſtät ein ächter Flamländer werden.“

„Das kann ich nicht mehr werden,“ ſagte Ludwig freundlich, „als ich es ſchon bin, wenn Ihr es nur glauben wolltet, Vetter.“

Der Herzog antwortete nicht, ſondern wünſchte dem König eine gute Nacht, und zwar in einem Ton, der dem Wiehern eines ſcheuen Pferdes glich, wenn es ſich der liebkoſenden Hand des Reiters entzieht, der es beſänftigen will, um ſich in den Sattel ſchwingen zu können.

„Ich könnte ihm all ſeine Doppelzüngigkeit vergeben,“ ſagte Karl zu Crèvecoeur, „aber ich kann ihm nicht verzeihen, daß er mir die Thorheit zumuthet, mich von ſeiner Schönrederei hinters Licht führen zu laſſen.“

Als Ludwig in ſein Hauptquartier zurückgekehrt war, berieth er ſich mit Oliver dem Böſen.

„Dieſer Schotte iſt eine ſolche Zuſammenſetzung von Liſt und Einfalt,“ ſagte er, „daß ich nicht weiß, was ich von ihm zu halten habe. Pasques-dieu! wie thöricht war es, des ehrlichen Wilhelm Ausfallsplan vor Karl, Crèvecoeur und dem ganzen Rath auszupoſaunen, anſtatt ihn mir allein ins Ohr zu raunen, und mir ſo wenigſtens die Wahl zu laſſen, ihn zu unterſtützen oder zu vereiteln!“

„Es iſt beſſer ſo wie es iſt, Sire!“ entgegnete Oliver; „es gibt Viele in Eurem jetzigen Gefolge, welche Bedenken tragen würden, Burgund ohne Urſache anzugreifen, oder ſich mit Wilhelm von der Marck zu verbinden.“

„Du haſt Recht, Oliver. Es gibt ſolche Narren auf der Welt, und uns bleibt keine Zeit, ihre Bedenklichkeiten durch eine kleine Doſis Eigennutz zu beſchwichtigen. Wir müſſen treue Männer ſein, Oliver, und gute Bundesgenoſſen dieſer Burgunder — wenigſtens heute Nacht, die Zukunft mag uns beſſeres Spiel aufbewahren. Geh’ — ſage, daß Niemand die Waffen ablege, und laſſe ſie, im Nothfall, ſo ſcharf auf diejenigen ſchießen, die „Frankreich!“ und „St. Denis!“ rufen, als riefen ſie „Hölle und Satan!“ — Ich ſelbſt will ebenfalls in meiner Rüſtung ſchlafen. Crawford ſtelle dieſen Quentin Durward auf den äußerſten Punkt unſerer Vorpoſtenkette gegen die Stadt zu. Möge er den erſten Vortheil des Ausfalles genießen, den er uns vorherſagte — bleibt das Glück ihm treu, um ſo beſſer für ihn. Aber nehmt mir Galeotti ganz beſonders in Acht! Sorgt dafür, daß er in der Nachhut bleibe und an dem ſicherſten Platz — er iſt viel zu waghalſig, und möchte Philoſoph und Soldat zugleich ſein, der Thor! Sorge für dieſe Dinge, Oliver, und nun gute Nacht. — Unſere heilige Frau von Clery, und Monſeigneur der heilige Martin von Tours mögen unſeren Schlummer beſchützen!“

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Der Ausfall.

Bald herrſchte in dem die Stadt Lüttich belagernden Heer Todtenſtille. Eine Weile lang klangen die Rufe der Soldaten, die ihre Signale wiederholten oder ihre verſchiedenen Banner ſuchten, gleich dem Geheul verlaufener Hunde, die ihre Herren ſuchen.

Jedoch binnen Kurzem verſammelten ſich die durch die Strapazen des Tages erſchöpften Soldaten unter dem nächſtbeſten Obdach, und wer kein ſolches fand, der warf ſich unter einer Mauer, einer Hecke und derartigen Schutzwinkeln auf die Erde, um ſo den Morgen abzuwarten — ein Morgen, den Viele von ihnen nicht erleben ſollten.

Faſt Alle fielen in tiefen Schlaf, ausgenommen eine kleine Anzahl, welche vor den Zelten des Königs und des Herzogs eine beſchwerliche Wache hielten.

Gefahren und Hoffnungen des nächſten Tages — Pläne des Ehrgeizes, welcher ſo mancher der jungen Edlen an den verlockenden Ehrenpreis knüpfte, welcher dem Tapferen zugedacht war, welche den gemordeten Biſchof von Lüttich rächen würde — Alles entſank dem Gedächtniß der von Schlummer und Ermattung Betäubten.

Nicht ſo verhielt es ſich mit Quentin Durward.

Das Bewußtſein allein die Mittel zu beſitzen Wilhelm von der Marck im Kampf an ſeiner Rüſtung zu erkennen; — die Erinnerung, durch wen ihm dieſe Mittheilung geworden war, und welche glückſelige Vorbedeutung er in dem Umſtande ſah, daß ſie ihm von jener Seite zukam; — der Gedanke, daß die Schickſalsgöttin ihn jetzt zu einer allerdings höchſt gefahrvollen und zweifelhaften, aber doch zu einer Kriſis geführt hatte, wo ihm immerhin Hoffnung blieb, als Sieger hervorzugehen — verbannten jeden Schlummer von ſeinen Augen und verlieh ſeinen Nerven eine aller Anſtrengungen ſpottende Kraft und Energie.

Auf des Königs ausdrücklichen Befehl an den äußerſten Punkt zwiſchen dem franzöſiſchen Lager und der Stadt poſtirt — ein wenig zur Rechten von der obenerwähnten Vorſtadt — ſtrengte er ſein Auge an, um die vor ihm liegende dichte Finſterniß zu durchdringen, und ſeine Ohren, um ja den leiſeſten Ton aufzufangen, welcher eine Bewegung in der belagerten Stadt andeuten könne. Allein die großen Glocken derſelben hatten nach und nach ſämmtlich die dritte Stunde nach Mitternacht verkündet, und noch blieb Alles ſtill und ſtumm wie das Grab.

Endlich und gerade als der junge Schotte zu glauben begann, der Ausfall werde erſt bei Tagesanbruch unternommen werden, und freudig überlegte, daß das Tageslicht es ihm dann leicht ermögliche, den dunklen Querbalken über dem Lilienfeld der Orleans zu entdecken, war es ihm, als höre er ein murmelndes Summen in der Stadt, gleich dem eines geſtörten Bienenſchwarmes, der ſich zur Vertheidigung ſeines Neſtes anſchickt.

Er horchte mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit — das Geräuſch dauerte fort; doch war es von ſo unbeſtimmtem, durch keinen erkennbaren Ton markirtem Charakter, daß es auch von dem Murmeln des Windes in den Zweigen des nahen Eichenhaines, oder von dem Rauſchen des durch den letzten Regen angeſchwollenen Baches herrühren konnte, der ſich mit mehr als gewöhnlichem Geräuſch in die trägen Fluten der Maas ergoß.

Dieſe Bedenken hielten Quentin Durward ab, das Lager ſofort zu alarmiren, was ohne Noth gethan ein arges Verſehen genannt worden wäre.

Doch als das Geräuſch höher anwuchs und ſogar gegen die Vorſtadt und gegen ſeinen Poſten heran zu rücken ſchien, hielt er es für ſeine Pflicht, ſich ſo leiſe als möglich zurückzuziehen und ſeinen Oheim zu rufen, welcher den zu ſeiner Verſtärkung beſtimmten kleinen Trupp Bogenſchützen befehligte.

In einem Nu und mit ſo wenig Geräuſch als möglich, waren Alle auf den Beinen. Lord Crawford ſtand alsbald an ihrer Spitze, ſendete einen Bogenſchützen ab, um den König und deſſen Gefolge zu alarmiren, und zog ſeine wenigen Schützen in einige Entfernung hinter ihr Wachfeuer zurück, damit deſſen Schein ſie nicht treffe und dem Feinde zeige.

Das ſummende Getön, das ihnen näher gekommen war, ſchien plötzlich verſtummt zu ſein, doch vernahm man deutlich den ſchweren Tritt eines größeren, auf die Vorſtadt zumarſchirenden Heerhaufens.

„Die faulen Burgunder ſchlafen auf ihrem Poſten,“ flüſterte Crawford; „eilt nach der Vorſtadt, Cunningham, und weckt die dummen Ochſen!“

„Haltet Euch den Rücken frei,“ ſagte Durward; „wenn ich je den Tritt von Soldaten hörte, ſo hat man eine größere Abtheilung zwiſchen uns und die Vorſtadt vorgeſchoben.“

„Gut geſprochen, Quentin, mein tapferer Landsmann,“ ſagte Lord Crawford; „du biſt kriegstüchtig über deine Jahre. — Sie machen nur ſo lange Halt, bis die Andern herbeikommen. — Ich wollte, ich wüßte, wo ſie ſtecken!“

„Ich will mich vorwärts ſchleichen, Mylord,“ ſagte Quentin, „und mich bemühen, Euch Nachricht zu bringen.“

„Thu das, mein guter Junge,“ erwiderte Crawford; „du haſt ſcharfe Augen und Ohren und guten Willen. — Aber ſei auf deiner Hut — ich möchte dich nicht gern wegen ſolcher Kleinigkeit verlieren!“

Quentin ſchlich ſich, die Hakenbüchſe ſchußbereit in der Hand über das Terrain vorwärts (welches er im Zwielicht des verfloſſenen Tages genau unterſucht hatte), bis er ſich überzeugt hatte, daß er nicht nur einem ſehr großen Heerhaufen nahe ſei, der zwiſchen dem königlichen Lager und den Vorſtädten Stellung genommen hatte, ſondern daß eine detachirte kleinere Abtheilung ſich dicht vor ihm befand. Sie ſchienen leiſe mit einander zu berathen, was zunächſt zu thun ſei.

Endlich kamen zwei oder drei von dem kleineren Trupp detachirte Enfants perdus bis auf doppelte Lanzenlänge an ihn heran.

Quentin, welcher ſich ungeſehen nicht zurückziehen konnte, rief laut ſein: „Qui vive?“ (Wer da?) worauf ihm die Antwort wurde: „Vive Li— Li— c'est-à-dire“ fügte der Sprecher hinzu „Vive la France!“*)

Sofort brannte Quentin ſeine Hakenbüchſe ab — ein Mann ächzte und fiel, und der Schotte ſelbſt eilte, unter dem unregelmäßigen Feuer einer ziemlich langen Colonne, deren Stärke ſich dadurch verrieth, zu ſeinem Trupp zurück.

„Prächtig ausgeführt, mein tapferer Junge!“ ſagte Crawford. — „Nun, Kinder, zieht euch in den Hofraum zurück — es ſind ihrer zu viele, als daß wir ihnen im offenen Feld ſtehen könnten.“

Sie zogen ſich alſo in den Hofraum und Garten zurück, wo ſie Alles in regelrechter Kampfordnung, den König aber bereit fanden, zu Pferd zu ſteigen.

„Wohin wollt Ihr, Sire?“ rief Lord Crawford aus; „Ihr ſeid hier bei Euren eigenen Leuten am ſicherſten!“

„Nicht doch,“ antwortete Ludwig; „ich muß augenblicklich an die Seite des Herzogs von Burgund. Er muß in dieſem kritiſchen Augenblick von unſerer Treue überzeugt werden, ſonſt haben wir bald ſowol die Lütticher, als die Burgunder auf dem Hals.“

Indem der König nun zu Pferde ſtieg, trug er Dunois auf, die Truppen außerhalb des Hauſes anzuführen, während Lord Crawford die Bogenſchützen und anderen königlichen Truppen befehligen ſollte, um das Luſthaus und deſſen nächſte Umgebung zu vertheidigen.

Ludwig befahl zwei Sakers und eben ſo viele Falkonets**) herbeizuſchaffen, die man etwa eine halbe Meile zurückgelaſſen hatte, inzwiſchen aber ihre Poſten zu behaupten, ſich jedoch durch keinen ſcheinbaren Vortheil zu weiterem

---

*) Hoch Lü— Lü— das heißt: Hoch Frankreich!

**) Sakers und Falkonets: alte Feldgeſchütze.

Vordringen verleiten zu laſſen, nachdem er dieſe Befehle ertheilt hatte, ritt er mit einem kleinen Gefolge nach dem Hauptquartier des Burgunderherzogs.

Die Friſt, die man gewonnen hatte, um alle dieſe Anſtalten zu treffen, war dem Umſtand zu verdanken, daß Quentin durch einen glücklichen Zufall den Beſitzer des Hauſes erſchoſſen hatte, welcher die Colonne befehligte, die zu dem Angriff deſſelben abgeordnet worden war — ein Angriff, der wahrſcheinlich von Erfolg gekrönt worden wäre, hätte man ihn damals ausgeführt.

Durward, welcher dem König auf deſſen Befehl zu dem Herzog folgte, fand den letzteren in einem Zuſtand ſolch cholеriſcher Aufregung, daß er kaum im Stande war, die niemals nothwendigeren Pflichten eines Feldherrn zu erfüllen.

Denn abgeſehen von dem Lärm eines wüthenden, geſchloſſenen Gefechtes, welches ſich jetzt in der Vorſtadt auf dem linken Flügel ihres Heeres entſponnen hatte; — abgeſehen von dem im Centrum mit Energie geführten Angriff auf das königliche Hauptquartier — war eine dritte offenbar zahlreichere Heeresſäule von Lüttichern aus einer entfernteren Breſche hervorgebrochen, und hatte ſich, nachdem ſie auf nur ihr bekannten Wegen Weingärten, Felder und Heckengänge paſſirte, auf den rechten Flügel der burgundiſchen Armee geworfen, welche — verwirrt durch das Feldgeſchrei „Vive la France!“ und „Denis Montjoye!“ welches ſich mit den Rufen „Lüttich!“ und „Rouge Sanglier“ mengte und dadurch den Gedanken wachrief, die verbündeten Franzoſen hätten Verrätherei geübt — nur einen ſchwachen, ungeordneten Widerſtand leiſtete, während der Herzog ſelbſt, ſchäumend, fluchend, und die heftigſten Verwünſchungen über ſeinen Lehensherrn und Alles was ihm angehöre ausſtoßend, laut ausrief, man ſolle Alles mit Bogen und Büchſen niederſchießen, was franzöſiſch ſei, gleichviel ob Schwarz oder Weiß — eine Anſpielung auf die Feldbinde, welche Ludwigs Soldaten als Erkennungszeichen angelegt hatten.

Das Erſcheinen des Königs, welcher nur vom Balafré und Quentin, nebſt einem Dutzend Bogenſchützen begleitet, in dieſem Augenblick eintraf, ſtellte das Vertrauen zwiſchen Burgund und Frankreich wieder her.

Hymbertcourt, Crèvecoeur und andere burgundiſche Anführer, deren Namen damals Furcht und Schrecken im Felde verbreiteten, ſtürzten ſich eifrig in das Kampfgewühl; und während einige Befehlshaber hinwegeilten, um entfernter ſtationirte Abtheilungen, bis zu welchen die Panik nicht vorgedrungen war, herbeizuführen, warfen Andere ſich mitten in das Kriegsgewühl, belebten den Geiſt der Disciplin aufs Neue, und brachten, während der Herzog wie ein gemeiner Krieger im Vordertreffen um ſich hieb und ſchlug, ihre Mannſchaften allmählich in Ordnung und trieben die Angreiſer durch ihre Artillerie zurück.

Ludwigs Benehmen dagegen war das eines ruhigen, geſammelten, ſcharfſinnigen Führers, der die Gefahr weder ſuchte, noch mied, aber eine ſolche Selbſtbeherrſchung, einen ſolchen Geiſt entwickelte, daß die burgundiſchen Oberbefehlshaber ſeinen Befehlen freudig gehorchten.

Die Scene war jetzt im höchſten Grade bewegt und ſchrecklich. Zur Linken war die Vorſtadt nach einem heftigen Kampf in Brand geſteckt worden, und ſelbſt die immer weiter um ſich greifende, Alles verzehrende Feuerbrunſt verhinderte nicht, daß man ſich den Beſitz der brennenden Räume ſtreitig machte.

Im Centrum unterhielten die von einer ſtarken Uebermacht bedrängten franzöſiſchen Truppen ein ſo lebhaftes und ununterbrochenes Feuer, daß das kleine Luſthaus von den aufblitzenden Schüſſen erleuchtet wurde, wie von einer flammenden Märtyrerkrone umgeben.

Zur Linken wogte der Kampf mit wechſelndem Erfolg hin und her, je nachdem neue Verſtärkungen aus der Stadt herbeiſtrömten, oder aus der Nachhut des burgundiſchen Heeres herangezogen wurden; ſo tobte die Schlacht in unverminderter Wuth drei tödtliche Stunden lang, wo endlich die von den Belagerern ſehnlichſt erwartete Morgendämmerung anbrach.

Um dieſe Zeit ſchien der Feind ſowol auf dem rechten Flügel, als im Centrum an Kampfeseifer nachzulaſſen, und vom Luſthaus her vernahm man das Donnern einiger Geſchütze.

„Seht,“ ſagte der König, ſobald er dieſen Ton vernahm, zu Quentin und dem Balafré; „ſie haben die Sakers und Falkonets aufgepflanzt — das Luſthaus iſt uns nun ſicher, Dank der heiligen Jungfrau! — Geht und ſagt Dunois, er möge ſich mit allen ſeinen Mannſchaften — ausgenommen jene, die er zur Vertheidigung des Luſthauſes zurücklaſſen muß — hierher ziehen, ſich aber näher an die Mauern Lüttichs halten, und ſich zwiſchen die dickköpfigen Lütticher und die Stadt werfen, von welcher immer neue Hilfstruppen zu ihnen ſtoßen.“

Oheim und Neffe galoppirten zu Dunois und Crawford, welche des bloſen Vertheidigungskrieges müde, dem überbrachten Befehl freudig nachkamen und nun an der Spitze eines tapferen Haufens von etwa zweihundert franzöſiſchen Edelleuten (abgeſehen von den Knappen und dem größeren Theil der Bogenſchützen mit ihren Trabanten) über das Feld, über die Todten und Verwundeten hinmarſchirten, bis ſie dem großen Lütticher Heerhaufen in die Flanke kamen, der dem rechten Flügel der Burgunder ſo hart zugeſetzt hatte.

Das zunehmende Tageslicht zeigte, daß immer noch neue feindliche Schaaren aus den Thoren der Stadt hervorbrachen, ſei es um die Schlacht auf dieſem Punkt fortzuführen, oder die ſchon in Thätigkeit begriffenen Streitkräfte ſicher wieder herauszuziehen.

„Beim Himmel!“ ſagte der alte Crawford zu Dunois; „wüßte ich nicht, daß du an meiner Seite reiteſt, ſo würde ich ſagen, ich ſähe dich unter jenem Bürger- und Banditengeſindel, ſie mit Streitaxt und Zuruf anführend und ordnend. — Biſt du jener Geſelle aber wirklich, ſo biſt du ſtärker, als du zu ſein pflegſt. Biſt du auch gewiß, daß jener bewaffnete feindliche Führer nicht dein Doppelgänger iſt?“

„Mein Doppelgänger!“ rief Dunois aus; „ich verſtehe nicht, was du ſagen willſt. Aber dort haben wir einen Schurken, der mein Wappen und meine Helmzier zur

Schau trägt, und den ich augenblicklich für ſeine Frechheit züchtigen will!“

„Ich beſchwöre Euch, bei Allem, was edel iſt, hoher Herr, überlaßt die Rache mir!“ ſagte Quentin.

„Dir, junger Mann — in der That?“ erwiderte Dunois; „das nenne ich eine beſcheidene Bitte! Nein — in ſolchen Dingen dulde ich keine Stellvertretung.“

Dann wendete der Tapfere ſich im Sattel um und rief den ihm zunächſt Befindlichen zu:

„Ihr Edlen Frankreichs — bildet eure Linie! — Legt eure Lanzen ein! — Laßt die Strahlen der aufgehenden Sonne durch die Bataillone jener Lütticher Schweine und ardenniſchen Säue ſcheinen, die ſich mit unſern abgelegten Uniformen maskiren.“

Die Bewaffneten antworteten mit dem lauten Ruf: „Dunois! — Dunois! — Hoch der kühne Baſtard! — Orleans zu Hilfe!“ — und mit ihrem Anführer an der Spitze ſetzten ſie ſich in Galop.

Sie trafen mit keinem zaghaften Feind zuſammen. Der von ihnen angegriffene große Heerhaufen beſtand (mit Ausnahme einiger berittener Offiziere) nur aus Infanterie, die den Lanzenſchaft gegen den Fuß ſtemmend, in der erſten Reihe knieend, in der zweiten ſich bückend, und in der dritten die Speere über die Köpfe der vorderen hinwegſtreckend, dem heftigen Angriff der Bewaffneten einen ſolchen Widerſtand entgegenſetzten, wie der Igel ihn ſeinem Feind darbietet.

Nur Wenige konnten durch dieſe Eiſenmauer hindurchdringen, unter dieſen Wenigen aber befand ſich Dunois, der ſeinem Pferd die Sporen in die Weichen trieb, daß das edle Thier einen Satz von mehr als zwölf Fuß machte, und ſo in die Mitte der Phalanx einbrach, wo Dunois ſich ungeſtüm gegen den Gegenſtand ſeines Zornes vordrängte. Wie groß war ſein Erſtaunen, als er Quentin noch kämpfend an ſeiner Seite bemerkte — indem Jugend, verzweifelte Tapferkeit und der Entſchluß zu ſiegen oder zu ſterben den jungen Mann dem beſten Ritter Europa’s (denn dafür galt Dunois zu jener Zeit mit vollem Recht) ſtets an der Seite gehalten hatten.

Ihre Speere waren bald zerſplittert, aber die Lanzknechte konnten den Hieben ihrer langen gewuchtigen Schwerter keinen Widerſtand entgegenſetzen, während die völlig in Stahl gekleideten Pferde und Reiter nur wenig von den Lanzen derſelben litten.

Immer noch wetteiferten Dunois und Quentin, zu dem Ort vorzudringen, wo derjenige, welcher Dunois' Wappen und Rüſtung angenommen hatte, die Pflichten eines tüchtigen und tapferen Führers erfüllte, als Dunois an einem andern Punkte den Eberkopf mit ſeinen Hauern (Wilhelm von der Marck's bekanntes Abzeichen) gewahr wurde, und Quentin zurief:

„Du biſt würdig, das Wappen Orleans' zu rächen! — Ich überlaſſe dieſe Aufgabe dir. — Balafré, bleibt Eurem Neffen zur Seite und leiht ihm hilfreiche Hand — gebt aber nicht zu, daß Jemand es wage ſich in Dunois' Eberhetze zu mengen!"

Man wird nicht zweifeln, daß Quentin Durward freudig in dieſe Arbeitstheilung willigte, und Jeder drang nun auf ſeinen ſpeciellen Zielpunkt los, von denen gefolgt und im Rücken gedeckt, welche im Stande waren, mit ihnen Schritt zu halten.

Aber in dieſem Augenblick war die Colonne, welche Wilhelm von der Marck zu ſtützen gedachte, nachdem Dunois' Angriff ſeinen eigenen Vormarſch aufgehalten hatte, aller der Vortheile wieder verluſtig geworden, welche ſie in den früheren Kampfesſtunden erlangt hatten; während die Burgunder mit dem wiederkehrenden Tageslicht jene Vorzüge entwickelten, welche einer tüchtigen Kriegszucht eigen ſind.

Die Hauptmaſſe der Lütticher ſah ſich zum Rückzug — ſchließlich ſogar zur Flucht gezwungen, und da ſie ſich auf diejenigen zurückwarf, welche mit den franzöſiſchen Waffenleuten im Gefecht ſtanden, ſo bildete ſich ein ganzer großer Knäuel von Kämpfenden, Fliehenden und Verwundeten, der ſich allmählich gegen die Stadt Lüttich zuwälzte und endlich in die große, unvertheidigte Breſche gedrängt wurde, durch welche die Lütticher ihren Ausfall bewerkſtelligt hatten.

Quentin hatte übermenſchliche Anſtrengungen gemacht, den ſpeciellen Gegenſtand ſeiner Verfolgung zu erreichen, welcher ſich noch eifrig bemühte die Seinigen durch Zuruf und Beiſpiel in den Kampf zurückzuführen und darin von einer auserleſenen Zahl von Lanzknechten wacker unterſtützt wurde.

Der Balafré ſchloß ſich mit einem Haufen Kameraden unſerem Quentin an, voll Verwunderung über die außerordentliche Bravour und Tapferkeit eines ſo jungen Soldaten.

Dicht am Rande der Breſche gelang es Wilhelm von der Marck — denn er war es — einen augenblicklichen Stillſtand zu Stande zu bringen, und einige der vorderſten Verfolger zurückzuſchlagen. Seine Hand ſchwang einen eiſernen Streitkolben, der Alles niederzuſchmettern ſchien, und von der Marck ſelbſt triefte ſo von Blut, daß es kaum mehr möglich war jenes Wappen auf ſeinem Schilde zu erkennen, welches Dunois in ſolche Wuth verſetzt hatte.

Jetzt fiel es Durward nicht mehr ſchwer, ihn herauszufinden, denn die Stellung, welche er einnahm, und der Gebrauch, welchen er von ſeiner furchtbaren Waffe machte, hatten manchen der Angreifer bewogen einen weniger unheilvollen Punkt zum Angriff zu ſuchen, als den von einem ſo ſchreckenverbreitenden Führer vertheidigten.

Der junge Schotte aber, der beſſer wußte, von welch hoher Wichtigkeit die Beſiegung dieſes ſchrecklichen Gegners war, ſprang vor der Breſche angelangt, vom Pferd, ließ dieſes edle Thier — das Geſchenk des Herzogs von Orleans — ledig durch das Schlachtgewühl laufen, und ſtieg die Trümmer hinauf, um ſeine Klinge mit der des Ebers der Ardennen zu meſſen.

Der Letztere kehrte ſich, als kenne er die Abſichten des jungen Schotten, dieſem mit hochgehobenem Streitkolben zu — und eben wollte der Zweikampf ſeinen Anfang nehmen, als ein entſetzliches Geſchrei des Triumphes, des Entſetzens, der Verzweiflung verkündete, daß die Belagerer von einer andern Seite in die Stadt gedrungen und ſo den Vertheidigern der Breſche in den Rücken gekommen waren.

Bei dieſen ſchrecklichen Tönen ſammelte Wilhelm von der Marck mit dem Tone ſeines Hornes und ſeiner eigenen kräftigen Kehle die Genoſſen ſeines Mißgeſchickes, verließ die Breſche und ſuchte ſeinen Rückzug gegen einen Theil der Stadt zu nehmen, von welchem er auf das jenſeitige Ufer der Maas entrinnen konnte.

Seine unmittelbaren Begleiter bildeten einen großen Haufen gutdisciplinirter Mannſchaften, die niemals Pardon gegeben hatten, alſo entſchloſſen waren jetzt ſelbſt keinen zu erbitten, und ſich in dieſer verzweiflungsvollen Stunde in ſolche Schlachtordnung formirten, daß ihre Front die ganze Breite der Straße einnahm, durch welche ſie ſich langſam zurückzogen, wobei ſie von Zeit zu Zeit Halt machten und ihren Verfolgern ſtanden, von welchen viele ſich jetzt einer ſicherern Beſchäftigung widmeten, indem ſie in die Häuſer drangen, um hier zu rauben und zu plündern.

Wahrſcheinlich würde Wilhelm von der Marck im Stande geweſen ſein zu entkommen, da ſeine Verkleidung diejenigen von ihm fern hielt, welche durch die Beſiegung des „wilden Ebers der Ardennen“ ſich Ehre und Größe verſprachen, hätten nicht Quentin, der Balafré und mehrere Kameraden derſelben ſich ihm an die Ferſen geheftet und ihn hart bedrängt. So oft die Lanzknechte Stand hielten, entſpann ſich ein wüthender Kampf zwiſchen ihnen und den Bogenſchützen, und in jedem ſolchen Handgemenge ſuchte Quentin Durward Wilhelm von der Marck auf; dieſer aber, der im Augenblick einzig und allein auf ſeinen Rückzug bedacht war, ſchien den Vorſatz des jungen Schotten, ihn zum Zweikampf zu bringen, abſichtlich vereiteln zu wollen.

Größte Verwirrung herrſchte überall. — Das Geſchrei der Weiber und Kinder — das Geheul der angſterfüllten Einwohner, die ſich jetzt den grauſamſten, wildeſten Exceſſen der Krieger Preis gegeben ſahen, mengten ſich grauenhaft in das Schlachtgetöſe — es ſchien, als wetteiferte die Stimme des Jammers und der Verzweiflung mit jener der Wuth und Gewaltthätigkeit, welche von ihnen die andere übertönen könne.

Gerade als Wilhelm von der Marck, der ſich durch dies hölliſche Gewühl Bahn brach, die Thür einer beſonders heilig gehaltenen Kapelle paſſirte, belehrten ihn die Rufe: „Frankreich! Frankreich! — Burgund! Burgund!“ daß ein Theil des Belagerungsheeres ſich vom andern Ende der — ſehr ſchmalen — Straße nahte und ihm der Rückzug abgeſchnitten war.

„Kamerad,“ ſagte er zu ſeinem Lieutenant, „nimm alle Leute mit dir — greife jene Geſellen kühn an, und brich durch ihre Reihen, wenn es dir möglich wird — mit mir iſt es vorbei. Aber noch bin ich Manns genug jetzt — wo das Schickſal mich ſo weit brachte — noch einige ſchottiſche Hunde mir voraus in die Hölle zu ſenden!“

Sein Lieutenant gehorchte und eilte faſt mit allen Lanzknechten, die noch am Leben geblieben waren, nach dem andern Ende der Straße, um die von dort heranrückenden Burgunder anzugreifen und ſich durch ſie hindurch zu ſchlagen, um den Weg zur Flucht zu gewinnen.

Etwa ſechs von Wilhelms beſten Soldaten blieben an der Seite ihres Gebieters, um mit ihm zu ſterben, und ſtellten ſich den Bogenſchützen, deren Zahl nur gering war.

„Sanglier! Sanglier! — Holla! Ihr ſchottiſchen Herren!“ — ſagte der verruchte, aber tapfere Anführer, indem er ſeinen blutigen Streitkolben ſchwang, „wem lüſtet nach einer Grafenkrone? — Wer trifft den Eber der Ardennen? — Ihr, junger Mann, ſcheint nach dieſer Ehre zu dürſten — doch will ſie erſt errungen ſein, ehe Ihr ſie auf Euer Haupt ſetzen könnt!“

Quentin konnte die Worte, die theilweiſe in der Höhlung des Helms verloren gingen, nicht deutlich verſtehen, aber die ſie begleitende Geberde war nicht zu mißdeuten, und er hatte gerade noch Zeit, ſeinen Onkel und die Kameraden bei ihrer Ehre als Edelleute zu beſchwören, zurückzubleiben, als Wilhelm von der Marck wie ein Tiger auf ihn losſprang und gleichzeitig mit ſeiner Keule einen Hieb nach ihm führte, ſo daß Hand und Fuß im Takt blieben; Quentin aber — deſſen Fuß ſo ſchnell war, als ſein Auge — ſprang zur Seite und wich einem Streich aus, der, wenn er getroffen hätte, ihn zweifellos getödtet haben würde.

Jetzt fielen ſie über einander her, wie ein Wolf und ein Wolfshund, während die beiderſeitige Begleitung ſich unthätig verhielt, denn der Balafré forderte mit gebieteriſcher Stimme, daß man die Beiden gewähren laſſe — auch würde ſein Neffe ſchon mit dem „Eber“ fertig werden.

Das Vertrauen des erfahrenen Soldaten ſollte nicht getäuſcht werden, denn obwol die Streiche des verzweifelten Räubers herabfielen wie Hammerſchläge auf den Amboß, ſo war der junge Bogenſchütze durch ſeine behenden Bewegungen, ſeine tüchtige Führung des Schwertes im Stande, ſich ihnen zu entziehen und ſie mit der Spitze ſeiner weniger geräuſchvollen, aber weit gefährlicheren Waffe zurückzuzahlen; und dies geſchah ſo oft und ſo wirkſam, daß die Rieſenkraft ſeines Gegners allmählich der Erſchöpfung wich, während der Boden um ihn her einem blutigen Sumpf glich.

Aber noch immer kämpfte der wilde Eber der Ardennen, an Muth und Wuth ungebrochen, mit der gleichen Geiſtesenergie fort wie zuvor, und Quentin's Sieg ſchien noch fern und zweifelhaft, als eine weibliche Stimme hinter ihm ſeinen Namen ausrief.

„Helft mir! Helft mir!“ ſchrie es hinter dem Schotten. — „Um der heiligen Jungfrau willen, rettet mich!“

Als er den Kopf umdrehte, erkannte er auf den erſten Blick Gertrud Pavillon, die mit halbzerfetzten Kleidern von einem franzöſiſchen Soldaten gewaltſam fortgeſchleppt wurde. Es war einer der Geſellen, welche in die nahegelegene Kapelle eingebrochen waren und die vor Furcht zitternden Weiber, die ſich an dieſen heiligen Ort geflüchtet hatten, als Beute mit ſich fortriſſen.

„Wartet nur einen Augenblick!“ rief Quentin dem wilden Eber zu, und eilte hin, um ſeine Wohlthäterin aus einer Lage zu erretten, deren Gefahren er in ihrem ganzen Umfang errathen konnte.

„Ich warte keines Menſchen Belieben ab,“ ſagte Wilhelm von der Marck, den Streitkolben in der Luft ſchwingend und ſich zum Rückzug wendend — wahrſcheinlich froh, einem ſo furchtbaren Angreifer zu entrinnen.

„Und doch ſollt Ihr das meinige abwarten!“ rief der Balafré aus. „Ich dulde es nicht, daß man meinem Neffen einen Strich durch die Rechnung macht.“

Bei dieſen Worten drang er unverzüglich mit ſeinem zweihändigen Schwert auf von der Marck ein.

Quentin erfuhr inzwiſchen, daß Gertruds Befreiung eine ſchwierigere Aufgabe ſei, als er gedacht hatte und eine, die ſich nicht in „einem Augenblick“ löſen ließ.

Ihr, von ſeinen Kameraden unterſtützter Räuber weigerte ſich, die ſchöne Beute wieder fahren zu laſſen, und während Durward ſich mit Hilfe einiger ſeiner Landsleute bemühte, den Burſchen dazu zu zwingen, mußte er mit anſehen, wie der Vortheil, den das gütige Geſchick ihm ſchon in die Hand gelegt hatte, um ihm Rang und Ehre zu bringen, ihm allmählich entſchwand, ſo daß, als er endlich mit der befreiten Getrude auf der Straße ſtand, Niemand mehr zu ſehen war.

Quentin dachte nicht an die hilfloſe Lage ſeiner Geretteten, und war ſchon im Begriff, ſich wieder zur Verfolgung des wilden Ebers der Ardennen aufzumachen, wie der Schweißhund das angeſchoſſene Wild verfolgt, als ſie ſich verzweiflungsvoll an ihn klammernd ausrief:

„Gedenkt der Ehre Eurer Mutter — und laßt mich nicht hier allein! — Ich beſchwöre Euch als Edelmann: geleitet mich bis zu dem Hauſe meines Vaters, welches Euch und der Gräfin Iſabella einſt Zuflucht gewährte! — Um ihretwillen verlaßt mich nicht!“

So harte Qual dieſe Bitte auch über Quentin verhängte, konnte er dieſem Flehen doch unmöglich widerſtehen, und indem er mit unausſprechlichem Seelenſchmerz all den frohen Hoffnungen, welche ſeine Thatkraft entzündet, ihn muthig durch dieſen blutigen Tag gebracht hatten und noch vor wenigen Momenten der Erfüllung ſo nahe waren, Lebewohl ſagte, führte er Gertrud, wie ein Geiſt, der nur mit Widerſtreben einem höheren Geſetz folgt, nach Pavillon’s Haus, wo er eben zu rechter Zeit eintraf, um daſſelbe ſo wie den Syndicus ſelbſt gegen die Wuth der zügelloſen Soldateska zu beſchützen.

Der König und der Herzog von Burgund waren indeſſen durch eine der Breſchen hoch zu Roß in die Stadt eingezogen. Beide waren in voller Rüſtung, nur trieb der Letztere, der von dem Helmbuſch bis zu den Sporen mit

Blut bedeckt war, ſein Roß wüthend die Breſche hinauf, während Ludwig XI. ſie mit dem langſam feierlichen Schritt eines Menſchen erſtieg, der ſich an einer Prozeſſion betheiligt.

Man ſchickte Boten aus, der Plünderung der Stadt Einhalt zu thun, die ſchon ihren Anfang genommen hatte, und die zerſtreuten Truppen zu ſammeln.

Die Monarchen ſelbſt begaben ſich nach der Hauptkirche, ſowol um die vielen dahin geflüchteten angeſehenen Einwohner der Stadt zu beſchützen, als um nach dem Anhören der heiligen Meſſe eine Art Kriegsrath zu halten.

Lord Crawford, der gleich den andern Offizieren höhern Ranges damit beſchäftigt war, die unter ſeinem Befehl ſtehenden Truppen zu ſammeln, begegnete an der Ecke einer nach der Maas mündenden Straße dem Balafré, welcher gemächlichen Schrittes dem Fluß zuging und in einer Hand einen bluttriefenden Menſchenkopf trug — ſo gleichgiltig, wie ein Falkenjäger ſeinen Futterbeutel trägt.

„Was gibt's, Ludowic!“ ſagte ſein Befehlshaber; „was haſt du mit dieſem Kopf vor?“

„Dieſer Kopf iſt Alles, was von meiner Arbeit übrig blieb, die mein Neffe anfing und faſt zu Ende brachte — ich legte nur die letzte Hand an,“ ſagte der Balafré. — „Es war ein guter Burſche, dem ich dort oben den Garaus machte, und der mich bat, ſeinen Kopf in die Maas zu tragen. — Ja, die Menſchen haben merkwürdige Grillen, wenn Herr Schmalrücken*) ſie beim Schopf nimmt; aber dieſer Herr fordert uns Alle einmal zum Tanze auf!“

„Und jetzt wollt Ihr dieſen Kopf in die Maas werfen?“ ſagte Crawford, dies traurige Gedenkzeichen der Sterblichkeit genauer anſehend.

„Ja wahrlich, das will ich,“ erwiderte Lesly. „Wenn man die letzte Bitte eines Sterbenden unerfüllt läßt, ſo wird man leicht von ſeinem Geiſt heimgeſucht, und ich laſſe mich des Nachts nicht gern aus dem Schlafe wecken.“

„Nun, Mann! Du mußt dennoch ſehen, wie du mit deinem Geſpenſt fertig wirſt,“ ſagte Lord Crawford; „denn, bei meiner Seele! von dieſem Todtenſchädel hängt mehr ab, als du dir träumen läßt. Komm’ — folge mir — kein Wort mehr. — Folge mir!“

---

*) Eine ſchottiſche Benennung des Todes, der gewöhnlich als Skelett dargeſtellt wird.

„Wenn’s darauf ankommt,“ nahm der Balafré wieder das Wort, „ſo gab ich ihm kein Verſprechen; denn, aufrichtig geſagt, hatte ich ſeinen Kopf herunter geſchlagen, bevor ſeine Zunge noch ſtillſtand — und da ich ihn lebendig nicht fürchtete, ſo fürchte ich ihn, beim heiligen Martin von Tours! todt noch weniger. — Uebrigens wird mein Gevatter, der luſtige Mönch im Martinskloſter, mir ein Weihwaſſerbecken leihen.“

Nachdem in der Kathedrale von Lüttich das Hochamt gefeiert und ein wenig Ordnung in der erſchrockenen Stadt wiederhergeſtellt worden war, hörten Ludwig und Karl, von ihren Großen umgeben, die Anſprüche derjenigen an, die ſich bei der Schlacht beſonders hervorgethan hatten.

Jene, welche ſich auf die Grafſchaft Croye und deren ſchöne Beſitzerin bezogen, wurden zuerſt vernommen, und ſämmtliche Anſprüche ſchienen zur bitteren Enttäuſchung mehrerer Bewerber, die der koſtbaren Beute ſchon ſicher geweſen waren, dem Zweifel und der Ungewißheit zu unterliegen.

Crèvecoeur zeigte ein Eberfell der Art vor, wie Wilhelm von der Marck ſtets eins zu tragen pflegte; Dunois brachte einen, mit ſeinem eigenen Wappen bezeichneten, geborſtenen Schild herbei; und noch Andere, welche behaupteten, den Mörder des Biſchofs getödtet zu haben, wieſen ähnliche Zeichen auf — da der reiche Preis, der auf von der Marck’s Kopf geſetzt war, Jedem den Tod gebracht hatte, deſſen Rüſtung und Erſcheinung den ſeinigen ähnlich waren.

Unter allen dieſen Bewerbern entſtand viel Lärmen und Streiten, und Karl — der es innerlich bereute Hand und Reichthum ſeiner ſchönen Vaſallin einem ſolchen Zufall Preis gegeben zu haben — gab ſich ſchon der Hoffnung hin, er werde Mittel finden, alle dieſe einander widerſtreitenden Anſprüche abzuweiſen, als Crawford ſich in den Kreis drängte und den Balafré mit ſich zog, welcher ihm mit linkiſchem, verlegenem Weſen folgte, wie eine an der Koppel nachgeſchleppte, widerſpenſtige Bulldogge, und ausrief:

„Fort mit euren Fellen und Hufen — und mit dieſem gemalten Stück Eiſen! — Nur der, welcher den Eber erſchlug, kann ſeine Hauer vorzeigen!“

Mit dieſen Worten warf er den blutigen Kopf auf die Erde, den man leicht an der markirten Bildung der Kinnbacken erkannte, welche wirklich große Aehnlichkeit mit jenen des Thieres hatten, deſſen Namen er trug.

„Crawford!“ begann König Ludwig, während Karl in trüber, mißvergnügter Ueberraſchung ſchwieg, „ich hoffe es iſt einer meiner treuen, ergebenen Schotten, der den edlen Preis gewann?“

„Es iſt Ludowic Lesly, Sire — er, den wir den Balafré nennen,“ erwiderte der alte Krieger.

„Aber — iſt er auch aus edlem Blut?“ fragte der Herzog; „ſonſt iſt ſein Anſpruch null und nichtig.“

„Er iſt ein ziemlich rohgeſchnitztes Stück Holz,“ ſagte Crawford mit einem Blick auf die große, linkiſche, unbeholfene Erſcheinung des Bogenſchützen; „aber ich bürge deſſenungeachtet dafür, daß er ein Stamm des Hauſes der Rothes iſt — und dieſes iſt ſo edel, wie nur irgend eines in Frankreich und Burgund, ſeit man von ſeinem Begründer ſagte:

Zwiſchen dem Wald und dem ſumpf'gen Ort
Erſchlug er den Rieſen, und eilte fort.“*)

„Dann gibt es kein Ausweichen mehr,“ ſagte Herzog Karl, „und die ſchönſte und reichſte Erbin Burgunds muß die Ehefrau eines ſolchen rohen, käuflichen Söldlings werden, wie dieſer, oder in der Abgeſchiedenheit eines Kloſters ſterben — und ſie iſt das einzige Kind unſeres getreuen Reinold von Croye! — O, ich habe übereilt gehandelt!“

Seine Züge umdüſterten ſich, zur Verwunderung ſeiner Großen, welche es ſelten an ihm erlebten, daß er das geringſte Zeichen von Reue über die nothwendigen Folgen eines einmal gefaßten Entſchluſſes äußerte.

---

*) Ein alter Vers, der ſich auf den Umſtand bezieht, daß der Ahnherr der Lesly's einen rieſenhaften ungariſchen Ritter tödtete.

„Wartet doch einen Augenblick!“ ſagte Lord Crawford, „vielleicht ſteht die Sache beſſer, als Euer Hoheit muthmaßen. — Hört erſt, was dieſer Herr zu ſagen hat. — Sprich frei von der Leber weg, oder die Peſt über dich!“ flüſterte er dann dem Balafré zu.

Aber obwol dieſer rauhe Kriegsmann es zu Wege bringen konnte, ſich ſeinem König Ludwig verſtändlich genug zu machen, da er an deſſen leutſeliges Weſen gewöhnt war, ſo war er doch nicht im Stande, ſeinen Entſchluß vor einer ſo glänzenden Verſammlung kund zu thun, als die war, in welcher er ſich jetzt befand; und nachdem er die Achſeln gezuckt, und zur Vorrede gelacht und gekichert, und einige Fratzen geſchnitten hatte, konnte er nichts weiter hervorbringen, als die Worte: „Saunders Souplejaw“ — worauf ſeine Rede ganz verſiegte.

„Mit Verlaub, Euer Majeſtät und Euer Hoheit,“ nahm Lord Crawford das Wort, „daß ich für meinen alten Kameraden und Landsmann das Wort ergreife. Ihr müßt wiſſen, daß ihm von einem alten Hellſeher ſeines Vaterlandes prophezeit wurde, das Glück ſeines Hauſes würde durch eine Heirath begründet werden; da er aber — wie ich! — ſchon zu dem „alten Eiſen“ gehört, lieber in der Weinſchenke ſitzt, als im Erkerzimmer einer Dame, und — rund heraus geſagt — für das Kaſernenleben lebt und ſtirbt — was Alles zu ſeiner neuerworbenen Größe und Würde übel paſſen würde — ſo folgt er meinem wohlgemeinten Rathſchlag und verzichtet auf die Anſprüche, die er durch die Tödtung des von der Marck zu erheben berechtigt iſt, zu Gunſten desjenigen, der den wilden Eber der Ardennen eigentlich zu Fall brachte — und der ſein Neffe von mütterlicher Seite iſt.“

„Für die Klugheit und die guten Dienſte dieſes Jünglings kann ich bürgen!“ ſagte König Ludwig, hocherfreut darüber, daß das Schickſal den edlen „Ehrenpreis“ einem Menſchen zukommen ließ, der gewiſſermaßen unter ſeinem Einfluß ſtand. „Ohne ſeine Klugheit und Wachſamkeit wären wir verloren geweſen. — Er war es, welcher uns bei dem nächtlichen Ausfall alarmirte.“

„Dann ſchulde ich ihm eine Entſchädigung dafür, daß ich Zweifel in ſeine Wahrhaftigkeit ſetzte,“ meinte Karl.

„Ich kann ſeine Tapferkeit im Kampf bezeugen!“ rief Dunois aus.

„Wenn aber auch der Oheim ein ſchottiſcher Adeliger iſt,“ warf Herzog Karl ein, „ſo folgt daraus noch nicht, daß der Neffe es ebenfalls ſein muß.“

„Er iſt aus dem Hauſe Durward,“ ſagte Crawford; „und ſtammt von jenem Allan Durward ab, welcher Oberkämmerer von Schottland war.“

„Ei, iſt es der junge Durward,“ rief Crèvecoeur aus, „ſo ſage ich nichts mehr. — Die Glücksgöttin hat ſich ihm zu deutlich zugeneigt, als daß ich länger gegen dieſe launenhafte Dame ankämpfen wollte; — aber es iſt merkwürdig, wie dieſe Schotten — vom Grafen bis zum Stallknecht herab — ſtets zu einander halten.“

„Hochländer haben treue Herzen!“ antwortete Lord Crawford, über den Aerger des ſtolzen Burgunders lachend.

„Uns bleibt nun noch zu unterſuchen,“ ſagte Herzog Karl nachdenklich, „was für Gefühle die ſchöne Gräfin dieſem glücklichen Abenteurer entgegenbringt.“

„Bei der heiligen Meſſe!“ rief Crèvecoeur aus, „ich habe nur zu gute Urſache zu glauben, daß Euer Hoheit ſie fügſamer gegen Eure Autorität finden werden, als bei früheren Gelegenheiten. — Aber warum ſollte ich dem jungen Mann ſein Glück mißgönnen? — Haben ihn doch in Wirklichkeit nur Verſtand, Entſchloſſenheit und Tapferkeit in den Beſitz von Reichthum, Rang und Schönheit geſetzt!“

Ich hatte dieſe Blätter ſchon in die Druckerei geſchickt, nachdem ich — wie ich mir einbildete — mit einem trefflichen Moralſpruch für alle blonden, blauäugigen, langbeinigen und muthigen Emigranten aus meinem Heimatlande geſchloſſen hatte, welche in bewegten Zeiten geneigt waren, das tapfere Gewerbe der Glücksritter zu ergreifen.

Aber ein gütiger Rathgeber — einer von Jenen, welche „das Stückchen Zucker auf dem Grunde der Theetaſſe“ eben ſo lieben, als den Geſchmack des feinen Souchong ſelbſt — erhebt bitterlich Proteſt und beſteht darauf, ich müſſe eine genaue, umſtändliche Beſchreibung der Hochzeit des jungen Erben von Glen-hou-lakin und der lieblichen flämiſchen Gräfin geben, müſſe berichten, was für Turniere abgehalten und wie viele Lanzen bei dieſer intereſſanten Gelegenheit gebrochen wurden; ja, dem Leſer auch nicht verſchweigen, wie viele ſtämmige Buben Quentin Durward's Muth, wie viel ſchöne Mädchen die Reize der Gräfin Iſabella von Croye erbten.

Ich antwortete ihm aber mit umgehender Poſt, die Zeiten hätten ſich geändert und öffentliche Hochzeiten ſeien aus der Mode. In glücklichen Tagen (an die ich mich ſelbſt noch lebhaft erinnere), da wurden freilich die nothwendigen „fünfzehn Freunde“ des glücklichen Paares gebeten, Zeugen der Vermählung zu ſein, und die hochzeitlichen Minſtrels ſangen, wie in dem „alten Seemann“ und „nickten mit dem Kopf“, bis die Morgenſonne ihnen in die Augen ſchien. Man aß „Sack posset“ in der Brautkammer — warf den Strumpf oder Schuh über den Kopf — und balgte ſich in Gegenwart des glücklichen Paares, welches Gott Hymen zu einem Fleiſch gemacht hatte, um das Strumpfband der Braut.

Die Schriftſteller jener Zeit waren von der gewiſſenhafteſten Genauigkeit. Sie ſchenkten uns kein Erröthen der Braut, keinen entzückten Blick des Bräutigams — keine Blume auf ihrem Kopf, keinen Knopf an ſeiner geſtickten Weſte; bis er ſie endlich mit Aſträa „zu Bett gebracht“ hatte.

Wie wenig ſtimmt das aber mit der beſcheidenen Zurückgezogenheit unſerer jetzigen Bräute überein, welche ſich — die holden, verſchämten Geſchöpfchen! — von Tanz und Tafel, von Schmeichelei und Bewunderung fortſtehlen, und wie Shenſtone

„Im Gaſthof Freiheit ſuchen.“

Dieſe müßten natürlich eine Schilderung der Oeffentlichkeit, mit welcher im fünfzehnten Jahrhundert jede Hochzeit gefeiert wurde, für ganz abſcheulich halten, und ſie würden Iſabella von Croye für kaum beſſer, als ein Milchmädchen ſchätzen, denn ſelbſt dieſes würde heut zu Tage die

Hand ihres Bräutigam Schuſter an der Kirchenthüre noch zurückweiſen, wenn er ihr vorſchlagen würde „faire des noces“, wie man in Paris ſagt, anſtatt mit der großen Kutſche abzufahren, um die Flitterwochen in Deptford oder Greenwich incognito zu verleben.

Darum will ich nicht mehr von dieſer Sache erzählen, ſondern mich von der Hochzeit fortſchleichen, wie Arioſt von der ſeiner Angelika, und es jedem Einzelnen überlaſſen, ſich die näheren Umſtände nach eigenem Geſchmack und eigener Phantaſie auszumalen.

„Nun ſei's erzählt bei Becherklang,
Wie zu Bracquemont das Thor aufſprang —
Wie unſerm Schotten die holde Braut
Hat Glück und Grafſchaft anvertraut.“

Ende.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Für Liebhaberbühnen.

Geſammelte
Dramatiſche Werke von Feodor Wehl.

Inhalt:

Erſter Band.

Ein Bräutigam, der ſeine Braut verheirathet.
Alter ſchützt vor Thorheit nicht.
Die Tante aus Schwaben.
Eine Frau, welche die Zeitungen lieſt.
Ein modernes Verhängniß.
Romeo auf dem Büreau.

Zweiter Band.

Der Kosmos des Herrn v. Humboldt.
Haus Haaſe oder Allerhand Streiche.
Graf Thyrſis.
Wer zuletzt lacht, lacht am beſten.

Dritter Band.

Die drei Langhänſe. (Nach einem Luſtſpiele von Fritz Reuter.)
Eine glühende Kohle.
Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen.
Ein Vorſpiel der Liebe (Sololuſtſpiel).
Wie gut es manchmal iſt, jemanden nicht zu treffen (Sololuſtſpiel).
Wie man zu einer Erklärung kommt.

Vierter Band.

Demokrit und Heraklit oder der lachende und der weinende Philoſoph.
Ueberall Politik.
Sie weiß ſich zu helfen.
Alles für Andere.
Fenſter auf oder zu.

Fünfter Band.

Ein Bubenſtreich.
Hölderlins Liebe.
Conſtantin, oder der Sieg des Chriſtenthums.

Sechſter Band.

Siebeneichen, der Mann der Treue.
Ehre und Liebe.
Ein Pionier der Liebe.
Der Schatz.
Wie man ſich irren kann.

Reclam's billigſte Claſſiker-Ausgaben.

Börne's geſammelte Schriften. 3 Bände. Geh. 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Byron's ſämmtliche Werke. Frei überſetzt v. Adolf Seubert. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Goethe's ſämmtl. Werke in 45 Bdn. Geh. 11 M. — In 10 eleg. braunen Leinenbdn. 18 M. — In 10 eleg. rothen Leinenbdn. 19 M.

Goethe's Werke. Auswahl. 16 Bände in 4 eleg. Leinenbänden 6 M. — In 4 eleg. rothen Leinenbänden 6 M. 50 Pf.

Grabbe's ſämmtliche Werke. Herausgegeben von Rud. Gottſchall. 2 Bände. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Hauff's ſämmtliche Werke. 2 Bände. Geheftet 2 M. 25 Pf. — In 2 eleg. Leinenbänden 3 M. 50 Pf.

Heine's ſämmtliche Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von O. F. Lachmann. Geh. M. 3.60. — In 4 eleg. Ganzleinenbdn. 6 M.

Herder's ausgewählte Werke. Herausgegeben von Ad. Stern. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

H. v. Kleiſt's ſämmtliche Werke. Herausg. v. Eduard Griſebach. 2 Bände. Geh. 1 M. 25 Pf. — In 1 eleg. Leinenband 1 M. 75 Pf.

Körner's ſämmtliche Werke. Geh. 1 M. — In eleg. Lnbd. 1 M. 50 Pf.

Lenau's ſämmtliche Werke. Mit Biographie herausgeg. v. Emil Barthel. 2. Aufl. Geh. 1 M. 25 Pf. — In eleg. Lnbd. 1 M. 75 Pf.

Leſſing's Werke in 6 Bänden. Geheftet 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf. — In 3 Leinenbänden 5 M.

Leſſing's poetiſche und dramatiſche Werke. Geheftet 1 M. — In eleg. Leinenband 1 M. 50 Pf.

Longfellow's ſämmtliche poetiſche Werke. Ueberſetzt v. Herm. Simon. 2 Bde. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Milton's poetiſche Werke. Deutſch von Adolf Böttger. Geh. 1 M. 50 Pf. — In eleg. rothen Leinenband 2 M. 25 Pf.

Molière's ſämmtliche Werke. Herausgegeben v. E. Schröder. 2 Bände. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Schiller's ſämmtliche Werke in 12 Bänden. Geh. 3 M. — In 3 Halbleinenbdn. M. 4.50. — In 4 eleg. Leinenbdn. M. 5.40. — In 4 eleg. rothen Ganzleinenbdn. 6 M. — In 4 Halbfranzbdn. 6 M.

Shakeſpeare's ſämmtl. dram. Werke. Dtſch. v. Schlegel, Benda u. Voß. 3 Bde. Geh. M. 4.50. — In 3 eleg. Leinenbdn. M. 6.

Uhlands geſammelte Werke in 2 Bänden. Herausgegeben v. Friedr. Brandes. Geh. M. 2. — In 2 eleg. Leinenbdn. M. 3.

Mignet, Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Deutſch v. Dr. Fr. Köhler. Mit 16 Illuſtrationen. In eleg. Leinenband 2 M.

Philipp Reclam's Universal-Bibliothek.

Preis jeder Nummer 20 Pfennig.

Jedes Werk iſt einzeln käuflich.

Die neueſten completen Kataloge ſind jederzeit durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen.

Bis Oktober 1894 erſchienen folgende 3280 Bände.

About, Der Mann mit dem abgebrochenen Ohre. 2037. 2038.
Abraham a St. Clara, Merks Wien! 1949. 1950.
d'Abreſt, Pariſer Belagerung. 959.
Achleitner, Geſchichten aus den Bergen. 2625. 2696. 2769. 2963.
Achondzade, Vezier v. Lenkoran. 3064.
Adler, Das Buch Hiob. — Nur drei Worte. 2869.
Aeſchines' Rede geg. Kteſiphon. 3174.
Agrell, Einſam. 2728. Gerettet. 1810.
Aiſchylos, Agamemnon. 1059. — Die Eumeniden. 1097. — Die Perſer. 1008. — Der gefeſſelte Prometheus. 988. — Die Schutzflehenden. 1038. — Die Sieben gegen Theben. 1025. — Das Todtenopfer. 1063.
Alarcon, Der Dreiſpitz. 2144.
Albertus, Die Stubengenoſſen. 1399.
Albini, Die gefährliche Tante. 241. — Endlich hat er es doch gut gemacht. 294. — Kunſt und Natur. 262.
Albumblätter. 2960.
Aldrich, Prudence Palfrey und andere Erzählungen. 1387. 1388.
— Tragödie v. Stillwater. 1837/38.
Alfieri, Philipp II. 874.
Almeida-Garrett, Der Mönch von Santarem. 972—974.
Alpharts Tod von Schröer. 546.
Altwaſſer, Graf Leiceſter. 364.
Anakreon. Deutſch von Junghans. 416.
Ancelot, Freund Grandet. 1639.
Anderſen, Bilderbuch ohne Bilder. 381
— Der Improviſator. 814—817.
— Nur ein Geiger. 633—636.
— Sämmtliche Märchen. 691—700.
— O. Z. 1098—1100.
— Sein oder Nichtſein. 1738—1740.
Angarin, Waldwildnis. 2939.
Angely, Der Dachdecker. 203. — Die Haſen in d. Haſenhaide. 1717. — Feſt der Handwerker.*) 110. — Die beiden Hofmeiſter. 1636. — Ein kleiner Irrthum. 989. — Liſt u. Phlegma.*) 355. — Paris in Pommern. 295. — Reiſe auf gemeinſchaftl. Koſten. 30. — Schlafrock u. Uniform. 725. — Nach Sonnenuntergang. 1207. — Von Sieben die Häßlichſte. 175. — 7 Mädchen in Uniform. 226.
Anicet-Bourgeois, Die Gebieterin von St. Tropez. 2240.
Annolied. 1416.
Anthologie, Griechiſche. 1921—1924
Anton, Schaum. 3009.
Apel, Junge Männer u. alte Weib. 467.
Apel u. Laun, Geſpenſterb. 1791—95.
Apulejus, Amor und Pſyche. 486.
Archenholtz, 7jähr. Krieg. 134—137.
Ariſtophanes, Die Acharner. 1119. — Die Fröſche. 1154. — Die Vögel. 1380.
Ariſtoteles, Die Poetik. 2337.
— Verfaſſung von Athen. 3010.
Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben. 2893—2895.
— Gedichte. 3081. 3082.
Arnim, Drei Novellen. 1 97.
— Die Kronenwächter. 1504—1506.
— Die Verkleidungen des franzöſiſchen Hofmeiſters. 128.
Arnim, Bettina von, Goethes Briefwechſel m. einem Kinde. 2691–95.
Arnim-Brentano, Des Knaben Wunderhorn. 1251—1256.
Arnold, Pfingſtmontag. 2154. 2155.
—, **Edwin,** Leuchte Aſiens. 2941/42.
—, **F.,** Der Kanarienvogel. 3159.
Arnould und Fournier, Der Mann mit der eiſernen Maske. 1887.
Arioſto's raſend. Roland. 2393–2400.
Aucaſſin und Nicolete. 2848.

---

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1 50 zu haben.

Augier, Die Abenteurerin. 856. — Demimonde-Heirath. 1126. — Laïs. 2414. — Haus Fourchambault. 1072. Gabrielle 1155. — Goldprobe. 1434. Die arme Löwin. 1104. — Der Pelikan. 622. — Reichtum. 2947. — Schierlingsſaft. 1927. — Der Schwiegerſohn des Herrn Poirier. 1499. — Die Unverſchämten. 1729.
Auguſtinus, Bekenntniſſe. 2791—94.
Aurbacher, Ein Volksbüchlein. I. Thl. 1161. 1162. II. Thl. 1291. 1292.
Babo, Otto von Wittelsbach. 117.
— Der Puls. 217.
Bahlſen, Schulfeſtſpiele. 3127.
Balázs, Heitere Lebensbilder. 2899.
Balleſtrem, Ein Meteor. 1374.
Balzac, Die Blutrache. — Das Haus zur ballſpielenden Katze. — Die Mundtodterklärung. 1895. 1896.
— Chagrinleder. 2441—2443.
— Die Chouans. 1426—1429.
— Frau von 30 Jahren. 1963. 1964.
— Honorine. — Oberſt Chabert. 2107. 2108.
— Mercadet. 631.
— Vater Goriot. 2268—2270.
Banville, Gringoire. 1319.
Barrière, Am Klavier. 1488.
— u. Gondinet, Zerſtreut. 3067.
Baumann, Das Verſprechen hinterm Herd.*) 2422
Bayard, Gefangene der Czaarin. 1764.
— Richelieu's erſt. Waffengang. 1180.
— Der Pariſer Taugenichts. 1779.
— Vicomte v. Létorières. 649.
Beaumarchais, Barb. v. Sevilla. 600.
— Figaro's Hochzeit. 661.
— Die Schuld der Mutter. 1335.
Beaumont-Fletcher, Philaſter. 1169.
— Geiſt ohne Geld. 1226.
Beck, Geſch. e. deutſch. Steinmetz. 1377.
Beecher-Stowe, Onkel Tom's Hütte. [961—65.
Beer, Der Paria. 27.
— Struenſee. 299.
Bell, Jane Eyre. 2376—2380.
Bellamy, Ein Rückblick. 2661. 2662.
— Dr. Heidenhoffs Wunderkur. 2757.
— Miß Ludingtons Schweſter. 2807/8.
Belot, Artikel 47. 1379.
— Der Fall Calon. 3086/87.
Benzon, Surrogat. 1737.
Beovulf. Deutſch von Wolzogen. 430.
Béranger's Lieder. 452/53.
Berczik, Eheſtandsgeſchichten. 3240.
Berges, Amerikana. 2508. 2698. 2829. 3175. — Bunte Bilder aus dem New Yorker Leben. 2965.
Bergſöe, Delila u. and. Novellen. 2687.
— Geſpenſtergeſchichten. 996.
— Italieniſche Novellen. 786. 787.
Bern, Auf ſchwankem Grunde. 605. — Deklamatorium. 2291—95. — Geſtrüpp. 785. — Deutſche Lyrik. 951-55
— Meine geſchiedene Frau. 1011.
Bernard, Die Löwenhaut. 2074.
Bernſtein, Blau. 3254.
— Coeur-Dame. 2424.
— Mein neuer Hut. 1552.
— Ein Kuß. — Ritter Blaubart. 2234.
Berſezio, Galatea. - Verkannt. Genie.
— Der Hund des Blinden. 2896/97.
Berton, Nur nicht Fluchen! 1783.
Bhavabhuti, Malati u. Madhava. 1844
Biernatzki, Die Hallig. 1454. 1455.
Bikelas, Lukis Laras. 1968. 1969.
Bittong u. Buſch, Plaudertaſche. 1747.
Björnſon, Arne. 1748. — Der Brautmarſch. 950. - Ein fröhlicher Burſch. 1891. — Kleine Erzählungen. 1867.
— Das Fiſchermädchen. 858. 859.
— Ein Falliſſement. 778. — Ein Handſchuh. 2437. — Leonarda. 1233
— Die Neuvermählten. 592. — Synnöve Solbakken. 656. — Das neue Syſtem. 1358. — Ueber die Kraft. 2170. — Zwiſchen den Schlachten. 750.
Black, Prinzeſſin v. Thule. 2416–2420.
Blanche, Erzählungen des Küſters zu Danderyd. 791. 792.
Blum, Der Ball zu Ellerbrunn. 601. — Erziehungs-Reſultate. 612. — Ein Herr und eine Dame. 776. — Ich bleibe ledig. 637. — Die Mäntel. 835.
— Secretair und der Koch. 1325.
Blumauer, Aeneis. 173. 174.
Blumenhagen, Luthers Ring. 568.
— Hannovers Spartaner. 1002.
Blumenthal, Die Teufelsfelſen. 1468.
Blüthgen, Die ſchwarze Kaſchka. 1597.
Böcker, Huldigung der Künſte. 1390.
Boëtius, Tröſtungen d. Philoſophie. 3154/55.

---

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

Bögh, Humor. Vorleſung. 1062. 1240.
— Der Theaterkobold. 2467.
Bohrmann-Riegen, Verlor. Ehre. 857.
Bojardo's Verliebt. Roland. 2161–68.
Börne, Aus meinem Tagebuche. 279.
— Ausgew. Skizzen. 11. 109. 182.
Bornier, Die Tochter Rolands. 1282.
Bötticher, Allotria. 3160.
— Schnurrige Kerle. 3040.
Bouilly, Der Abbé de l'Epée. 1020.
Boyeſen, Gunnar. — Unter dem Gletſcher. 2342. 2343.
— Ein Kommentar zu Goethe's Fauſt. 1521. 1522.
Bowitſch, Marienſagen. 272.
— Sindibad. 342.
Brant, Narrenſchiff. 899. 900.
Brandt, Im Froſchteiche. — Aus den höchſten Kreiſen. 990.
Bremer, Die Nachbarn. 1003—1006.
Bremer, Friedrich, Handlexikon der Muſik. 1681—1686.
Brentano, Geſchichte v. brav. Kasperl und dem ſchönen Annerl. 411.
— Gockel, Hinkel u. Gackeleia. 450.
Brentano, Fritz, Heitere Geſchichten. 2330. 2564. 3068. 3246.
Bretzner, Das Räuſchchen. 686.
Bret Harte, Californ. Erzählungen. 571. 607. 629. 671. 712. 1069. 1127. 1164. 1204. 1230.
— Gabriel Conroy. 771—75.
— Geſchichte einer Mine. 1039. 1040.
— Männer von Sandy-Bar. 916.
— Thankful-Bloſſom. 870.
Brillat-Savarin, Phyſiologie des Geſchmacks. 1971—1974.
Brink, Jeanette und Juanito. 1508.
Brockes, Ird. Vergnüg. in Gott. 2015.
Brugſch-Paſcha, Aus dem Morgenlande. 3151/52.
Bruhnſen, Verfehltes Leben. — Der tolle Geiger. 3038.
Brümmer, Lexikon d. deutſch. Dichter bis Ende des 18. Jahrh. 1941–45.
— Lexikon der deutſchen Dichter des 19. Jahrh. 1981—1990.
Bülau, Geh. Geſchichten. 2740. 2959. 3106. 3214.
Bulla, Ein neuer Hausarzt. 1846.
— Der Liebe-Verein. 2446. [2554.
Büller u. Voges, Engelmanns Rache.
Bülow, Der arme Mann im Tockenburg. 2601. 2602.
Bulthaupt, Die Arbeiter. 3085.
— Copiſten. — Lebende Bilder. 1340
— Corſiſches Trauerſpiel. 369.
Bulwer, Eugen Aram. 1401—1405 Das Mädchen von Lyon. 949. — Pelham. 1041—1045. — Pompeji. 741—745. — Rienzi. 881—885.
Bunge, Der Herzog v. Kurland. 318.
— Die Zigeunerin. 1085.
Burg, Der Gedichtſteller. 2663.
Bürger, Gedichte. 227—229.
— Münchhauſens Abenteuer. 121.
Burghardt, Epiſche Gedichte. 160.
Burns' Lieder und Balladen. 184.
Buſch, **Bernh.**, In einer Stunde. — Ein Portemonnaie. 1585.
—, **Gerhard**, Gedichte. 382.
Byr, Lady Gloſter. 391.
Byron, Cain. 779. — Der Gefangene von Chillon. — Mazeppa. 557. — Der Gjaur. 669. — Ritter Harold. 516. 517. — Der Korſar. 406. — Lara. 681. — Manfred. 586.
Caballero, Arme Dolores. 1709.
— Servil und liberal. 1239.
Calderon, Andacht zum Kreuze. 999.
— Der ſtandhafte Prinz. 1182.
— Der Arzt ſeiner Ehre. 590.
— Das Leben ein Traum. 65.
— Der Richter von Zalamea. 1425.
Calmberg, Theodor Körner. 673.
— Der Sekretär. 993.
Camoes, Die Luſiaden. 1301—1303.
Carlſſen, D. Töcht. v. Wiedenau. 1189.
— Aus den Lehrjahren eines Strebers. 1486. 1487.
Caſanovas Gefangenſchaft. 687.
Cäſar, Der Bürgerkrieg. 1091. 1092.
— Der Galliſche Krieg. 1013—1015.
Caſpar, Als deutſcher Spion in Frankreich gefangen. 2901.
Caſtelli, Die Schwäbin. 3229.
Caſtelnuovo, Novellen. 2011.
Caßmann u. Tegeler, Wat ut en Scheper warden kann. 2439.
Cavallotti, Das Hohe Lied. 3056.
Cech, Unter Büchern u. Menſchen. 1648
— Novellen. 1854.
Cervantes, Cornelia. 151. — Don Quijote. 821—30. — Precioſa. 555.
Chamiſſo, Gedichte. 314—317.
— Peter Schlemihl. 93.
Chateaubriand, Atala. — René. — Der letzte Abencerrage. 976. 977.

Cherbuliez, Tôterol's Idee. 1383–85.
Chineſiſche Gedichte. 738.
Chriſtianſen, Peter Plus. 2958.
— Der Graf Koſtia. 2296—2298.
Cicero, Cato der Aeltere. 803. — 3 Bücher über die Pflichten. 1889. 1890. — Lälius. 868. — Reden. 1148. 1170. 1237. 1268. 2233. — Scipio's Traum. 1827.
Claudius' Ausgew. Werke. 1691–1695.
Clauren, Mimili. 2055.
— Der Bräutigam aus Mexiko. 2127.
— Der Wollmarkt. 2086.
Collin, Regulus. 329.
Collins, Ohne Namen. 3046—3050.
Colombi, Italieniſche Kleinſtädter u. andere Erzählungen. 2254. 2255.
Combe, Electric-Electrac. 2565.
— Der arme Marcel. 2428. 2429.
Comedie v. d. Geburt Chriſti. 2071.
Conſcience, Der arme Edelmann. 929. — D. Geizhals. 1298. — Der Rekrut. 1208. — Die hölzerne Clara. 1789.
Conteſſa, Das Räthſel. 572.
Conway, Erinnern. 3236/37.
Cooper, Der letzte Mohikan. 875—877.
— Der Spion. 1016—1018.
Coppée, Der Schatz. 1456.
Cordelia, Erſte Kämpfe. — Mutter u. Sohn. — Villa Eugenia. 2464/65.
Corneille, Der Cid. 487. — Cinna. 1397. — Horatius. 705. — Der Lügner. 1217. — Polyeuct der Märtyrer. 577. — Rodogune. 528.
Cornelius, König und Dichter. 59.
— Platen in Venedig. 103.
— Verhängnißvolle Perrücke. 126.
Cosmar, Die Liebe im Eckhauſe. 420.
— Drei Frauen auf einmal. 1228.
Coſſa, Nero. 591.
Cottin, Eliſabeth. 1958.
Cramm, Schlittenrecht. 2252.
Cremer, Holländ. Novellen. 1051-1055
Crome-Schwiening, Humoriſt. Kleinigkeiten. 2827.
Cronheim, Fähnrichsgeſchichten. 1736.
Csiky, Alte Sünden. 2636. 2637.
Çûdraka, Vaſantaſênâ. 3111/12.
Cumberland, Der Jude. 142.
Cuno, Räuber auf Maria Kulm. 2507.
Danilewski, Familienchronik. 602. 603 – Nonnenklöſter i. Rußland. 751–55. – Mirowicz. 1351–1355. – Nach Indien. 1549–50. – Pioniere d. Oſtens. 542–545. – Potemkin. 1167. 1168.
Dante, Göttliche Komödie. 796—800.
— Das Neue Leben. 1153.
Danz, Die beiden Finkenſteins. 1570.
Darwin, Die Abſtammung des Menſchen. I. 3216–20. — II. 3221–25.
— Entſtehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. 3071—76.
Daudet, Briefe aus meiner Mühle. 3227/28. — Fromont jun. & Risler ſen. 1628—30. — Das Hindernis. 2902. — Künſtler-Ehen. 1577. — Tartarin aus Taraſcon. 1707.
Daudet-Ritter, Neue Liebe. 967.
Decourcelles, Ich ſpeiſe bei meiner Mutter. 847.
Degen, In der Kaſerne. 2589.
— Aus d. Militärleben. 2668. 2835. 3043.
Deinhardſtein, Hans Sachs. 3215.
Delacour u. Hennequin, Die Roſa-Dominos. 2658.
Delavigne, Ludwig XI. 567.
— Schule der Alten. 1236.
Delmar, Die Ahrenshooper. 3153.
Demoſthenes' Rede für die Krone. 914.
— Olynthiſche Reden. 1080.
— Philippiſche Reden. 957.
Deniſon, So'n Mann wie mein Mann. 2141. 2142.
Déscartes, Betrachtungen über die Grundlagen d. Philoſophie. 2887.
Detmold, Randzeichnungen. — Anleit. zur Kunſtkennerſchaft. 2230.
Deutſcher Minneſang. 2618. 2619.
Dickens, Copperfield. 1561—1563. — Harte Zeiten. 1308–1310. — Heimchen am Herde. 865. — Londoner Skizzen. 1157—1160. — Martin Chuzzlewit. 1771-1778. - Der Kampf d. Lebens. 960. — Nikolas Nickelby. 1271–78. — Oliver Twiſt. 593-596. — Die Pickwickier. 981-986. — Zwei Städte. 891–894. — Die Sylveſter-Glocken. 806. — Der Verwünſchte. 1469. — Der Weihnachtsabend. 788.
Diderot, Rameaus Neffe. 1229.
— Der Hausvater. 2336.
Doebber, Dolcetta.*) 3092.
Donnelly, Cäſars Denkſäule. 3028–30.

---

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

Dörr, Suchet, ſo werd. ihr find. 2413.
Doſtojewskij, Erzählungen. 2126.
— Memoiren aus einem Totenhaus. 2647—2649.
— Schuld und Sühne. 2481-2485.
Drachmann, See= und Strandgeſchichten. 2478. 2479.
Dramatiſche Zwiegeſpräche. 3088. 3130.
Dräxler=Manfred, Marianne. 264.
Dreyer, Der Bergfex.*) 2944.
Dreyfuß, Sprechſtunde v.1-3 U. 2881.
Droſte=Hülshoff, Judenbuche. 1858.
— Gedichte. 1901—1904.
Duesberg, Verſchwunden. 3156.
Dufresne, Dameſpiel. 1965. 1966.
— Schachſpiel. 1411—1415.
— Schachaufgaben. 1. Theil. 1509. 1510. 2. Theil. 1734. 1735. 3. Theil. 2346. 2347. [2726/27.
— Buch der Schachmeiſterpartien.
Dumanoir, Don Cäſar von Bazan. 2075.
Dumas, Kean. 794.
— Aufforderung zum Tanze. 1663.
— Fräulein von Belle=Isle. 1152.
— Fräulein von St. Cyr. 1238.
— Der Mann der Wittwe. 1220.
— Die drei Musketiere. 2021–2026.
— Die ſchwarze Tulpe. 2236. 2237.
Dumas (Sohn), Demi=Monde. 530.
— Cameliendame. 245.
— Deniſe. 2685.
— Die Fremde. 3078.
— Ein Freund der Frauen. 2878.
— Der natürliche Sohn. 1285.
— Francillon. 2568.
— Vater und Sohn. 2635.
— u. d'Artois, Der Fall Clémenceau. 2671.
Dupaty, Frauen unter ſich. 947.
Du Prel, Rätſel des Menſchen. 2978.
— Der Spiritismus. 3116.
Dygaſinsky, Auf dem Edelhofe. 2018.
Eberhard, Hancher u. d. Küchlein. 713.
Echegaray, Wahnſinn od. Heiligkeit. 2509.
Eckardt, Sokrates. 888.
Eckermann, Geſpräche mit Goethe. 2005—2010.
Eckſtein, Der Beſuch im Carcer. 2340.
— Humoresken. 621. 1640.
Eckſtein, Maria la Brusca. 1721.
— Pariſer Leben. 740. 759. 780. 840.
Edda. Deutſch v Wolzogen. 781—784
Edler, Notre Dame des Flots. — Eine Glocknerfahrt. 2128.
Eggleſton, Weltuntergang. 2405/6.
v. Eichendorff, Gedichte. 2351—2353.
— Das Marmorbild.— Das Schloß Dürande. 2365. — Aus dem Leben eines Taugenichts. 2354.
Einhard, Leben Karls d. Gr. 1996.
Eliot, Adam Bede. 2431—2436.
— Die Mühle am Floß. 2711–2716.
— Silas Marner. 2215. 2216.
Engel, Der Philoſoph. 362. 363.
— Herr Lorenz Stark. 216.
d'Ennery, Bajazzo u. Familie. 2089.
Eötvös, Der Dorfnotar. 931—935.
— Die Müllerstochter. 2374.
Epiktets Handbüchlein d. Moral. 2001
Erasmus, Lob der Thorheit. 1907.
Erckmann=Chatrian, Geſchichte eines a. 1813 Conſcribirten. 1459. 1460.
— Freund Fritz. 2945. 2946.
— Madame Thereſe. 1553. 1554.
— Die Rantzau. 2548.
— Waterloo. 1997. 1998.
Etlar, Arme Leute. 1588. 1589.
Eulenſpiegel. 1687. 1688.
Euler, Algebra. 1802—1805.
Euripides, Alkeſtis. 1337. — Hekabe. 1166. — Bakchantinnen. 940. — Iphigenie in Tauris. 737. — Medea. [849.
Ewald, Blanca. 1727. 1728.
Faber, Der freie Wille. 2987.
— Goldene Lüge. 3126.
Farina, Blinde Liebe. — Laurina's Gatte. 1797. 1798.
— Herr Ich. 3063. [1928–30.
— Die Liebe hat hundert Augen.
— Der Schatz Donnina's. 2047—49.
Fels, Roderich, Olaf. 1655.
— Der Schelm von Bergen. 1546.
Fénelon, Erlebniſſe des Telemach 1327—1330.
Ferrari, Die beiden Damen. 1132.
Feſtſpiele. 2669. 2964. 3277.
Feuchtersleben, Diätetik d. Seele. 1281
Feuerwehrliederbuch. 2995.
Feuillet, Dalila. 618. — Ein armer Edelmann. 1859. — Eine vornehme Ehe. 554. — Montjoye. 944. —

---

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

Scylla und Charybdis. 2697. –
Die Untröſtlichen. 305.
Fichte, Ueber den Gelehrten. 526. 527.
— Die Beſtimmung des Menſchen. 1201. 1202.
— Geſchloſſene Handelsſtaat. 1324
— Reden a. d. dtſche. Nation. 392/93.
Fiedler, Frauenherzen. 360.
Fielding, Tom Jones. 1191—1198.
Fiſchart, Das Jeſuiterhütlein. 1165.
— Glückhafte Schiff v. Zürich. 1951.
— Die Flohhatz. 1656.
Flaubert, Salambo. 1651—1654.
Fleming, Dichtungen. 2454. 2455.
Florian, Wilhelm Tell. 2129.
Flygare-Carlen, Die Roſe v. Tiſtelö. 1491—1495.
Foe, Robinſon Cruſoe. 2194. 2195.
Foscolo, Ortis' Briefe. 246. 247.
Fouqué, Undine. 491.
Franklins Leben. 2247. 2248.
Franzos, Die Hexe. 1280.
Fredro, Der Mentor. 1569.
— Doctor Müller. — Prüfe, wer ſich ewig bindet. 1596.
— Seine einzige Tochter. 1557.
Freidanks Beſcheidenheit. 1049. 1050.
Frenzel, Das Abenteuer. 1601.
— Der Hausfreund. 1820.
— Die Uhr. 1435.
Frerking, Kurirt. — Ein Geheimnis. — Angenehme Ueberraſchung. 1835.
Freſenius, Die Lebensretter. 433.
— Allzu ſcharf macht ſchartig. 515.
— Ein ſchlimmer Handel. 3247.
Freund, Rätſelſchatz. 2091—2095.
Fried, Lexikon deutſch. Citate. 2461/63.
— Lexikon fremdſprachlicher Citate. 2538—2540.
Friedmann, Kirchenraub. — Falſche Freundſchaft. 2260. — Lebensmärchen. 1250. — Todesring. — Venusdurchgang. 2430. — Vertauſcht. 1037. — D. letzte Schuß. — Erzhlg. d. Henkers von Bologna. — Ein Kind ſeiner Zeit. 2871/72. — Ruſſiſche Rache. — Der neue Aktäon. 3272.
Friedrich der Große, Über die deutſche Litteratur. 2211.
Fritz (Singer), Briefe eines Junggeſellen. 3200.
Fritze, Indiſche Sprüche. 1408.
Fuchs-Nordhoff, Eine anonyme Korreſpondenz. 2003.
Fulda, Die Aufrichtigen. 2770.
— Unter vier Augen. 2300.
— Das Recht der Frau. 2358.
— Die wilde Jagd. 3044.
Fürth, Gaſton. 2986.
Gadermann, C. Krüger. 1078. [1786.
Gaillardet, Margarethe v. Burgund.
Gaſtineau, Die Ballſchuhe. 2029.
Gaudy, Ludwiga. 376.
— Schneidergeſell. 289.
— Venetianiſche Novellen. 941–943.
— Schülerliebe u. and. Erzähl. 2319.
Geijer, Gedichte. 352. [3008.
Geijerſtam, Mutter Lenas Junge.
Gellert, Fabeln u. Erzähl. 161. 162.
— Geiſtliche Oden und Lieder. 512.
Genſichen, Michael Rey. 2563.
George, Fortſchritt u. Armut. 2931-35.
Gerhardt's geiſtl. Lieder. 1741–1743.
Gerſtenberg, Ugolino. 141.
Gerſtmann, Die Leute von Hohen-Selchow. 1908.
Geyer, Bethlehem. Kindermord. 1979.
Giacoſa, Der rothe Graf. 1624.
Girardin, Furcht vor der Freude. 975.
— Lady Tartüffe. 679.
— Die drei Lebemänner. 2109.
— Des Uhrmachers Hut. 509.
— Die Schuld einer Frau. 2036.
Girndt, Am andern Tage. 2246.
— Dreizehn. 2951.
Girſchner, Muſik. Aphorismen. 2401.
Giſeke, Die beiden Caglioſtro. 408.
— Bürgermeiſter von Berlin. 480.
Glaſer, Schloß Kattenheim. 1650.
Gleim, Ausgew. Werke. 2138. 2139.
Gobineau, Aſiatiſche Novellen. 3103/4.
Godin, Eine Kataſtrophe. 1842. 1843.
— Die Madonna mit den Lilien und andere Erzählungen. 2087.
Goethe, Clavigo. 96. — Egmont. 75. — Fauſt. 1. u. 2. Theil. 1. 2. — Die Geſchwiſter. — Die Laune des Verliebten. 108. — Götz von Berlichingen. 71. — Götz von Berlichingen. (Bühnenausgabe). 879. — Hermann und Dorothea. 55. — Iphigenie auf Tauris. 83. — Mahomet. 122. — Die natürliche Tochter. 114. — Die Mitſchuldigen. 100. — Reineke Fuchs. 61. — Stella 104. — Torquato Taſſo. 88. — Werthers Leiden. 67. — Tancred. 139.
Goethe-Schillers Xenien. 402. 403.

Goethes Mutter, Briefe. 2786-88.
Gogol, Phantaſien und Geſchichten. 1716. 1744. 1767. 1836. — Der Reviſor. 837. — Die todten Seelen. 1. Theil. 413. 414. 2. Theil. 1466. 1467. — Taras Bulba. 997. 998.
Goldoni, Diener zweier Herren. 463.
— Die neugierigen Frauen. 620.
— Der Fächer. 674.
— Impreſario von Smyrna. 1497.
— Pamela. 3148.
Goldſmith, Landprediger. 286. 287.
— Nacht der Täuſchungen. 2106.
Goncourt, Renée Mauperin. 2136/37.
Gondinet, Der Klub. 1975.
Gontſcharow, Abſturz. 2243—2245.
Görlitz, Kriminalverbrecher. 1450.
— Ein weiblicher Gutsherr. 1419.
— Eine Nacht im Hyacinthen-Tunnel. 1745.—Die Romanheldin. 1527. — Vergeßlichkeit. 1819.
Gotthelf, Ausgew. Erzählungen u. Bilder. I. 2423.
— Uli der Knecht. 2333—2335.
— Uli der Pächter. 2672—2675.
Gottſchall, Die Adlerhexe. 2608.
— Leſefrüchte. 2670.
— Maria de Padilla. 2550.
— Roſe vom Kaukaſus. 280.
— Schulröschen. 2210.
— Der Spion von Rheinsberg. 2187.
— Der Verräter. 2570.
— Die zehnte Sprache. — Der Zeuglieutenant. 2474.
Gottſched, Sterbender Cato. 2097.
Götz von Berlichingens Lebensbeſchreibung. 1556.
Govean, Die Waldenſer. 63.
Gozlan, Gott ſei Dank, der Tiſch iſt gedeckt. 1394.
Gozzi, Das laute Geheimnis. 757.
Grabbe, Gothland. 201. 202. — Don Juan und Fauſt. 290. — Napoleon. 259.-Scherz, Satire, Ironie ꝛc. 397.
Gracian's Handorakel. 2771. 2772.
Greinz, Die Steingruberiſchen. — Der Kooperator. 3186.
Greſſet, Vert-Vert. — Das lebendige Chorpult. 2506.
Gréville, Doſia. 2002.
— Gefahr. 3258—60.
Grimm, Brüder, Fünfzig Märchen. (Illuſtriert.) 3179/80.
— Sämtliche Märchen. 3191—96.
Grimmelshauſen, Der abenteuerliche Simpliciſſimus. 761—765.
Groner, Zwei Kriminalnovellen. 3157.
Groſſi, Marco Visconti. 1631—1634.
Groß, Drei Geſchichten. 2307.
Groß v. Trockau, Ich heirate meine Tochter. 1995.
Grünſtein, Die Milchſchweſter. 1260.
Gryphius, Herr Peter Squenz. 917.
Gudrun. Deutſch v. Junghans. 465. 466.
Gumppenberg, Minnekönigin. 3198.
Gunnlaug Schlangenzunge. 2756.
Günther, Gedichte. 1295. 1296.
Güthner, Die Wahl. 1122.
Gyulai, Der letzte Herr eines alten Edelhofes. 579.
— Ein alter Schauſpieler. 250.
Habberton, Allerhand Leute. 1517/18.
— Andrer Leute Kinder. 2103-2105.
— Frau Marburgs Zwillinge. 2750.
— Helene's Kinderchen. 1993. 1994.
Haber, An der Moſel. 2536.
Hackenthal, Eine Ehe von heut. 1265.
Hackländer, Der geheime Agent. 2290.
— Magnetiſche Kuren. 2341.
Haek, Phantaſie- u. Lebensbilder. 2860
Haffner, Der verkaufte Schlaf. 255.
Hagedorn, Gedichte. 1321—1323.
Hals oder Peinl. Gerichtsordg. 2990.
Hamann, Magi und Sokratiſche Denkwürdigkeiten. 926.
Hamm, Wilhelm, Gedichte. 441.
— In der Steppe. 1336.
Hammer, Schau um dich und ſchau in dich. 3024.
Hartmann v. Aue, Gregorius. 1787.
— Der arme Heinrich. 456.
Hartzenbuſch, Liebende v. Teruel. 459.
Hauff, Das Bild des Kaiſers. 131. — Bettlerin vom Pont des Arts. 7. — Jud Süß. 22. — Mann im Monde. 147. 148. — Memoiren des Satan. 242—244. — Lichtenſtein. 85—87. — Märchen. 301—303. — Othello. 200. — Phantaſien im Br. Rathskeller. 44. — Ritter von Marienburg. 159. — Die Sängerin. 179.
Haug, Sinngedichte. 1136.
Häußer, Der Bergſchreck. 2349.
Hawthorne, Archib. Malmaiſon. 3164.
Hebbel, Gedichte. 3231—34.
— Gyges und ſein Ring. 3199.
— Herodes u. Mariamne. 3188.
— Judith. 3161.

Hebbel, Maria Magdalene. 3173.
— Die Nibelungen. 3171/72.
Hebel, Allemanniſche Gedichte. 24.
— Schatzkäſtlein. 143. 144.
Hedberg, Die Hochzeit zu Ulfoſa. 628.
Hegner, Die Molkenkur. 296. 297.
Heiberg, König Midas. 2654.
Heidenſtam, Endymion. 2952. 2953.
Heigel, Freunde. 1120. — Das ewige Licht. 915. — Marfa. 804. — Moſaik. 2200. — Der Theaterteufel. 980. — Die Veranda am Gardaſee. 1131.
Heine, Buch der Lieder. 2231. 2232.
— Neue Gedichte. 2241.
— Atta Troll. — Deutſchland. 2261.
— Die Harzreiſe. 2221.
— Memoiren. 2301.
— Der Rabbi von Bacharach. — Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski. 2350.
— Romanzero. 2251.
Helbig, Gregor der Siebente. 1036.
— Komödie auf d. Hochſchule. 956.
Hell, Der Hofmeiſter in tauſend Aengſten. 2498.
— Drei Tage aus dem Leben eines Spielers. 2606.
Helmer, Prinz Roſa-Stramin. 2664.
Henle, Aus Goethes luſt. Tagen. 2998.
— Der Erbonkel. 2325.
— Durch die Intendanz. 2834.
— Entehrt. 2767.
Henzen, Martin Luther. 1920.
— Schiller und Lotte. 2766.
Herbart, Umriß pädagogiſcher Vorleſungen. 2753. 2754.
Herbſt-Wittmann, Dilettantenbühne. [2778.
Herder, Der Cid. 105. — Legenden. 1125.
— Stimmen der Völker. 1371–1373.
Hermann, Das Verlobungsbad. 2312.
Hermannsthal, Ghaſelen. 371.
Herodotos Geſchichten. 2201—2206.
Herrig, Aufſ. über Schopenhauer. 3187
Hertwig, Goldhärchen. 2196.
— Marienkind. 2486.
Hertz, Einquartierung. 1046.
— Die Sparkaſſe. 1145.
— König René's Tochter. 190.
Hertzka, Reiſe nach Freiland. 3061/62.
Herzen, Wer iſt ſchuld? 1807—1809
Herzl, Der Flüchtling. 2387.
Heyden, Das Wort der Frau. 1660.
Heyſe, Paul, Zwei Gefangene. 1000.
Hildebrand, Die Familie Kegge. 648.
Hildeck, Sie hat Talent. 2427.
Hilfsbuch, engl.-franzöſ.-deutſches. [3241—45.
Hill, Diana. 2736.
Hillern, Augen der Liebe. 1061.
Hippel, Ueber die Ehe. 1959. 1960.
Hochzeit Scherz und Ernſt. I. 2879.
Höcker, Leichtſinniges Volk. 3212.
Hoei-lan-ki. (Der Kreidekreis.) 768
Hoffmann, Doge und Dogareſſe. — Des Vetters Eckfenſter. 464. — Elixire des Teufels. 192—194. — Das Fräulein v. Scuderi. 25. — Der goldne Topf. 101. — Das Majorat. 32. — Meiſter Martin. 52. — Nußknacker u. Mauſekönig. 1400. – Kater Murr. 153—156. — Der Sandmann. 230. — Klein Zaches. 306.
Holberg, Politiſche Kannengießer. 198
Hölderlin, Gedichte. 510.
— Hyperion. 559. 560.
Hölty, Gedichte. 439.
Homer, Froſchmäuſekrieg. 873. - Ilias. 251—53. — Odyſſee. 281—83.
Höppner, Komiker u. Soubrette. 2526.
Horaz Werke. 431. 432.
Hoſtrup, Eva. 1430.
Houwald, Das Bild. 739.
— Die Heimkehr. 758.
— Der Leuchtthurm. 717.
Hufeland, Makrobiotik. 481—484.
Hugo, Victor, Angelo. 1147. — Der König amuſirt ſich. 729. — Lucrezia Borgia. 2404. — Hernani. 1093. — Marion Delorme. 1448. — Ruy Blas. 1205. — Notre-Dame in Paris. 1911—1916. — Maria Tudor. 2566.
Humboldt, Alex. v., Anſichten der Natur. 2948—2950.
—, **W. v.**, Briefe. 1861-1865.
— Aeſchylos' Agamemnon. 508.
— Die Grenzen der Wirkſamkeit des Staats. 1991. 1992.
Hunt, Leigh, Liebesmähr v. Rimini. Deutſch v. Meerheimb. 1012.
Hutt, Das war ich. 424.
Hutten, Geſprächbüchlein. 2381. 2382.
Jacobſen, Niels Lyhne. 2551. 2552.
— Sechs Novellen. 2880.
Jacobſon, Ein gemachter Mann. 2265.
— Der Mann im Monde. 2977.
— u. Girndt, Weißer Rabe. 2359.
Jaenicke, Glück. 3114.
Jahn, C., Hundertſte Schimmel. 2859.

Jahn, Fr. Ludwig, Deutſches Volkstum. 2639. 2640.
Jahn, R., Humor. Erzählungen. 3276.
James, Eugen Pickering. 1058.
Jantſch, Die Eſelshaut. 3197.
— Ein Excommunicirter. 566.
— Kaiſer Joſef II. u. die Schuſterstochter. 524.
— u. **Calliano,** Ferd. Raimund. 2989.
Jároſy, Ja, ſo ſind ſie! 3257.
— Im Schneegeſtöber. 1479.
— Seine Ottilie. 1894.
Jarz, Die letzten Kämpfe um die Mexikaniſche Kaiſerkrone. 2600.
Ibſen, Baumeiſter Solneß. 3026. — Brand. 1531. 1532. — Der Bund d. Jugend. 1514. — Das Feſt auf Solhaug. 2375. — Die Frau vom Meer. 2560. — Frau Inger auf Öſtrot. 2856. — Geſpenſter. 1828. — Hedda Gabler. 2773. — Die Komödie der Liebe. 2700. — Kaiſer und Galiläer. 2368. 2369. — Die Kronprätendenten. 2724. — Nora. 1257. — Nordiſche Heerfahrt. 2633. — Stützen der Geſellſchaft. 958. — Ein Volksfeind. 1702. — Gedichte. 2130. — Peer Gynt. 2309. 2310. - Rosmersholm. 2280. — Die Wildente. 2317.
Jean Paul, Flegeljahre. 77—80. — Hesperus. 321—326. — Der Jubelſenior. 457. 458. — Immergrün u. and. Kleinere Dichtungen. 1840. — Kampaner Thal. 36. — Dr. Katzenberger. 18. 19. — Der Komet. 221—224. — Levana. 372—374. — Quintus Fixlein. 164. 165. — Schmelzle's Reiſe. 293. — Schulmeiſterlein Wuz. 119. — Siebenkäs. 274—277. — Titan. 1671—1678.
Jenſen, Hunnenblut. 3000.
Jerrold, Frau Kaudels Gardinenpredigten. 388. 389.
Iffland, Dienſtpflicht. 1558. — Die Hageſtolzen. 171. — Die Jäger. 20. — Der Spieler. 106.
Ille, Kaiſer Joſeph II. 1999.
Immermann, Alexis. 494. 495. — Andreas Hofer. 260. — Epigonen. 343-347. — Münchhauſen. 265-270. — Carneval und Somnambüle. 395. — Die ſchelmiſche Gräfin. 444. — Merlin. 599. — Der neue Pygmalion. 337. — Tulifäntchen. 300. — Triſtan und Iſolde. 911—913.
Joël's Kochbuch. 1073—1076.
Jókai, Traurige Tage. 581—583. — Die Dame mit den Meeraugen. 2737—2739. — Die goldene Zeit in Siebenbürgen. 521—523. — Auf der Flucht. 425. — Ein Goldmenſch. 561—565. — Ein ungariſcher Nabob. 3016—20. — Zoltár Karpáthi. 3121—25.
Joly, Vroni.*) 3210.
Jóſika, Abafi. 1134. 1135.
Joſt, Chriſtlich oder Päpſtlich? 1179
Iriarte, Litterariſche Fabeln. 2344
Irving, Alhambra. 1571—1573.
— Skizzenbuch. 1031—1034.
Iſokrates' Panegyrikus. 1666.
Julius, Wie 2 Tropfen Waſſer. 455.
Jünger, Die Entführung. 864.
— Er mengt ſich in Alles. 195.
Junggeſellenbrevier. 2707.
Juſtinus, Die Eheſtifterin. 2242.
— Griechiſches Feuer. 2238.
— In der Kinderſtube. 2594.
— Liebesprobe. 2345. [663—67.
Jung-Stillings Lebensgeſchichte
Juſtus, Strandgeſchichten. 3230.
Kalidaſa, Urvaſi. 1465.
— Malavika und Agnimitra. 1598.
— Sakuntala. 2751.
Kaliſch, Doktor Peſchke.*) 2838.
— Ein gebildeter Hausknecht. 3007.
Kant, Kritik der reinen Vernunft. Herausgeg. v. K. Kehrbach. 851-855.
— Von d. Macht d. Gemüths. 1136.
— Zum ewigen Frieden. 1501.
— Kritik der praktiſchen Vernunft. Herausg. v. K. Kehrbach. 1111. 1112.
— Kritik der Urtheilskraft. Herausgegeb. v. K. Kehrbach. 1027—1030.
— Naturgeſch. d. Himmels. 1954/55.
— Prolegomena. 2469. 2470.
— Die Religion. 1231. 1232.
— Der Streit der Facultäten. 1438.
— Träume ein. Geiſterſehers. 1320.
Kármán, Fanny's Nachlaß. 1378.
Käſtner, Sinngedichte ꝛc. 1035.
Katſcher, Aus England. 2020. 2189.
— Aus China. 2256.

---

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

Keller, G., Drei Novellen. 1247. 1248.
Keller, J., Ein Kater. 2222.
Kellner, Heliotrop. — Ein Küchendragoner. 1113.
Kellner, H., Nala u. Damayantî. 2116
Kennan, Ruſſiſche Gefängniſſe. 2924.
— Sibirien. 2741/42. 2775/76. 2883.
— Zeltleben in Sibirien. 2795–97.
Kielland, Garman & Worſe. 1528–30
— Novelletten. 1888.
— Neue Novelletten. 2134.
Kiſtner, Ein Schatz fürs Haus. 1617.
Kleiſt, E. Ch. v., ſämmtl. Werke. 211.
— H., Die Hermannsſchlacht. 348.
— Familie Schroffenſtein. 1768
— Käthchen v. Heilbronn. 40.
— Der zerbrochene Krug. 91.
— Der zerbr. Krug. (Bühnenausg.)
— Michael Kohlhaas. 8. [2304.
— Pentheſilea. 1305.
— Prinz von Homburg. 178.
— Verlobung in St. Domingo. — Der Findling. 358.
— Marquiſe von O... und andere Erzählungen. 1957.
Klingemann, Fauſt. 2609.
Klinger, Raphael de Aquillas. 383/84.
— Sturm und Drang. 248.
— Die Zwillinge. 438.
Klingner, Ludwig II. 2250.
Klopſtock, Meſſias. 721—724.
— Oden u. Epigramme. 1391–1393.
Knauff, Redaktionsgeheimniſſe. 2285.
Kneiſel, Sie weiß etwas! 3250.
Knigge, Reiſe nach Braunſchweig. 14.
— Umgang mit Menſchen. 1138–40.
Knortz, Gedichte. 578.
Köhler, Br., Dies und Das. 2988.
Köhler, Engliſches Taſchen-Wörterbuch. 1341—1345.
— Italieniſches Taſchen-Wörterbuch. 1541—1545.
— Franzöſiſches Taſchen-Wörterbuch. 1171—1175.
— Fremdwörterbuch. 1668—1670.
Konrad, Rolandslied. 2745—2748.
Konrad von Würzburg, Die Herzmäre. — Otto mit dem Barte. — Der Welt Lohn. 2855.
Kohn, Prager Ghettobilder. 1825/26.
Kolzow, Gedichte. 1961.
Kommersbuch. 2610.
Kopiſch, Gedichte: 2281—2283.
— Karnevalsfeſt auf Iſchia. — Entdeckung der blauen Grotte auf der Inſel Capri. 2907.
Körner, Erzählungen. 204.—Hedwig. 68. — Der grüne Domino. — Die Gouvernante. 220. — Leyer und Schwert. 4. — Nachtwächter. — Deutſche Treue. 185. — Roſamunde. 191. — Toni. 157. — Der Vetter aus Bremen. — Der vierjähr. Poſten. 172. — Zriny. 166.
Korolenko, Der blinde Muſiker. 2929.
— Das Meer. — In ſchlechter Geſellſchaft. 3098.
— Sibiriſche Novellen. 2867/68.
Kortum, Die Jobſiade. 398—400.
Korzeniowski, Szlachta. 1123. 1124.
Koſegarten, Jucunde. 359.
Kotzebue, Der Abbé de l'Epée. 1020.— Bayard. 127.— Arme Poet.— Ausbruch d. Verzweiflung. 189.— Edukationsrath. — Die Witwe u. das Reitpferd. 1659. — Blind geladen. — Roſen des Herrn von Malesherbes. 668.— Freimaurer.— Verſchwiegene wider Willen. 341.— Die reſpectable Geſellſchaft. — Eiferſüchtige Frau. 261.—Gefangene.— Feuerprobe. 1190.-Deutſche Kleinſtädter. 90. — Beiden Klingsberg. 310. — Menſchenhaß u. Reue. 102.
— Das neue Jahrhundert. 3099.
— Pachter Feldkümmel. 212. — Pagenſtreiche. 375. — Rehbock. 23.
— Poſthaus in Treuenbrietzen. 890.
— Schneider Fips. 132.-Die Stricknadeln. 115. — U. A. w. g. 199. — Die Unglücklichen. 2012. — Vielwiſſer. 585.—D. gerade Weg d. beſte. 146.—Wirrwarr. 163.—Der häusliche Zwiſt. 479. — Die Zerſtreuten.
—Landhaus an der Heerſtraße. 232.
Krackowizer, Dr., Naturgeſchichte des öſterreichiſchen Studenten. 2699.
Kraſinski, Irydion. 1519. 1520.
Kraſzewski, Der Dämon. 1395. 1396.
— Alte und neue Zeit. 1581.
— Hetmansſünden. 1711—1714.
— Jermola. 845. 846.
— Morituri. 1086—1090.
— Reſurrecturi. 1212—1215.
Kraßnigg, Militärerinnerungn. 2889.
Kraus, Die Meyeriade. 2980.
— u. Niedt, Papas Naſe. 3146.

Kreidemann, Reiſebekanntſchaften. 2676.
Kretzer, Der Baßgeiger. — Das verhexte Buch. 3207.
— Der Millionenbauer. 2828.
Krüger, Die Lady in Trauer. 2599.
Krummacher, Parabeln. 841—843.
Kruſe, Die Herzloſen. 2617.
Kſchemiſvara, Kauſika's Zorn. 1726.
Kühne-Harkort, Lebende Bilder. 2239.
Kürnberger, Der Amerikamüde. 2611—2615.
Labiche, Ich habe keine Zeit. 446.
— Der Kernpunkt. 2175.
— Ritterdienſte. 2743.
Lafontaine's Fabeln. 1718 1720.
Lamartine, Graziella. 1151.
— Raphael. 1524. 1525.
— Ausgewählte Dichtungen. 1420.
Lamennais' Worte d. Glaubens. 1462.
Landsberger, Zwei Uhr 46. 2367
Landſteiner, Erwin. 766.
Lang, Frauenliſt. 2957.
Lange, A-ing-fo-hi. 1458.
— Künſtlerleben. 1386. [1649.
— Recept gegen Schwiegermütter.
Laube, Demimonde-Heirath. 1126. — Eine weint, die Andre lacht. 580. — Hauptmann von der Schaarwache. 1026. — Marmorherzen. 1096. — Mitten in der Nacht. 525.
Laufs, Ein toller Einfall. 2799.
Laun, Mann auf Freiers Füßen. 1667.
Lauria, Sebetia. 2493.
Laurin, Zwergkönig. 1235.
Läutner, Othello's Erfolg. 2329.
— u. **Wittmann,** Die Geräuſchloſen. 2456.
Lavater, Worte des Herzens 350.
Lebrün, Nummer 777. 604.
— Humoriſtiſche Studien. 646.
Lehmann, Harry Fludyer in Cambridge. 3079. 3080.
Leibnitz, Die Theodicee. 1931—1938.
— Kleinere philoſophiſche Schriften. 1898—1900.
Leiſewitz, Julius v. Tarent. 111.
Lembert, Ehrgeiz in der Küche. 547.
— Sie iſt wahnſinnig. 748.
Lenau, Albigenſer. 1600. — Don Juan. 1853. — Fauſt. 1502. — Gedichte. 1451—1453. — Savonarola. 1580.
Lennig, Etwas zum Lachen. 3255.
Lenz, Ph., Militäriſche Humoresken. 710. 728. 795. 850. 897.
Lenz, R., Der Hofmeiſter. 1376.
Lermontoff, Gedichte. 3051.
— Ein Held unſrer Zeit. 968. 969.
Leſage, Gil Blas. 531—536.
— Der hinkende Teufel. 353. 354.
Leſſing, Emilia Galotti. 45. — Der junge Gelehrte. 37. — Gedichte. 28. — Laokoon. 271. — Minna v. Barnhelm. 10. — Miß Sara Sampſon. 16. — Nathan der Weiſe. 3.
Leſſings Leben. 2408. 2409.
Lichtenberg, Ausgewählte Schriften. 1286—1289.
Lichtſtrahlen aus dem Talmud. 1733.
Lie, Der Hellſeher. 1540.
— Der Dreimaſter „Zukunft“. 2704. 2705. [1910.
— Lebenslänglich verurtheilt. 1909.
— Ein Mahlſtrom. 2402. 2403.
Liebesbrevier. 2850.
Liebmann, Chriſtl. Symbolik. 3065/66.
Lindner, Geſchichten und Geſtalten. 861—863.
Lindau, Fräulein v. Belle-Isle. 1152.
— Die arme Löwin. 1104.
Lindenberg, Berlin. 1841. 1870. 1919. 2004. 2131. 2553.
— Aus dem Berlin Kaiſer Wilhelm's I. 2779. 2780.
— Aus d. Paris d. 3. Republik. 2943. 3055.
— Berliner Polizei u. Verbrechertum. 2996/97.
Linguet, Die Baſtille. 2121—2125.
Liscow, Elende Scribenten. 1406.
Livius, Römiſche Geſchichte. I. Bd. 2031—2035. II. Bd. 2076—2080. III. Band. 2111—2115. IV. Band. 2146—2150.
Logau, Sinngedichte. 706.
Lohengrin. 1199. 1200.
Lohmeyer, Der Stammhalter. 2257.
Lokroy und Badon, Ein Duell unter Richelieu. 1906.
Lombroſo, Genie u. Irrſinn. 2313–16.
Longfellow, Evangeline. 387. — Gedichte. 328. — Der ſpaniſche Student. 415. — Miles Standiſh. 540. — Hiawatha. 339. 340.
Lope de Vega, Die Sklavin ihres Geliebten. 727.
— Dieſes Waſſer trink' ich nicht 27

Lorm, Die Alten u. die Jungen. 617.
— Gabriel Solmar. 732—735.
Lubliner, Der Jourfix. 2914.
Lubomirski, Tatjana. 1261—1264.
Lucian, Ausgewählte Schriften. 1047. 1133.
Lugowoi, Pollice verso. 3248/49.
Luther, An den chriſtlichen Adel. 1578.
— Sendbrief v. Dolmetſchen. 2373.
— Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen. 1731.
— Tiſchreden. 1222—1225.
— Wider Hans Wurſt. 2088.
Lykurg, Rede gegen Leokrates. 1586.
Macaulay, Friedrich der Große. 1398. — Machiavelli. — Burleigh u. ſeine Zeit. 1183. — Lord Clive. 1591. — Milton. 1095. — Warren Haſtings. 1917. — Lord Bacon. 2574. 2575.
Machiavelli, Buch vom Fürſten. 1218. 1219.
Madách, Tragödie d. Menſch. 2389/90.
Maffei, Merope. 351.
Mahlmann, Gedichte. 573.
— Herodes. 304.
De Maistre, Gefangenen i. Kaukaſus. — Der Ausſätzige v. Aoſta. 880.
— Reiſe um mein Zimmer. 640.
Malczewski, Maria. 584.
Mallachow, Gute Zeugniſſe. 2060.
— Papa's Liebſchaft. 2266.
Malot, Im Banne der Verſuchung. 2158—2160.
— Cara. 1946. 1947.
Maltitz, Hans Kohlhas. 1338.
— Der alte Student. 632.
Mannſtädt und Weller, Die ſchöne Ungarin. 2318.
Manzoni, Die Verlobten. 471—476.
Marbach, H., Timoleon. 860.
Marbach, O., Papſt und König. 608.
Marc Aurels Selbſtbetrachtungen. 1241. 1242.
Marc-Michel u. Labiche, Ein reizbarer Herr. 2267.
Marlowe, Doctor Fauſtus. 1128.
Mark Twain, Ausgewählte Skizzen, 1019. 1079. 1149. 2072. 2954.
Marryat, Japhet. 1831—1834.
— Die drei Kutter. 848.
Marryat, Peter Simpel. 2501–2505
Martial's Gedichte. 1611.
Martine, Roger Dumenoir. 1582.
Marx, Jacobäa von Bayern. 158.
— Olympias. 231.
Märzroth, Lachende Geſchichten. 1266. 1304. 1418. 1599.
Maſtropasqua, Martin Luther. 970.
Matheſius, D. Martin Luthers Leben. 2511—2514.
Matthiſſon, Gedichte. 140.
Mattis, Jakob Sten. 2289. [2604.
Meerheimb, Pſychodramen. 2410.
Mehring, Deutſche Verslehre. 2851. 2852. 2853.
Meilhac, Der Attaché. 440.
— Mann der Debutantin. 1216.
Meinhold, Bernſteinhexe. 1765. 1766.
Mejo, Im dritten Stock. 2339.
Meißner, Aus d. Papieren e. Polizeikommiſſärs. 2926. 2962. 3013. 3147.
Meiſter, Oeſterreichiſche Kriegserinnerungen i. J. 1866. 1662.
Méllesville, Michel Perrin. 1313.
Mels, Heines „Junge Leiden". 662.
Mendelsſohn, Phädon. 335.
Mendoza, Lázarillo v. Tormes. 1389.
Mengs, Schönheit und Geſchmack in der Malerei. 627.
Menhard, Die Patientin. 2627.
Mérimée, Carmen. 1602.
— Colomba. 1244. 1245.
Meſchtſcherski, Einer von unſern Moltkes. 2832. 2833.
Meyer, A., Trotzköpfchen. 2466.
Meyer, Auf der Sternwarte. 2305.
Meyern, Die Cavaliere. 492.
— Das Ehrenwort. 421.
— Die Malteſer. 749.
Michaelis, Blick in die Zukunft. 2800.
Michailow, Alte Neſter. 2326—2328.
Michelet, Die Liebe. 2523—2525.
— Die Frau. 2678—2680.
Mickiewicz, Balladen. 549.
— Sonette. 76.
Mikszáth, Der Zauberkaftan. 2790.
Mikulitſch, Mimis Badereiſe. 3089.
Milton, Verlor. Paradies. 2191/92.
Miſch, Die Junggeſellen. 2299.
Möbius, Nervenſyſtem des Menſchen.
Molbech, Ambroſius. 1071. [1410.
— Der Ring des Pharao. 1243
Moliere, Georg Dandin. 550. — Gelehrte Frauen. 113. — Der Geizige. 338. — Die Gezierten. 460. — Der eingebildete Kranke. 1177. — Lie-

beszwiſt. 205. — Der Miſanthrop. 394. — Plagegeiſter. 288. — Schule der Ehemänner. 238. — Schule der Frauen. 588. — Tartüffe. 74.
Möller, Graf von Waltron. 1423.
Molnár, D. Genfer Konvention. 2303.
Montesquieu's Betrachtungen. 1722. 1723.
— Perſiſche Briefe. 2051—2054.
Moore, Iriſche Melodien. 503.
— Lalla Rukh. 1314. 1315.
Moreto, Donna Diana. 29.
Moritz, Götterlehre. 1081—1084.
Morus, Utopia. 513. 514.
Moſcheroſch, Philander von Sittewald. 1871—1877.
Moſer, Köpnickerſtraße 120. 1866.
Möſer, Patriot. Phantaſien. 683. 684.
Mügge, Alex., Barbarina. 1356.
—, Theod., Vogt von Sylt. 3093–95.
Müller, C., Hexenaberglaube und Hexenprozeſſe in Dtſchl. 3166/67.
Müller, Siegfr. v. Lindenberg. 206/9.
Müller, Wilh., Gedichte. 3261—64.
Müller aus Guttenbrunn, Im Banne der Pflicht. 1417.
Müller (Maler), Die Schafſchur. — Das Nußkernen. 1339.
Müller-Saalfeld, Cotillontour. 2320.
Müllner, Die Albaneſerin. 365. — Der 29. Februar. — Die Zurückkunft aus Surinam. 407. — Der Kaliber. 34. — Die großen Kinder. 167. — Die Onkelei. — Der Blitz. 331. — Die Schuld. 6. — Die Zweiflerin. — Der angoliſche Kater. 429. — Die Vertrauten. 97. — König Yngurd. 284.
Murad Efendi, Selim III. 657.
Murger, Aus der komiſchen Oper. 426.
— Zigeunerleben. 1535—1538.
Murner, Die Narrenbeſchwörung. 2041—2043.
Muſäos, Hero und Leander. 2370.
Muſäus, Rolands Knappen. 176.
— Legenden von Rübezahl. 254.
— Stumme Liebe. 589.
Muſiker-Biographien:
Batka, Bach. 3070. — Schumann. 2882.
Göllerich, Liſzt. 2. Teil. 2392.
Kohut, Meyerbeer. 2734. — Roſſini. 2927.
Niggli, Schubert. 2521.
Nohl, Beethoven. 1181. — Haydn. 1270. — Liſzt. 1. Teil. 1661. — Mozart. 1121. — Spohr. 1780. Wagner. 1700. — Weber. 1746.
Procházka, Robert Franz. 3273/74.
Welti, Gluck. 2421.
Wittmann, Lortzing. 2634.
Muſſet, Eine Caprice. 626. — Die Launen einer Frau. 767. — Wovon die jungen Mädchen träumen. 682.
— Zwiſchen Thür u. Angel. 417.
Mylius, Das Glasmännchen. 418.
— Frau Oekonomierath. 257. 258.
— Türken vor Wien. 213. 214.
— Opfer des Mammon. 1619. 1620.
— Graveneck. 366. 367.
Najac u. Millaud, § 330. 2979.
Namenbuch. 3107/8.
Nathuſius, Eliſabeth. 2531—2535.
— Tageb. eines a. Fräuleins. 2360.
Nekraſſow, Wer lebt glücklich in Rußland. 2447—2449.
Nemcova, Großmutter. 2057—2059.
Nepos' Biographien. 994. 995.
Neruda, Genrebilder. 1759. 1893.
— Kleinſeitner Geſchichten. 1976—78.
Nesmüller, Freigeſprochen. 1806.
Neſtroy, Einen Jux will er ſich machen. 3041.
— Eulenſpiegel oder: Schabernack über Schabernack. 3042.
— Lumpacivagabundus. 3025.
— Zu ebener Erde u. erſt. Stock. 3109.
Neu, All Heil! 2777.
Neumann, Nur Jehan. 1156.
Newsky, Die Daniſcheffs. 2207.
Nibelungenlied. 642—645.
Nirwana. 3140.
Niſſel, Die Florentiner. 1057.
Nodier, Girondiſten. 707.
— Jugenderinnerungen. 675. 676.
Noël, Kleines Volk. 2768.
Nohl, Muſikgeſchichte. 1511—1513.
Nordau, Seifenblaſen. 1187.
Nötel, Vom Theater. 1206. 1461. 1533. 1664. 1763.
— Die Sternſchnuppe. 1267.
— Der Herr Hofſchauſpieler. 1690.
Nuitter-Derley, Taſſe Thee. 1516.
Oehlenſchläger, Correggio. 1555.
— Axel und Walburg. 1897.
Ohnet, Der Hüttenbeſitzer. 2471.
— Gräfin Sarah. 2789.

Ohorn, Komm' den Frauen zart entgegen. 1407.

Olden, Hans, Der Glückſtifter. 2886.

— Ilſe. 3004.

Olden, Julian, Erträumt. 2063.

— Wenn Frauen lachen. 2117.

Opernbücher von C. F. Wittmann. Barbier v. Sevilla.*) 2937. — Der Blitz. 2866. — Czaar und Zimmermann. 2549. — Don Juan.*) 2646. — Entführung a. d. Serail.*) 2667. — Euryanthe. 2677. — Fidelio. 2555. — Figaros Hochzeit.*) 2655. — Fra Diavolo. 2689. — Der Freiſchütz.*) 2530. — Johann von Paris.*) 3153. — Joſeph u. ſeine Brüder.*) 3117. — Die Jüdin. 2826. — Maurer u. Schloſſer.*) 3037. — Oberon. 2774. — Poſtillon von Lonjumeau. 2749. — Rosmunda. 3270. – Santa Chiara. 2917. – Beiden Schützen. 2798. — Tell. 3015. — Undine. 2626. — Waffenſchmied. 2569. — Waſſerträger.*) 3226. — Weiße Dame.*) 2892. — Wildſchütz. 2760. — Zampa.*) 3185. — Zauberflöte.*) 2620.

Opitz, Gedichte. 361.

Ortnit. Deutſch von Pannier. 971.

Oſſian, Fingal. 168.

— Temora. 1496.

Oſſig, Span.-Deutſches u. Deutſch-Span. Taſchen-Wörterb. 3201—5.

Oswald v. Wolkenſtein, Gedichte. 2839/40.

Ouida, Farnmor. 2857. 2858.

— Wanda. 2171—2174.

— Herzogin von Lira. 2458—246.

Ovid, Heroiden. 1359. 1360.

— Verwandlungen. 356. 357.

Päivärinta, Finniſche Novellen. 2659. 2938.

Pailleron, Die Welt, in der man ſich langweilt. 3265.

Pajeken, Aus dem wilden Weſten Nordamerikas. 2752.

Paludan-Müller, Liebe am Hofe. 327.

Parreidt, Die Zähne. 1760.

Pascal, Gedanken. 1621—1623.

Pasqué u. Blumenthal, Frau Venus. 3039. [1883/84.

Paul de Kock, Der bucklige Taquinet.

Pauli, Schimpf und Ernſt. 945. 946.

Paulſen, Falkenſtröm & Söhne. 2066.

Pellico, Francesca von Rimini. 380.

— Meine Gefängniſſe. 409. 410.

Perron, Ich und meine Schwiegermutter. 2355.

Peſchkau, Am Abgrund. 2219.

— Die Prinzeſſin. 1801.

Peſtalozzi, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. 991. 992.

— Lienhard u. Gertrud. 434—437.

Peterſen, Die Irrlichter. 2641.

— Prinzeſſin Ilſe. 2632.

Petöfi, Gedichte. 1761. 1762.

— Der Strick des Henkers. 777.

Petrarca, Sonette. 886. 887.

Petrons Gaſtmahl d. Trimalchio. 2616.

Pfarrer vom Kalenberg. 2809.

Pfeffel, Poetiſche Werke. 807—810.

Phädrus, Fabeln. 1144.

Philippi, Am Fenſter. 2928.

— Der Advokat. 2145.

— Daniela. 2384.

Platen, Die Abaſſiden. 478.

— Die verhängnißvolle Gabel. 118.

— Gedichte. 291. 292.

— Schatz des Rhampſinit. 183.

Platon, Apologie und Kriton. 895. — Gaſtmahl. 927. — Gorgias. 2046. — Laches. 1785. — Phädon. 979. — Protagoras. 1708.

Plautus, Der Bramarbas. 2520.

— Der Dreigroſchentag. 1307.

— Das Hausgeſpenſt. 3083.

Plötz, Dumm und gelehrt. 2480.

— Der verwunſchene Prinz. 2228.

Plouvieu u. Adonis, Zu ſchön! 2056.

Poe, Novellen. 1646. 1703. 2176.

Plutarch, Vgl. Lebensbeſchreibungen. 2263/64. 2287/88. 2323/24. 2356/57. 2385/86. 2425/26. 2452 53. 2475/76. 2495/96. 2527/28. 2558/59. 2591/92.

— Moraliſche Abhandlungen. I. 2976. — II. 3190.

Pohl, Bruder Liederlich. 1592. — Auf eigenen Füßen. 1696. — Der Jongleur. 1548. — Der Gold-Onkel. 1576. — Eine leichte Perſon. 1647. — Klein Geld. 1715. — Lucinde vom Theater. 1523. — Die ſieben Raben. 1665. — Die Sterne wollen es. 1507. — Unruhige Zeiten. 1627.

---

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 2 zu haben.

Pohl, R., Peppis Soldat u. A. 3129.
Pöhnl, Mauz und Mizi. 1184.
Pollock, Geſch. d. Staatslehre. 3128.
Polterabend Scherz u. Ernſt. 2391 2451. 2590. 2686.
Porſard, Charlotte Corday. 1485.
— Geld und Ehre. 1299.
— Lucretia. 558.
Pope, Der Lockenraub. — Epiſtel an eine Dame. 529. [2235.
Potjéchin, Schlinge des Schickſals.
Pötzl, Kriminal-Humoresken. 1905. 1980. 2258. [2411. 2412.
— Rund um den Stephansturm.
— Die Leute von Wien. 2629. 2630.
— Der Herr von Nigerl. 3005/6.
— Wien. 2065. 2101. 2169.
Prevoſt, Manon Lescaut. 937. 938.
Pröll, Vergeſſ. deutſche Brüder. 2308.
Properz, Elegieen. 1730.
Przyborowski, Die Fähnrichstochter. 2223. 2224.
Pſalter, Der. (Neue Überſetzung.) 3100.
Pufendorf, Die Verfaſſung des deutſchen Reiches. 966.
Puſchkin, Boris Godunow. 2212.
— Der Gefangene im Kaukaſus. 386.
— Hauptmannstochter. 1559. 1560.
— Novellen. 1612. 1613.
— Onegin. 427. 428.
Pyat, Lumpenſammler v. Paris. 2017.
Quintilian, Beredſamkeit. 2956.
Raabe, Zum wilden Mann. 2000.
Rabbi David. 3271.
Die **Rabenſchlacht**. 2665.
Racine, Andromache. 1137. — Athalia. 385. — Bajazet. 839. — Britannicus. 1293. — Eſther. 789. — Iphigenie in Aulis. 1618.
Raimund, Der Alpenkönig. 180.
— Der Barometermacher. 805.
— Der Bauer als Millionär. 120.
— Diamant des Geiſterkönigs. 330.
— Die gefeſſelte Phantaſie. 3136.
— Der Verſchwender.*) 49.
Rákoſi, Mein Dorf u. a. Geſch. 3115.
Randolf, Buch III, Kapitel I. 939. — Dir wie mir! 1579. — Er muß auf's Land. 349. — Ich werde den Major einladen. 1279. — Feuer in der Mädchenſchule. 898. — Wenn Frauen weinen. 249. — Dr. Robin. 278. — Man ſucht einen Erzieher. 655. — Sand in die Augen! 987. — Eine Partie Piquet. 319. — Memoiren des Teufels. 930. — Ein Bengaliſcher Tiger. 298.
Rangabé, A., Leila. 1699.
—, C., Herzogin von Athen. 3211.
—, E. R., Kriegserinnerungen aus 1870—71. 2572.
Rank, Das Birken-Gräflein. — Muckerl der Taubennarr. 1077.
Räuber, Litter. Salzkörner. 2578–80.
Raupach, Iſidor und Olga. 1857. — Vor 100 Jahren. 1724. — Verſiegelte Bürgermeiſter. 1830. — Der Degen. — Platzregen. 1839. — Schule des Lebens. 1800. — Der Müller und ſein Kind. 1698. — Der Naſenſtüber. 1918. — Die Royaliſten. 1880. — Die Schleichhändler. 1705.
Rauſcher, In der Hängematte. 470.
Reclam, Prof. Dr. **Carl**, Geſundheits-Schlüſſel. 1001.
Rees, Indiſche Skizzen. 2725.
Rehfues, Scipio Cicala. 2581—88.
Reich, An der Grenze. 2690.
Reichsgeſetze, Deutſche:
Civilprozeßordnung. 3143—45. — Gewerbegerichtsgeſetz. 2744. — Gewerbeordnung. 1781/82. — Invaliditäts- und Altersverſicherungs-Geſetz. 2571. — Handelsgeſetzbuch. 2874/75. — Konkursordnung. 2218. — Patentgeſetz. 3110. — Preßgeſetz und Urheberrecht. 1704. — Rechtsanwaltsordnung. 3176/77. — Strafgeſetzbuch. 1590. — Strafprozeßordnung. 1615/16. — Unfallverſicherungsgeſetz. 2623/24. — Verfaſſung des deutſchen Reichs nebſt Wahlgeſetz. 2732. — Wechſelordnung, Allg. Deutſche. 1635.
Reinfels, Eiferſucht. 3256.
— Im Negligé. — In eigener Schlinge. 1796.
— Eßbouquet. — Alte Briefe. 2515
— Kapitulirt. 2445.
Reitler, Duelle. 1436.
Remin, Der gute Kampf. 2830.
— Der Narr der Herzogin. 3139.
Renan, Das Leben Jeſu. 2921–23.

---

*) Der vollſtändige Klavier-Auszug iſt für M. 1.50 zu haben.

Renan, Die Apoſtel. 3181—83.
Renard, Iſt der Menſch frei? 3208/9.
Riehl, Die 14 Nothhelfer. 500.
— Burg Neideck. 811.
Roberts, Satisfaktion. 2900.
De la Rochefoucauld, Maximen. 678.
Roe, Wie ſich jemand in ſeine Frau verliebt. 2593.
Rollett, Erzählende Dichtungen. 412.
Roquette, Schelm von Bergen. 2701
— Hanswurſt. 2702. — Der Dämmerungsverein. 2703.
Roſengarten. Dtſch. v. Junghans. 760.
Roswitha v. Gandersheim. 2491/92
Rouſſeau, Bekenntniſſe. 1603—1610.
— Emil. 901—908.
— Geſellſchaftsvertrag. 1769. 1770.
— Die neue Heloiſe. 1361—1368.
Rovetta, Dorina. 3138.
— Die Unehrlichen. 3158.
— Unter dem Waſſer. 2098. 2099.
Rüben, Muhamed. 48.
— Jacob Molay. 133.
Rudolf, Vater auf Kündigung. 501.
Rumohr, Der letzte Savello. 598.
— Geiſt der Kochkunſt. 2067—2070.
Runeberg, Könige auf Salamis. 688.
Ruppius, Der Pedlar. 1141—1143.
— Vermächtniß d. Pedlars. 1316–18.
Rüttenauer, Sommerfarben. 2499.
Rydberg, Singoalla. 2016.
Rzewuski, Denkwürdigkeiten des Pan Severin Soplica. 701—704.
Sachs, Hans, Ausgewählte dramatiſche Werke. 1381. 1382.
— Ausgew. poet. Werke. 1283. 1284.
Saintine, Picciola. 1749. 1750.
Saint-Evremond, Die Gelehrten-Republik. 256.
St. Pierre, Die Indiſche Hütte. 1547.
— Paul und Virginie. 309.
St. Real, Geſch. d. Dom Carlos. 2013.
Salis, Gedichte. 368.
Sallet, Gedichte. 551—553.
— Contraſte u. Paradoxen. 574–576.
— Laien-Evangelium. 497—499.
Salluſt, Jugurthiniſche Krieg. 948.
— Verſchwörung Catilina's. 889.
Saltykow-Schtſchedrin, Die Herren Golowljew. 2118—2120.
Salzmann, Ameiſenbüchlein. 2450.
— Krebsbüchlein. 3251/52.
Sand, George, Claudia. 1249.
— Des Hauſes Dämon. 2157.
Sand, George, Die Grille. 2517. 2518.
— Indiana. 1022—1024.
— Lavinia. Pauline. Kora. 134849.
— Der Marquis von Villener. 2488.
— Victorine's Hochzeit. 1101.
Sandeau, Fräulein v. Seiglière. 660.
Saphir, Deklamationsged. 2651—53.
— Meine Memoiren und anderes. 2510. [2529. 2603.
— Humoriſtiſche Vorleſungen. 2516.
— Humoriſt.-ſatir. Novelletten u. Bluetten. 2546. 2547.
Sarcey, Die Belagerung von Paris. 3118—20.
Sardou, Der letzte Brief. 606. — Cyprienne. (Divorçons!) 2331. — Dora. 2366. — Familie Benoiton. 689. — Fedora. 2806. — Fernande. 1306. — Ferréol. 2209. — Georgette. 3014. — Die guten Freunde. 708. — Die alten Junggeſellen. 936. — Unſere guten Landleute. 1007. — Marguerite. 2193. — Odette. 2519. — Vaterland. 1357. — Yankeeſtreiche. 1409.
Schacht, In Todesangſt. 2898.
Schall, Trau, ſchau, wem. 177.
Schandorph, Ein Witwenſtand. 1886.
Schaufert, Schach dem König. 401.
Schefer, Laienbrevier. 3031—3033.
Schenk, Beliſar. 405.
Schenkendorf, Gedichte. 377—379.
Scherr, Das rothe Quartal. 1551.
Schiller, Braut von Meſſina. 60. — Don Carlos. 38. — Fiesco. 51. — Der Geiſterſeher. 70. — Jungfrau von Orleans. 47. — Kabale und Liebe. 33. — Macbeth. 149. — Maria Stuart. 64. — Der Neffe als Onkel. 84. — Der Paraſit. 99. — Phädra. 54. — Die Räuber. (Bühnenausg.) 878. — Die Räuber. 15. — Turandot. 92. — Vom Erhabenen. 2731. — Wilhelm Tell. 12. — Wallenſtein. 1. u. 2. Theil. 41. 42.
Schillers Balladen. 1710.
Schlegel, Lucinde. 320.
Schleiermacher, Monologen. 502.
— Die Weihnachtsfeier. 587.
Schmal, Bürger und Studenten. 2709. 2710.
Schmaſow, Kaſernenſchwänke. 2688.
— In der Kantine. 2983.

Schmid, Chr. v., Das Blumenkörbchen. 2213.
— Die Oſtereier. — Der Weihnachtsabend. 1970.
— Roſa von Tannenburg. 2028.
v. Schmid, Der Loder. 1294.
— Der Stein der Weiſen. 1290.
— Die Z'widerwurz'n. 1021.
Schmidt, M., 's Almſtummerl. 1851.
Schmidt, Judas Iſcharioth. 1246.
Schmidt, Rud., Erzählungen. 2061/62.
Schnadahüpfln, Tauſend. 3101/2.
v. Schönthan, Kleine Hände. 1799.
— Mädchen aus der Fremde. 1297.
— Villa Blancmignon. 1956.
— Die goldne Spinne. 2140.
—, F. u. P., Humoresken. 1680. 1790. 1939. 2279.
—, P., Kindermund. 2188.
— Der Kuß. 2311.
— In Sturm und Not. 2438.
Schopenhauer, Die Tante. 233—236.
Schopenhauer, A., Sämmtl. Werke. I. 2761-65. II. 2781-2785. III. 2801-2805. IV. 2821-2825. V. 2841-2845. VI. 2861-65.
— Gracian's Handorakel. 2771/72.
— Einleitg. i. d. Philoſophie. 2919/20.
— Philoſoph. Anmerkungen. 3002/3.
— Neue Paralipomena. 3131—35.
Schott, Hero und Leander. 2306.
Schreiber, Jeſuit u. ſein Zögling. 2102.
— Lamm und Löwe. 2253.
— Lieschen Wildermuth. 2225.
—-Fr. Reuter, Hanne Nüte ꝛc. 2338.
Schreiner, Moderne Backfiſche. 2717.
Schröder, Der Ring. 285.
Schröder, A., Der Lügner u. ſein Sohn. — Ein in Gedanken ſtehen gebliebener Regenſchirm. 802.
Schröder, W. u. A., Humoresken. 451. 488. 611. 790. 1178. 1575. 2706.
Schröder, W., Leeder u. Döntjes. 928.
— Studenten und Lützower. 541.
— Sprückwörder-Schatz. 493.
Schrutz, Emil und Emilie. 1788.
Schubart, Gedichte. 1821—1824.
Schubert, Der Bauernkrieg. 237.
— Der Sieg des Lichtes. 647.
— Und ſie bewegt ſich doch. 1311/12.
Schücking, A., Die neue Wala. 2991.
—, Levin, Die drei Freier. 548.
— Die Mündel des Papſtes. 1116.
Schulze, Die bezauberte Roſe. 239.
Schumann, Geſ. Schriften über Muſik und Muſiker. 2472. 2473. 2561. 2562. 2621. 2622.
Schuſter, Perpetua. 731.
Schütz, Syſtematiſch. 313.
— Wilhelm der Eroberer. 336.
Schwab, Gedichte. 1641—1645.
— Deutſche Volksbücher. 1424. 1447. 1464. 1484. 1498. 1503. 1515. 1526.
Schwab u. Linden, Ballpauſe. 1882.
Schwarzkopf u. Karlweis, Eine Geldheirat. 2908.
Schwegler, Geſchichte der Philoſophie. 2541—2545.
Scott, Der Herr der Inſeln. 116.
— Braut v. Lammermoor. 2903-5.
— Jungfrau vom See. 866. 867.
— Ivanhoe. 831—834.
— Kenilworth. 921—924.
— Waverley. 2081—2085.
— Quentin Durward. 1106—1110.
Scribe, Ach Oscar! 1369. — Adrienne Lecouvreur. 485. — Die Camaraderie. 1347. — Der Damenkrieg. 537. — Der Diplomat. 597. — Feenhände. 639. — Feſſeln. 1587. — Die Märchen der Königin von Navarra. 419. — Miniſter u. Seidenhändler. 1048. — Mein Stern. 1056. — Das Glas Waſſer. 145. — Das Glas Waſſer. (Bühnenausgabe. 1962. — Der Weg durch's Fenſter 477. — Valerie. 1892. — Yelva. 2302.
Scribe-Olfers, Frauenkampf. 2262.
Seefeld, Im Fluge durch's alte romantiſche Land. 1489. 1490.
Seneca, Ausgew. Schriften. 1847-49.
— 50 ausgew. Briefe. 2132. 2133.
Seſſa, Unſer Verkehr. 129.
Seume, Gedichte. 1431—1433.
— Mein Leben. 1060.
— Spaziergang. 186—188.
Shakeſpeare, Antonius u. Cleopatra. 39. — Julius Cäſar. 9. — Coriolan. 69. — Cymbeline. 225. — Die Edeln von Verona. 66. — Eduard der Dritte. 685. — Ende gut, Alles gut. 896. — Hamlet. 31. — Hamlet. (Bühnenausgabe.) 2444. — Heinrich IV. 2 Theile. 81. 82. — Heinrich V. 89. — Heinrich VI. 3 Theile. 56—58.

— Heinrich VIII. 94. — König Johann. 138. — Der Kaufmann von Venedig. 35. — Komödie der Irrungen. 273. — König Lear. 13. — Macbeth. 17. — Maß für Maß. 196. — Othello. 21. — Othello. (Bühnenausgabe.) 2383. — Pericles. 170. — Romeo und Julia. 5. — Romeo u. Julia.(Bühnenausg.)2372. — König Richard II. 43. — König Richard III. 62. — Böſe Sieben. 26. — Sommernachtstraum. 73. — Timon von Athen. 308. — Der Sturm. 46. — Titus Andronicus. 869. — Troilus und Creſſida. 818. Verlorne Liebes-Müh'. 756. — Viel Lärm um Nichts. 98. — Was ihr wollt. 53. — Wie es euch gefällt. 469. — Das Wintermährchen. 152. — Die luſtigen Weiber. 50. — Der Widerſpänſtigen Zähmung. (Bühnenausgabe.) 2494.
Shelley, Feenkönigin. 1114.
Sheridan, Die Läſterſchule. 449.
— Die Nebenbuhler. 680.
Siemienski, Erzählungen. 918. 919
Sienkiewicz, Dorfgeſchichten. 1437
— Die Dritte. — Lux in tenebris lucet. 3053.
— Zerſplittert. 1637. 1638.
Siking, Beatrice. 3235.
Siklóſy, Eiſenbahngeſchichten. 1845.
Silberhochzeit Scherz u. Ernſt. 3178.
Silberſtein, Trutz-Nachtigal. 263.
Siraudin, Vier Uhr Morgens. 504.
— Drei Frauenhüte. 2755.
Skowronnek, Im Forſthauſe. 3034.
Slavici, Die Glücksmühle. 2156.
Smiles, Der Charakter. 2992—94.
— Selbſthilfe. 3267—69.
Soldatenliederbuch. 2891.
Solo-Spiele. 2497. 2605. 2906. 3105. 3239.
Sophokles, Aias. 677. — Antigone. 659. — Elektra. 711. — König Oedipus. 630. — Oedipus in Kolonos. 641. — Philoktetes. 709. — Trachinierinnen. 670.
Souveſtre, Am Kamin. 1583. 1584.
— Der Fabrikant. 978.
— Geſchichten aus vergangener Zeit. 1258. 1259.
— Philoſoph i. d. Dachſtube. 769. 770.
Spee, Trutznachtigall. 2596—2598.
Spindler, Der Jude. 2181—2186.
Spinoza, Die Ethik. 2361—2364.
— Der Theologiſch-politiſche Traktat. 2177—2180.
Spinoza, Abhandlung über d. Vervollkommnung des Verſtandes. 2487.
Spitta, Pſalter und Harfe. 2631.
Staël, Corinna od. Italien. 1064–68.
— Ueber Deutſchland. 1751—1758.
Stagnelius, Blenda 623—625.
Stahl, Gewagte Mittel. 2925.
— Mädchenaugen. 2576.
— Der rechte Schlüſſel. 2847.
— Tilli. 2407.
— u. Heiden, Der Herr Major auf Urlaub. 2537. [2909—2913.
Stanley, Wie ich Livingſtone fand.
Stark, Onkel Adolar. 3189.
Steigenteſch, Zeichen der Ehe. 215.
— Mißverſtändniſſe. 1539. [2490.
Stell, Luſtigi Thurgauer G'ſchichte.
—, Studentenrache u. andere heitere Geſchichten. 2719.
Stein, Goethe und Schiller. 3090.
Steinhauſen, Tagebuch eines Unbedeutenden. 3162.
Steputat, Dtſch. Reimlexikon. 2876/77.
Stern, Auf fremder Erde. 1129.
— Violanda Robuſtella. 1300.
— Die Wiedertäufer. 1625.
Sterne, Empfindſame Reiſe. 169.
— Triſtram Shandy. 1441—1445.
Stirner, Der Einzige und ſein Eigentum. 3057—3060.
Stobitzer, Der Sterngucker. 1689.
Strachwitz, Gedichte. 1009. 1010.
Strack, Argusaugen. 3077.
Strahl u. Leſſing, Graphologie. 2936.
Strakoſch, Wer hat gewonnen? 920.
Stricker, Der, Pfaffe Ameis. 658.
Strindberg, Fräulein Julie. 2666.
— Leute auf Hemsö. 2758. 2759.
— Der Vater. 2489.
Strodtmann, Gedichte. 1102. 1103.
Studentenliederbuch. 2870.
Světlá, Der Kuß. 3097.
Swientochowski, Aus dem Volksleben. 1829.
Swift, Gulliver's Reiſen. 651—654.
Szafranski, Carla's Onkel. 3206.
Tacitus, Leben des Agricola. 836.
— Germania. 726.
— Die Annalen. 2642—2645.
— Die Hiſtorien. 2721—2723.

Tagebuch eines böſen Buben. 3149/50.
Tannenhofer, Fr. Kaffeeſiederin. 489.
— Die Ammergauer Liſe. 2214.
— Sonnenaufgang. 793.
— Das 1. Weihnachtsgeſchenk. 1094.
Taſchen-Wörterbücher:
Engliſches. 1341—45. — Franzöſ. 1171—75. — Italien. 1541—45. Spaniſches. 3201—5. — Engl.-franz.-deutſch. Hilfsbuch. 3241–45. Fremdwörterbuch. 1668—70. — Deutſches Wörterbuch. 3168—70.
Taſſo, Befreites Jeruſalem. 445–448.
Taubert, Die Niobide. 1375.
Tegnér, Abendmahlskinder. 538.
— Axel. 747.
— Frithjofs-Sage. 422. 423.
Telmann, In Reichenhall. 1449.
Tenelli, Die Mönche. 2638.
Tennyſon, Enoch Arden. 490.
— Königsidyllen. 1817. 1818.
Terenz, Eunuch. 1868.
— Phormio. 1869.
Teſchen, Schnupftabak. 2477.
Tetzner, Deutſche Geſchichte in Liedern. I. 3278—80.
— Deutſches Wörterbuch. 3168–70.
— Namenbuch. 3107/8.
Teuſcher, Eine eheliche Anleihe. 2217.
Teweles, Die Geſellſchafterin. 3213.
— Ring des Polykrates. 2522.
Tewfik, Die Schwänke des Naßr-ed-din, und Buadem. 2735.
Thackeray, Der Jahrmarkt d. Lebens. 1471—1478.
— Die vier George. 2030.
Thegan, Leben Ludwigs d. Fr. 1996.
Theokrits Gedichte. 2718.
Theophraſt, Charakterbilder. 619.
Thóroddſen, Jüngling und Mädchen. 2226. 2227.
Thukydides, Geſchichte des Peloponneſiſchen Krieges. 1811—1816.
Thümmel, Wilhelmine. 1210.
Tibull, Elegieen. 1534.
Tieck, Geſellſchaft auf dem Lande. 1881.
— Des Lebens Ueberfluß. — Muſikaliſche Leiden u. Freuden. 1925.
— Wunderlichkeiten. 2064.
Tieck-Wehl, Rotkäppchen. 2044.
Tiedge, Urania. 390.
Tillier, Onkel Benjamin. 1952. 1953.
Toepfer, Bube und Dame. 181.
— Die Einfalt vom Lande. 838.
Toepfer, Der beſte Ton. 844.
— Hermann und Dorothea. 2027
— Roſenmüller und Finke. 813.
Tolſtoj, Anna Karenina. 2811—20.
— Evangelium. 2915/16.
— Krieg und Frieden. 2966—75.
— Luzern. — Familienglück. 1657/58
— Volkserzählungen. 2556. 2557.
Töpffer, Bibliothek meines Onkels. 505/506.
Treptow, Sein Lied. 1350.
Triesch, Der Hexenmeiſter. 2854.
— Die Nixe. 2873.
Tromlitz, Die 400 v. Pforzheim. 1457.
Tſchabuſchnigg, Sonnenwende. 812.
Tſchechow, In d. Dämmerung. 2846.
Tſchudi, Kaiſerin Eugenie. 2984/85.
Turgenjeff, Dunſt. 1439. 1440. — Erſte Liebe. 1732. — Frühlingswogen. 871. 872. — Gedichte in Proſa. 1701. — Die neue Generation. 1331—1334. — Lieutenant Jergunoff. — Seltſame Geſchichte. 1940. – Litteratur- u. Lebenserinnerungen. 2955. — König Lear der Steppe. 801. — Memoiren e. Jägers. 2197—2199. — Der Raufbold. — Lukerja. 1860. — Punin und Baburin. 672. — Eine Unglückliche. 468. — Väter und Söhne. 718—720. — Tagebuch eines Ueberflüſſigen. 1784. — Viſionen. — Der Faktor. 2045.
Turner, Am Frühſtückstiſch. 2849.
Turnerliederbuch. 2940.
Uhland, Gedichte. 3021. 3022.
— Dramatiſche Dichtungen. 3023.
Uſteri, De Vikari. 609. 610.
Vacano, Humbug. 2321.
— Komödianten. 2607.
Valera, Pepita Jimenez. 1878. 1879.
Varnhagen, Fürſt Leopold. 2656/57.
Vatnsdäla Saga. 3035. 3036.
V. de Velde, Liebhabertheater. 112.
— Die Lichtenſteiner. 1115.
— Arwed Gyllenſtierna. 218. 219.
Vercouſin, Unſer Johann! 2468.
Verga, Sicilian. Bauernehre. 2014.
Verne, Kurier des Czaaren. 2573.
— u. d'Ennery, Die Kinder des Kapitän Grant. 2229.
— Die Reiſe um die Erde. 2208.
Vergils Aeneis. Von Voß. 461. 462.
— Ländl. Gedichte. Von Voß. 638.
Viola, Die Nadel d. Kleopatra. 2577.

Viſakhadatta, Mudrarakſchaſa. 2249.
Volger, Allerhand Dummheiten. 3113.
Volney, Die Ruinen. 2151—2153.
Voltaire, Henriade. 507. — Geſchichte Karls XII. 714–716. — Zaïre. 519. — Zeitalter Ludwigs XIV. 2271–78. — Zadig oder Das Geſchick. 3012.
Voneiſen, Albumblätter. 2960.
— Junggeſellenbrevier. 2707.
— Liebesbrevier. 2850.
— Nirwana. 3140.
Voß, Idyllen und Lieder. 2332.
— Luiſe. 72.
Voß, Richard, Alexandra. 2190.
— Arme Maria. 3275.
— Daniel Danieli. 3184.
— Eva. 2500.
— Jürg Jenatſch. 3052.
— Malaria. 3045.
— Maria Botti. 1706.
— Mutter Gertrud. 2073.
— Die neue Zeit. 2890.
— Schuldig! 2930.
— Treu dem Herrn. 2100.
— Unebenbürtig. 3001.
— Väter Erbe. 2918.
— Wehe den Beſiegten! 2371.
— Der Zugvogel. 3096.
Vrchlicky, Farbige Scherben. 2567
— Neue farbige Scherben. 3137.
Wachenhuſen, Prinz Otto. 1211.
Wacht, Reiſemasken. 1221.
Wagner, Der Duſſel. 3069.
— Die Trockenwohner. 3054.
Waiblinger, Britten in Rom. 1326.
— Lieder und Gedichte. 1470.
Wald, Sein Varzin. 2284.
Waldmüller, Brunhild. 511.
— Walpra. 496.
Wald-Zedtwitz, Pfennigreiter. 3266.
Wall, Amathonte. 454.
— Die beiden Billets. 123.
Walther, Schloß am Meer. 3238.
Walther v. d. Vogelweide, Sämmtl. Gedichte. 819. 820.
Wartenburg, Die Schauſpieler des Kaiſers. 2322.
Wartenegg, Der Ring des Ofterdingen. 2810.
Weber, C. M. v., Schriften. 2981/82.
Weddigen, Geiſtl. Oden u. Lieder. 1176
Wehl, Alter ſchützt vor Thorheit nicht. 1105.
— Dunkle Blätter. 2440.
— Zum Vortrage. 1852.
Weilen, Der neue Achilles. 396.
— Graf Horn. 311.
— Heinrich von der Aue. 570.
— König Erich. 1480.
Weiſe, Schulkomödie von Tobias u. der Schwalbe. 2019.
Weisflog, Das große Loos. 312.
Weiß, Von der heiteren Seite. 3091.
Weißenthurn, Das letzte Mittel. 1614.
Werner, Der 24. Februar. 107.
— Martin Luther. 210.
Wernher, Meier Helmbrecht. 1188.
Wichert, Biegen od. Brechen. 520. — Bekenntniſſe einer armen Seele. 1885. — Dido. 2143. — Die Fabrik zu Niederbronn. 569. — Die gnädige Frau v. Paretz. 1070. — In Feindes Land. 1163. — 25 Dienſtjahre. 2050. — Freund des Fürſten. 1269. — Bei frommen Hirten.*) 2999. — Die Frau für die Welt. 736. — Für todt erklärt. 1117. — 1 Geige. — 3 Weihnachten. 1370. — Das eiſerne Kreuz. 1150. — An der Majorsecke. 690. — Peter Munk. 1850. — Der Narr des Glücks. 746. — Die Realiſten. 539. — Ein Schritt vom Wege. 730. — Stimme der Natur. 925. — Der geheime Sekretär. 1463. — Am Strande. 1227. — Die talentvolle Tochter. 2733. — Nur Wahrheit. — Sie verlangt ihre Strafe. 1500. — Als Verlobte empfehlen ſich — 650. — Ihr Taufſchein. 1203. — Der Mann der Freundin. 2660. — Post festum. 2650. — Sein Kind. 3011.
Wichner, Der Novize und andere Erzählungen. 2884/85.
Wickram, Rollwagenbüchlein. 1346.
Wickede, Amerik. Novellett. 909. 1234.
Wickenburg, Ollanta. 3253.
Widmann, Der Redakteur. — Als Mädchen. 1926.
Wieland, Abderiten. 332—334.
— Muſarion. 95.
— Oberon. 124. 125.
— Der goldene Spiegel. 613—616.

---

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

Wiſkander, Bertha Malm. 2039.
Wikelas ſ. **Bikelas.**
Wilken, Ehrliche Arbeit. 2961.
— Hopfenraths Erben. 3165.
— u. **Juſtinus**, Kyritz-Pyritz. 2220.
— Geſellſchaftliche Pflichten. 2628.
Winterhjelm, Intermezzos. 2348.
Wiſeman, Fabiola. 2681—2684.
Witſchel, Morgen- und Abendopfer. 1421. 1422.
Wittmann, C. Friedr., Ein Morgenbeſuch. 1948. — Er muß taub ſein! 1967. — Ein delicater Auftrag. 1626. — Die ſchöne Müllerin. 2040 — Liebe kann Alles. 2135. — Eine Taſſe Thee. 1516. — Gefangenen der Czaarin. 1764. — Ein Duell unter Richelieu. 1906. — Bajazzo und ſeine Familie. 2089. — Aufforderung zum Tanz. 1663. — Ein reizbarer Herr. 2267. — Die Ballſchuhe. 2029. — Valerie. 1892. — Die Unglücklichen. 2012. — Am Klavier. 1418.
Wittmann, Hermann, Der Streik der Schmiede. Soloſpiel. 2497.
Wittmann, H. u. Loebel, Das kritiſche Alter. 2286.
Wodiczka, Der ſchwarze Junker. 2388.
Woenig, Was die Tannengeiſter flüſterten. 1679.
— Am Nil. 2888. 3084.
— Aus großer Zeit. 2720.
Wolff, Precioſa. †) 130.
— Der Kammerdiener. 240.
Wolzogen, Sakuntala. 1209.
— Zwei Humoresken. 1697.
Wolzogen, H., Erinnerungen an R. Wagner. 2831.
Wolzogen u. Schumann, Die Kinder der Excellenz. 3027.
Württemberg, Alexander Graf v., Gedichte. 1481—1488.
Xenophon, Anabaſis. 1185. 1186.
— Erinner. an Sokrates. 1855. 1856.
— Gaſtmahl des Kallias. 2110.
Zachariä, Der Renommiſt. 307.
Zaleski, Die heilige Familie. 1118.
Zárate, Guzman der Treue. 556.
Zedlitz, Gedichte. 3141/42.
Zeska, Auf dem Garniſonsball. 2457.
Ziegler, Parteiwuth. 150.
Zimmermann, Lumpen-König. 2415.
Zinck, Jede Pott findt ſien'n Deckel.
— De Schoolinſpecktſchon. 2090.
Zittel, Entſtehung der Bibel. 2836/37.
Zola, Der Todtſchläger. 1574.
Zſchokke, Abellino. 2259. — Alamontade. 442. 443. — Addrich im Moos. 1593–95. — Blondin von Namur. 910. — Der todte Gaſt. 370. — Das Goldmacherdorf. 1725. — Hans Dampf in allen Gaſſen. 1146. — Jonathan Frock. 518. — Die Neujahrsnacht. 404. — Tantchen Roſmarin. — Das blaue Wunder. 2096. Die Walpurgisnacht. — Kriegeriſche Abenteuer eines Friedfertigen. — Es iſt ſehr möglich. 2595.

---

†) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 2 zu haben.

Die Fortſetzung der Univerſal-Bibliothek erſcheint regelmäßig.

Einband-Decken in Ganzleinen zur Univerſal-Bibliothek (wie dieſelben zu folgenden Miniaturausgaben) ohne Titeldruck in 9 Größen, für Bände im Umfang von 5, 8, 12, 16, 20, 25, 30, 35 und 42 Bogen, ſind pro Stück 30 Pfennig, durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Miniaturausgaben

in eleganten Ganzleinenbänden.

	Pf.
Aiſchylos, Sämmtl. Dramen	150
Albumblätter	60
Anderſen, Bilderbuch ohne Bilder	60
—, Der Improviſator	120
—, Nur ein Geiger	120
—, Sämmtliche Märchen	250
—, O. Z.	100
— Sein oder Nichtſein	100
Anthologie, Griechiſche	120
Apel u. Laun, Geſpenſterbuch	150
Archenholtz, Siebenjähr. Krieg	120
Arioſto, Raſender Roland	225
Ariſtoteles, Die Poetik	60
—, Verfaſſung von Athen	60
Arndt, Erinnerungen	100
—, Gedichte	80
Arnim, Bettina von, Goethes Briefwechſel mit einem Kinde	150
Arnim-Brentano, Des Knaben Wunderhorn	175
Arnold, Die Leuchte Aſiens	80
Auguſtinus, Bekenntniſſe	120
Beecher-Stowe, Onkel Toms Hütte	150
Bell, Jane Eyre	150
Bellamy, Ein Rückblick	80
—, Dr. Heidenhoffs Wunderkur	60
—, Miß Ludingtons Schweſter	80
Béranger's Lieder	80
Bern, Deutſche Lyrik	150
—, — — Mit Goldſchn.	200
—, Deklamatorium	150
—, — Mit Goldſchnitt	200
Biernatzki, Die Hallig	80
Blumauer, Aeneis	80
Boëtius, Tröſtungen d. Philoſ.	80
Bojardo, Verliebter Roland	225
Börne, Skizzen u. Erzählungen	100
Bötticher, Allotria	60
Boyeſen, Fauſt-Kommentar	80
Brant, Narrenſchiff	80
Bremer, Die Nachbarn	120
Bremer, Friedrich, Handlexikon der Muſik	175
Bret Harte, Gabriel Conroy	150
—, Californiſche Erzähl. 2 Th. à	120
—, Geſchichte einer Mine	80
—, Thankful Bloſſom	60
Brillat-Savarin, Phyſiologie des Geſchmacks	120
Brugſch, Aus dem Morgenlande	80
Brümmer, Lexikon deutſch. Dichter bis Ende des 18. Jahrh.	150
—, Lexikon der deutſchen Dichter des 19. Jahrhunderts	250
Bulwer, Eugen Aram	150
—, Pelham	150
—, Rienzi	150
—, Letzten Tage von Pompeji	150
Bürger, Gedichte	100
—, — Mit Goldſchnitt	150
—, Münchhauſens Reiſen	60
Burns' Lieder und Balladen	60
Buſch, Gedichte	60
Byron, Der Gjaur	60
—, Der Korſar	60
—, Ritter Harold	80
—, Gefangene v. Chillon. Mazeppa	60
—, Manfred	60
Calderon, Das Leben ein Traum	60
Camoes, Die Luſiaden	100
Cäſar, Der Bürgerkrieg	80
Cervantes, Don Quixote	250
Chamiſſo, Gedichte	120
—, — Mit Goldſchnitt	175
—, Peter Schlemihl	60
Chateaubriand, Atala. — René. — Der letzte Abencerrage	80
Civilprozeßordnung	100
Claudius' Ausgewählte Werke	150
Collins, Ohne Namen	150
Cooper, Der letzte Mohikan	100
—, Der Spion	100
Cremer, Holländiſche Novellen	150
Çûdraka, Vaſantaſênâ	80
Dante, Göttliche Komödie	150
—, Das Neue Leben	60
Darwin, Die Abſtammung des Menſchen. 2 Bde. à	150
—, Entſtehung der Arten	175

	Pf.
Daudet, Briefe a. meiner Mühle	80
— Fromont jun. & Risler ſen.	100
Deniſon, So'n Mann wie mein Mann	80
Detmold, Randzeichnungen. — Anleitung zur Kunſtkennerſchaft	60
Deutſcher Minneſang.	80
— — Mit Goldſchnitt	120
Dickens, Harte Zeiten	100
—, Copperfield. 2 Leinenbde.	225
—, Heimchen am Herde	60
—, Der Kampf des Lebens	60
—, Londoner Skizzen	120
—, Martin Chuzzlewit. 2 Leinbd.	225
—, Nikolas Nickelby. 2 Leinenbde.	225
—, Oliver Twiſt	120
—, Die Pickwickier. 2 Leinenbde.	200
—, Zwei Städte	120
—, Die Sylveſter-Glocken	60
—, Der Verwünſchte	60
—, Der Weihnachtsabend	60
Donnelly, Cäſars Denkſäule	100
Doſtojewskij, Schuld u. Sühne	150
—, Memoiren aus e. Totenhaus	100
Droſte-Hülshoff, Gedichte	120
— — Mit Goldſchnitt	175
Dufresne, Dameſpiel	80
—, Schachſpiel	150
—, Schachaufgaben. 3 Theile à	80
—, Schachmeiſterpartien	80
Dumas, Die drei Musketiere	175
Eberhard, Hanchen u. d. Küchlein	60
Eckermann, Geſpräche m. Goethe	175
Eckſtein, Der Beſuch im Carcer	60
Edda. Deutſch von Wolzogen	120
v. Eichendorff, Gedichte	100
— — Mit Goldſchn.	150
—, Aus d. Leben e. Taugenichts	60
—, — Mit Goldſchnitt	120
— Das Marmorbild. — Das Schloß Dürande	60
Eliot, Adam Bede	175
—, Die Mühle am Floß	175
Eötvös, Der Dorfnotar	150
Epiktets Handbüchlein d. Moral	60
Eulenſpiegel	80
Euler, Algebra	120
Feuchtersleben, Diätetik d. Seele	60
—, — Mit Goldſchnitt	120
Feuerwehrliederbuch (Taſcheneinbd.)	40
Fichte, Beſtimmung d. Menſchen	80
—, Reden an die deutſche Nation	80

	Pf.
Fielding, Tom Jones	225
Flaubert, Salambo	120
Fleming, Dichtungen	80
Flygare-Carlen, Roſe v. Tiſtelö	150
Fouqué, Undine	60
Franklins Leben	80
Freidanks Beſcheidenheit	80
Frenzel, Das Abenteuer	60
—, Der Hausfreund	60
—, Die Uhr	60
Freund, Rätſelſchatz	150
Fried, Lexikon deutſcher Citate	100
—, Lexikon fremdſpr. Citate	100
Fritze, Indiſche Sprüche	60
Gandy, Schneidergeſell	60
—, Venetianiſche Novellen	100
Geijer, Gedichte	60
Gellert, Fabeln u. Erzählungen	80
—, Oden und Lieder	60
George, Fortſchritt und Armut	150
Gerhardt's geiſtliche Lieder	100
Gewerbegerichtsgeſetz	60
Gewerbeordnung	80
Girſchner, Muſik. Aphorismen	60
—, — Mit Goldſchn.	120
Gleim, Ausgewählte Werke	80
Gobineau, Aſiatiſche Novellen	80
Goethe, Egmont	60
—, Gedichte. In Halbleinenband	90
—, Gedichte. Mit Goldſchnitt	120
—, Fauſt. 2 Theile in 1 Band	80
—, — Mit Goldſchnitt	100
—, Götz von Berlichingen	60
—, Hermann und Dorothea	60
—, Torquato Taſſo	60
—, Dramatiſche Meiſterwerke. (Götz von Berlichingen. Egmont. Iphigenie auf Tauris. Taſſo)	100
—, Iphigenie auf Tauris	60
—, Reineke Fuchs	60
—, Werthers Leiden	60
Goethe-Schillers Xenien	80
Goethes Mutter, Briefe	100
Goldſmith, Der Landprediger	80
Gotthelf, Uli der Knecht	100
—, Uli der Pächter	120
Gottſchall, Die Roſe v. Kaukaſus	60
—, — Mit Goldſchn.	120
Gracian's Handorakel	80
Grimm, Brüder, Sämtl. Märchen	175
—, 50 Märchen. (Illuſtriert.)	80
Grimmelshauſen, Der abenteuerliche Simpliciſſimus	150

	Pf.
Groſſi, Marco Visconti	120
Gudrun. Deutſch von Junghans	80
Günther, Gedichte	80
Habberton, Allerhand Leute	80
—, Andrer Leute Kinder. 100 Pf.	
—Helene's Kinderchen. 80 Pf.	
— Beide Werke in 1 Bd. m. Goldſchn.	200
—, Frau Marburgs Zwillinge	60
Haek, Phantaſie- u. Lebensbilder	60
Hagedorn, Poetiſche Werke	100
Hals od. Peinl. Gerichtsordnung	60
Hamm, Wilhelm, Gedichte	60
Hammer, Schau um dich	60
— — Mit Goldſchnitt	120
Handelsgeſetzbuch	80
Hartmann v. Aue, Gregorius	60
—, Der arme Heinrich	60
Hauff, Lichtenſtein	100
—, Die Bettlerin	60
—, Memoiren des Satan	100
—, Der Mann im Monde	80
—, Märchen	100
—, Phantaſien i. Br. Rathskeller	60
Hebbel, Gedichte	120
— — Mit Goldſchnitt	175
—, Die Nibelungen	80
Hebel, Allemanniſche Gedichte	60
—, Schatzkäſtlein	80
Heine, Buch der Lieder	80
— — Mit Goldſchn.	120
—, Atta Troll. — Deutſchland	60
—, Die Harzreiſe	60
—, Neue Gedichte	60
—, Romanzero	60
Helmer, Prinz Roſa-Stramin	60
Herbart, Umriß pädag. Vorleſ.	80
Herder, Der Cid	60
—, Stimmen der Völker	100
Hermannsthal, Ghaſelen	60
Herodotos Geſchichten. 2 Bände.	200
Herrig, Aufſ. über Schopenhauer	60
Hertz, König René's Tochter	60
Hertzka, Reiſe nach Freiland	80
Heyden, Das Wort der Frau	60
Heyſe, Paul, Zwei Gefangene	60
Hilfsbuch, engl.-franz.-deutſch.	150
Hippel, Ueber die Ehe	80
Hoffmann, Kater Murr	120
—, Elixire des Teufels	100
—, Klein Zaches	60
Hölderlin, Gedichte	60
Hölty, Gedichte	60
Homer, Werke. v. Voß [Ilias. Odyſſee]	150

	Pf.
Homer, Ilias	100
—, Odyſſee	100
Horaz Werke. Von Voß	80
Hugo, Victor, Notre-Dame	175
Humboldt, Alex. v., Anſichten der Natur	100
—, Wilh. v., Briefe an eine Freundin	150
Hunt, Leigh, Liebesmähr von Rimini. Deutſch v. Meerheimb	60
Hufeland, Makrobiotik	120
Hutten, Geſprächbüchlein	80
Jahn, Deutſches Volkstum	80
Ibſen, Brand	80
—, Gedichte	60
—, Geſammelte Werke in 3 Lbd.	450
Jean Paul, Flegeljahre	120
—, Hesperus. 2 Leinenbände	200
—, Immergrün ꝛc.	60
—, Quintus Fixlein	80
—, Der Jubelſenior	80
—, Dr. Katzenberger	80
—, Der Komet	120
—, Levana	100
—, Siebenkäs	120
—, Titan. 2 Leinenbände	225
Jenſen, Hunnenblut	60
Jerrold, Frau Kaudels Gardinenpredigten	80
Immermann, Die Epigonen	150
—, Münchhauſen	175
—, Triſtan und Iſolde	100
—, Tulifäntchen	60
Invaliditäts- und Altersverſicherungs-Geſetz	60
Joël's Kochbuch	120
Jókai, Ein Goldmenſch	150
—, Die Dame mit d. Meeraugen	100
—, Ein ungariſcher Nabob	150
—, Zoltán Karpáthi	150
Irving, Alhambra	100
—, Skizzenbuch	120
Junggeſellenbrevier	60
Jung-Stillings Lebensgeſchichte	150
Kalidaſa, Sakuntala	60
Kant, Zum ewigen Frieden	60
—, Kritik der reinen Vernunft	150
—, Kritik d. praktiſchen Vernunft	80
—, Kritik der Urtheilskraft	120
—, Von der Macht des Gemüths	60
—, Naturgeſchichte des Himmels	80
—, Prolegomena	80
—, Die Religion	80

	Pf.
Kant, Streit der Facultäten	60
—, Träume eines Geiſterſehers	60
Kennan, Ruſſiſche Gefängniſſe	60
—, Sibirien. Drei Teile	150
—, Zeltleben in Sibirien	100
Kleiſt, E. Chr. v., Werke	60
Klopſtock, Meſſias	120
—, Oden und Epigramme	100
Knigge, Umgang mit Menſchen	100
Köhler, Engliſches Wörterbuch	150
—, Franzöſiſches Wörterbuch	150
—, Italieniſches Wörterbuch	150
—, Fremdwörterbuch	100
Kolzow, Gedichte	60
Kommersbuch (Taſcheneinband)	40
Kommers- u. Studentenliederbuch in 1 Band	60
Konkursordnung	60
Konrad, Das Rolandslied	120
Kopiſch, Gedichte	100
Körner, Leyer und Schwert	60
Korolenko, Der blinde Muſiker	60
—, Sibiriſche Novellen	80
Kortum, Die Jobſiade	100
Koſegarten, Jucunde	60
Krummacher, Parabeln	100
Kürnberger, Der Amerikamüde	150
Lafontaine's Fabeln	100
Lamartine, Dichtungen	60
—, Graziella	60
Lambeck, Engl.-franz.-deutſches Hilfsbuch	150
Lavater, Worte des Herzens	60
—, — Mit Goldſchnitt	120
Lehmann, Fludyer in Cambridge	80
Leibniz, Die Theodicee	225
—, Kleinere philoſoph. Schriften	100
Lenau, Die Albigenſer	60
—, Fauſt	60
—, Gedichte 100. Mit Goldſchnitt	150
—, Savonarola	60
Lennig, Etwas zum Lachen	60
Lenz, Militäriſche Humoresken	120
Lermontoff, Gedichte	60
Leſage, Gil Blas	175
Leſſing, Minna von Barnhelm	60
—, Dramatiſche Meiſterwerke. (Nathan der Weiſe. Emilia Galotti. Minna von Barnhelm)	80
—, Emilia Galotti	60
—, Laokoon	60
—, Nathan der Weiſe	60
Lichtenberg, Ausgew. Schriften	120
Lichtſtrahlen aus dem Talmud	60
Liebesbrevier	60
Liebmann, Chriſtliche Symbolik	80
Linguet, Die Baſtille	150
Livius, Römiſche Geſchichte. 4 Bände à Bd.	150
Lohengrin. Deutſch v. Junghans	80
Lombroſo, Genie und Irrſinn	120
Longfellow, Evangeline	60
—, Gedichte	60
—, Hiawatha	80
—, Miles Standiſh	60
Luther, Sendbrief v. Dolmetſchen	60
—, Tiſchreden	120
Madách, Tragödie des Menſchen	80
Mahlmann, Gedichte	60
Manzoni, Die Verlobten	200
Marryat, Peter Simpel	150
Martial's Gedichte	60
Matheſius, Luthers Leben	120
Matthiſſon, Gedichte	60
Meerheimb, Pſychodram. 2 Bde. à	60
Mehring, Deutſche Verslehre	100
Mendelsſohn, Phädon	60
Meyer, Auf der Sternwarte	60
Michelet, Die Frau	100
—, Die Liebe	100
Mickiewicz, Balladen	60
Milton, D. verlorene Paradies	80
Möbius, Das Nervenſyſtem	60
Montesquieu, Perſiſche Briefe	120
Moore, Iriſche Melodien	60
—, Lalla Rukh	80
Moreto, Donna Diana	60
Moritz, Götterlehre	120
Möſer, Patriotiſche Phantaſien	80
Mügge, Der Vogt von Sylt	100
Müller, Hexenaberglaube	80
Müller, Wilh., Gedichte	120
—, — Mit Goldſchnitt	175
Müllner, Dramatiſche Werke	150
Murger, Zigeunerleben	120
Murner, Narrenbeſchwörung	100
Muſäos, Hero und Leander	60
Namenbuch	80
Nathuſius, Eliſabeth	150
—, Tagebuch eines arm. Fräul.	60
Nekraſſow, Wer lebt glücklich in Rußland?	100
Neumann, Nur Jehan	60
Nibelungenlied	120
Nirwana	60
Noël, Kleines Volk	60

	Pf.
Nohl, Muſikgeſchichte	100
Oſſig, Span. Taſchen-Wörterb.	150
Oswald v. Wolkenſtein, Gedichte	80
Ovid, Heroiden	80
—, Verwandlungen	80
Parreidt, Die Zähne	60
Pascal, Gedanken	100
Patentgeſetz	60
Pauli, Schimpf und Ernſt	80
Peſtalozzi, Lienhard u. Gertrud	120
—, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt	80
Peterſen, Die Irrlichter	60
—, — Mit Goldſchnitt	120
—, Prinzeſſin Ilſe	60
—, — Mit Goldſchnitt	120
Petöfi, Gedichte	80
Petrarca, Sonette	80
Pfarrer v. Kalenberg u. Peter Leu	60
Pfeffel, Poetiſche Werke	120
Platen, Gedichte	80
Plutarch, Vergleichende Lebensbeſchreibungen. 4 Bände. à	150
Pollock, Geſch. der Staatslehre	60
Pötzl, Rund um d. Stephansturm	80
—, Der Herr von Nigerl	80
—, Kriminal-Humoresken	100
—, Die Leute von Wien	80
Preßgeſetz und Urheberrecht	60
Properz, Elegieen	60
Pſalter, De	60
Puſchkin, Hauptmannstochter	80
—, Onegin	80
—, Der Gefangene im Kaukaſus	60
—, Novellen	80
Raabe, Zum wilden Mann	60
Rangabé, Kriegserinnerungen aus 1870—71	60
Räuber, Litterar. Salzkörner	100
Rechtsanwaltsordnung	80
Reclam, Prof. Dr. Carl, Geſundheits-Schlüſſel	60
Rehfues, Scipio Cicala. 2 Bde.	225
Renan, Das Leben Jeſu	100
—, Die Apoſtel	100
Renard, Iſt der Menſch frei?	80
Riehl, Burg Neideck	60
—, Die 14 Nothhelfer	60
Roswitha von Gandersheim	80
Rouſſeau, Bekenntniſſe	225
—, Emil	225
—, Geſellſchaftsvertrag	80
—, Die neue Heloiſe	225
Ruhmor, Geiſt der Kochkunſt	120
Ruppius, Der Pedlar	100
—, Vermächtniß des Pedlars	100
Sachs, Hans, Dramatiſche Werke	80
—, Poetiſche Werke	80
St. Pierre, Paul und Virginie	60
Salis, Gedichte	60
Sallet, Gedichte	100
—, Laien-Evangelium	100
Saphir, Deklamationsgedichte	100
Sarcey, Belagerung von Paris	100
Schefer, Laienbrevier	100
— — Mit Goldſchnitt	150
Schenkendorf, Gedichte	100
Scherr, Das rothe Quartal	60
Schiller, Braut von Meſſina	60
—, Gedichte. Halbleinwdbd.	60
—, Gedichte. Mit Goldſchnitt	100
—, Don Carlos	60
—, Maria Stuart	60
—, Jungfrau von Orleans	60
—, Tell	60
—, Wallenſtein	80
Schleiermacher, Monologen	60
—, Die Weihnachtsfeier	60
Schnadahüpfln, Tauſend	80
Schönthan, P. v., Kindermund	60
—, Der Kuß	60
Schopenhauer, A., Sämmtliche Werke. 6 Bände à	150
—, Gracian's Handorakel	80
—, Einleitung in d. Philoſophie	80
—, Philoſoph. Anmerkungen	80
—, Neue Paralipomena	150
Schubart, Gedichte	120
Schulze, Die bezauberte Roſe	60
—, — Mit Goldſchnitt	120
Schumann, Gſ. Schriften. 3 Bde. à	80
—, — Vollſt. in 1 Bd.	175
Schwab, Gedichte	150
—, — Mit Goldſchnitt	200
—, Die deutſchen Volksbücher	200
Schwegler, Geſchichte d. Philoſ.	150
Scott, Ivanhoe	120
—, Braut von Lammermoor	100
—, Herr der Inſeln	60
—, Die Jungfrau vom See	80
—, Kenilworth	120
—, Quentin Durward	150
—, Waverley	150
Seneca, Ausgewählte Schriften	100
—, Fünfzig ausgewählte Briefe	80
Seume, Gedichte	100
—, Spaziergang	100

	Pf.
Shelley, Feenkönigin	60
Silberſtein, Trutz-Nachtigal	60
Smiles, Der Charakter	100
—, Selbſthilfe	100
Soldatenliederbuch (Taſchenbd.)	40
Sophokles, ſämmtl. Dramen	150
Spee, Trutznachtigall	100
Spinoza, Die Ethik	120
—, Der Theol.-polit. Traktat	120
Spitta, Pſalter und Harfe	60
—, — Mit Goldſchnitt	120
Staël, Corinna oder Italien	150
—, Ueber Deutſchland. 2 Bde.	225
Stanley, Wie ich Livingſtone fand	150
Stein, Goethe und Schiller	60
Steputat, Deutſches Reimlexikon	80
Sterne, Empfindſame Reiſe	60
—, Triſtram Shandy	150
Stirner, Der Einzige u. ſ. Eigentum	120
Strafgeſetzbuch f. d. Deutſche Reich	60
Strachwitz, Gedichte	80
Strafprozeßordnung für das Deutſche Reich	80
Strodtmann, Gedichte. Höchſt eleg. mit Goldſchnitt gebunden	120
Studentenliederbuch (Taſcheneinbd.)	40
Swift, Gulliver's Reiſen	120
Tacitus, Die Annalen	120
—, Die Hiſtorien	100
Tagebuch eines böſen Buben	80
Taſchen-Wörterbücher: Engliſch. Franz. — Italien. — Span. à	150
Engl.-franz.-deutſch. Hilfsbuch	150
Fremdwörterbuch	100
Deutſches Wörterbuch	100
Taſſo, Befreites Jeruſalem	120
Taubert, Die Niobide	60
Tegnér, Abendmahlskinder	60
—, Frithjofs-Sage	80
—, — Mit Goldſchnitt	120
—, Axel	60
Telmann, In Reichenhall	60
Tennyſon, Enoch Arden	60
—, Königsidyllen	80
Tetzner, Deutſches Wörterbuch	100
Thackeray, Der Jahrmarkt des Lebens	225
Theokrits Gedichte	60
Thukydides, Peloponn. Krieg	175
Thümmel, Wilhelmine	60
Tiedge, Urania	60
Tolſtoj, Anna Karenina. 2 Bde.	250
—, Evangelium	80
Tolſtoj, Krieg u. Frieden. 2 Bde.	250
—, Volkserzählungen	80
Tſchabuſchnigg, Nach der Sonnenwende	60
Turgenjeff, Dunſt	80
—, Frühlingswogen	80
—, Gedichte in Proſa	60
—, Die neue Generation	120
—, Memoiren eines Jägers	100
—, Väter und Söhne	100
Turnerliederbuch (Taſcheneinband)	40
Uhland, Gedichte	80
— — Mit Goldſchnitt	150
—, Dramatiſche Dichtungen	60
Unfallverſicherungsgeſetz	80
Uſteri, De Vikari	60
Varnhagen, Fürſt Leopold	80
Verfaſſung des deutſchen Reichs	60
Vergils Aeneide. Von Voß	80
—, Ländliche Gedichte	60
Volney, Die Ruinen	100
Voneiſen, Albumblätter	60
—, Junggeſellenbrevier	60
—, Liebesbrevier	60
—, Nirwana	60
Voß, Idyllen und Lieder	60
—, Luiſe	60
Waiblinger, Gedichte	60
Waldmüller, Walpra	60
Walther von der Vogelweide, Sämmtliche Gedichte	80
Weddigen, Geiſtliche Oden	60
Weber, Ausgewählte Schriften	80
Wechſelordnung, Allg. Deutſche	60
Wichert, Am Strande	60
—, Für todt erklärt	60
—, Eine Geige. — 3 Weihnachten	60
—, Nur Wahrheit. — Sie verlangt ihre Strafe	60
—, Die gnädige Frau von Paretz. 3. Aufl. Höchſt eleg. mit Goldſchnitt	200
Wieland, Abderiten	100
—, Oberon	80
Wiſeman, Fabiola	100
Witſchel, Morgen- u. Abendopfer	80
Württemberg, Alex. Graf v., Sämmtliche Gedichte	100
Xenophon's Anabaſis	80
— Erinnerungen an Sokrates	80
Zaleski, Die heilige Jungfrau	60
Zedlitz, Gedichte	80
Zittel, Entſtehung der Bibel	80
Zſchokke, Alamontade	80

Geſammelte dramatiſche Werke

von **Charlotte Birch-Pfeiffer.**

1. Bd.: Herma. — Pfeffer-Röſel. — Rubens in Madrid.
2. Bd.: D. Marquiſe v. Villette. — Schloß Greiffenſtein. — D. Pfarrherr.
3. Bd.: Der Goldbauer. — Nacht u. Morgen. — Eine Frau aus der City.
4. Bd.: Fräulein Höckerchen. — Lady von Worsley-Hall. — Eliſabeth von England.
5. Bd.: Eine Tochter des Südens. — Kaiſer Karls Schwert. — Ein Sonderling und ſeine Familie.
6. Bd.: Eine deutſche Pariſerin. — Die Roſe v. Avignon. — Iffland.
7. Bd.: Der Leiermann u. ſein Pflegekind. — Königin Bell. — Magdala.
8. Bd.: Eine Sylveſternacht. — Die Taube von Cerdrons. — Johannes Guttenberg.
9. Bd.: Walpurgisnacht. — Ulrich Zwingli's Tod. — Mutter u. Tochter.
10. Bd.: In der Heimath. — Gaſthaus-Abenteuer. — Junge Alte. — Ferdinand Avelli.
11. Bd.: Die Frau in Weiß. — Der Herr Studioſus. — Revanche. — Der Glöckner von Notre-Dame.
12. Bd.: Hinko. — Das Teſtament eines Sonderlings. — Simon.
13. Bd.: Die Ritter von Malta. — Wer iſt ſie? — Peter von Szápár.
14. Bd.: Der Caſſationsrath. — Die Waiſe aus Lowood. — Graf von Falkenberg. — Waldemar's Traum. *(Vergriffen.)*
15. Bd.: D. Grille. — Ein alt. Muſikant. — Alles für Andere. — Vaterſorgen. *(Vergriffen.)*
16. Bd.: Katharina II. und ihr Hof. (Die Günſtlinge). — Mutter und Sohn. — Die Engländer in Paris.
17. Bd.: Steffen Langer aus Glogau. — Das Forſthaus. — Der Scheiben-Toni.
18. Bd.: Dorf und Stadt. — Ein Ring. — Ein Billet.
19. Bd.: Eine Familie. — Anna von Oeſtreich. — Mazarin.
20. Bd.: Ein Kind des Glücks. — Wie man Häuſer baut. — Der beſte Arzt.
21. Bd.: Roſe und Röschen. — Thomas Thyrnau. — Im Walde.
22. Bd.: Marguerite. — Großvater und Enkelkind. — Alte Liebe roſtet nicht. — Edith.
23. Bd.: Maria di Gonſalvo. — Das Mädchen u. der Page. — Trudchen.

Preis jedes Bandes: 4 M.

Charlotte Birch-Pfeiffer, Die Waiſe aus Lowood. Schauſpiel in 2 Abteilungen und 4 Aufzügen.
— —, Die Grille. Ländliches Charakterbild in 5 Aufz.

Separatausgaben: à 2 Mark.

Geſammelte Novellen und Erzählungen

von Charlotte Birch-Pfeiffer.

1. Bd.: Anna Laminit. — Der Leiermann und ſein Pflegekind. — Die Tänzerin. 2. Bd.: Künſtlers Rache. — Der Holländiſche Kamin. — Der Rubin. — Aus dem Leben Katharinens II. 3. Bd.: Die Hand des Herrn. — Räthſel der Natur. — Der Creole.

Preis jedes Bandes: 4 M.

Köhler, Dr. Fr., Hand-Wörterbuch der engliſch-deutſchen und deutſch-engliſchen Sprache. Gänzlich neu bearbeitet v. Prof. Dr. Herm. Lambeck. 30. Aufl. Preis 6 Mk. — In halbfranz geb. 7 Mk. 20 Pf.

Köhler, Dr. Fr., Engliſch-deutſches und deutſch-engliſches Taſchen-Wörterbuch. Geheftet 1 M. — In Bädekerband geb. 1 M. 50 Pf.

Köhler, Dr. Fr., Wörterbuch der Americanismen. Eigenheiten der Engliſchen Sprache in Nordamerika. Preis 2 M. 25 Pf.

Schmidt, Dr. J. A. E., Vollſtändiges franz.-deutſches u. dtſch-franzöſiſches Hand-Wörterbuch. Neu bearb. v. Dr. Karl Fr. Köhler. 49. Aufl. Pr. 7 M. — Geb. 8 M.

Köhler, Dr. Fr., Franzöſiſch-deutſches u. deutſch-franzöſiſches Taſchen-Wörterbuch. Geheftet 1 M. — In Bädekerband geb. 1 M. 50 Pf.

Köhler, Dr. Fr., Italieniſch-deutſches und deutſch-italieniſches Taſchen-Wörterbuch. Geheftet 1 M. — In Bädekerband geb. 1 M. 50 Pf.

Mühlmann, Dr. Guſtav, Lateiniſch-deutſches und deutſch-lateiniſches Handwörterbuch. Zum Gebrauch für Gymnaſien, Real- und höhere Bürgerſchulen neu bearbeitet von Dr. Hans Windel. 30. Aufl. Ladenpreis à Band 2 M. — Geb. 2 M. 50 Pf.

Hülfsbuch, Engliſch-franzöſiſch-deutſches. Ein unentbehrlicher Begleiter für Reiſende und nothwendiges Handbuch zur leichten und gründlichen Erlernung der Converſation in dieſen drei Sprachen. 11. Aufl. Preis cart. 1 M. 50 Pf.

Köhler, Dr. Fr., Fremdwörterbuch. Geh. 60 Pf. — In Bädekerband geb. 1 M.

Oſſig, Spaniſch-deutſches und deutſch-ſpaniſches Taſchen-Wörterbuch. Geh. 1 M. — In Bädekerband geb. 1 M. 50 Pf.

Tetzner, Dr. F., Deutſches Wörterbuch. Geh. 60 Pf. — In Bädeckerband geb. 1 M.

VERLAG VON PHILIPP RECLAM JUN. IN LEIPZIG.

Opernbücher.

Herausgegeben von C. Fr. Wittmann.

Der Barbier von Sevilla.*) Roſſini. (Univ.-Bibl. No. 2937.)
Der Blitz. Halévy. (Univerſal-Bibliothek No. 2866.)
Czaar und Zimmermann. Lortzing. (U.-B. No. 2549.)
Don Juan.*) Mozart. (Univerſal-Bibliothek No. 2646.)
Die beiden Schützen. Lortzing. (Univ.-Bibl. No. 2798.)
Euryanthe. Weber. (Univerſal-Bibliothek No. 2677.)
Entführung a. d. Serail.*) Mozart. (Univ.-Bibl. No. 2667.)
Fra Diavolo. Auber. (Univerſal-Bibliothek No. 2689.)
Fidelio. Beethoven. (Univerſal-Bibliothek No. 2555.)
Figaros Hochzeit.*) Mozart. (Univ.-Bibl. No. 2655.)
Der Freiſchütz.*) Weber. (Univerſal-Bibliothek No. 2530.)
Johann von Paris. Boieldieu. (Univ.-Bibl. No. 3153.)
Joſeph u. ſ. Brüder in Egypten.*) Méhul. (U.-B. No. 3117.)
Die Jüdin. Halévy. (Univerſal-Bibliothek No. 2826.)
Maurer und Schloſſer. Auber. (Univerſal-Bibl. No. 3037.)
Oberon. Weber. (Univerſal-Bibliothek No. 2774.)
Der Poſtillon v. Lonjumeau. Adam. (U.-B. No. 2749.)
Rosmunda. Davrinecz. (Univerſal-Bibliothek No. 3270.)
Santa Chiara. Ernſt, Herz. z. S.-Cobrg.-G. (U.-Bibl. No. 2917.)
Wilhelm Tell. Roſſini. (Univerſal-Bibliothek No. 3015.)
Undine. Lortzing. (Univerſal-Bibliothek No. 2626.)
Der Waffenſchmied. Lortzing. (Univ.-Bibl. No. 2569.)
Der Waſſerträger.*) Cherubini. (Univ.-Bibliothek No. 3226.)
Die weiße Dame.*) Boieldieu. (Univ.-Bibl. No. 2892.)
Der Wildſchütz. Lortzing. (Univ.-Bibl. No. 2760.)
Zampa oder Die Marmorbraut. Herold. (Univ.-Bibl. 3185.)
Die Zauberflöte.*) Mozart. (Univ.-Bibl. No 2620.)

Jedes Opernbuch ist für 20 Pf. einzeln käuflich.

*) Der vollſtändige Klavier-Auszug iſt im gleichen Verlage erſchienen und für 2 Mark zu haben.

VERLAG VON PHILIPP RECLAM JUN. IN LEIPZIG.

Das ſingende Deutſchland.

Album der beliebteſten Arien, Lieder und Romanzen
der Componiſten
Bach. Beethoven. Bellini. Boieldieu. Chopin. Curſchmann. Gluck
Händel. Haydn. Lortzing. Mendelsſohn-Bartholdy. Mozart. Roſſini.
Schubert. Stradella. Weber.
Neue Ausgabe. Bearbeitet von Prof. Dr. Herm. Langer.
Preis 3 M. — In Leinen geb. 4 M.

Opern-Bibliothek.

Vollständige Klavier-Auszüge mit deutschem Text.
Preis einer Oper 2 Mark.

Auber, Die Braut. - Maurer und Schlosser.*) — Der Schnee. — Die Stumme von Portici.
Bellini, Nachtwandlerin. - Norma.
Boieldieu, Johann von Paris.*) — Die weisse Dame.*)
Cherubini, Medea. — Der Wasserträger.*)
Cimarosa, Die heimliche Ehe.
Donizetti, Lucia v. Lammermoor.
Herold, Zampa.*)
Himmel, Fanchon.
Kauer, Das Donauweibchen.
Méhul, Joseph.*)
Mozart, Entführung a. d. Serail.*) — Cosi fan tutte. — Don Juan.*) Figaro's Hochzeit.*) - Idomeneo. — Titus. — Die Zauberflöte.*)
Rossini, Der Barbier v. Sevilla.*) — Othello. — Tancred.
Schenk, Der Dorfbarbier. (Mit vollständigem Dialog.)
Weber, Der Freischütz.*) (Mit vollständigem Dialog.) — Preciosa (Mit vollständigem Dialog.)
Weigl, Die Schweizerfamilie.
Winter, Das unterbrochene Opferfest.

*) Das vollständige Opernbuch ist im gleichen Verlage für 20 Pf. erschienen.

Deutſches Lieder-Lexikon.

Eine Sammlung von 976 der beliebteſten Lieder und Geſänge des deutſchen Volkes. Mit Begleitung des Pianoforte. Von Aug. Härtel.
Preis 6 M. — In Leinen geb. 7 M.

Vollständige Klavier-Auszüge.

Mit der Scenenfolge und den Stichworten herausgegeben von
CARL FRIEDR. WITTMANN.

Angely, Das Fest der Handwerker.
—, Die Hasen in der Hasenhaide.
—, List und Phlegma.
—, Paris in Pommern.
Baumann, D. Verspr. hint. Herd.
Conradi, An der Mosel.
— Doktor Peschke.
Doebber, Dolcetta.
Dreyer, Der Bergfex.
Fiebach, Bei frommen Hirten.
Kudell, Vroni.
Konr. Kreutzer, D. Verschwender.
Stiegmann, Guten Morgen Herr Fischer!
Stiegmann, Hans und Hanne.

Preis eines Klavier-Auszugs elegant cartonnirt 1 Mark 50 Pf.

Reclam's billigſte Claſſiker-Ausgaben.

Börne's geſammelte Schriften. 3 Bände. Geh. 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Byron's ſämmtliche Werke. Frei überſetzt v. Adolf Seubert. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Goethe's ſämmtl. Werke in 45 Bdn. Geh. 11 M. — In 10 eleg. braunen Leinenbdn. 18 M. — In 10 eleg. rothen Leinenbdn. 19 M.

Goethe's Werke. Auswahl. 16 Bände in 4 eleg. Leinenbänden 6 M. — In 4 eleg. rothen Leinenbänden 6 M. 50 Pf.

Grabbe's ſämmtliche Werke. Herausgegeben von Rud. Gottſchall. 2 Bände. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Hauff's ſämmtliche Werke. 2 Bände. Geheftet 2 M. 25 Pf. — In 2 eleg. Leinenbänden 3 M. 50 Pf.

Heine's ſämmtliche Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von O. F. Lachmann. Geh. M. 3.60. — In 4 eleg. Ganzleinenbdn. 6 M.

Herder's ausgewählte Werke. Herausgegeben von Ad. Stern. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

H. v. Kleiſt's ſämmtliche Werke. Herausg. v. Eduard Griſebach. 2 Bände. Geh. 1 M. 25 Pf. — In 1 eleg. Leinenband 1 M. 75 Pf.

Körner's ſämmtliche Werke. Geh. 1 M. — In eleg. Lnbd. 1 M. 50 Pf.

Lenau's ſämmtliche Werke. Mit Biographie herausgeg. v. Emil Barthel. 2. Aufl. Geh. 1 M. 25 Pf. — In eleg. Lnbd. 1 M. 75 Pf.

Leſſing's Werke in 6 Bänden. Geheftet 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf. — In 3 Leinenbänden 5 M.

Leſſing's poetiſche und dramatiſche Werke. Geheftet 1 M. — In eleg. Leinenband 1 M. 50 Pf.

Longfellow's ſämmtliche poetiſche Werke. Ueberſetzt v. Herm. Simon. 2 Bde. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Milton's poetiſche Werke. Deutſch von Adolf Böttger. Geh. 1 M. 50 Pf. — In eleg. rothen Leinenband 2 M. 25 Pf.

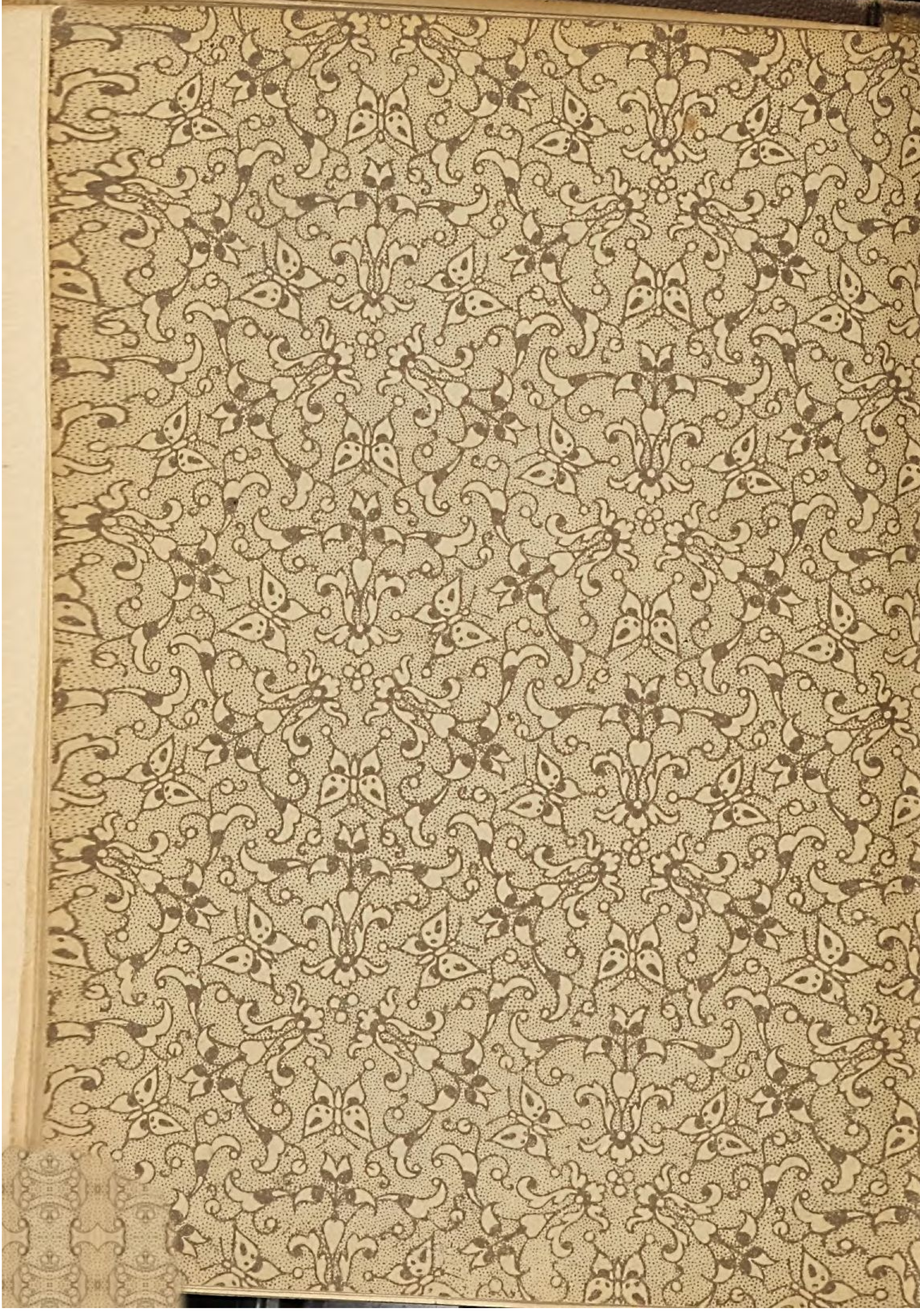
Molière's ſämmtliche Werke. Herausgegeben v. E. Schröder. 2 Bände. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Schiller's ſämmtliche Werke in 12 Bänden. Geh. 3 M. — In 3 Halbleinenbdn. M. 4.50. — In 4 eleg. Leinenbdn. M. 5.40. — In 4 eleg. rothen Ganzleinenbdn. 6 M. — In 4 Halbfranzbdn. 6 M.

Shakeſpeare's ſämmtl. dram. Werke. Dtſch. v. Schlegel, Benda u. Voß. 3 Bde. Geh. M. 4.50. — In 3 eleg. Leinenbdn. M. 6.

Uhlands geſammelte Werke in 2 Bänden. Herausgegeben v. Friedr. Brandes. Geh. M. 2. — In 2 eleg. Leinenbdn. M. 3

Mignet, Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Deutſch v. Dr. Fr. Köhler. Mit 16 Illuſtrationen. In eleg. Leinenband 2 M.



Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scott, Walter,

Quentin Durward Roman

Leipzig [1878]

Var. 380 ka-1106/1110

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11379281-3